Preußiſche Jahrbücher.

Begründet von **R. Haym**, fortgeführt von
Heinrich v. Treitſchke und **Hans Delbrück**

Herausgeber: **Dr. Walther Schotte.**

Einhundertdreiundachtzigſter Band.

Januar bis März 1921.

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
1921.

Inhaltsverzeichnis

des

183. Bandes der „Preußischen Jahrbücher".

(Januar bis März 1921.)

I. Aufsätze.

Seite

Arens, Franz. Klarheit des Südens 57
Bahr, Hermann. Das österreichische Staats- und Reichsproblem 1, 145
Delbrück, Hans. Die strategische Grundfrage des Weltkrieges 289
Düring, Ernst v. Jugendfürsorge 72
Flaischlen, Caesar. Der König in Thule 14
Flügge, Gottfried. Zur Psychologie der Massen 345
Gade, Heinrich. Die englische Welt- und Lebensanschauung . 370
Hirth, Friedrich. Ungedruckte Berichte von Adolphe Thiers aus dem Jahre 1870 159
Körner, Josef. Neues vom Dichter der „Lucinde" 309
Lehmann, Rudolf. Die Bedeutung der Erziehungswissenschaft für die Gegenwart 211
Mutius, Gerhard v. Der Tod als Schlüssel zum dritten Reich 21
Schultze, Johannes. Gustav Freytag und die preußische Polizei 331
Wahl, Adalbert. Neue Bismarckliteratur 41
Wandrey, Conrad. Der Dichter Ernst Droem 187
Weißler, Adolf. Religion und Volkstum 218
Wohlfeil, Paul. Die Väter der modernen Kritik 82

II. Besprechungen und Hinweise.

Arnold, R. F. Allgemeine Bücherkunde 245
Asquith Margot, The Autobiography of — 269
Bahr, Hermann. Der Selige s. Theater S. 122.
—„— Ehelei s. Theater S. 120.
Berger, Karl. Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken . 249
Bernmann, Oskar. Die Agrarfrage in Esthland 287
Bertram, Ernst. Gedichte 411
Bouton, Miles S. And the Kaiser abdicates 277
Brandt, Otto. August Wilhelm Schlegel 259
Bürger, G. A. Reisen des Freiherrn von Münchhausen . . 116
Christiansen, Broder. Die Kunst des Schreibens 413
Demartial, Georges. Die Schuld am Kriege 275
Gerhard, Melitta. Schiller und die griechische Tragödie . . 258
Goedeke, Karl. Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. 3. Aufl., Bd. IV, 1 246
Goethe, Werke. Sophienausgabe, I. Abteilung Band 53–55, III. Abt. Band 14–15 254
Götz, Curt. Das Wunder s. Theater S. 123.
Goldschmidt, Alfons. Die Wirtschaftsorganisation Sowjet-Rußlands 108
Haintz, Otto. Die historisch-politische Schulung des deutschen Volkes durch die Volkshochschule 142
Hahn, Max Franz. Ein deutscher Offizier im Kriege 287
Hansen, A. Goethes Morphologie 257

Seite
Harnack, Axel v. F. D. Bassermann und die deutsche Revolution . 106
Hartmann, Peter. Französische Kulturarbeit am Rhein . . 275
Haym, Rudolf. Die romantische Schule. 4. Aufl. 258
Hefele, Hermann. Das Gesetz der Form 114
Hirsch, Paul. Kommunalpolitische Probleme 414
Janentzky, Chr. Lavaters Sturm und Drang 252
Kaufmann, Paul. Wiederaufbau und Sozialversicherung . . 110
Klaiber, Th. Die deutsche Selbstbiographie. 255
Knudsen und Pieth. Die Schulbibliothek 142
Kolonialleriton, Deutsches. Herausgegeben von H. Schnee 106
Korff, H. A. Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts 249
Lehnert, Thekla. Was ich vom englischen Leben sah 141
Lessing, G. E. Sämtliche Schriften, hrsg. von K. Lachmann . 254
Metternich, Fürstin Pauline. Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes 143
Morel, E. D. Der Schrecken am Rhein 275
Nationalismus, Der — im Leben der dritten Republik, hrsg. von Joachim Kühn 102
Neubert, Franz. Goethe und sein Kreis 255
Oehlke, W. Geschichte der deutschen Literatur 247
—„— Lessing und seine Zeit 247
Pierrefeu, Jean de. G. Q. G. 279
Shakespeare, W. Richard der Dritte s. Theater S. 405.
Soergel, A. Faust-Ausgabe 267
Spitzer, Leo. Studien zu Henri Barbusse 264
Scherrer, Max. Kampf und Krieg im deutschen Drama . . 150
Schiller, F. Wallensteins Tod s. Theater S. 118.
Schorn, Adelheid v. Zwei Menschenalter 287
Schröder, Freiherr William v. Studien zu dem deutschen Mystikum des 17. Jahrhunderts 147
Steiner, Rudolf. Die Kernpunkte der sozialen Frage . . . 143
Steinhausen, Georg. Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab 271
—„— Die Schuld der Heimat 271
Tagore, Rabindranath. Das Postamt s. Theater S. 407.
Theater 118, 260, 405
Thoma. Lottchens Geburtstag s. Theater S. 123.
Tonaillon, Christine. Der deutsche Frauenroman 251
Traumann, E. Goethes Faust 256
Vitense, Otto. Geschichte von Mecklenburg 104
Wagner, A. M. W. H. von Gerstenberg 255
Wehrmann, Martin. Geschichte von Pommern. Bd. I . . 104
Wrede, Adam. Rheinische Volkskunde 116

III. Politische Korrespondenz und Sonstiges.

Busse, Kurt. Stefan Georges „Der Krieg“ 396
Delbrück, Hans. Verwahrung 132
—„— Schlußwort 134
Meisner, Heinrich Otto. Die Vossische Zeitung und Ernestine Lavisse 403
Meridies, Wilh. Carl Hauptmanns Lebenswerk 392
Schotte, Walther. Das Genfer Schauspiel und Deutschland . 135
—„— Prolegomena zur Außenpolitik 1921 281
—„— Ober-Schlesien! 417
Petsch, Robert. Zur deutschen Geistesgeschichte im Zeitalter des Idealismus 245
Szczepanski, Max von. Zur wissenschaftlichen Kritik des Weltkrieges 132
Thimme, Friedrich. Replik 133

Das österreichische Staats- und Reichsproblem

von Hermann Bahr

Es ist mir eine große Freude, daß Hermann Bahr das Werk Josef Redlichs anzeigt. Der große Künstler wie der ausgezeichnete Gelehrte, sie sind beide gute „Oesterreicher“ gewesen, auf die wir — sehr zum Schaden des deutschen Volkes — viel zu wenig gehört haben. Nachdem wir einmal auf die mitteleuropäische Karte den Krieg gewagt hatten, hätte es unsere vornehmste außenpolitische Sorge sein müssen, daß das Problem „Oesterreich“ gelöst wurde. Andrerseits freilich haben nur wenige Oesterreicher als Oesterreicher ein freies Verhältnis zur deutschen Macht als solcher finden können. Es waren zwei Größen, die sich schlecht verstanden. Im gegenwärtigen Augenblick ist Oesterreich tot, an seine Wiederauferstehung glaube ich nicht, wohl aber an die Wiederkunft übernationaler Aufgaben für das deutsche Volk als Ganzes. Der Herausgeber.

I.

Unsere Patrioten hatten immer eine seltsame Scheu, das Vaterland bei seinem Namen zu nennen, sie sprachen nie von Oesterreich, sie sagten dafür: die Monarchie; wunderlich emphatisch klangs. Der Umsturz hat ihnen recht gegeben. Denn in dem Augenblick, wo der Monarch weg war, war auch Oesterreich weg; das Auto, das den Kaiser Karl über die Grenze brachte, hat auch Oesterreich entführt. Ungarn blieb zurück, Böhmen blieb zurück, die Erblande blieben zurück, aber von Oesterreich blieb nichts zurück. Man sagt, daß Oesterreich „zerfiel“. Nein: es war gar nichts mehr da, das erst noch „zerfallen“ hätte können. Mit dem Monarchen war auch Oesterreich verschwunden. So spurlos verschwunden, daß man sich fragen muß, ob es denn und was von ihm denn überhaupt noch vorhanden gewesen. Denn daß von einem Staat, wenn ihn sein Oberhaupt verläßt, überhaupt nichts mehr übrig bleibt, ist doch nicht recht verständlich. War denn aber Oesterreich noch ein Staat?

Als Franz Joseph, achtzehnjährig, im Dezember 1848 den Thron bestieg, begann er mit einer Proklamation, in der es hieß: „Fest entschlossen, den Glanz der Krone ungetrübt zu erhalten, aber bereit, Unsere Rechte mit den Vertretern Unserer Völker zu teilen, rechnen Wir darauf, daß es mit Gottes Beistand und im Einverständnis mit den Völkern gelingen werde, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatskörper zu vereinigen.“ Für den jungen Kaiser gab es offenbar also damals zwar eine glänzende Krone, es gab eine Monarchie, es gab darin Länder und Stämme, es gab Völker und unter jener Krone diese Länder und Stämme nun im Einverständnis mit den Völkern zu einem Staat zu vereinigen, hoffte der Jüngling mit Gottes Beistand: einen Staat gab es offenbar also auch damals noch nicht. Der Staat, jetzt für Kaiser Karl ein Präteritum, war für Franz Josef damals ein Futurum. Ist er jemals ein Präsens gewesen?

1848 klagten alle Völker über die nicht mehr erträgliche Staatsgewalt: ein Staat also, den es noch gar nicht gab, übte Gewalt; unerträgliche sogar. Heute noch hört man zuweilen sagen, Oesterreich wäre vielleicht selbst 1916 noch zu retten gewesen, wenn es sich entschlossen hätte, den unterdrückten Völkern einen Anteil an der Staatsgewalt zu geben: ein Staat also, den es nicht mehr gab, war immerhin noch stark genug, seine Völker unterdrücken zu können. Was ist das für ein merkwürdiger Staat, den es stets entweder noch nicht oder nicht mehr gibt und den das aber nicht hindert, seine Gewalt zu mißbrauchen? Und wenn es schon 1848 in Oesterreich keinen Staat gab, seit wann gab es ihn nicht mehr? Oder gab es ihn vielleicht überhaupt nie? Wäre dieses einst so mächtige Reich, der Schutz Europas vor Türkennot und Franzosennot, der Schirm, unter dem des bairischen Stammes höchste Geistestat, das Barock, die schönsten Blüten trug, etwa niemals ein Staat gewesen, ja, wäre dies eben: kein Staat zu sein, gerade sein Reiz, dies eben seine geheime Kraft gewesen? Und wäre dies etwa auch der Grund, weshalb der Fremde, der nach Oesterreich kam, so viel er hier zu bewundern, ja zu lieben fand, es sich doch niemals recht erklären und niemals das Gefühl loswerden konnte, daß irgend etwas Entscheidendes Unentbehrliches, wodurch alle jene Kräfte, jene Tugenden erst tätig und wirksam würden, diesem geheimnisvollen Oesterreich schließlich doch fehlte? Auf alle diese Fragen, die sich unwillkürlich jeder Oesterreicher einmal gestellt hat, die aber niemals mit Ernst, Geduld und Entsagung bestanden zu haben den Deutschen Oesterreichs, die sich doch rühmten, das österreichische Staatsvolk zu sein, zum tragischen Verhängnis geworden ist, antwortet zum ersten Mal Josef Redlichs großes Werk „Das Oesterreichische Staats- und Reichsproblem“ (Leipzig 1920, Der Neue Geist Verlag, Dr. Peter Reinhold), dessen erster Band eben erschienen ist. Sein Titel sagt zu wenig. Es ist im Grunde der erste Versuch einer inneren Geschichte Oesterreichs.

Oesterreich hat mit seinen Biographen kein Glück gehabt. Seine Geschichte wurde meistens von abgefallenen Oesterreichern geschrieben, als Racheakt. So schon von Hormayr, ärger noch von Anton Springer, einem kenntnisreichen, aber „kleindeutsch“ erbitterten, parteiischen Mann, der das Ressentiment des Prager Deutschen sein Lebtag nicht überwand; er hat Oesterreich immer nur von der „Kleinseite“ gesehen, mit einem bösen Blick für alles, was davon irgend aus der liberalen Satzkonstruktion fiel. Sein Buch, von 1863 bis 1865 erschienen und bald ein Hausbuch des deutschen Bürgertums, besonders in den Provinzstädten, ist schuld, daß meine Generation in voller Unkenntnis, ja, in Verachtung Oesterreichs aufwuchs; „das schmählichste Pamphlet gegen Oesterreich“ hat es Richard Kralik mit Recht genannt. Aber Kralik selber, Dichter und Denker, der

herrlichste Visionär Oesterreichs, immer zu den Sternen Habsburgs aufblickend, dieser edle, durch das Innige, Herzliche, Freudige seines reinen Wesens uns allen so teure Mann, ist wieder in der hellen Freude seiner Entdeckung Oesterreichs, des großen alten kaiserlichen, des prangenden, ewig festlichen, strahlenden, nie den stillen Leidenszug in Oesterreichs geheimnisvollem Antlitz, nie, wie trüb, selbst an Ehrentagen, an Freudentagen der Glanz in Oesterreichs heißen Augen brennt, nie das tief Dämonische des Hauses Habsburg gewahr worden: das streng verwahrte Geheimnis Habsburgs, welch furchtbar vermessenes Spiel im Grunde doch dieses Oesterreich, weitaus vermessener, schon in seinen Dimensionen, als etwa des Perikles Spiel mit Athen, und daß es eben durch diese Vermessenheit seines jede Herausforderung der Wirklichkeit wagenden Geistes allein erst den ungeheuren Einsatz wert war, hat Kraliks dankbar ehrfürchtiger Sinn in frommer Scheu nie berührt. Auch Heinrich Friedjung war arglos, doch der wieder in einer anderen Art: er ahnte nicht, daß Oesterreich jemals auch noch einen anderen Beruf gehabt haben könnte, als der providentiellen Größe Hohenzollerns zu dienen; auch schrieb er immer mit einem Augenaufschlag zum preußischen Generalstab.

Vor diesen allen hat nun Redlich voraus, daß ihm eine Lust an fragwürdigen Dingen angeboren ist, ein Sinn für alles Problematische, mit dem er zunächst das Problem des modernen Staates überhaupt aufgreift, um bald gewahr zu werden, daß es gerade für das Problematische dieses Problems kein besseres Beispiel als Oesterreich gibt, weshalb er nun, um es sozusagen am eigenen Leibe zu erleben, sich in die Politik stürzt und aus allem, was er da von dem Problem über zehn Jahre lang als Abgeordneter des Deutschen Nationalverbandes und dann noch als der letzte Finanzminister des zerstäubenden Reiches erlitten, am Ende Oesterreichs jetzt in diesem Buch den Schluß auf Oesterreichs Wesen zieht. Der „Gebildete" erscheint in Oesterreich geschichtlich zunächst entweder als Geistlicher oder als Jurist, allenfalls auch noch zwischen diesen beiden in irgend einer Kunst dilettierend; jeder österreichische „Gebildete" geht innerlich heute noch auf eine dieser Grundformen zurück, auf den Benediktiner, über den sich allmählich eine Schicht von Humanismus gelegt hat, auf den Juristen, der seit dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts die sogenannte „zweite" Gesellschaft trägt, oder auf die Mischung von beiden: den Literaten. Redlich ist ein geborener Jurist, aber aus der großen Industrie geboren, daher hat er wohl den Zug, der ihn von Anfang an vom typischen österreichischen Juristen unterscheidet: während dieser etwas Absolutistisches hat und sich, wenn nur die Begriffe stimmen, darin durch keine Wirklichkeit stören läßt, kann Redlich schon in jungen Jahren ein wachsendes Gefühl für Relativität nicht beschwichtigen, er merkt die geschichtliche

Bedingtheit auch der Rechtsbegriffe, der Rechtsformen, und Recht, besonders Staatsrecht, das es ihm angetan hat, geschichtlich entstehen zu belauschen, wird seine Leidenschaft. Die kann dem jungen Studenten freilich weder Adolf Exner in Wien noch Windscheid in Leipzig stillen, und so hofft er, was ihm die Rechtsgelehrten versagen, bei den Geschichtsforschern zu finden: er stürzt in Maurenbrechers Seminar, bald aber von Leipzig fort nach Tübingen zu Dietrich Schäfer. Daß sein angeborener Instinkt für Geschichte so noch mit historischer Methode versehen ward, war der einzige Gewinn davon. Aber auf seine Fragen hatte die deutsche Wissenschaft damals noch keine Antwort, weder die der Geschichte noch gar die des Rechts, die sich begnügte, langsam die hergebrachten Vorstellungen des einst alles politische Denken des deutschen Bürgertums beherrschenden Rotteck-Welkerschen Staatslexikons ins Neupreußische sacht umzubiegen, den überlieferten Liberalismus allmählich bismarckisierend. Der einzige Gierke wäre für ihn der rechte Lehrer gewesen und er wäre vielleicht Gierkes bester Schüler geworden, aber daß so durchaus wie für einander bestimmte Menschen im Leben meistens an einander vorübergehen, gehört zu den Unbegreiflichkeiten, über die zu hadern uns nicht zusteht. Was Redlich die ganze Zeit über in Deutschland vergeblich suchte, fand er erst, als ihn sein Genius nach England zog, wo man ja heute noch jeden Tag die Brunnen des öffentlichen Rechts lebendig fließen sehen kann. Hier, wohin er schon 1891 als blutjunger Doktor zum ersten Mal und dann jedes Jahr wieder im Sommer kam, um sein Werk über „Englische Lokalverwaltung" (Leipzig, Duncker und Humblot 1901), später das über „Recht und Technik des Englischen Parlamentarismus" (Leipzig, Duncker und Humblot 1905) vorzubereiten, hier ging ihm, was er ahnend immer schon dunkel vorgefühlt, durch Anschauung zur Erkenntnis, hier ging ihm der große Gegensatz zwischen dem theresianisch-josefinischen „Obrigkeitsstaat" und dem schon in den ständischen Verhältnissen der barocken Zeit keimenden, nur dann seit Maria Theresia, gar aber nach der Ueberwindung der 48er Revolution immer wieder durch die Macht der Bürokratie verhinderten „Volksstaat" auf, ein Gegensatz, der, einmal begriffen, nicht bloß auf die Wissenschaft, sondern auch auf unser ganzes politisches Denken entscheidend eingewirkt, uns erst die ganze Bedeutung der österreichischen Gemeindefreiheit recht würdigen gelehrt, aber dann, zuerst von Hugo Preuß in vollem Wert erkannt und tätig übernommen, auch die deutsche Politik mitbestimmt hat. Wenn es sein guter Genius war, der ihn nach England zog, wo zunächst der Kreis der Oxforder Jungliberalen um Lawrence L. B. Hammond und Hilaire Belloc den eifrigen Schüler Albert Venn Diceys und Francis Ysidro Edgeworths aufnahm, später die Freundschaft Sidney Webbs und seiner Frau Beatrice

ihn mit der Gruppe der sozialistelnden Intellektuellen: der „Fabier", verband, so riß nun sein Dämon ihn in die Politik: 1907 trat er in den Reichsrat, den ersten des allgemeinen Wahlrechts. Die Deutschen, schon damals in ihren radikalen Nichtsalsnationalismus verrannt, trauten ihm von Anfang an nicht, die Tschechen horchten verwundert auf; daß da wieder einmal einer österreichisch sprach, hat eigentlich niemand recht begreifen können: er war im Reichsrat so mutterseelenallein wie Lammasch im Herrenhause. Die beiden rief dann Kaiser Karl, als Oesterreich schon überall angebrannt war, um Hilfe. Zu spät. Es brannte ab. Da setzte sich Redlich still hin und schrieb auf, was mit Oesterreich eigentlich niedergebrannt ist: der einzige große Versuch auf dem Kontinent, einen übernationalen Staat zu schaffen. Es sieht im Augenblick nicht aus, als ob der Versuch so bald noch einmal wiederholt werden sollte. Kommt aber unverhofft einst eine Zeit, die sich nicht warnen läßt und es dennoch wieder wagen will, so wird sie sich erinnern, daß Oesterreich schon eine Vorform des übernationalen Staates war und warum dieser erste Glockenguß zersprang. Indessen mag Redlich, sobald er uns Oesterreich auserzählt haben wird, sich von seinen österreichischen Träumen in Amerika drüben erholen, wohin er, noch von Eliot eingeladen, an der Harvard-Universität österreichisch-ungarisches Staatsrecht zu lehren, schon 1910 ging, 1913 als Gast der Carnegie foundation for Advancement of Teaching wiederkam und nächstes Jahr zurückkehren soll, um am Lovell-Institut in Boston über Oesterreich, unser verstorbenes unsterbliches Oesterreich vorzutragen.

Ein übernationaler Staat also wäre Oesterreich gewesen? Nein, das war es nie. Bis 1740 war es übernational, aber da war es noch durchaus kein Staat, nicht einmal ein Ansatz zu derlei, was man allenfalls einen Staat nennen mag. Bis 1740 war es der Großgrundbesitz Habsburgs, aus Ungarn und allerhand anderen ständischen Verwaltungen bestehend, die nichts gemein hatten als den Herrn und, seit der pragmatischen Sanktion, die Pflicht, demselben Herrn untrennbar und unteilbar zu bleiben. Erst Maria Theresia versucht, aus diesem Agglomerat von Grundstücken einen Staat zu schaffen. Das gelingt ihr nicht. Sie schafft keinen Staat, sondern zunächst nur einen Staatsapparat: die Bürokratie. Diesen Staatsapparat verstärkt Kaiser Josef dann noch so sehr, daß es ihm die Tschechen bis zum heutigen Tage nicht vergessen können und seine Denkmäler büßen lassen. Unter dem guten Kaiser Franz wird der Staatsapparat wieder erträglicher, für österreichisches Empfinden wenigstens, weil er zur Person wird: die ganze Bürokratie zieht sich da gleichsam in die Person des Kaisers zusammen. Nach seinem Tode wird durch das Gleichgewicht zwischen Metternich und Kolowrat der Apparat, nachdem er sich noch eine Zeitlang automatisch fortbewegt hat, in

dem alten Baron Kübeck still gestellt und die Revolution findet eigentlich weder einen Staat noch einen Staatsapparat, sondern nur noch verdrossene Ständekraft und den Rest eines Kaisers vor; bloß auch noch die Armee abzustellen war versäumt worden, von Oesterreich war damals nichts mehr als Radetzky noch übrig und die Völker, die Länder.

Wo das Bürgertum bei seiner Erhebung einen Staat vorfindet, hat es eine Revolution leicht: der Staat wird einfach von dem neuen Herrn übernommen und funktioniert unter ihm morgen ganz ebenso wie gestern noch unter dem alten. Die Wiener Revolution von 48 war eigentlich in dem Augenblick erledigt, als sie bemerkte, daß kein Staat da war: es gab nichts, was hätte können übernommen werden. Sie bemerkte, daß in dem Augenblick, wo man dem Kaiser den Gehorsam kündigte, Oesterreich verschwunden war. Es gab nur noch eine Revolution und den Radetzky. Grillparzer sprach es aus: „In Deinem Lager ist Oesterreich!" Gerade die Revolutionäre waren es darum, die damals erkannten oder doch instinktiv empfanden, daß, um der Revolution, die sich ihr durchaus verwestlichtes politisches Denken ja nur als gewaltsamen Handstreich von unten vorstellen konnte, Sinn und Macht zu geben, erst etwas geschaffen werden mußte, was dann revolutioniert werden konnte, daß die Voraussetzung der Revolution war, einen Staat zu schaffen. Der Staat erscheint bei uns geschichtlich immer wieder als eine Forderung der Revolution: erst der theresianisch-josefinischen Revolution gegen die Landesherrschaft der Stände, dann der Wiener Revolution und unmittelbar darauf der unter Bach von der deutschen Bureaukratie versuchten Revolution gegen Oesterreichs geschichtliche Form, gegen die Gleichberechtigung seiner Völker und für die Vorherrschaft der sogenannten „Gebildeten", in Wahrheit der sich bureaukratischer Aufsicht anvertrauenden Oberschicht des deutschen Bürgertums. Wer von irgend einer Seite her, sei's aus Ressentiment gegen die Stände, sei's als geborener Revolutionär, sei's als geborener Bureaukrat, sei's als geborener Bourgeois, sei's aus deutscher Begeisterung, seinem Volke die Macht über alle anderen zu sichern, in dem alten staatsfreien Oesterreich einen „Staat" aufrichten will, läuft nun dem „Liberalismus" zu, der in Oesterreich, wie vieler Mundarten er sich auch bediente, vom Anfang bis ans Ende bloß aus einem einzigen Gedanken bestand: eben aus dem Staatsgedanken. Daß dieser Staatsgedanke von vornherein in Oesterreich ungeschichtlich, daß er revolutionärer Herkunft, daß sein Organ früher als er selber da war, daß hier der Staat erst von den Staatsdienern geschaffen worden ist, und zwar sogleich als ein Machtmittel eines einzelnen österreichischen Volkes, als ein Machtmittel der deutschen Oesterreicher, die nun aber noch dazu damals nicht bloß daheim, sondern auch im deutschen Bund herrschen wollten,

dies macht den ganzen Gang der österreichischen Entwicklung seit 48 Fremden durchaus unverständlich.

Während man in Kremsier über die Verfassung Oesterreichs beriet, stand im Tiroler Landtag ein braver Mann auf, der von jenem Reichstag nichts wissen wollte, dem das alles ein törichtes „Experiment" und für Oesterreich „die uralte Verbindung des Volkes durch die geheiligte Person des Monarchen" genug schien. Er sprach damit schlicht das Wesen Oesterreichs vor Maria Theresia aus, in dem für einen Staat sozusagen kein Platz war. Was hätte der auch sollen? Jener Grundbesitz Habsburgs, der noch nicht einmal auf einen gemeinsamen Namen gebracht war, der einfach „die Länder" hieß, wurde von den „getreuen Ständen" bestellt, die als zuverlässige „Hausmeier" auf den Höfen des habsburgischen Familienguts saßen. Es lag diesem gewaltigen, die Welt in seinem stolzen Sinn hegenden Hause fern, sich selbst um das Gut zu kümmern; derlei kleine Sorgen überflog der Ehrgeiz seines unersättlichen, am liebsten Unmögliches begehrenden Machtwillens, dem, in den großen Zeiten des Hauses, kaum der Weltraum selber eben noch knapp auszureichen schien: es erniedrigte sich niemals bis zum Wunsche, zu regieren, es wollte herrschen. Daß aber die Stände wirklich „getreu", daß aus den einst so hochmütigen „Rittern und Landmännern" wirklich zuverlässige „Hausmeier" geworden waren, dafür hatte das Haus längst gesorgt, zuweilen durch Schwert und Hochgericht (auch was in Böhmen nach der Schlacht am weißen Berge geschah, war ja weder als Germanisierung noch Katholisierung gemeint, es war einfach Erziehung des Adels aus ständischem Trotz zum Vasallengehorsam, eben Zucht verläßlicher Hausmeier) oder gelegentlich später auch noch durch Mischung mit gelenken irischen, welschen, spanischen dienstwilligen, ehr- und geldgierigen Abenteurern. Das Gut war in Ordnung gehalten, die Lieferung des Bedarfs gesichert, und was die Stände, wenn sie nur lieferten, sonst daheim trieben, fragte Habsburg nicht: daheim waren die Stände die Herren, über Justiz und Polizei, wie Steuern und Landesdefension; die ständische Verwaltung hat selbst Ferdinand II. sogar in Böhmen geschont. „Durchsetzung des Geschlechts und Selbstbehauptung des Geschlechts" hat Erich von Kahler „den einzigen Grundsinn" Habsburgs genannt (in seiner im Münchener Verlag des Neuen Merkur erschienenen Schrift „Das Geschlecht Habsburg", dem einzigen mir bekannten Versuch, dem singulärsten Fürstenhause des Abendlandes sein Geheimnis abzulocken). Diese Selbstbehauptung aber wird durch eine Phantasie, der jede Mäßigung durch Rücksicht auf die Wirklichkeit, in der überhaupt der bloße Begriff von derlei wie Wirklichkeit zu fehlen scheint, unheimlich gesteigert zur grenzenlosen Selbsterweiterung bis, für's eigene Gefühl wenigstens, an die Sterne; die richtigen Habsburger konnten schließlich nur noch mit Astro-

logen leben, kein anderer Raum war ihnen weit genug. Darum scheint in manchen von ihnen auch der Mensch schon so ganz verdünnt, weil in ihnen nur noch ein ganz geringer Teil ihres inneren Lebens Menschlichem zugekehrt blieb. Sie wären jedenfalls den Saturn zu belagern eher bereit gewesen, als für den Gedanken, einen österreichischen Staat anfertigen zu lassen. Wenn der weit vom Stamme gefallene Kaiser Josef dies unternimmt, ist es das erste Zeichen, daß die bildende Kraft des Hauses zu sinken beginnt. Aber eben, weil diese bildende Kraft Habsburgs um 1848 schon so tief gesunken und der berauschende Glanz, der von seinem bloßen Namen ausging, erloschen war, hatte jener wackere Tiroler unrecht mit seinem Vertrauen, „die uralte Verbindung des Volkes durch Monarchen" genüge noch. Daß sie nicht mehr genügte, daß zwar in allen Völkern das Gefühl dieser uralten Verbindung, das Gefühl gemeinsamer Schicksale seit 1526, das Gefühl einer inneren Nötigung, auch künftig beisammen zu bleiben, noch lebendig, aber als Ausdruck dieses Gefühls die Person des Monarchen nicht mehr ausreichend war, daß, da der Monarch nicht mehr die Kraft hatte, in Person die ganze Wölbung zu tragen, ein neuer Pfeiler eingesetzt werden mußte, das ist das Problem, das insgeheim irgendwie schon Maria Theresia und ihren Josef aufgeschreckt hatte, jetzt aber, 1848, ausgebrochen war. Man erkennt, daß die Person des Kaisers nicht mehr stark genug ist, um auch ferner zu leisten, was sie Jahrhunderte lang geleistet hat, und man fragt sich also, wodurch man sie denn ersetzen soll. Wäre damals Radetzky nicht gewesen, so hätten sich „die Länder" frei vom Kaiser erklärt und, bei der Lebendigkeit, mit der sie jene Nötigung, beisammen zu bleiben, damals, vor dem Erwachen des Nationalismus, noch empfanden, den Ersatz für den Kaiser irgendwie schon aus eigener Kraft beigeschafft und wir hätten heute noch die „Vereinigten Staaten Oesterreichs", die damals in den besten österreichischen Köpfen spukten. Aber Radetzky war. So lange Radetzky war, konnten die Länder sich der Person des Kaisers, wenn ihr gleich die Kraft fehlte, der Ausdruck jener noch allen österreichischen Völkern unentbehrlichen Gemeinschaft des Schicksals zu sein, nicht entledigen. Dadurch wurde das Problem umgebogen. Es galt nicht mehr, aus gemeinsamer Kraft der Völker jenen neuen Ausdruck ihrer Gemeinsamkeit zu schaffen, der fortan zu leisten hätte, was bisher die Person des Kaisers geleistet hatte, es galt nicht mehr, einfach einen Ersatz für den Kaiser zu schaffen, es galt nicht mehr, das Oesterreich Habsburgs in ein revolutionäres Oesterreich umzuformen, sondern da durch Radetzky der Kaiser geboten, aber doch seiner geschichtlichen Funktion, die Völkergemeinschaft auszudrücken, unfähig war, galt es jetzt, zugleich den Kaiser zu behalten und dennoch aber auch jenen notwendig gewordenen Ersatz für ihn zu schaffen,

eine Form für ein noch habsburgisches, zugleich aber auch schon revolutionäres Oesterreich zu finden und das Reich, indem außen alles beim alten blieb, zugleich innen doch wirklich von Grund aus zu verjüngen. Auch das hätte noch gelingen können; Wilhelm dem Oranier ist Schwereres gelungen. Aber um zu gelingen, mußte dieser Versuch, den dekorativ beibehaltenen Monarchen und seinen Ersatz gegeneinander auszuwägen, aufrichtig gemeint sein, von beiden, vom Monarchen wie von der Revolution. Man hat den Eindruck, daß es in Kremsier wirklich aufrichtig versucht worden ist, mit dem ehrlichsten Willen und einem kindlich reinen Glauben an Oesterreich. Aber dann wird der Kremsierer Reichstag auseinandergejagt, das Ministerium Bach übernimmt es, ein neues Oesterreich zu verfassen, nicht durch Verständigung zwischen den Gegensätzen, nicht durch Ausgleich, sondern durch Vertuschen: dieses „Ministerium lauter Premiers", wie man es genannt hat, sucht an den Problemen Oesterreichs vorbei, zwischen den Problemen Oesterreichs durch zu kommen, indem es den Weg einer radikalen Unaufrichtigkeit geht. Es kann ihn ruhig gehen, solange hinter dieser radikalen Unaufrichtigkeit noch immer eine sichere Wirklichkeit steht: Radetzky. Er stirbt 1858. Es folgt daraus 1859, mit den Niederlagen von Magenta und Solferino; das Ministerium der Premiers fällt. Aber es ist doch eigentlich nur der Mantel, der damit fällt: der Geist des Ministeriums Bach, sich um das Wesen Oesterreichs herumzudrücken, indem man sich jeden Tag vor einem anderen seiner Probleme hochachtungsvollst verbeugt und im übrigen durchaus auf den ruhigen Gang der Staatsmaschine verläßt, dieser Geist, der nie verriet, wie viel von ihm jener Premiers und wie viel davon Franz Josefs persönlichstes Eigentum war, ist in Oesterreich bis ans Ende lebendig geblieben, ja darüber hinaus; auch unser Rumpfösterreich lebt ja nur von ihm allein, wofern man dies noch leben nennen kann. Er besteht darin, die Probleme für Advokatenkniffe, Demagogenscherze, die man zur Volksbelustigung, zur Volksbeschwichtigung ja selber mitmachen kann, mitmachen soll, für durchaus unwirklich zu halten, als einzige Wirklichkeit aber den maschinellen Staatsbetrieb anzusehen und also mit der Erhaltung richtiger Maschinisten, mit der Herrschaft der Bureaukratie dafür gesorgt zu haben, daß man sich schon immer wieder von einem Tag zum nächsten halbwegs heil hinüberbringt. Dem Hause Habsburg ist eine grandiose Verachtung der Wirklichkeit eigen: in seiner großen Zeit erlag es gern dem Reiz, nur in der Idee zu leben; zuletzt hat es nun zur Abwechslung einmal versucht, ganz ideenlos nur noch maschinell zu leben.

Kremsier und Bach, in diesen Namen stehen die beiden Grundmächte Oesterreichs einander gegenüber. Dort ist das vortheresianische, das unlogische, das geschichtlich von unten

aufgewachsene, das verborgene, das bisher stumme, das nun zum ersten Mal seinen Ausdruck sucht; hier ist es ein Oesterreich des Verstandes, das niemals war, das es nur „in den Akten" gibt, ein auf die Bedürfnisse der Bureaukratie reduziertes, ein Oesterreich, das sich bequem regieren läßt, das Oesterreich, das der Hofrat brauchen kann. In Kremsier hat der alte Palacky gesagt: „Wir müssen Oesterreich so konstruieren, daß die Völker gern in Oesterreich existieren; das sei uns die leitende Idee!" Dieser fast kindisch einfältig klingende Satz enthält das ganze Problem jener Zeit, ja des neuen Oesterreich überhaupt. Das alte war durch die persönliche Kraft Habsburgs zusammengehalten. Diese Kraft hatte sich erschöpft. Was hielt also nun die Länder noch zusammen? Erinnerung allein konnte nicht länger genügen; schon ein Jahrhundert lang hatte Oesterreich nur noch von Erinnerung gelebt, von Erinnerung an das, was es einst gewesen; die ganze Kunst Metternichs bestand darin, Erinnerung immer wieder zu beleben, am stärksten durch den Wiener Kongreß. Erinnerung nun in den Völkern noch mit einem Gefühl ihres Behagens an dieser geschichtlichen Gemeinschaft zu verbinden, mit einem Glücksgefühl, mit dem Gefühl, „gern" in dieser Gemeinschaft zu sein, was nun freilich nur möglich war, wenn jedes Volk in ihr zu seinem Recht kam und fortan sich in seiner Eigentümlichkeit ausleben, sich selber bestimmen durfte, das war es, wodurch allein jetzt von unten hinauf ersetzt hätte werden können, was in seinen großen Zeiten Habsburg selber aus eigener Kraft von oben herab vermocht hatte. Den Zwang von oben hat Kremsier durch Zustimmung von unten ersetzt; Bach vertraute doch lieber auf den Radetzky. In der Not sich immer wieder, wenn auch unwillig, auf Kremsier zu besinnen oder doch zu tun, als besänne man sich darauf, im übrigen aber durchaus an Bach, an der Herrschaft der Bureaukratie, wenn auch mit allerhand liberalen Verkleisterungen, zuletzt gar noch durch das allgemeine Wahlrecht, festzuhalten, doch dabei zu vergessen, daß es ja längst den Hintergrund Bachs nicht mehr, daß es keinen Radetzky mehr gab, darin bestand die Regierung Franz Josefs. Als Kaiser Karl dann Ernst damit machen wollte, Oesterreich endlich einmal so zu konstruieren, daß die Völker gern in Oesterreich existieren, war's zu spät.

Als am 7. März 1849 die Deputierten des ersten österreichischen Reichstages das Kremsierer Schloß, den alten Sommersitz der Olmützer Erzbischöfe, versperrt, mit Wachen besetzt fanden, rings alles von Waffen starren, an den Straßenecken aber das Kaiserliche Manifest, das, sie heimschickend, eine Verfassung „oktroyierte", sahen, da schlug die Schicksalsstunde Habsburgs. Mit dem Reichstag zu Kremsier war eigentlich schon Oesterreich selber aufgelöst. Es ging seitdem nur noch als Gespenst um. Ein zähes Gespenst: gleich in Stadions

Gemeindegesetz spukt es wieder und wieder im Oktoberdiplom, selbst im Februarpatent noch; ja, bis zu Taaffes Sturz steht es immer an der Türe, leise klopfend. Aber dem großen Oesterreich wird nie mehr „Herein!“ gesagt. Warum eigentlich nicht? Die Wissenden gaben unter vier Augen alle zu, daß in Kremsier der einzige Versuch eines möglichen Oesterreich gemacht worden ist. Warum blieb es der einzige? Das hängt mit einem österreichischen Prinzip zusammen, mit der „Vorstellung“ nämlich, daß wie Redlich sagt, „nicht die Regierung, nicht die Minister, nicht der „leitende“ Staatsmann sich persönlich mit eigenen Kräften und Schmerzen um die Lösung der politischen Probleme des Staates zu bemühen hätten, sondern daß dies durchaus die Aufgabe der in Oesterreich miteinander streitenden Völker und Parteien sei. So wie Schmerling darauf wartete, daß die Ungarn das Reichsproblem lösen würden, und für diesen Fall bereit war, solche Lösung befriedigt anzunehmen, so warteten seit Jahren die österreichischen Ministerpräsidenten darauf, daß die Völker sich „ausgleichen“, auch ihrerseits gewillt, ein derartiges Geschenk des Himmels nicht unwillig aufzunehmen. Bis dies aber geschehen würde, pflegten seit Dezennien unsere Staatsmänner beharrlich die Zumutung naiver Kritiker, daß Ausgleiche zu schaffen eigentlich deren eigenste Aufgabe, die Pflicht der Regierung wäre, selbst wieder mit würdiger Gelassenheit, aber energisch abzulehnen“. Man sieht: Oesterreich, das ja bekanntlich seit der Dezemberverfassung von 1867 „konstitutionell“ regiert wurde, doch nur zum Schein, insgeheim aber „absolutistisch“, ist noch insgeheimer auch „absolutistisch“ nur zum Schein regiert worden, am insgeheimsten nämlich gar nicht.

Redlich ist der erste, der die Beratungen im Ausschusse des Kremsierer Reichstages in ihrer ganzen Bedeutung erkannt hat. Hier liegen in der Tat vom ersten Tage an die sämtlichen Motive, die fortan die österreichische Politik bewegen, hier liegen die beiden Pole der Entwicklung, hier liegt, an ihrem Widerspruch, als Föderalismus und Zentralismus, sogleich die Spannung bloß, die, wenn sie den Völkern unerträglich wurde, das Reich zerreißen mußte, die aber, so zwischen den Völkern abgewogen und ausgewogen, daß jedes ein ihm gerade noch erträgliches Maß erhielt, dann selber den Völkerstaat hätte tragen können.

Rührend ist der gute Wille dieser „Revolutionäre“, den nur zuweilen schon ein fernes Wetterleuchten nationaler Ungeduld leise stört; sie merken nur selber noch kaum, daß der junge Nationalismus (in dessen Erscheinung Redlich das eigentümliche Merkmal sieht, das 1848 wesentlich von 1789 unterscheidet) heimlich schon mitten unter ihnen steht. Als echte Oesterreicher zeigen sich auch alle Völker sogleich durch ihre Neigung, um die Wette radikal zu sein; es ist für uns

charakteristisch, daß es in Oesterreich niemals eine konservative Partei gab; es gab wahrscheinlich niemals auch nur einen konservativen Oesterreicher, der Sinn des Erhaltens, des Bewahrens fehlt. Primär ist sichtlich in den Abgeordneten aller Völker das lebendige Gefühl „für die politische Persönlichkeit des Erblandes als organischen Teils, nicht als mechanischer Provinz der Monarchie“: die Liebe zum „Landl“, wie wir Oberösterreicher sagen, ist im Oesterreicher, welcher Nation immer, das erste und das letzte, doch ist sie mehr als bloß Erdgefühl, Schollengefühl, mehr als bloß Liebe zum Wald und Berg, zu den Feldern und Fluren und Flüssen der Heimat, es klebt auch Blut daran, das Blut der Ahnen, das einst für's „Landl“ floß, auch Liebe der großen Erinnerungen ist darin, ein Hauch von Geschichte liegt darauf. In dieser Liebe zum „Landl“ wurzelt auch unser eifersüchtiger Sinn für die Gemeinde, den Keim aller Freiheit (am stärksten freilich in den Alpenländern, wie denn in jedem richtig gehenden Oberösterreicher etwas von einem allerdings dabei höchst patriarchalischen Kommunalanarchisten steckt); es ist kein Zufall, daß das Beste, was wir politisch in Oesterreich haben, das Gemeindegesetz Stadions ist, das man in Deutschland kaum recht kennt und ohne das man weder österreichische Dinge noch österreichische Menschen je ganz verstehen kann (davon handelt Redlichs kleine Schrift „Das Wesen der österreichischen Kommunalverfassung“, 1910). Wie sich aber nun auch in diesen angestammten österreichischen Sinn für die Gemeinde, für's „Landl“ schon in Kremsier zuweilen eine leise Regung des bald aus seinem Morgenschlummer erwachenden Nationalismus mischt, noch unbewußt, immerhin so stark, daß einmal sogar, und zwar nicht bloß bei dem Deutschen Dr. von Löhner, sondern auch bei dem sonst durchaus historisch denkenden Palacky, der Gedanke der „nationalen Autonomie“, der Gedanke nationaler Bindungen statt der geschichtlichen auftaucht, vielleicht aus Furcht vor der allen Völkern gleich verhaßten bureaukratischen Zentralgewalt, wie die Deutschen, so sehr auch sie diese bureaukratische Zentralgewalt fürchten und unter ihr zu leiden haben, dennoch zuweilen geheime Liebesblicke mit ihr tauschen, dadurch angelockt, daß die Zentralgewalt sich ihre Träger ja aus dem deutschen Bürgertum holt, wie sich unterirdisch schon leise die große Wendung ankündigt, mit der das Nationalgefühl, das zunächst noch ganz arglos nur Schutz für die Sprache, die Bräuche, die Denkmäler der Väter gesucht hat, plötzlich aggressiv wird und ungeduldig, bloß den angestammten Besitz zu hüten, nach Expansion, nach Eroberung verlangt, wie die Revolution unter der demokratischen Schminke von 1789 so von Tag zu Tag immer mehr ihr wahres Gesicht, das nationalistische, zeigt, wie der allen Völkern gleich unerträgliche Druck der in alle Töpfe guckenden bureaukratischen „Viel-

regiererei" doch alle noch einträchtig zusammenhält und damals allen, auch den Deutschen noch, die Sicherung vor der Bureaukratie, die Sicherung eines möglichst großen „staatsfreien" Raumes für den Bürger weitaus das Wichtigste scheint und wie zuletzt dann aber dennoch immer wieder dies alles von dem Instinkt, zusammen zu gehören, und ein Ganzes zu sein, aus dem kein Stück los kann, ohne sich selbst zu vernichten, überwältigt wird, dieses bunteste Gespinst, worin kein Faden fehlt, an dem Oesterreich zuletzt noch hing, entwirrt Redlich mit einer Kunst, für die kein Wort der Bewunderung stark genug ist.

Warum dieses Kremsierer Verfassungswerk, das „bis zum Ende der habsburgischen Dynastie der einzige große Reformplan geblieben ist, der im Zeichen des freien Vertrages der Völker zustande kam", warum dieser „erste Versuch, ein großes internationales Reich als Verkörperung des neuen Fundamentalsatzes von der nationalen Gleichberechtigung auf der Grundlage eines starken demokratisch-bürgerlichen Konstitutionalismus zu errichten und dabei doch auch die bis dahin das Reich repräsentierende Dynastie und mit ihr die europäische Großmachtstellung des Reiches zu erhalten", warum dieses „einzige große politische Denkmal des gemeinsamen Willens zum Staate, welches im kaiserlichen Oesterreich die Völker durch ihre Vertreter geschaffen haben", unwirksam und fruchtlos war, wodurch es vereitelt, wodurch denn Oesterreich im Grunde immer wieder verhindert, wodurch dieses Reich, eben da der Augenblick seiner Erfüllung gekommen, ein solches übernationales Reich im Gedränge der einander bedrohenden Nationalstaaten als Vorform, als erster Entwurf, als kleines Modell des künftigen, aus der Ueberwindung des Nationalismus emporsteigenden vereinigten Abendlandes unentbehrlich schien, zerstört worden, das ist das eigentliche Thema Redlichs, das dieser erste Band zunächst bis zum Februarpatent durchführt: unsere sämtlichen Probleme passieren da, neue Hoffnungen tauchen immer wieder auf, um, bald durchschaut, immer wieder mit derselben Enttäuschung abzuschließen, alles wird erneut und es bleibt immer beim alten, keiner von den bedeutenden Männern der an ungewöhnlichen Begabungen, die nur mit sich nichts anzufangen wußten, und Oesterreich mit ihnen nichts, so reichen Zeit fehlt, mancher, uns nur ein klingender Name bisher, erhält hier zum ersten Male Licht, Farbe, Gestalt, aber in die Mitte tritt, mit einer Unerbittlichkeit ohne Gleichen, doch ganz still und zart, ja liebreich gezeichnet, der arme Franz Josef.

Salzburg, 24. November 1920

(Schluß folgt)

***

Der König in Thule

von Cäsar Flaischlen

Für die vom Verlag Ullstein vorbereitete Goethe-Ausgabe, die führende Dichter der Gegenwart als Mitarbeiter unter der Leitung Georg Witkowskis vereinigte, deren Erscheinen aber infolge des Krieges eine Unmöglichkeit wurde, hatte Cäsar Flaischlen in Streiflichtern und Bildern einen Ueberblick über Goethes Lyrik gegeben. In diesem und einem der nächsten Hefte folgen einige Abschnitte daraus, die der Dichter noch selbst für die „Preußischen Jahrbücher" in Aussicht gestellt hatte. Seine Witwe hat nun in liebenswürdigster Weise dies Versprechen erfüllt.

Die Schriftleitung.

Man nennt den „König in Thule" Goethes erste Ballade, und Goethe selbst hat das Gedicht unter Balladen gestellt — mit Fug und Recht. Ich glaube aber dennoch, daß der Balladencharakter nur Maskierung und daß das Gedicht *für ihn selbst* weit mehr als bloße Ballade war.

Es fällt in eines seiner dichterisch stärksten und lyrisch reichsten Jahre und zwar in das Jahr 1774 und datiert nach den meisten Angaben aus Juni oder Juli.

Weder Juni noch Juli aber können ernstlich in Frage kommen. Anfang Juni war nach vergeblichen Versuchen, in Frankfurt einen geeigneten Verleger zu finden, das Werther- und Clavigo-Manuskript nach Leipzig abgegangen. Und dann war ein stetes Kommen und Gehen von Besuchen, ein stetes Hin und Her mit Lavater und Basedow, beides neue Leute, und Goethe infolge all dessen viel zu zerfahren — nicht um in irgendeiner ruhigen Zwischenstunde einmal etliche Verse zu Papier zu bringen (wie „Zwischen Lavater und Basedow"), wohl aber, um den Empfindungsgehalt, aus dem ein solches Gedicht allein geboren werden konnte, so lange auszutragen und dieses selbst ruhig werden zu lassen, bis es ihm ganz von selbst als reife Frucht auf den Schreibtisch fallen konnte.

Und im Juli war er selbst wieder unterwegs; abermals mit Lavater und Basedow; zunächst in Ems und dann in Koblenz. Und in Koblenz waren Sophie von Laroche, Maximiliane und Freund Merck aus Darmstadt. Von da ging er weiter nach Elberfeld, Köln und Düsseldorf, um die beiden Jacobi und Wilhelm Heinse kennen zu lernen. Ein solches Gedicht jedoch entsteht nicht zwischen Mittag- und Abendbrot und auf einer Reise mit täglich neuen Eindrücken, zumal sich Goethe solchen mit ganzer Seele hinzugeben pflegte. Es entsteht vielleicht ganz plötzlich, wie sich ganz plötzlich einmal eine Blüte entfaltet, aber eben nur auf Grund langer Vorbedingungen.

Es machte Goethe andererseits freilich immer Vergnügen, sich mit möglichst heterogenen Dingen zugleich zu beschäftigen und sich, wie der Kalif von Bagdad, in allen möglichen Ver-

kleidungen zu zeigen, zu dieser Zeit aber, und vor allem in der ganzen ersten Hälfte 1774, war er wohl am allerwenigsten in Balladenstimmung, d. h. in einer Stimmung, Gedichte zu machen auf Grund irgendwelcher Stoffe, die ihm gerade zufielen und die ihn innerlich so herzlich wenig berühren konnten wie die Thule-Ballade, wenn es eben nur Ballade war.

Ein König, der sein Herz an einen goldenen Becher hängt und ihm niemand gönnen will und ihn deshalb ins Meer wirft . . was in aller Welt ging ihn das an!? Einen kaum 25jährigen Menschen, der Kopf und Herz voll, ja übervoll hatte an eigenen Erlebnissen, der eben Werther und vielleicht auch Clavigo beendet hatte, deren Erregungen in vollstem Umfang in ihm nachbebten, und in dessen Seele es aussehen mußte wie in einer Landschaft, über die ein langanhaltender Gewittersturm dahingegangen!

Er hatte so viel mit sich selbst zu tun, das ganze Jahr schon, daß er keine Stoffe von außen brauchte. Und wo er einen aufgriff, wie bei Clavigo, durchtränkte und durchsättigte er ihn derart mit persönlicher Stimmung, daß vom Fremden nur noch äußere Namen blieben. Ja, er hatte ihn vielleicht nur deshalb aufgegriffen, um auf schon gegebener Szene sich nur um so rückhaltloser mit sich selbst auseinandersetzen zu können. Irgendeines außer ihm selbst liegenden, sogenannten guten Stoffes wegen ein Gedicht zu machen — er würde hell aufgelacht haben: Aber Kinder! versteht mich doch! Das gerade ist's ja, wozu ihr mich nie bekehren werdet! Doch bleibt bei eurer Meinung! Selbstverständlich: die Verarbeitung bestimmt den Wert des Materials! und es ist am Ende vollauf genug, wenn man einen guten Stiefel zustande bringt, soll man sich auch noch das Leder erst selber machen müssen! Ihr habt ja recht! doch . . ich habe keine Zeit, ich muß zu meiner Christel hin!

Die Entstehung dieses Gedichts zu dieser Zeit ist nur verständlich, wenn man tiefer geht und es als Gleichnis nimmt. Wie durch eine Reihe von Briefstellen aber belegt wird, liebte es Goethe gerade in diesen Jahren, auch im tagtäglichen Verkehr, gern in Gleichnissen zu reden . . eines der allerwichtigsten Momente übrigens für die Erkenntnis seines inneren, dichterischen Mannwerdens.

Das Haupterlebnis der letzten Zeit war seine Liebe zu Lotte Buff in Wetzlar, der Braut des Legationsrates Kestner. Dem unhaltbaren Zustand ein Ende zu machen, war er ohne Abschied an einem Septembermorgen 1772 von Wetzlar weggewandert, lahnentlang nach Ems. Von hier ging es zu Schiff nach Koblenz, bei Frau von Laroche einen Besuch zu machen, an die ihn Freund Merck empfohlen. Daß er sich hier nun gleich in deren muntere Tochter Maximiliane verschwärmte,

trotz aller Erinnerungen an Wetzlar, erklärt sich leicht und war sozusagen Ritterpflicht. In Frankfurt tritt Lottes Bild um so leuchtender wieder in den Vordergrund und aus seinen Briefen an sie wie an ihren Verlobten spricht nach wie vor die gleiche Leidenschaft.

Am 30. Oktober erschießt sich dann der junge Jerusalem; aus unglücklicher Liebe. Das war der Blitz, der den neben ihm gehenden Freund trifft und Luther veranlaßt, Mönch zu werden. Goethe ist vom 6. bis 10. November in Wetzlar, und Kestner verspricht ihm einen ausführlichen Bericht.

So kam das Jahr 1773.

Im Februar, während Goethe an der Ausarbeitung seines Götz von Berlichingen, teilt ihm nun Kestner seine bevorstehende Hochzeit mit, und durch Lottens ältesten Bruder Hans erfährt er, daß Kestner die Trauringe in Frankfurt besorgen lassen wolle. ‚Er bemächtigt sich des Auftrags', läßt, da die bereits fertigen ihm nicht gefallen, neue anfertigen und behält Lottens Granatring, den sie als Muster geschickt hatte, für sich als Andenken, „da er ihn tausendmal an ihrem Finger gesehen und geküßt habe". Die Hochzeit soll am 11. April sein, am Ostersonntag, und am Karfreitag will er Lottens Silhouette, die über seinem Schreibtisch hängt, „aus der Stube schaffen" und erst wieder aufhängen, „wenn er zu Gevatter gebeten werde. Dann aber gehe eine neue Epoche an, und er habe nicht sie mehr, sondern ihre Kinder lieb!" Die Hochzeit ist jedoch nicht am 11., sondern bereits am 4. April, ohne daß er überhaupt darum erfährt . . und die Silhouette soll nunmehr hängen bleiben, bis er sterbe. „Nach Frankfurt kommt ihr nicht . . das ist mir lieb! Wenn ihr kämt, so ging ich! . . Lebt wohl! Ich wandere in Wüsten, da kein Wasser ist . . euer Schiff doch, mit bunten Flaggen und Jauchzen zuerst im Hafen, freut mich!"

Er geht nach Darmstadt zu Merck, bis Anfang Mai, und kurz darauf siedeln Kestner und Lotte nach Hannover über, wo Kestner eine bessere Anstellung bekommen hatte. Sie bleiben aber nach wie vor in freundschaftlichstem Briefwechsel.

Dann macht er sich an die Drucklegung des Götz, der im April fertig geworden; auf seine und Mercks Kosten. Er erscheint im Juni und ruft allenthalben stürmische Begeisterung hervor. Besprechungen freilich bringen zunächst nur die Hamburger Blätter.

Die zweite Hälfte des Jahres 1774 trägt ein etwas verworreneres Gesicht. Er macht wieder Pläne zu einem Faust-Drama, Skizzen zu kleinen Singspielen, ist im wesentlichen aber durchweg kritisch gestimmt und entwirft Fastnachtsspiele und Satiren und im Oktober auch die Farce: Götter, Helden und Wieland!, aus Aerger über Wielands Singspiel Alceste und seine Auffassung der Antike.

Im November verheiratet sich Schwester Cornelia mit Freund Schlosser, sie gehen nach Karlsruhe, und er verliert damit die einzige wirkliche Vertraute, die er in Frankfurt hat.

Der Januar 1774 nimmt ihm dann auch Maximiliane. Sie verheiratet sich zwar nach Frankfurt an den Kaufmann Brentano aus Tremezzo. Sie 17, er 39, ernst und streng katholisch und Witwer mit vier Kindern. Ihre Mutter kommt für einige Zeit mit. Goethe freut sich und läßt „seiner Munterkeit freies Spiel"; Brentano jedoch nimmt die Sache tragisch. Es kommt zu einer Auseinandersetzung und Goethe verzichtet auf weiteren Verkehr in seinem Hause.

Sehnsucht nach Menschen, nach Freundschaft, nach Liebe flammt in ihm hoch. Sehnsucht nach Lotte. Er stürzt sich auf seine Werther-Entwürfe, beginnt zu schreiben und baut so, sehnsuchtverklärt, die ganze Wetzlarer Zeit, Tag um Tag, Stunde um Stunde wieder vor sich auf, und die Erfahrung mit Brentano läßt das Bild Lottens und Kestners und ihre Liebe und Freundschaft nur in desto helleren Farben erstehen. Ebenso aber überfällt ihn auch der ganze Schmerz, sie verloren zu haben, bis ins Allerinnerste:

Ihr verblühet, süße Rosen!
meine Liebe trug euch nicht;
blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
dem der Gram die Seele bricht!

Jener Tage denk ich trauernd,
als ich, Engel, an dir hing,
auf das erste Knöspchen lauernd
froh zu meinem Garten ging . .

Alle Blüten, alle Früchte
noch zu deinen Füßen trug,
und vor deinem Angesichte
Hoffnung in dem Herzen schlug.

Ihr verblühet, süße Rosen!
meine Liebe trug euch nicht;
blühtet, ach, dem Hoffnungslosen,
dem der Gram die Seele bricht!

Ende März ist er mit Werther fertig. Halb glücklich, halb niedergedrückt, fieberig und erregt. Ob sie es ihm verargen, wenn er in die Welt warf, was eigentlich nur sie drei allein angeht? Doch er hat ja nichts geschrieben, was verletzen könnte und was nicht auch auf Jerusalem zutreffen konnte und ebenso auf andere. Man glaubt immer, alles allein zu leben und lebt es doch nur wie so und so viele andere auch, nur daß man nichts davon weiß.

Ihre Silhouette hängt nach wie vor an der Wand, auf dem Schreibtisch liegt ihr kleiner Granatring . . und am 4. April ist der Jahrestag ihrer Hochzeit . . ob er es für sie abschriebe? schön und sauber, in zierlichem Kästchen, als Gruß, als jauchzende Erinnerung, als leuchtendes Denkmal ihrer beiderseitigen Freundschaft?

Und da kommt Anfang Mai die Nachricht von der Geburt eines Kindes. Er soll Pate sein, wie er es einst gewünscht, und er sagt voll herzlicher Freude zu, aber . . es bedarf kaum großer Erläuterung, daß gerade *diese* Nachricht ihn aufs allertiefste bewegen und durchrütteln muß, selbst wenn seine Liebe bloßes Spiel gewesen und ihm nie ins Blut gegangen sein sollte. Es war zweifellos jedoch seine erste wirkliche Leidenschaft. Aber auch *wenn* es nur Spiel gewesen, so war dieses Spiel doch eben lange genug der Mittelpunkt seines besten Lebens.

Lottens Hochzeit hatte daran nichts ändern können. Nun aber war ein Kind da, und ob es Ernst gewesen oder Spiel, *nun war es zu Ende*. Das Leben Lottens gehörte nun restlos Kestner und ihrem Kinde. *Er* war erledigt, *er* konnte gehen! sie brauchten *ihn* und seine Freundschaft zu nichts mehr! und was ihm selber blieb, war nur Erinnerung!

Da saß er . . vereinsamter als je. Nichts von all den glühenden Träumen, denen er die Arme entgegengebreitet, hatte sich erfüllt. Und die Menschen selbst, vor allen Schwester Cornelia, Lotte, Maximiliane, waren hinweggespült vom bunten Weltgewühl . . wie Gestein von nie ruhender Meerflut losgerissen. Und wenn er . . ginge?! er selber!? Was hielt ihn eigentlich immer wieder?! Was er erworben, waren ein paar Dinge, die ihm wertvoll waren und die er an Freunde verschenken konnte . . wenn er sie in guten Händen wissen wollte! Das Liebste aber, das er hatte: eine Silhouette, ein paar Bänder, ein kleiner Granatring . . . es würde an Menschen fallen, denen es ganz gleichgültig oder . . nicht einmal: es würde sich wie anderer Kram verlieren und . . wie ein alter König saß er da . . auf grauem Schloß . . in grauem Land . . graues Gewölk am Himmel . . frierend und fröstelnd . . der nichts mehr hätt . . als einen . . goldenen Becher . . empfangen von seiner Buhle . . auf ihrem Todesbett . . .

Es ging ihm nichts darüber,
er leert' ihn jeden Schmaus;
die Augen gingen ihm über,
so oft er trank daraus.

Und als er kam zu sterben,
zählt' er seine Städt' im Reich,
gönnt' alles seinem Erben,
den Becher nicht zugleich.

Er saß beim Königsmahle,
die Ritter um ihn her,
auf hohem Väterſaale,
dort auf dem Schloß am Meer.

Dort ſtand der alte Zecher,
trank letzte Lebensglut
und warf den heiligen Becher
hinunter in die Flut.

Er ſah ihn ſtürzen, trinken
und ſinken tief ins Meer;
die Augen täten ihm ſinken . .
trank nie einen Tropfen mehr.

* * *

Ein derartiges Lied iſt nie im Leben als nur glückliche Bearbeitung eines äußerlichen Stoffes, iſt nie als . . Ballade entſtanden. Ein ſolches Gedicht iſt nur aus lang getragenem und ſchwer verrungenem Schmerz, nur aus heißeſtem Herzblut heraus geboren und nur unter bitterſten Tränen niedergeſchrieben. Ob dieſe Tränen einer Einbildung galten, tut nichts zur Sache. Eingebildeter Schmerz iſt ebenſo wahr als wirklicher und zuweilen ſogar zerwühlender.

*

So rückſichtslos ſubjektiv ſich Goethe auf der einen Seite auch gab, er ging immer nur bis zu einer gewiſſen Grenze. In ſein Letztes, in ſein Allerheiligſtes ließ er niemals einen Blick tun. In dem Sinne ſubjektiv, in dem das Wort heute gebraucht wird, iſt überhaupt lediglich der Stümper. Kunſt iſt einfach Takt . . von dieſem Punkte aus. Und Goethe war der feinfühligſte Menſch, auch in ſeinen Sturm- und Drangzeiten, und nichts war ihm widerwärtiger, als die ewigen Fragen nach den ‚Modellen' ſeiner Werke. Noch in ſpätem Alter beklagt er ſich darüber. Es iſt wichtig, dies zu betonen.

Das Gedicht war lange Goethes liebſtes Lied. Er las es da und dort auch vor, zweifellos aber immer nur als Ballade und verwiſchte ſelbſt mit voller Abſicht jede Spur, die dazu hätte führen können, etwas anderes dahinter zu finden. Die Welt ſollte es als Ballade haben, es war auch ſo noch ein köſtliches Geſchenk. Was es für ihn ſelbſt bedeutete, ging niemand etwas an. Nicht einmal die allernächſten, ja nicht einmal . . die, der es galt. Für ihn lag es in dem kleinen Schmuckkäſtchen ſeines Schreibtiſches mit allerlei anderen Erinnerungen aus geweſenen Tagen, mit einer Silhouette, mit ein paar Bändern, mit einem kleinen Granatring. Für die Welt aber waren dieſe Dinge wie hundert andere: der Schatten-

riß irgendeines Mädchengesichts, zerschlissene Seide, ein Ring, wie es Hunderte gibt, und eine — Ballade.

Während er des weiteren fast die meisten Gedichte und Lieder dieser Zeit entweder Claudius gab für den Wandsbecker Boten, oder an Jacobi für dessen Iris oder anderswohin, blieb dieses Gedicht liegen. Es ist gedruckt erst 1782 im dritten Heft einer Sammlung von Liedern mit Vertonungen von S. von Seckendorff, also volle acht Jahre später. Auch das ist höchst auffallend und . . bezeichnend.

Dagegen hatte er es schon seit 1775 in den Urfaust aufgenommen, in das Werk, das gewissermaßen der Tempelbau seines Allerheiligsten werden sollte und auch wurde. Gretchen singt es, am Abend auf ihrem Zimmer nach ihrer ersten Begegnung mit Faust.

In den Anmerkungen der verschiedenen Ausgaben heißt es dabei: das Lied sei ohne Beziehung zum Faust und als selbständige Romanze (oder Ballade) entstanden. Das ist ohne weiteres zutreffend, aber Goethe hätte Gretchen ebensogut ein anderes Lied singen lassen können.

Er läßt sie aber gerade dieses Lied singen, obgleich es aus dem Stil herausfällt und fremde Bilder hereinbringt. Er gibt ihr sein Allerbestes, sein Liebstes; etwas, an dem sein ganzes Herz hängt, etwas, das zehn und hundertmal mehr, als was es in den Zeilen besagt. Er schließt sein heimliches Juwelenkästchen auf und gibt, was er nur dieses eine einzige Mal hat und dessen tiefere Bedeutung niemand außer ihm auch nur ahnt. Und Gretchen singt es zwischen den zwei Szenen: in denen Mephisto sein Schmuckkästchen in Gretchens Kleiderschrein verbirgt und Gretchen selbst es dann entdeckt. Sie hat keine Ahnung von der Bedeutung ihres Fundes; der Pfaffe aber nimmt ihn andern Tages für den Kirchenschatz. Seltsame Symbolik.

Und so mag das Gedicht denn auch Ballade bleiben. Es ist *für uns* jedenfalls eines der ergreifendsten, wundersamsten und ewigsten Geschenke unserer Dichtung, *für Goethe* selbst freilich zweifellos *das* schmerzgeweihte Grabmal seines Liebestraums zu Lotte.

***

Der Tod als Schlüssel zum dritten Reich

von Gerhard v. Mutius

Allenthalben tönt der Tod das Leben. Auch ohne daß wir an ihn denken, ist er allgegenwärtig. Alle Lebensfunktionen kämpfen beständig gegen den Tod. Der Organismus blickt in nie ruhender Wachsamkeit nach dem Feind. Wie sollte dieser tiefste Lebensinstinkt nicht auch in das Reich des Geistes ausstrahlen?!

Wie sehr aber der Tod nicht nur mit seinem Stab die Seelen ins Schattenreich geleitet, sondern auch der Führer der Musen ist, in welchem Umfang gerade alles höhere geistige Leben durch den Tod bestimmt wird, pflegt in jene Tagesansicht der Welt, als welche das praktisch gerichtete Bewußtsein des modernen Menschen sich darstellt, nicht einzugehen. Und doch haben ganze Zeiten und Kulturen vom Tode aus ihre Prägung erhalten. Die ungeheuren Grabdenkmäler Aegyptens, der Gräber- und Ahnenkult Ostasiens reden eine deutliche Sprache. Das Christentum war jedenfalls in seinen Anfängen durch die Vorstellung des bevorstehenden Weltendes bestimmt und seine große Architektur hat mit ihrem Halbdunkel und gebrochenem Licht immer etwas vom Grabgewölbe behalten. Die Metaphysik primitiver Menschenrassen scheint allenthalben wesentlich auf den Dienst der toten Seelen eingestellt. — Aber auch wenn er nicht ins Bewußtsein tritt, beherrscht der Tod in geheimnisvoller Weise die inneren Bezirke unseres Geistes. Der Tod bleibt das tiefste Senkblei in die Gründe und Untergründe des Lebens. Dem allumfassenden Begriff des Lebens entspricht die Bedeutung des Todes. Keine Erweiterung und Vertiefung menschlichen Bewußtseins ohne veränderte und vertiefte Stellung zum Tode. Jede Weltanschauung ist daran zu messen, inwieweit der Tod in ihr erlebt, verstanden, überwunden ist. — Der natürliche Mensch fürchtet den Tod und mag nicht, ja kann nicht an ihn denken. Das natürliche Gefühl glaubt in gewisser Weise immer dagewesen und immer auch in Zukunft dabei zu sein. Und doch wissen wir die endlose Zeit, in der wir nicht waren und nicht sein werden. Und nur, insoweit wir dies wissen, als aus dem Paradies Vertriebene, sind wir eigentlich Menschen. Nicht die persönliche Haltung in der bitteren Stunde des Scheidens ist charakteristisch, obgleich es als ein hohes Ziel erscheint, auch das Sterben zur inneren Tat zu gestalten, — der Tod selber bleibt doch wesentlich ein Naturvorgang und die friedlichen oder leidvollen Arten des Sterbens sind überwiegend physiologisch bestimmt —, sondern mit welchem Ton der Gedanke des persönlichen Todes auf das Individuum in der Höhe seiner Kraft und Gesundheit zurückwirkt. Nicht

eigentlich der Tod ist irgendwie interessant, sondern nur das durch den Tod bestimmte Leben. In der Gestaltung des Lebens ist aber nur die Liebe dem Tode ebenbürtig.

Alles Leben erscheint nun am Tode gemessen als wertvoll, umgekehrt aber auch alle Werte als lebendig. Gerade vom Tode aus vollzieht sich die Gleichung: Wert = Leben. Der Wert „bewährt" sich also gerade am Tode. Ja, vielleicht wird durch den Tod der Wert erst „möglich".

Um seine gestaltende Funktion zu verstehen, müssen wir zunächst den Tod den Lebensinhalten gegenüberstellen. Natürlich kann dies nicht so gemeint sein, daß der Tod eine gewisse Gruppe materiell zu bestimmender Interessen, z. B. Reichtum, Macht, Wohlleben, zur Nichtigkeit verdammt, während andererseits der Ruhm den Tod nicht nur überdauert, sondern vielfach erst so recht durch ihn sich bildet. Auch ein weniger grobes Schema dieser Art — man könnte ein solches weiter und feiner entwickeln — würde deswegen nicht genügen, weil schließlich alle Inhalte als zur Gegebenheit des Lebens gehörig dem Tode gegenüber doch mehr oder weniger gleichwertig sind. Wenn der Wert dem Tode gegenüber Bestand hat und allgegenwärtig ist, so wird kein einzelner Lebensinhalt ganz durch den Tod vernichtet, sondern diejenige Seite ist herauszufinden, durch welche auch das geringste und äußerlichste Stück Leben an die Ewigkeit rührt.

Als Lebensinhalte in dem hier interessierenden Sinne wird man nun zunächst die Genüsse und die Zwecke bezeichnen können. Zwar sind auch die Leiden Inhalte, aber doch in einem anderen Sinne. Das Leben flieht das Leiden, und wenn der Tod die Leiden aufhebt, so ist er nur der Vollstrecker des Lebenswillens, während es auf die Genüsse und die Zwecke gerichtet ist, zu ihnen als seiner Erfüllung emporstrebt. Das Leiden ist ein μὴ ὄν, wogegen in den Genüssen und den Zwecken doch ein οὕτως ὄν zu stecken scheint.

Wie stellt sich nun der Genuß am Maßstabe des Todes gemessen dar? Als Gegebenheit wird er natürlich wie jede andere Gegenwart durch den Tod aufgehoben. Aber nicht das ist die Frage, sondern vielmehr, welche Bedeutung behält der Genuß trotz seiner Vergänglichkeit, deren konzentriertester Ausdruck ja nur der Tod ist? Und da kommt in erster Linie in Betracht, daß der Gedanke der Vergänglichkeit den Genuß nicht nur nicht stört, sondern eher noch steigert. „Heute ist heut" bleibt die Stimmung des wahrhaft und tief Genießenden. Durch seine Intensität löst sich gewissermaßen der Genuß von dem ihn umgebenden Lebenszusammenhang und nimmt einen Eigenwert an, der sich selber genügt. — Aber auch, wenn er vergangen ist, bleibt der Genuß ein leuchtender Punkt in

unserer Erinnerung, und vielleicht machen wir uns nicht genug klar, wie sehr unser Leben getragen und lebendig gemacht wird eben durch die Nachwirkung jener leuchtenden, wenn auch flüchtigen Harmonien. Der Genuß ist nicht nur Augenblickserlebnis. Es geht von ihm eine Kraft aus, die das ganze Leben tönt. Er ist in um so tieferen Sinne Genuß, je mehr er diese auf das Ganze gehende Nachwirkung hat. Also irgendwie streckt sich der Sinn des Genusses doch über die Gegenwart hinaus auf das Ganze. Von dieser demiurgischen Kraft der Genüsse handelt Baruzzi in seiner volonté de métamorphose. Er spricht von der Leuchtkraft unserer Träume, worunter er jene Momente tiefsten und heimlichsten Lebensgenusses versteht, und glaubt in ihrem Verblassen und Verwelken den allmählichen Rückgang gestaltender Lebenskraft zu fassen. Danach ist der Genuß das Geheimnis des Lebens selber, er haut das Ganze, er umfaßt das Ganze, d. h. er streckt sich nach dem Wert, er verwandelt sich in den Wert. Je weniger der Genuß bloß flüchtiges Augenblickserlebnis ist, je mehr er in seiner leuchtenden, gestaltenden, bestimmenden Kraft auf das Ganze unseres Daseins hin ausstrahlt, um so mehr verliert er seine im gewöhnlichen Sinne subjektive Farbe, um so mehr nähert er sich in seiner inneren Notwendigkeit dem Objekt, um so mehr wird der Genuß zur Gesundheit, als welcher Begriff ja immer eine eigentümliche Gesamtbilanz unseres nur für unsere praktische Reflexion in Subjekt und Objekt sich scheidenden Daseins ausmacht. In diesem hohen Sinne ist der Genuß ein Ganzwerden der Welt, er ist das Abbild einer ewigen Harmonie, er rührt an die zeitlose Selbstgenügsamkeit des Ganzen. Sie aber ist dem Tod entrückt. Nur das Einzelne stirbt. Der Tod ist das Auseinanderfallen der Lebenseinheit, welche das Ganze spiegelt. Dieser jeweilige Zerfall bedingt das tiefe Grausen des Sterbens. Aber das ist nur ein Uebergang. An Stelle des brechenden Auges blickt immer wieder ein neues frisch in die Welt. Das Nichts ist ein unvollziehbarer Gedanke. Die Allgegenwart des Todes muß aber gerade den Genuß von aller Endlichkeit, von jenem zeitlichen Sinne einer bloßen Gegebenheit, eines flüchtigen Tatbestandes läutern und ihn zum Pulsschlag des seligen Allebens machen. Denn gerade indem der Tod die Vergänglichkeit und Nichtigkeit aller Genüsse unterstreicht, hebt er den von aller Vergänglichkeit unabhängigen Sinn des Genusses hervor, der kein anderer ist, als einer alle Gegensätze, Dissonanzen, Besonderungen überwölbenden Welteinheit. Dadurch, daß der Genuß sich selber rechtfertigt und in dieser Selbstgenügsamkeit sich allen anderen Weltinhalten gegenüber behauptet, wird er zum Bild und Unterpfand der sich selbst genügenden, alle Individuation und damit auch den Tod überragenden Totalität. Wäre der Genuß nicht vergänglich, nicht allezeit durch den Tod bedroht, so würde er nur den

Charakter einer endlichen Gegebenheit tragen, sein Sinn würde sich in dieser Gegebenheit erschöpfen, und damit ginge der tiefste Genuß im Genuß verloren. Er wäre nicht mehr das Allgefühl, als welches er sich in allerdings nur selten erstiegenen Höhen darstellt. Auch jene eigentümliche Stimmung der Unzerstörbarkeit, welche den normalen, gesunden Menschen erfüllt und ein Ausdruck des Lebensgenusses ist, kann sich nur bilden dadurch, daß die bloß zeitliche Bedeutung des Genusses überwunden wird. In diesem Sinne ist aber der Genuß eigentlich schon etwas anderes, als was der gewöhnliche Sprachgebrauch darunter versteht, er fällt als Werterlebnis unter den allgemeinen Begriff des Wertbewußtseins. Denn das Ganze, die Einheit, das eben ist der Wert. Nur die im Tode sich konzentrierende Vergänglichkeit der Genüsse aber erlöst im Genuß seinen unvergänglichen Kern, eben den Wert, die Allheit, vor welcher der Tod zum wesenlosen Schatten verbleicht.

Neben den Genüssen stehen aber — meist sehr viel stärker, jedenfalls vom Mann beachtet, besprochen, hervorgehoben — als Lebensinhalte die Zwecke. Der Mensch, im engeren Sinne der Mann, ist allen anderen Geschöpfen gegenüber in besonderem Grade das handelnde Wesen. Die Ziele des Handelns sind aber die Zwecke, das Handeln im ursprünglichen Sinne des Wortes geht auf die Außenwelt. Alle Zwecke sind daher zunächst objektiver Art. Es handelt sich bei dem Zweck um eine Umbildung der als dauernd und beständig dem vergänglichen Individuum gegenüberstehenden objektiven Welt. Insoweit überragen die Zwecke die Flüchtigkeit und Vergänglichkeit individuellen Lebens. Wir bauen handelnd an einer Art Unsterblichkeit. Aber diese Wirkung unserer Taten — der Eingriff in die unendlich zu denkende Kette der Ursachen — ist doch nur ein schwacher Trost gegenüber der Flüchtigkeit unseres sonstigen Lebens und der Hinfälligkeit unserer Person. Denn die menschliche Kraft wird unendlich durch die Gewalt der äußeren Ursachen übertroffen. Die Wirkungen des Einzellebens sind meist außerordentlich schnell, fast spurlos, verschwunden. Also objektiv begründet ist jenes Gefühl, uns durch unsere Taten gewissermaßen ins Dauernde zu projizieren, nur in beschränktem Grade, und doch rechtfertigt sich dasselbe von höher gewähltem Standpunkte aus. Genau nämlich wie der Genuß, je wahrer und tiefer er genossen wird, über die Bedeutung einer bloß augenblicklichen Gegebenheit hinauswächst zu einer das Ganze unserer Erfahrung durchziehenden Harmonie, ebenso gewinnt auch der Zweck, je lebendiger er als Zweck gefaßt wird, eine symbolische Bedeutung und spiegelt den Sinn des Ganzen. Nur daß im Genuß sozusagen der Wert in seiner tragenden Allgegenwart, im Zweck als das richtunggebende transzendente Ziel erscheint. Je mehr der Zweck zum Zweck

wird, um so mehr wird er zum Wert. Im Genuß wird der Wert mehr erlebt, im Zwecke mehr gedacht. Das objektive Moment im Wertbegriff tritt beim Zweck in den Vordergrund und damit auch seine Lösung von der einzelnen vergänglichen Person. Im Genuß erscheint er mehr als eine subjektive Gegebenheit, zwar wirklich gegenwärtig, aber damit auch endlich; im Zwecke bezeugt sich mehr seine Transzendenz und Unendlichkeit. Denn während der Genießende sich mit dem Genuß identifiziert, bleibt der Zweck allezeit ein Jenseitiges, das Individuum Ueberragendes. Aber auch der Genuß steigert sich in einen überindividuellen Zustand hinein, und je lebendiger der Zweck erlebt wird, um so mehr nähert er sich dem Genuß. — Nun ist es aber gerade der Tod, welcher diesen symbolischen Sinn auch aller Zwecke auslöst und frei macht. Denn auch der Zweck ist immer in Gefahr, sich nur als Resultat, als totes Objekt, als äußere Gegebenheit darzustellen. Das gewöhnliche Bewußtsein des praktisch handelnden Menschen ist nur von dieser Endlichkeit der Zwecke erfüllt. Die Umsetzbarkeit aller Leistung in Geld ist insofern der Ausdruck dieser Endlichkeit, als alle Leistung dabei immer vertauschbar und niemals in ihrer quantitativen Einzigkeit erscheint. Die symbolische Bedeutung des Zweckes hängt aber eng mit der qualitativen Einzigkeit, d. h. der Lebendigkeit der auf diesen Zweck gerichteten Tat zusammen. In diesem Sinne betet ein altes Kirchenlied: „Gib, daß Deiner Liebe Glut unsre kalten Werke töte!“ Die „kalten Werke“ sind die lediglich auf endliche Veränderungen in der äußeren Welt gerichteten, die lebendigen sind wie der Pulsschlag des Alls aus dem unendlichen Wertanspruch stammend und auf den absoluten Wert abzielend. Der Zweck als Symbol ist der Zweck als Abbild des absoluten Wertes, d. h. der Zweck wird zum Wert. — Ebenso wie der Tod den Genuß von seiner unmittelbaren Gegebenheit löst und den auf das Ganze sich streckenden Sinn in ihm freimacht, so erweitert er auch die unmittelbare praktische Bedeutung des Zweckes zum Symbol des transzendenten Zieles, auf welches das Leben hin orientiert ist. Denn jeder bloß endliche und zeitliche Sinn des Zweckes kann vor dem Tode nicht bestehen. Sollen wir nicht zu der Konsequenz getrieben werden, daß alle handelnde Bemühung im Grunde eitel ist, so müssen wir dem endlichen Sinn der Tat, nämlich dem Zweck, den unendlichen, den Sinn des Ganzen, eben den Wert substituieren. Der Zweck ist darin aber dem Genuß überlegen, daß deutlicher wie im Genusse das transzendente Ziel des Lebens niemals als definitiv gegeben, sondern immer nur in der ruhelosen Folge der Zwecksetzungen als aufgegeben erscheint. Der Genuß, als endliche Gegebenheit verstanden, wird leichter zum Götzen des Daseins als der Zweck, der gerade in seiner Objektivität immer mehr einen partikularen

Sinn behält. Es ist umgekehrt vielleicht schwerer, den Zweck zum Wert zu steigern. Darum steht aber der handelnde, der aus dem Wertbewußtsein heraus handelnde Mensch höher als der genießende.

Wenn aber der Genuß und der Zweck gerade im Angesicht des Todes sich zum Werte steigern, wenn sozusagen die Reihen der Genüsse und der Zwecke in dem Wert als demjenigen Punkte zusammentreffen, der allem bloß Subjektiven wie allem bloß Objektiven übergeordnet ist, so ergibt sich die Frage, wie denn nun der Wert sich dem Tode gegenüber behauptet. Denn auch der Wert ist lebendig, und alles Leben wird durch den Tod bedroht und zu gegebener Zeit von ihm vernichtet. Darauf ist zu antworten, daß der Wert mit der Gegebenheit des Lebens, mit dem Leben als Tatbestand niemals völlig zusammenfällt, daß der Wert, da er dem Leben transzendent bleibt, auch durch den Tod nicht berührt wird. Oder anders ausgedrückt: die Ewigkeit des Lebens ist nicht zu verwechseln mit seiner in immer neuen Individuen Gestalt gewinnenden Dauer, die Bedeutung des Lebens erschöpft sich nicht in seinem zeitlichen Verlauf als einer Folge von Gegebenheiten, sondern liegt in der ganz anderen Dimension, eben der des Wertes, als einer alle Gegebenheiten überragenden Zielsetzung. Oder noch anders gewandt: das Leben ist sich selber niemals gegeben, immer nur aufgegeben. Daraus folgt, daß kein einzelner Zeitpunkt und ebensowenig eine Folge von Zeitpunkten, d. h. der zeitliche Verlauf, als seine Erfüllung angesehen werden kann, sondern daß das Leben einem Pol zugravitiert, sein Licht von einem Punkte erhält, der allen zeitlichen Veränderungen und damit auch dem Tode entzogen ist. Es ist mißverständlich, zu sagen, der Sinn des Lebens ist das Leben selber. Nein, sein Sinn ist die in sich ruhende, sich selbst genügende Ganzheit, die Einheit der Welt, der absolute Wert. Das Leben lebt von diesem zentralen Licht, ohne doch jemals mit dieser Lichtquelle selber identisch zu sein. Der Tod herrscht nur innerhalb der Gegebenheit des Lebens. Wie er an die Ewigkeit des Alls nicht rührt, so hat er auch keine Macht über das eigentlich Lebendige im Leben, den Wert, als welcher in einem tieferen Sinne die Allheit, die Einheit der Welt selber ist. — Andererseits ist aber der Tod die Bedingung dafür, daß die im Grunde des Lebens schlummernde Alleinheit erscheine, „denn alles muß zu nichts zerfallen, wenn es im Sein beharren will". Ohne den Tod würde sich das Leben mit seinem eigenen vergänglichen Dasein verwechseln, es würde sich selber im tiefsten abtrünnig werden, es müßte seine eigentliche Lebendigkeit, eben dieses beständige „Sichselberaufgegebensein" verlieren. Dieses „Sichselberaufgegebensein" ist, negativ verstanden, nichts anderes als der beständige Kampf gegen den

Tod. Schon die normale Funktion unserer Organe kann als andauernder Kampf gegen den Tod aufgefaßt werden. Des Weiteren aber läßt sich unser ganzes Denken und Handeln als erweiterte Fortsetzung dieser Lebensfunktionen im eigentlichen Sinne als Kampf ums Dasein verstehen. Indessen wäre es falsch und würde den Ton unseres Erlebens nicht treffen, wollte man darin, wie dies meist geschieht, nur ein negatives Ziel, eine Abwehr erblicken. Vielmehr setzt eben hier das Verständnis des Wertes ein. Derselbe ist als das positive Ziel aller unbewußten und bewußten Lebensarbeit aufzufassen. Nur scheinbar ist alle Bewegung des Lebens Flucht vor dem Tode. Diese Ansicht entsteht nur dann, aber dann auch mit Notwendigkeit, wenn wir das Leben naturalistisch als biologische Gegebenheit auffassen. In Wahrheit erleben wir alle Zielsetzung durchaus positiv und denken dabei nicht an den Tod. Das Leben ist der unendliche Wertanspruch und als solcher durchaus positiv auf ein Ziel orientiert, welches als Unsterblichkeit, Ewigkeit, Wert bezeichnet werden mag, und welches eben die Totalität, das sich selbst genügende Ganze ist. Das Leben streckt sich nach einem Ziel, das es niemals völlig erreicht. Es ist sich selber transzendent. Und nur darum ist es lebendig.

Wir stehen hier an einer Wendung, an der sich ein doppelter Sinn des Wortes und Begriffs „Leben" ergibt. Einmal nämlich kann dasselbe als ein besonderes Naturphänomen, als eine Gegebenheit neben anderen Gegebenheiten verstanden werden. Dann ist das Leben nur ein Spezialfall im Gefüge einer überwiegend anorganischen Welt. Oder aber wir besinnen uns darauf, daß wir ja eigentlich gar nichts anderes kennen als das Leben, daß wir von allem Anorganischen ja auch nur durch ein sehendes Auge, eine fühlende Hand wissen, daß auch die anorganische Natur ja nur eine Projektion des Lebens ist. Dieser letzteren Auffassung als der strengeren Form der Selbstbesinnung entspricht es, wenn vorhin behauptet wurde, daß das Leben sich selber niemals gegeben, immer nur aufgegeben sei. Denn von dem Naturphänomen des Lebens im Sinne der Biologie läßt sich das nicht sagen. Die Biologie hat es nur mit dem Lebensprozeß als einer zeitlichen Folge von Gegebenheiten zu tun. Es erhebt sich nun die Frage, wie diese beiden Lebensbegriffe nebeneinander bestehen können, bzw. wie der naturwissenschaftliche Begriff des Lebens in den philosophischen überzuleiten sei, oder anders gewandt, was das Anorganische innerhalb jener Alleinheit des Lebens zu bedeuten habe. In dem Begriff des Anorganischen steckt das Problem des Todes. Denn der Tod ist der Uebergang aus der organischen in die anorganische Form. Und da ergibt es sich nun, daß es offenbar das Anorganische, der Tod ist, welche jene Transzendenz des Lebens begründen, der gegenüber die lediglich bio-

logische Betrachtung desselben allezeit unzulänglich bleibt. Die Allgegenwart des Todes, der dauernde Kampf des Lebens gegen den Tod gestaltet dasselbe zu einer beständigen Aufgabe. Daß alles Leben Kampf ist, bedeutet eigentlich schon, daß es dem mechanisch-extensiven Weltbild entzogen bleibt, daß es in einer anderen Dimension verläuft, d. h. dem Werte zugravitiert. Denn im Grunde schließt die anorganische Welt Gewinn und Verlust und damit den Kampf aus. Das Anorganische ist innerhalb des philosophischen Lebensbegriffs lediglich die notwendige Schranke des Lebens. Denn ein Anspruch, eine Forderung verlangt auch immer ein Etwas, von dem gefordert wird. Das Leben kann als Gegebenheit der äußeren Natur eigentlich überhaupt nicht verstanden werden. Es geht daher nicht an, es anderen physikalischen Faktoren wie Kraft und Stoff zu koordinieren. Dies hieße ihm seine eigene Lebendigkeit nehmen. Darum wäre es auch falsch, das Leben als Naturphänomen, als Gegebenheit zum Sinn der Welt zu erheben. Nur daß das Leben auf jenen Weltsinn gerichtet ist, der sich selbst genügenden Totalität des Ganzen, eben dem absoluten Werte zustrebt, wird hier behauptet. Gilt dies zunächst nur von dem Leben, wie es im Menschen erscheint, so kann diese höchste uns bekannte organische Naturform doch als Wegzeiger für die Gesamtbewegung des Lebens gelten. — Ist aber das Wesen des Lebens im Vorstehenden richtig gedeutet, so folgt daraus, daß keine Naturerkenntnis oder Naturphilosophie jemals an den Sinn des Lebens, welches den Sinn der Welt in sich trägt, heranreicht, daß zur Welteinheit durch Naturforschung nicht zu gelangen ist. Nur das Leben hat diese Einheit zur Voraussetzung und zum Ziel. Etwas von dieser Totalität, von dieser sich selbst rechtfertigenden Harmonie ist im Leben allgegenwärtig, denn ohne relative Uebereinstimmung mit seinen Bedingungen wäre es überhaupt nicht möglich. Und doch ist diese Uebereinstimmung nicht nur allezeit von der Dissonanz begleitet, sondern auch in sich niemals vollkommen. Die Harmonie will sich immer selber vertiefen bis auf den imaginären Punkt zu, wo der Gegensatz von Subjekt und Objekt, Anspruch und Erfüllung aufgehoben ist. Nur der Tod erlöst aber das Leben sozusagen von sich selber, von seiner Gegebenheit, befreit es vom bloßen Naturzusammenhang und sichert seine Transzendenz, d. h. seine eigentliche Lebendigkeit. Der Wert, die Welteinheit ist der Erscheinung, der Gegebenheit sowohl des Lebens wie des Todes überlegen. Nur durch den Tod aber wird das Leben zum Träger dieses letzten, alle Worte übersteigenden Sinnes. Nur durch den Tod ist das Leben das allumfassende, das kosmische Phänomen.

Betrachten wir nun zunächst diese Funktion des Todes im Physischen, so ist einleuchtend, daß er das Recht dieser im prägnanten Sinne als Gegebenheit zu bezeichnenden Sphäre

einerseits zwar betont, denn das Sterben ist ein physischer Vorgang, andererseits aber einschränkt. Der physische Lebensprozeß ist von vornherein auf seinen Abschluß durch den Tod eingestellt, ja, er ist diesem Abschluß sozusagen immer gleich nahe. Dadurch wird schon dem physischen Leben jede sozusagen statische Sicherheit genommen, es bleibt immer Prozeß, ein Schweben zwischen Sein und Nichtsein, Wagnis. Im Grunde wird erst dadurch das Leben jener Substanziierung, Vergegenständlichung entzogen, deren philosophisch gereinigter Ausdruck der Begriff der Gegebenheit ist, und auch physiologisch in eine beständig zu lösende Aufgabe verwandelt. Die Lösung dieser Aufgabe ist, rein biologisch gesprochen, das Leben selber. Aber wir sahen ja eben, daß dieses Ziel niemals eigentlich eine Verdinglichung, einen bloßen Zustand bedeuten kann. Es ist nur konsequent, daß jener „Soll"charakter des Lebens nicht bei dem physiologisch normalen Ablauf seiner Funktionen halt macht, sondern sich innerhalb des rein biologisch funktionierenden Lebens fortsetzt. Dieses „Soll" ist eben die Richtung auf den Wert. Der physiologisch normale Ablauf des Lebens, der in dem Begriffe der Gesundheit kulminiert, ist gewissermaßen nur eine Etappe auf dem Wege zur Selbstgenügsamkeit, zur Einheit, zum Wert. Denn mit der körperlichen Gesundheit ist der Lebensprozeß nicht abgeschlossen, im Gegenteil, die eigentlich menschlich bedeutungsvolle, geschichtliche Funktion des Lebens fängt erst dort an. Denn wie der Mensch denkend und handelnd sein Leben gestaltet, was er aus sich macht, das erst ist eigentlich das Thema seines Daseins. Und doch bleibt dieses gesamte höhere Leben verankert im Physiologischen, Biologischen. Und ebenso wie diese Lebenssphäre ihr „Soll" nur aus der Allgegenwart des Todes erhält, so wird auch allem höheren menschlichen Dasein das „Soll" von dort aus erst so recht aufgeprägt. Nur offenbart sich in diesen höheren Bezirken diese Zielsetzung als eine durchaus positive. Das, was auf der natürlichen Stufe als Flucht vor dem Tode, als Trieb zur Erhaltung des Lebens erscheint, das wird für den geschichtlichen Menschen ein Sichstrecken nach der Ewigkeit, der Selbstgenügsamkeit, dem Wert. Aber nur der Tod verhindert, daß wir die Ewigkeit nicht mit der Dauer verwechseln, daß nicht der zeitliche Sinn irgendeiner Gegebenheit unser Dasein ausfüllt, sondern bewirkt, daß der tiefste Gehalt unseres Lebens als nicht bloß natürlich, sondern als transzendent erkannt wird. Die Allgegenwart des physischen Todes entbindet erst jenes stets unerfüllte „Soll" und macht jenen transzendenten Sinn des Lebens, der hier in dem Wort „Wert" zusammengefaßt wurde, „möglich".

Dasselbe aber, was im Physischen der Tod bedeutet, ist im Reiche des Geistes das Vergessen. Wie das natürliche Dasein ein regelmäßiger Wellenschlag von Leben und Tod

ist, so besteht alles geistige Leben auch aus einem beständigen Rhythmus von Erinnern und Vergessen. Aber auch hier steht nicht nur eine negative Funktion neben einer positiven, sondern das Erinnern ist eben nur durch das Vergessen „möglich". Daß beständig ein Teil unserer Erfahrung und unseres Wesens ins Nichts versinkt, ist die Voraussetzung dafür, daß ein anderer Teil gewissermaßen dem Zeitverlauf trotzt. Damit das Bild des Zeitlaufs zustande kommt, bedarf es sowohl des Erinnerns wie des Vergessens. Die Zeit ist beständiger Wechsel, aber wir würden diesen Wechsel gar nicht als solchen wahrnehmen, ohne eine gewisse Konstanz, von der dieser Wechsel sich abhebt. Erinnert wird nur das irgendwie Bedeutsame, ja vielleicht ist sogar die Erinnerung ein letztes, ein sozusagen „natürliches" Kriterium dafür, was uns als bedeutsam erscheint. Gerade diese Funktion der Erinnerung zwischen Bedeutsam und Nichtbedeutsam zu unterscheiden, zeigt, daß das Leben ein Bewertungsprozeß, auf den Wert gerichtet ist, denn das Bedeutsame fällt unter den Oberbegriff des Wertes. — Wenn aber das Erinnern sich nur durch gleichzeitiges Vergessen vollziehen kann, so zeigt sich, daß auch innerhalb des geistigen Lebens das Erlöschen, der Tod, eine Bedingung der Wertbildung, ein Koeffizient des Wertes ist. Auch das Vergessen ist ein Untergang von Werten, denn kein Lebensmoment ohne die tragende Allgegenwart des Wertes. Aber zur Steigerung des Wertes müssen immer geringere Werte geopfert werden. „Das Leben ist dasjenige, was sich immer wieder selber überwinden muß." Die bloße Gegenwart ist niemals genügend. Leben heißt immer Mehrleben. Dieses „Mehr" ist eben die in ihm liegende Steigerungstendenz auf den absoluten Wert zu. Auch auf dem Gebiet des Geistes heißt Wachstum immer zugleich Untergang. Das Vergessen ist das Sieb, durch welches die höheren Werte sich aussondern. Die Erinnerung stellt gegenüber der Naturgegebenheit des Lebens die intensivere und höhere Form desselben, die wertbildende Funktion zum mindesten im Ansatz dar. Das Erlebnis ist als Gegenwart meist nicht ganz kommensurabel. Erst an der Nachwirkung, d. h. in und durch die Erinnerung wissen wir seine Tiefe und Bedeutung. So ist die große Liebe nicht eigentlich in der Gegenwart von flüchtiger erotischer Wallung verschieden, sondern gelangt zu ihrem Wesen durchaus erst durch Erinnerung und Phantasie. Auch das, was man als „Glück" bezeichnet, ist wesentlich Erinnerungs- und Phantasieprodukt. Aehnlich das ästhetische Erlebnis! Wohl ist der unmittelbare, gegenwärtige Eindruck der zündende Funke, aber zum Welteinheitsgefühl wird dieses Erlebnis erst dadurch, daß unzählige Elemente aus unserer Erinnerung zusammenschießen, sich um den Sinneseindruck gruppieren, so daß derselbe zu einer Konzentration und Aufgipfelung unserer gesamten Erfahrung wird. Der Wert ist

niemals bloße Gegenwart. — Durch Erinnerung oder, was damit gleichbedeutend ist, durch Vergessen baut sich auch jene Form des Wertes erst auf, welche wir „Persönlichkeit" nennen. Gemeint ist damit nicht nur die Konzentrierung unserer gesamten Erfahrung auf einen Beziehungspunkt, sondern auch ihre Assimilierung durch ein wertbildendes Bewußtsein. Die Bedeutung der Erinnerung für die Bildung der Persönlichkeit ist so groß, daß man unter „Persönlichkeit" eben nur einen bestimmten Erinnerungszusammenhang hat verstehen wollen. Aber die Persönlichkeit *ist* ja nur, indem sie *wird*. Sie ist niemals gegeben, immer nur aufgegeben. Der Begriff der Persönlichkeit findet in dem Naturalismus eigentlich keinen Platz. Indem wir aber die Erinnerung als fortschreitenden Bewertungs- und Wertbildungsprozeß verstehen, erkennen wir allerdings daß jene Tendenz auf ein zusammenfassendes Wertbewußtsein, eben die Persönlichkeit sich nur durch Erinnerung (und damit gleichzeitig durch Vergessen) vollziehen kann. Persönlichkeit und Wert sind Wechselbegriffe, denn auch die Persönlichkeit ist eine Idee, ein ideales Ziel, dem wir uns nur nähern, das wir aber nie voll verwirklichen können. Ihr Sinn ist Einheits-, Totalität-, Wertbewußtsein. Auch Persönlichkeit ist nur der Ausdruck für eine letzte Zusammenfassung unserer Erfahrung zu einem sich selbst genügenden Ganzen. Die Erinnerung ist aber allezeit Ansatz zur Persönlichkeit, zur Idee der Persönlichkeit. — Mit dieser Auffassung von der wertbildenden Funktion der Erinnerung stimmt es überein, daß es nach Nietzsches Wort ein eigentlich summierendes Bewußtsein der Unlust nicht gibt. Allerdings ist dies nicht so zu verstehen, als ob unsere Erfahrung nicht auch schmerzliche, quälende, unangenehme Erinnerungen aufwiese. Es gibt auch eine negative Bedeutsamkeit. Die konzentrierteste Form der schlimmen Erinnerung ist das böse Gewissen, das Schuldbewußtsein. Aber gerade dieser extreme Fall, in dem die wertbildende Funktion der Erinnerung in ihr Gegenteil umzuschlagen scheint, ist für die Beziehung der Erinnerung zum Wertbewußtsein, zur Persönlichkeit besonders illustrativ. Die Schuld ist darum „der Uebel größtes", weil sie eben den Begriff der Persönlichkeit, den wertbildenden Faktor selber in Frage stellt, der wertbildenden Funktion der Erinnerung zuwiderläuft. Schuld ist Krankheit, Reue und Sündenvergebung ein Wiedergesundwerden — durch Vergessen. Die Vergebung der Sünden ist ein ethisch bedingtes und betontes Vergessen, ein Erlöschen und Sterben als moralischer Vorgang. Hier steht im eminenten Sinne das Vergessen im Dienste der Wertbildung. Die Endlichkeit des Individuums macht den Tod, das Vergessen notwendig.

Der Tod hat gegenüber den einzelnen Lebensinhalten und der Naturgegebenheit des Lebens überhaupt eine dematerialis-

sierende und vereinheitlichende Funktion. Er verweist immer auf das alle Individualisierung des Lebens und der Lebensinteressen überragende Ganze, auf den Zusammenhang des Ganzen. Ihm fällt in dem Sinne eine priesterliche Aufgabe zu. Aber der Tod ist auch der große Künstler. In aller Abrundung und Vollendung baut seine geheime Kraft mit.

Der individuelle Mensch ist der sichtbare Träger des Wertes in der Form der Persönlichkeitsidee. Der gewöhnliche Sprachgebrauch bezeichnet eben das Individuum als eine Person, eine Persönlichkeit. Darin spricht sich aus, daß das Individuum immer schon relative Verwirklichung des in der Persönlichkeitsidee liegenden Wertanspruchs, in einem gewissen Sinne Wertgegenwart ist. Auch diese Wertgegenwart im Individuum ist nur durch den Tod. Wenn das Erlebnis seinem Begriff nach Zusammenklang von Leben und Lebensbedingung, Anspruch und Erfüllung ist, so ist auch das Individuum als Erlebniszusammenhang eine Harmonie. Aber erst wenn die Zeit der Gefahren vorüber ist, d. h. mit dem Tode, ist diese besondere Harmonie, sozusagen die in ihr liegende musikalische Figur abgeschlossen. Zu jeder „Wirklichkeit" gehört eine zeitliche Grenze. Die Verbindung von Raum und Zeit zu einem vierdimensionalen Kontinuum, welche die moderne Relativitätstheorie fordert, bedeutet, wenngleich zunächst rein physikalisch gemeint, doch vielleicht auch eine prinzipielle Wendung für das Verständnis des Individuums. Auch seine Lebensdauer gehört zum Wesen des Individuums, nicht nur seiner Naturgegebenheit, sondern seiner Wertbedeutung nach. Daß ein geheimnisvolles Gesetz den Wert einer bestimmten Persönlichkeit auch mit einer gewissen zeitlichen Grenze verbindet, ergibt sich leicht aus einer Art geistigen Experiments. Man stelle sich die ganze innere Unmöglichkeit, die ganze Hölle vor, die in dem Gedanken sagen wir einer mehrhundertjährigen Dauer der eigenen Persönlichkeit liegt. Aber selbst in einer erheblichen Lebensverlängerung irgendeines besonders großen und guten Menschen, z. B. Goethes, würde kein Gewinn zu finden sein. Auch diesem ungeheuren, majestätischen Fluß menschlicher Entwickelung gegenüber fühlen wir deutlich, daß diese musikalische Figur mit einer bestimmten, der physischen nahe liegenden Fermate endigen muß. Der Tod vollendet das menschliche Leben auch seiner Bedeutung nach. Darum setzt die tiefste Wirkung einer Persönlichkeit häufig erst nach ihrem Tode ein. Zu keinem lebenden Menschen können wir ein so reines, so eindeutiges Verhältnis haben, wie zu denen, die nicht mehr sind. Als Inkarnationen des Wertes sind eigentlich die Toten die Lebendigen.

Innerlich eng verbunden mit dieser appollinischen Vollendung des Einzellebens lebt die gestaltende abrundende Kraft

des Todes in den Kultursymbolen der Vollendung, als welche die Kunst und die Religion in ihrer historischen Erscheinung anzusprechen sind. Das ästhetisch-religiöse Phänomen ist im Gegensatz zu aller Objektbildung im eigentlichen Sinne und aller Objektbewältigung, d. h. zu jenem praktischen Lebenssinn, dem im wesentlichen auch die Wissenschaft dient, die Tendenz zur Selbstvertiefung der im Erlebnis liegenden Harmonie. Inhalt der Kunst wie der Religion ist das Erlebnis, und es gilt demnach in der Quasiobjektivität dieser beiden Kulturgebiete einmal jenen flüchtigsten Weltinhalt, das Erlebnis, zu bannen und dann die darin anklingende Harmonie zu immer reinerem und tieferem Einklang zu steigern auf jenen imaginären Punkt zu, welcher dem Auseinandertreten von Ich und Welt, Subjekt und Objekt begrifflich noch präexistiert.

Daß die Kunst in einer geheimen Beziehung zum Tode steht, beruht nicht nur auf der besonderen Bedeutung, welche das Vergessen beim Aufbau der Erinnerung und der Phantasie spielt, sondern liegt sowohl in dem allem künstlerischen Schaffen und Genießen wesentlichen Individualisieren, dem Interesse an dem Einzigartigen, Qualitativen (der Schatten des Individuellen ist aber der Tod), als auch in der Abkehr von den gewöhnlichen Gegebenheiten und ihrem praktischen Sinn, welche als der künstlerische Schein bezeichnet wird. Einfühlung und Abstraktion zusammen erst machen das Kunstwerk, wobei unter Einfühlung das Erlebnis selbst, unter Abstraktion jene Selbstvertiefung verstanden werden mag, durch welche die bloße Naturgegebenheit im Erlebnis überwunden wird. Beide Tendenzen zusammen erst ergeben die Form, welche das besondere Geheimnis des Kunstwerks ist. Auch um die „Form" weht traumhaft das Wesen des Todes. Durch die Form erweitert sich die Einzigkeit des Erlebnisses zum Allgemeinen, Allgemeingültigen, zur Totalität, zum Wert. Die künstlerische Form ist Isolierung und Dematerialisierung der in sich schon individualisierten Naturgegebenheit, an der der künstlerische Trieb sich entzündet und auslebt. Wie im Edelstein ein Leben blüht, das doch über alles „wirkliche" Leben und Blühen hinaus ist, so ist auch das Kunstwerk durch den Tod gesteigertes Leben. Daß aber die Kunst nicht nur eine zufällige menschliche Konvention ist, sondern aus kosmischen Tiefen aufsteigt, erhellt daraus, daß die bloße Naturform allenthalben als Urbild und Vorbild der künstlerischen Form erscheint. Die Formensprache der Natur setzt sich in eigentümlicher Weise im menschlichen Geschmack fort, so daß man von einem Kunsttrieb der Natur reden kann. Ihre Farben und Formen übersteigen in gewisser Weise alles, was der Mensch etwa bilden und sagen könnte. In einem bestimmten Sinn bleibt die Kunst immer die Schülerin der Natur. Andererseits liegt in ihrer „Realität" auch die ästhetische Schranke aller Naturformen. Ihre endliche Gegebenheit er-

fordert eigentlich eine praktische Reaktion. Ihre Selbstgenügsamkeit, ihr Wert versinkt gegenüber dieser praktischen Bedeutung. Die Welteinheit, welche die Kunst sucht, liegt außerhalb aller „Wirklichkeit". Auch die Naturform ist individualisiert und somit vergänglich, sie wirft den Schatten des Todes. Erst die künstlerische Form hat den Tod in sich aufgenommen und damit überwunden.

Daß dem Tod im allgemeinen eine religiöse Funktion innewohnt, insofern er alle Gegebenheit in Frage stellt und auf den Zusammenhang des Ganzen hinweist, war vorher schon erwähnt worden. Er wirkt aber auch als Bildner und Gestalter in den historischen Erscheinungsformen der Religion, in denen der Vollkommenheitsdrang einen zeitweiligen Abschluß findet. Religion scheint in primitiven Völkern und Epochen sich wesentlich in dem den toten Seelen gewidmeten Dienst zu erschöpfen. Das Geheimnis des Todes ist recht eigentlich das Geheimnis der Welt. — Der Tod bleibt aber auch später das große Fragezeichen gegenüber dem harmlosen Alltagsbewußtsein, welches am Gewohnten hängt und das Gewohnte — eine verstärkte Form des Gegebenen — mit unbefangenem Optimismus als das Dauernde, allein Reale betrachtet. Indem der Tod die liebliche Gewohnheit des Daseins abschneidet, verwandelt er alle diese Gegebenheiten in Staub und Asche und lenkt den Blick auf das, „was ewig dauert, wenn alles wankt und fällt". Die Antwort auf die darin liegende Frage nahm zunächst die Form an, daß ein Weiterleben nach dem Tode gefordert wurde. Lediglich als Fortsetzung irdischen Daseins vorgestellt, wäre diese Lösung unbefriedigend, denn eine gewisse Ferne von dem absoluten Wert ist dem Leben, wie wir es kennen, wesentlich. Deshalb wird jenes Weiterleben modifiziert als seeliges Leben gedacht. In weitem Umfange befriedigt auch heute noch jener Glaube das religiöse Bedürfnis der Menschen. Was die Kirchen heute noch füllt, ist viel mehr als die eigentlich christliche Gedankenwelt das Gefühl, daß hier ein Ort ist, wo die Unsterblichkeit der Seele gelehrt und geglaubt wird. Vielleicht entspricht es dem durchschnittlichen Lebensgefühl am meisten, wenn das religiöse Bewußtsein als Sehnsucht nach Unsterblichkeit, als Unsterblichkeitsglaube bestimmt wird. Jedenfalls ist in dieser oder in anderer Form die Ueberwindung des Todes dem religiösen Bewußtsein wesentlich. Dieser Satz bedeutet aber, daß der Todesgedanke den innersten Lebensnerv aller geglaubten und geübten Religion auf Erden darstellt. Und so sehr auch im Einzelnen die religiöse Vorstellungswelt sich verfeinern, verinnerlichen, dematerialisieren mag, immer wird das Ewige, das sie sucht und an dem sie teil hat, als der Zeit und dem Tode entrückt zu denken sein. Der Tod ist eine Voraussetzung religiösen Lebens. Jener zeitlos absolute Wert, den das religiöse Bewußtsein sucht und zugleich als gegenwärtig

erlebt, würde gar nicht konzipiert werden, wenn nicht der Tod alle endlichen Werte in dem ebenso endlichen Wertträger, dem Individuum, vernichtete. Indem der Tod den endlichen Menschen negiert, schafft er Raum für das Wert- oder Persönlichkeitsprinzip in seinem ganzen Umfang, d. h. für die unendliche Persönlichkeit Gottes, und führt diese in den endlichen Menschen als seinen letzten Sinn ein. Auch in dieser Form vollendet er die menschliche Persönlichkeit. Der Tod ist aber auch insofern der Garant des religiösen Bewußtseins und seiner Geltung, als er die entscheidende und unerbittliche Instanz gegen jede nur im Diesseitigen und Sichtbaren wurzelnde und sich bewegende Weltanschauung und Lebenspraxis, gegen alle Substituierung des Wertes durch irgendwelche Endlichkeiten darstellt. Der Tod widerlegt ebensosehr den Naturalismus, den Kultus letzter Gegebenheiten und Tatsachen, wie den realistischen Dualismus, der unserem praktischen Handeln zugrunde liegt und in irgendwelchen Resultaten gipfelt. Er entthront den Verstand ebenso wie jeden anderen Götzen, welcher sich die absolute Herrschaft über das Leben anmaßt, heiße derselbe nun Wirtschaft und Geld, oder Nation und Politik, oder Wohlleben und Genuß, oder Wissenschaft und Technik. Der Tod ist ein Agnostiker. Alle besonderen menschlichen Maßstäbe und Ziele schwinden ihm gegenüber in Nichts zusammen. Er läßt allein das Leben selber gelten und bestimmt dasselbe als Wert, sowohl als relative Wertgegenwart wie als Wertvollendung. Erst der Tod macht uns so recht klar, daß wir ja eigentlich nichts anderes kennen als das Leben, daß das Leben dem Substanzbegriff Spinozas entspricht, daß es „in se est, et ex se concipitur". Dieser Substanzbegriff aber vollendet sich erst in dem Gedanken des Wertes. Alle Vollkommenheit und Vollendung spiegelt den Tod. Darum wird durch den Tod das Leben erst wirklich lebendig.

Haben wir den Tod bisher in seiner dematerialisierenden und seiner abrundenden Wirkung auf das Leben betrachtet, so erübrigt sich noch, das menschliche Individuum unmittelbar mit ihm zu konfrontieren, um seine wertbildende Funktion auch noch von dieser Seite zu erfassen. In gewisser Weise ist offenbar der Tod auch *das* Problem des individuellen Bewußtseins. Handeln ist die menschliche Bestimmung. Der Mensch ist im eminenten Sinn das handelnde Wesen. Er handelt, um zu leben und lebt, um zu handeln. Alles, was der Mensch positiv wollen kann, läßt sich aber auch negativ als Bekämpfung des Todes darstellen, wenngleich dieses Verhältnis nur ausnahmsweise ins Bewußtsein tritt. Und so deutet eigentlich gerade der Tod darauf hin, daß die Vielgestaltigkeit menschlichen Lebens und Handelns doch eine einheitliche Grundrichtung aufweist. Dieselbe ist durchaus positiv als ein Suchen, nicht als ein Fliehen zu verstehen. Genüsse und Zwecke sind zunächst die

Richtungen dieses Suchens. Will man diese Richtungen aber als eine Richtung verstehen — und der Tod erzwingt ihre Vereinheitlichung —, so ergibt sich als Blickpunkt derselben eben der Wert, in dem die Genüsse und die Zwecke zusammenlaufen. Der Tod ist der unzweideutigste Zeuge für die Einheit unseres Wesens. — Er ist auch der Türhüter mit dem Flammenschwert am heiligen Bezirk der Freiheit. Jener völlige Abschluß unseres Wesens, dessen Ausdruck eben der Begriff des Individuums ist, jene letzte undurchdringliche Einsamkeit, die jeden umgibt, sie wird uns so recht erst bewußt an der Einsamkeit des letzten Schicksals. Mag aber auch dies Gefühl dem Alltag unheimlich dünken, so sind wir doch erst durch diesen Abschluß von der Welt wirklich vor ihr behütet, von ihrem Druck befreit und ganz bei uns selber. Was hier mit „Welt" bezeichnet wurde, ist, abstrakt ausgedrückt, eine Summe von Gegebenheiten, die eben dadurch, daß sie gegeben sind, Unfreiheit und Zwang darstellen. Alle diese Gegebenheiten versinken angesichts des Todes. Auf diese Freiheit von allen Gegebenheiten weist Meister Eckeharts Predigt von der Abgeschiedenheit. Aber diese Freiheit von der Welt ist doch nur wertvoll eben als Freiheit zum Wert. Im Grunde wird erst durch diese letzte Freiheit von der Welt die Wertbildung als schöpferischer Akt möglich. Denn nur, wenn der Prozeß der Wertbildung im Letzten dem Druck der Tatsachen und Gegebenheiten unzugänglich ist, bleibt er autonom und kann zur Richtung gebenden Dimension des Lebens werden. Selbstbestimmung und Freiheit heißt nichts anderes als jener vom Druck und Zwang aller Gegebenheiten unabhängige Anspruch auf den Wert. In dieser Hinsicht ist, wie er auch sonst zu beurteilen sei, der Selbstmord eine letzte und äußerste Tat der Freiheit. Aus allen Gegebenheiten heraus bleibt immer dieser Ausweg offen. Aber auch innerhalb des Lebensbezirkes selber ist, eben weil nichts an jene letzte entscheidende Instanz heranreicht, der Wille zum Wert grundsätzlich allmächtig. Innerhalb jener durch den Tod garantierten Innerlichkeit kann jede Tatsache gedeutet, umgedeutet, dem Wert unterworfen werden. Ja, eigentlich ist alles Leben nur ein Bewerten und der Sieg des Wertgedankens nur jenes beständige Wiedergesundwerden aus der Krankheit des Endlichen, der Gegebenheiten heraus. Das Leben erhält dadurch seine Würde und seinen tiefsten Inhalt, daß es im Grunde autonom seinem Schicksal gegenübersteht. Vor diesem innersten Forum nehmen Glück und Unglück, Erfolg und Mißlingen, Fülle und Mangel, Jugend und Alter, und in welchem Namen sich sonst das Schicksal noch verstecken mag, eine grundsätzliche, vom äußeren Weltbezug unabhängige, dem Wert untergeordnete Bedeutung an. Die Letzten werden die Ersten sein und die Größten auf Erden im Himmelreich die Kleinsten. Dies ist die Freiheit der Kinder Gottes! — Wohl muß sich das Leben immer mit seinen engeren

oder weiteren Schranken abfinden, aber innerhalb dieser Schranken herrscht nicht das Gesetz der Tatsachen, sondern der Bewertungen, innerhalb dieser Schranken bildet sich, solange das Leben überhaupt atmet, eine Selbstgenügsamkeit, die eben durch den fortschreitenden Bewertungsprozeß sich immer weiter zu vertiefen strebt. Diese Freiheit ist das in jedem Menschen wohnende Geheimnis, dessen unlösliches Siegel der Tod ist. Darum sagt Nietzsche, daß der Gedanke an den Tod jedem Leben einen köstlichen, wohlriechenden Tropfen von Leichtsinn geben müsse. Wir wissen, daß der Tod mit der Vernichtung dieser unserer vergänglichen Person sowohl die in ihr liegenden Schwächen, Gebrechen, Zufälligkeiten, die ganze unheilbare Krankheit unserer Endlichkeit, als auch jene Sphäre als äußerlich empfundener Schranken und Gegebenheiten, heißen sie nun Amt oder Familie, Reichtum oder Armut, Macht oder Ohnmacht, Nationalität oder Staat, in Staub und Asche verwandelt. Ist es nicht ein großes, unsagbares Glück, zu denken, daß einmal zerbrochen diese Kerkerwand unseres sterblichen Ichs und mit ihr das ganze schwerfällige Gebäude der auf uns ruhenden Pflichten, Rechte und Lasten zusammensinken wird?! Und mit ihr natürlich auch der weitere Kreis historischer Bedingungen, in denen wir uns bewegen?! Der die Geschichte betrachtende, der in der Geschichte lebende Mensch unterliegt leicht der Vorstellung, daß es ebenso, wie es geschichtliche Höhepunkte gibt, glänzende Kulturen mit großen Persönlichkeiten, politischen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen, künstlerischen Erfolgen, es auch für den Einzelnen besonders bevorzugte Zeiten geben müsse, in denen das Leben lebenswerter wäre als in anderen. Und doch ist dies, wenn überhaupt, nur in dem Sinne etwa der Fall, wie man von einem besseren oder schlechteren Klima spricht. Der Mensch ist, nach Rankes Wort, Gott sozusagen immer gleich nahe. Diese letzte Bedeutsamkeit des Lebens — welche gewissermaßen alle historische Bedeutsamkeit sprengt — ist nur durch den Tod. Denn allem historischen Geschehen gegenüber behauptet sich der Naturvorgang des Individuallebens einerseits, sein Wertgehalt andererseits als etwas Selbständiges. Der Wertgehalt jeder Gegenwart ist in gewisser Weise über jeden Vergleich hinaus und bleibt dem historischen Denken unerreichbar. Wohl gibt es Niedergang und Aufschwung, schlechtes und gutes Wetter, dunklere und hellere Zeiten, aber es kann in den dunklen Zeiten im Individuum hell sein (man denke an die herrlichen Kirchenlieder aus der Zeit des 30jährigen Krieges) und umgekehrt (man erinnere sich der sozialistischen Erbitterung und geistigen Verflachung, welche dem beispiellosen politischen Aufstieg des Deutschen Reiches parallel lief). Und ebenso wie der historische, wird auch der physiologische Lebenssinn durch die Individuation eingeschränkt. Auch hier ein System von Kompensationen, jedes Nichthaben ein Haben und

umgekehrt! In allen Verhältnissen, innerhalb beliebiger Schranken streckt sich das Leben nach dem Wert und treibt dadurch gerade besonders eigentümliche Werte hervor.

So hebt eben jene brutalste Tatsache, die es gibt, jene Gegebenheit κατ' ἐξοχήν, der physische Tod alle Schranken und Gegebenheiten des Lebens auf und macht den Weg frei für die Autonomie der in jedem Individuum sich vollziehenden Wertbewegung. Aber wie jene äußerste Schranke den Wert überhaupt erzeugt, so leiten auch alle die äußeren und inneren Hemmungen und Widerstände, die unsere Endlichkeit bestimmen, erst den unendlichen, fesselosen Wertanspruch in die einzelnen konkreten Rinnsale relativer Wertverwirklichung, wie das Wasser über dem Weltmeer aufsteigt, um dann in Quellen, Bächen, Strömen ihm wieder zuzufließen.

Menschliches Wesen, das menschliche Bewußtsein konzentriert sich aber am stärksten in der Tat. Der Mensch ist das handelnde Wesen und zugleich das einzige, welches um seinen Tod weiß. Schon Goethe hat in der rührenden Schlichtheit seiner Hermann und Dorothea darauf hingewiesen, daß das Bild des Todes den Weisen ins Leben zurückdrängt und ihn handeln lehrt. Der Tod aber steigert nicht nur die menschliche Aktivität, sondern gibt ihr erst jene spezifische Richtung auf den Wert. Der allgemeine Wille zum Wert ist aber nun offenbar das, was als der Geltungsbestand der Sittlichkeit zu bezeichnen ist. Das „Soll" der Sittlichkeit geht auf dieses transzendente Ziel. Jede Tat, auch die böse, ist eben als Tat schon Ansatz zum Wert. Das Besondere der sittlichen Tat liegt nur darin, daß sie über ihre individuelle Erscheinungsform hinaus auf das Ganze angelegt scheint und damit Allgemeingültigkeit beansprucht. Das nächste Ziel der Sittlichkeit muß die Erhaltung des individuellen Lebens als des Wertträgers sein. Aber offenbar langt ihr Sinn darüber hinaus nach einer anderen Unsterblichkeit, denn sie fordert unter Umständen auch das Opfer des Lebens. Auch ganz naturalistisch und diesseitig als Flucht vor dem Tode, als Selbsterhaltung der Familien und Gruppen verstanden, fordert die Sittlichkeit unter Umständen den individuellen Tod. In wie viel höherem Grade noch, wenn ihr Ideal als die Zusammenfassung allen menschlichen Handelns zur einheitlichen Richtung auf den Wert verstanden werden muß! Darum ist die allgemeine Wehrpflicht ein so eminent sittlicher Gedanke, weil sie grundsätzlich fordert, daß wenigstens der Mann als der Hauptträger aktiver Sittlichkeit, auch mit dem Einsatz seines Lebens für das eintritt, was er für recht hält. Hinter allem sittlichen Handeln muß dieses äußerste Pathos stehen. In diesem Sinne ist der Krieg nicht der Ausdruck menschlicher Bestialität — was er nebenher auch sein kann und zweifellos auch ist, denn durch den Tod wird auch die Bestie im Menschen geweckt —, sondern eben jener Sittlichkeit. Aber

ebenso unaufhebbar ist natürlich das Ideal des ewigen Friedens gewissermaßen als ihre weibliche Seite in der Sittlichkeit beschlossen. Nur daß das handelnde und damit in allen Formen kriegerische Leben dem bloß bewahrenden und zuständlichen Lebenssinn gegenüber den Primat beanspruchen muß. Es ist dies nur ein anderer Ausdruck dafür, daß das Leben sich selber transzendent ist und daß ihm ein positives Ziel, nämlich der Wert, nicht nur das negative der Todesflucht innewohnt. Wie im Einzelnen sich der sittliche Wille zu individualisieren und in concreto auszuwirken habe, darüber wird ein Kanon weder für die Kulturen, noch für die Völker, noch für die Einzelnen jemals festzulegen sein. Eine objektiv richtige Ethik gibt es nicht, kann es nicht geben. Aber ob und inwieweit hinter den einzelnen Handlungen der allgemeine sittliche Wille stehe, ob sie sittlich gemeint sind, das bleibt die allerdings von keinem menschlichen Richter, nur von dem Gott im eigenen Busen zu entscheidende sittliche Frage. Und wieder sehen wir uns vor das innere Forum, in die Einsamkeit des Individuums verwiesen, um jenes überindividuelle „Soll" der Sittlichkeit festzustellen. Diese letzte inappellable Instanz ist aber nur durch den Tod. An dem sittlichen Willen gemessen, erscheint das Individuum endlich. Somit bejaht er auch dessen Tod. „Alles, was entsteht, ist auch wert, daß es zugrunde geht." Das „Soll" der Sittlichkeit geht aber gerade auf das Unvergängliche.

Darum ist auch die persönliche Stellung zum Tode eine Kardinalfrage sittlicher Selbsterziehung und ein letzter Prüfstein für den Ernst sittlichen Wollens. „Der Tod ist dasjenige, woran der freie Mensch am allerwenigsten denkt", hat Spinoza mit Recht gesagt. In dieser „Freiheit" aber steckt das sittliche „Soll". Die Todesfurcht ist niemals ein sittliches Motiv. Vom Standpunkt der Natur aus kann alles Leben als beständiger Kampf gegen den Tod im Sinne der Selbsterhaltung aufgefaßt werden. Erschöpfte sich das Leben in seinem biologischen Sinn, so wäre der Mensch zur Todesfurcht nicht nur berechtigt, sondern beinahe verpflichtet. Aber die Natur ist schon darin der Ansatz zur Sittlichkeit, daß in dem normalen, gesunden Menschen der Gedanke an den Tod trotz der mathematischen Sicherheit dieses vor uns stehenden Schicksals keinen rechten Platz findet, daß niemand so recht an seinen eigenen Tod glauben kann. Diese Nichtachtung des Todes, dieses eigentümliche Ewigkeitsgefühl des gesunden Menschen braucht der sittliche Wille nur aufzugreifen und festzuhalten.

„Suchst Du das Höchste, das Größte!
Die Pflanze kann es Dich lehren,
Was sie willenlos ist, sei Du wollend!
Das ist's."

Darum wird der freie, der sittliche Mensch auf die vor ihm liegende Sterbestunde als auf ein ziemlich gleichgültiges Naturereignis blicken, das sich so oder so vollziehen mag. Er wird vielleicht in seiner Todesstunde, eben wenn die Wertgegenwart des Lebens sich auflöst, aber nicht vor derselben zittern, denn er weiß, daß er durch sein Wertbewußtsein teil hat an einem sich selbst genügenden Ganzen, an das der Tod nicht rührt. Er wird aber mit dem heiligen Franciscus auch den Tod lieben, denn nur an ihm und durch ihn gewinnt das Leben die Richtung auf den Wert. „Nemo contra Deum, nisi Deus ipse"!

***

Neue Bismarckliteratur

von Professor Dr. Adalbert Wahl, Tübingen

1. Die politischen Berichte des Fürsten Bismarck aus Petersburg und Paris (1859—1862), herausgegeben von L. Raschdau, 2 Bde. 256, 234 S. Berlin 1920. Reimar Hobbing.
2. Bismarck-Erinnerungen des Staatsministers Freiherrn Lucius v. Ballhausen, 589 S. Stuttgart und Berlin 1920, Cotta.
3. Bismarcks auswärtige Politik nach der Reichsgründung von Hans Plehn, 381 Seiten. München und Berlin 1920. Verlag von R. Oldenbourg.
4. Bismarcks Bündnispolitik von Walter Platzhoff, 23 S. Bonn und Leipzig 1920. Kurt Schroeder.
5. Bismarck im eigenen Urteil, Psychologische Studien von Karl Groos, 247 S. Stuttgart und Berlin 1920, Cotta.

Unter jedem Sklavenvolk finden sich immer noch einige Persönlichkeiten, die ein feines Gefühl für das Unwürdige seiner Lage haben, und unter diesen sogar wieder eine kleine Anzahl von Männern, die die Hoffnung nicht aufgeben, dereinst wieder die Freiheit zu erlangen. Nichts kann aber deren Gemüter in höherem Grade stärken, als der Rückblick auf Zeiten, da das eigene Volk nicht nur frei war, sondern mächtig und gefürchtet. Es ist das Zeichen eines Restes von Gesundheit im deutschen Volk und zugleich eine Hoffnung auf Wiedergenesung größerer Teile dieses Volkes, daß eifriger denn je über Bismarck nachgedacht, geschrieben, veröffentlicht wird. Wenige Monate haben uns — neben anderem — die oben aufgezählten Werke geschenkt. Sie sind alle wertvoll, einige davon sogar von größter Bedeutung.

Die an erster Stelle genannte Veröffentlichung freilich, die Raschdaus, die Berichte des Gesandten v. Bismarck aus Petersburg und Paris, nach Abschriften, die seit Jahren im Besitze des Herausgebers sind, scheint eine „schlechte Presse" erhalten zu sollen. Dabei dürfte aber die Kritik über das Ziel hinausschießen. Gewiß — um zunächst im allgemeinen zu bleiben — ist in früheren Zeiten der Quellenwert von Gesandtenberichten nicht unerheblich überschätzt worden. Vor allem wurde nicht immer erkannt, daß sie nur zum Teil unter die unmittelbaren Quellen einzureihen sind, nämlich in denjenigen Teilen, die aus der eigentlich amtlichen Tätigkeit des Gesandten stammen (Berichte über Verhandlungen, Erklärungen der maßgebenden Persönlichkeiten usw.). Daneben finden sich dann regelmäßig, oft einen breiten Raum einnehmend, Mitteilungen über die Zustände usw. des Landes, in dem der Gesandte beglaubigt ist. Diese, auf Erzählungen Dritter, Zeitungen, Gerüchten, Klatsch usw. beruhenden Elemente der Gesandtenberichte sind, je nach der Persönlichkeit des Bericht-

erstatters, von sehr verschiedenem Quellenwert und können unter Umständen sogar tief unter den Mitteilungen selbst von Memoirenwerken stehen. Die Bismarckschen Berichte aus Petersburg (und Paris) enthalten charakteristischer Weise ganz vorwiegend das erstere wertvolle Element. Selbstverständlich fehlen auch die erzählenden Zusammenfassungen nicht, aber sie treten stark zurück: die ungeheuere Sachlichkeit Bismarcks zeigt sich auch hierin und in dem Inhalt dieser letzteren Berichte, die sich meist auf die russische „Bauernbefreiung" und das Anwachsen der revolutionären Stimmungen im Zarenreiche beziehen (s. z. B. 1, S. 13, 187; 2, S. 13, 23, 75, 131).

Andere Bedenken sind doch ernster zu nehmen. Die Veröffentlichung Raschdaus ist lückenhaft: Es fehlt gleich der erste Immediatbericht Bismarcks aus Petersburg, den er in dem Bericht vom 18. April 1859 (1, S. 24) erwähnt, ferner u. a. der Bericht vom 10. April 1862 (erwähnt 2, S. 193). Besonders lückenhaft sind die Berichte aus Paris. Es lag ferner von vornherein nahe, daß die nunmehr veröffentlichten offiziellen Berichte neben den schon seit 1½ Jahrzehnten gedruckten Privatbriefen Bismarcks an den Minister des Auswärtigen von Schleinitz einen schweren Stand haben würden. Diese Vermutung wird nun durch einen Vergleich bestätigt. Der Unterschied zunächst in der Schreibweise ist in der Tat außerordentlich: ein Mann von so viel Stilgefühl wie Bismarck schreibt eben in Briefen anders als in Berichten. Erstere sind viel reicher an Farbe und Leben, viel bismarckscher als letztere; man vergleiche einmal die fast trockenen Sätze über die Revolutionsgefahr in dem Bericht vom 18. Januar 1861 (2, S. 167) mit der lebensvollen Beschreibung an Schleinitz (30. Januar 1861). Aber auch die bekannten spezifisch bismarckschen Gedanken der Zeit treten in den Briefen an Schleinitz viel deutlicher hervor. Zu jeder einzelnen Frage wird man auch in Zukunft neben den Berichten den entsprechenden Brief an Schleinitz — meist trägt er das Datum des nächsten Tages — heranziehen müssen (so z. B. zu den Immediatberichten vom 27. April und 17. Juni 1859; den Berichten vom 3./4. Mai und 8. Juli 1859; dem Immediatbericht vom 14. Juni 1860 usw.).

Immerhin sollte man die Herabsetzung der Berichte unter die Briefe nicht übertreiben. Zunächst erstrecken sich letztere doch nicht über den ganzen Zeitraum, aus dem die Berichte stammen. Sie hören vielmehr bekanntlich mit dem Rücktritt Schleinitzens (Oktober 1861) auf. Sodann kann man begreiflicherweise aus den Berichten für die Einzelheiten, das Hin und Her der diplomatischen Arbeit weit mehr lernen als aus den Briefen. So erfährt man z. B. aus dem Bericht vom 14. Juli 1860 weit mehr über den damaligen überraschenden Wunsch Gortschakows, eine Annäherung zwischen Preußen und

Oesterreich zu Stande zu bringen, als in dem entsprechenden Brief vom 21. Juli 1860.

Und schließlich erhalten wir doch auch in den Berichten eine Fülle von hübschen Beobachtungen, von charakteristischen und beachtenswerten Bemerkungen. So z. B. zur Beurteilung von Gortschakows Persönlichkeit und Politik (Hinneigung zu Frankreich; Verhältnis zum Kaiser, 1, S. 30: c'est un esprit actif et brillant, d'une conception prompte et facile, mais doué de cette souplesse nationale qui lui fait refléter les moindres nuances des dispositions de son maître). Schon im Jahre 1859 findet sich in Gortschakows Munde die Wendung: „vous voulez être délivré de ce cauchemar des russisch-französischen Bündnisses" — nur daß hier der cauchemar noch bei den Mitgliedern des Bundestages angenommen wird. Wir erhalten ferner (2, S. 216 ff.) weitere Belege für die kaum glaubliche Unwissenheit Palmerstons in deutschen Dingen. — Am 14. Januar 1862 nennt Bismarck England unsern natürlichsten Bundesgenossen (2, S. 158). Vor allem aber liefert auch diese Publikation schöne Züge zur Charakteristik Bismarckscher Auffassungen, z. B. 2, S. 110: An sich wäre Bismarck bereit, beim orthodoxen Gottesdienst auch zur Verehrung der Hostie niederzuknieen, aber, da sein britischer Kollege, Lord Napier, sich weigert, schließt er sich ihm an, da es ihm „nicht tunlich erscheint, dem Eindruck Raum zu lassen, als ob das evangelische Bekenntnis weltlichen Rücksichten gegenüber von uns mit weniger Unabhängigkeit aufrecht erhalten werde, als von den Engländern." — In seinem echtesten Stil schreibt er über die damaligen Reformbestrebungen in Rußland mit unbarmherziger Schärfe (1862, 2, S. 184): „Alle Stände und Parteien stimmen in der Verurteilung der bestehenden Zustände überein, nur selten aber läßt sich ein positiver, niemals ein ausführbarer Vorschlag über die vorzunehmenden Verbesserungen hören. Die Mitglieder der Universitäten, Professoren sowohl als Studenten, sind naturgemäß an politischen Deklamationen der fruchtbarste Teil der Bevölkerung, ohne daß die in diesen Kreisen zu Tage tretenden politischen Projekte durch das Licht der Wissenschaften einen höheren Grad politischer Reife zu gewinnen scheinen."

Alles in allem: eine unbestreitbar wertvolle Publikation! Freilich gilt das in noch sehr viel höherem Grade von den, auf Grund von Tagebüchern abgefaßten, meist diese einfach wiedergebenden Bismarck-Erinnerungen des Dr. Lucius (seit 1888 Freiherr), die, ebenso wie die an 3. und 4. Stelle genannten Werke, Bismarck von der Reichsgründung bis zu seinem Abgang behandeln. Ja, man kann sagen, daß dieses Material und seine Darbietung zum allerwertvollsten gehört, was je über unsern größten Staatsmann ver-

öffentlicht worden ist. Lucius (1835—1914), der Bismarck auf dem Schlachtfelde von Königgrätz als Reserveoffizier der 6. Kürassiere zufällig kennen gelernt hatte, trat dem Reichskanzler unmittelbar nach der Reichsgründung als ein Führer der Freikonservativen nahe; von 1879 bis November 1890 war er preußischer Landwirtschaftsminister. Wir Historiker könnten uns kaum einen geeigneteren Betrachter Bismarckscher Art und Politik denken! Lucius vereinigt mit der scharfen Beobachtungsgabe des Mediziners die vornehme Betrachtungsweise des Mannes von Welt, die Erfahrung des Weitgereisten — er machte als Arzt den spanischen Feldzug gegen Marokko (1860) und die Eulenburgsche Ostasien-Expedition von 1860—1862 mit — und den gesunden Sinn des Offiziers, der in drei Kriegen (1864, 1866, 1870) gefochten hat. Er verbindet mit warmer Verehrung und sympathischem, tief eindringendem Verständnis des Fürsten ein nicht geringes Maß von Kritik; so, wenn er öfters auf den jähen Wechsel seiner Stimmungen nicht nur, sondern auch seiner Pläne hinweist; wenn er sich wundert, in welchen Illusionen der greise Bismarck sich bewege, „bei der Erörterung eines Projektes, für dessen Zustandekommen auch nicht der Schatten einer Wahrscheinlichkeit vorhanden ist“ (Spiritusmonopol 1886, S. 331); oder wenn er ein, auf momentanem Unmut und körperlichem Uebelbefinden beruhendes, unglaublich ungerechtes und unzutreffendes Urteil Bismarcks über den König ablehnt (Januar 1877, S. 97 f.). Im ganzen kommt ein unretouchiertes, darum aber nur um so wirksameres Bild des Gewaltigen heraus — ein Bild von wahrhaft unerschöpflichem Reichtum des Geistes und Charakters. Gewiß, auch ein Moritz Busch hat uns in seinen „secret pages“ eine unermeßliche Fülle von Einzelzügen Bismarcks überliefert; sein Gesamtbild wirkt aber neben dem Lucius' wie eine Karikatur; denn das Auge des hämischen, ärmlichen Busch war eben nicht sonnenhaft!

Bei dem Versuch, einige Proben aus dem Reichtum des hier Gebotenen zu geben, ist der Referent wegen der Auswahl in Verlegenheit, und er macht den Leser darauf aufmerksam, daß es sich im folgenden nur um Beispiele handelt, nicht aber um eine Ausschöpfung des Wichtigsten.

Zunächst: das Werk liefert nicht etwa nur Bismarck-Erinnerungen im engsten Sinn. Prachtvoll kommt neben Bismarck Wilhelm I. heraus, dieser echteste König unter allen, von denen die Annalen der Geschichte zu berichten haben, der bisher nur etwas zu sehr im Schatten des Titanen gestanden und dessen Einschätzung unter der rein intellektualistischen Einstellung des modernen Urteils gelitten hat. Kein Zweifel, die Verehrung dieses Mannes, der in so hohem Maße besaß, was dem heutigen Geschlecht fehlt, Charakter und Stil, wird in den kommenden Zeiten bei allen geistig und sittlich hoch-

stehenden Deutschen mächtig anwachsen. Immer wieder finden wir bei Lucius Zeugnisse für seine unerschütterliche Pflichttreue, die königliche Vornehmheit und Bescheidenheit, die Freude am Loben, den Mut zu tadeln, seine Selbständigkeit, seinen klaren Verstand, seine hervorragende Rednergabe. Auch über die letzten Stunden und Worte des Königs erhalten wir wichtige Quellenzeugnisse, vor allem aus dem Munde des Kriegsministers v. Bronsart, der am Sterbebett weilte (S. 427 f.). Danach lautet das oft zitierte Wort: „Zum Ausruhen habe ich hier keine Zeit mehr", als Antwort auf eine Ermahnung der Kaiserin, sich jetzt auszuruhen (nachdem er lange mit lauter Stimme, halb phantasierend, über die französische und russische Armee gesprochen). Man wird dabei eine Erzählung der Kaiserin Augusta vom 25. März 1888 (S. 444) im Auge behalten, wonach der Kaiser ihr auf ihre Ermahnungen *immer* erwidert habe, er habe keine Zeit zum Ausruhen. Als Bismarck am 8. März ihm die Vollmacht zum Schluß des Reichstages vorlegte — die letzte Regierungshandlung — und ihm riet, nur mit einem W. zu zeichnen, antwortete Wilhelm, selbständig und pflichttreu bis zum letzten Atemzuge: „Nein, ich werde den ganzen Namen zeichnen", und er hat das auch getan, „obschon seine Augen wohl nicht mehr bis zum Papier gedrungen seien". —

Auch über die Krankheit und den Tod Kaiser Friedrichs erhalten wir eine Fülle von zum guten Teil neuen Mitteilungen, wie denn überhaupt die Luciusschen Erinnerungen für die 100 Tage eine Quelle ersten Ranges sind. Es ist beachtenswert, daß der Mediziner Lucius zuerst zu der Ansicht Mackenzies und Virchows hinneigte, wonach eine bösartige Erkrankung nicht vorlag. Bald überzeugte er sich aber, mit Virchow, vom Gegenteil, und er liefert dann, übrigens auch hier durchaus sachlich im Ton, mancherlei Material zur Beurteilung der unerfreulichen Persönlichkeit und Tätigkeit des englischen Spezialisten.

Zur Geschichte Bismarcks im engsten Sinn bringt Lucius Beiträge hauptsächlich in drei Richtungen: er überliefert weitere *Erzählungen* des Reichskanzlers über seine früheren Leistungen und Erlebnisse, zweitens *Urteile* über seine Mitarbeiter und Zeitgenossen, schließlich gibt er wertvollstes Material zur Darstellung von Bismarcks *Persönlichkeit und Politik*, wie der Tagebuchschreiber sie miterlebte.

Ueber die *erste* Gruppe von Mitteilungen können wir schnell hinweggehen. Es ist bekannt, daß derartige Erzählungen Bismarcks mit äußerster Vorsicht aufzunehmen sind. Ein gutes Beispiel hierfür finden wir auf S. 92, wo die Veröffentlichung der Emser Depesche in ungewöhnlich ungenauer Weise erzählt wird (1876). Bismarck will die Depesche von 50 Zeilen auf 4 zusammengestrichen haben (in Wirklichkeit hat er sie genau

auf die Hälfte reduziert); er nennt ferner die Depesche ausdrücklich als „zur Publikation bestimmt", während in Wirklichkeit der König nur die Veröffentlichung der neuen Forderung Benedettis und ihrer Zurückweisung anheimgegeben hatte.

Von Urteilen Bismarcks, vor allem über seine Mitarbeiter im Ministerium (Falk, Hofmann, Graf Fritz Eulenburg, Stosch, Delbrück u. v. a.) erhalten wir eine unübersehbare Menge — in die leider nicht durch ein Register Ordnung gebracht ist. Sie sind, wie zu erwarten war, meist scharf ablehnend, wenn auch meist nicht in dem bösartigen Ton gehalten, wie bei Busch. Doch werden wir auch durch eingehend motivierte, sehr wohlwollende Urteile erfreut, so über Graf Otto Stolberg, vor allem über Edwin Manteuffel (S. 59). Und bei der anderen Kategorie werden wir nie vergessen dürfen, daß sie häufig auf vorübergehenden Stimmungen und Verstimmungen beruhen können. Ganz ähnliches gilt von den Urteilen über die Parteien (Nationalliberale und Konservative), deren wir ebenfalls eine reiche Auswahl erhalten.

Ueber die Kaiserin Friedrich urteilt der Reichskanzler bei Lucius in m. W. ganz neuartiger Weise: sie sei „eine vorwiegend genuß- und vergnügungssüchtige Dame, von wenig oder zur Schau getragenem geringem Verständnis für politische Fragen. Sie wollte den Freunden Freude, den Feinden Aerger bereiten, ohne Rücksicht und Begriff von dem angerichteten politischen Schaden" (S. 461). Man muß hiermit das Urteil Bergmanns vom Juni 1887 vergleichen (S. 395), der meinte, die Kronprinzessin mache sich gar nichts daraus, Kaiserin zu werden, und würde es vorziehen, ihren Privatliebhabereien zu leben.

Vorwiegend und zwar auffallend günstig sind die Urteile über Bennigsen, an den Bismarck, trotz der Vorgänge von 1877 und der Abkehr vom Liberalismus, immer wieder als Ministerkandidaten gedacht hat, und zwar noch im Jahre 1884, wie wir jetzt erfahren. Lucius dürfte Recht haben, wenn er Bismarck förmlich ein „Tendre für Bennigsen" zuschreibt. Man wird diesem Urteil zustimmen müssen, auch wenn man in Erwägung zieht, daß Lucius seinerseits Bennigsen warm verehrt und daß er sein Corpsbruder (Heidelberger Vandale), war. Wie dürfte dieses „Tendre" zu erklären sein? Gewiß hat mitgespielt, daß Bennigsen der für Bismarck bequemste Parteiführer war. (Der Kanzler sagt einmal lobend, daß die Nationalliberalen sich schließlich doch immer das Leitseil umwerfen ließen!) Aber man wird noch andere Erklärungen finden: bei aller außerordentlichen Verschiedenheit der Charaktere fand Bismarck in Bennigsen, der, wie er, niedersächsischer Landedelmann aus alter Familie war, mancherlei Wesensverwandtes; auch Bennigsen, der Mann, der in seiner Jugend einen Selbstmordversuch gemacht, verbarg unter dem beherrschten

Aeußeren und den guten Manieren (auf die Bismarck mit Recht so großen Wert legte) Untiefen; auch er war eine „problematische Natur", um den Ausdruck in der üblich gewordenen, nicht ganz korrekten Bedeutung zu gebrauchen. Im Vorbeigehen: über das Scheitern der Verhandlungen mit Bennigsen wegen dessen Eintritt ins Ministerium erhalten wir Material ersten Ranges. Als Probe seien folgende Sätze zitiert (S. 188, 1880): „Bismarck hat m. E. immer für Bennigsen ein gewisses Tendre gehabt, und es liegt lediglich an dessen Mangel an Selbstvertrauen und Unabhängigkeit von seinen parlamentarischen Gefährten (Lasker! der nicht wollte, daß Bennigsen allein in das Ministerium eintrete, wahrscheinlich unter dem „parlamentarischen" Gesichtspunkt), daß er nicht Minister geworden. Allerdings hatte S.M. eine ausgesprochene Abneigung gegen Bennigsen". Man wird in Zukunft indessen die Bedeutung dieser Abneigung des Königs etwas geringer anschlagen, als es bisweilen geschehen ist, dagegen das obige Zitat aus früheren Mitteilungen von Lucius noch dahin ergänzen müssen, daß von entscheidender Bedeutung für das Scheitern der Verhandlungen die Ueberschätzung der Stellung seiner Partei durch Bennigsen („Größenwahn" sagte Bismarck) gewesen ist.

Aus der Fülle von Einzelzügen zur Charakteristik Bismarcks seien, lediglich als Beispiele, folgende mitgeteilt: Der Reichskanzler erscheint als ganz unerschöpflich an Gedanken und Projekten, z. B. solchen über mögliche Veränderungen der Reichsverfassung; sehr wechselnd in seinen Stimmungen, z. T. natürlich unter dem Einfluß körperlichen Befindens, und Anschauungen, „auch ohne, daß man in jeder Aeußerung tief angelegte und weittragende Pläne suchen dürfte" (S. 347, 1886! Man wird in Zukunft mehr als bisher auf die Aenderungen achten müssen, die das Alter hervorbrachte!); immer schnell bereit, von seinem Rücktritt zu sprechen und Konflikte auch aus kleinem Anlaß herbeizuführen. Er legt „auf dauernde Gesetze weniger Wert, wie auf die Befriedigung der unmittelbar akuten Bedürfnisse" (S. 51). Er meint einmal, „man dürfe gegen eine gewisse Klasse von Menschen nicht gerecht, billig, vernünftig sein, und höchstens seien die Freunde, und solche, welche noch zu belehren seien, gut zu behandeln" (S. 339). In allem aber ist er von einem Reichtum des Geistes und einer Wucht der Leidenschaft, daß den Betrachter schwindeln könnte. Psychologisch interessant und beachtenswert ist folgende Beobachtung: in der Regel findet ihn Lucius unternehmungslustig in der Zeit körperlichen Wohlbefindens und der Frische. Einmal (S. 307) schreibt er: er war „ruhig und resigniert" . . . — „Gerade darum trägt er sich vielleicht mit ernsten, weittragenden Plänen." In der Erkenntnis der Größe der Gefahr, die von der Sozialdemokratie drohte, wünschte er einmal (1884) einen Putsch der Sozialdemokraten. Mehrfach hat er vor Lucius von

der Abschaffung des Reichstagswahlrechts gesprochen, „das er 1866 gegen Oesterreich ausgespielt habe, mit der Absicht, es so früh wie möglich zu revidieren“ (S. 338). — Und noch eine Einzelheit: die Frage der Verwendung der Volksdotation zum 70. Geburtstage, die s. Zt. von den Demokraten zu häßlichen Angriffen auf Bismarck ausgebeutet wurde und die auch Groos (s. o. 5, S. 215 Anm.) noch nicht absolut sicher zu Gunsten Bismarcks entscheiden konnte, dürfte durch die Mitteilungen von Lucius (S. 310 ff.) endgültig in diesem Sinn erledigt sein.

Zum Schlusse das Wichtigste: die auswärtige Politik. Auch über sie erhalten wir von Lucius, und zwar in wachsendem Maße, höchst bedeutsame Mitteilungen, aus denen im Folgenden wieder nur Proben gegeben werden können. Zunächst eingehende Mitteilungen über die in der letzten Zeit mehrfach besprochene Unterredung mit Zar Alexander III. in Berlin am 18. November 1887 (S. 404 ff.). Als neu ergibt sich, daß Bismarck darin tatsächlich (was Nachfahl in seinem jüngst erschienenen Aufsatz „Der Rückversicherungsvertrag, der Balkandreibund und das angebliche Bündnisangebot Bismarcks an England v. J. 1887,“ Weltwirtschaftliches Archiv 6, 1. Juli 1920, noch offen lassen mußte) auf den berühmten Rückversicherungsvertrag vom 18. Juni d. J. Bezug nahm, indem er sagte: „er stehe auf dem Boden der für Rußland günstigen Verträge.“ Sehr interessant ist auch, daß Bismarck mit der Unterredung offenbar unzufrieden war, wenn er auch seinen Ingrimm nur damit begründete, daß er beim Essen nicht dem Zaren gegenübergesetzt worden sei. (Auch diese Motivierung zeigt ja, daß die vorhergehende Unterhaltung nicht voll befriedigend verlaufen war.) Ohne Zweifel hängt der Brief Bismarcks an Salisbury (s. u.) mit diesem nicht befriedigenden Resultat zusammen.

Besonders inhaltreich sind naturgemäß die gedankenschweren Reden, die Bismarck in den Sitzungen des Staatsministeriums hielt. Von diesen überliefert uns Lucius erfreulicherweise eine ganze Reihe im Auszug. Am 13. Mai 1888 gab er z. B. ein längeres Exposé über die äußere politische Lage, welches recht ernst klang: „Die Dinge ständen so, daß man einem Kriege mit Frankreich nicht mehr mit so besonderem Eifer aus dem Wege zu gehen habe“, wenn man auch weder provozieren noch angreifen werde. Sein bisheriges Vorgehen nannte er ein „ängstliches und geflissentliches Vermeiden des Krieges“. Man sieht: gewiß war die Neigung Bismarcks, nach der Reichsgründung den Frieden zu erhalten, konsequent und groß, *aber sie war, eben weil Bismarck ein Staatsmann war, nicht unbegrenzt*, was die Epigonen und auch die Historiographie nicht immer erkannt haben (s. u.). — In einer Sitzung vom 17. August 1889 berichtet der Reichskanzler,

er habe dem Kaiser Franz Joseph bei seinem jüngsten Besuche gesagt: „das ganze Ziel und Objekt der deutschen Politik seit zehn Jahren sei, England für den Dreibund zu gewinnen."

Wir wenden uns von den Quellenwerken zu den Darstellungen (3 u. 4). Der Verfasser der ersteren, Hans Plehn, geb. 1869, ein Enkel des bekannten Breslauer Historikers Röpell und Schüler Julius Weizsäckers, war in die journalistische Laufbahn geworfen worden und wirkte von 1902 bis zum Kriegsausbruch vorwiegend in London, zuletzt als Vertreter des W.T.B., das er im Kriege in Amsterdam vertrat. Den Zusammenbruch und die Revolution vermochte er nicht zu ertragen: im Dezember 1918 ist er freiwillig aus dem Leben geschieden.

Plehn hat sich mit seinem posthumen Werke, das Otto Hötzsch herausgibt, ein schönes Denkmal gesetzt. Jeder, der künftig über die auswärtige Politik der Jahre 1871—1890 schreiben wird, und nicht nur die deutsche, wird von diesem Buche ausgehen müssen. Es vereinigt eine ganz außerordentliche Kenntnis der Literatur und der gedruckten Quellen mit kühlem, nüchternem Urteil. Besonders erwünscht ist die Heranziehung englischer Literatur, die meist in Deutschland schwer zugänglich ist. So kommt ohne alle rhetorischen Mittel ein stark wirkendes Bild der Größe Bismarcks als Diplomat heraus. Das Werk ist als politisches Erziehungsmittel in hohem Grade geeignet; denn Grundlage und Eckpfeiler jeder „Bürgerkunde" ist die eindringende Kenntnis der auswärtigen Politik mindestens der nahe zurückliegenden Zeitepochen, denn nur durch sie kann eine Vorstellung davon gewonnen werden, wie es in der Welt des Staates wirklich aussieht, nur durch sie können utopistische und phrasenhafte Programme überwunden werden. Besonders dankenswert ist es, daß Plehn immer danach fragt, wie es innerhalb der Kabinette der einzelnen Staaten aussieht: da kommt denn häufig für England, meist für Italien, und vor allem für Frankreich und Rußland wenig Erfreuliches heraus. Quantula sapientia mundus regitur — dafür finden wir Belege genug! (Natürlich waren aber die schwachen oder leichtfertigen Köpfe der damaligen Zeiten noch Geistesriesen, verglichen mit den Stümpern, die wir heute sich mit der Leitung der Staaten befassen sehen!) Einen Höhepunkt des Werkes bildet die Darstellung des Berliner Kongresses, der man durchweg zustimmen kann, wenn der Verfasser vielleicht auch etwas zu viel argumentiert und zu wenig erzählt.

Es wird dem Referenten nicht als Pietätlosigkeit ausgelegt werden, wenn er auch diesem hervorragenden Werke eines früh Vollendeten gegenüber nicht mit der Kritik zurückhält. Der bedeutendste Mangel ist freilich nicht auf das Konto des verewigten Verfassers zu setzen! Das Buch war abgeschlossen, ehe mehrere wichtige Veröffentlichungen, vor allem die der Dreibundverträge durch Pribram und des Rückversicherungs-

vertrages durch denselben (und vorher durch die Zeitungen) erfolgt war. Es ist also in manchen Partien schon vor seinem Erscheinen veraltet gewesen. Gewiß wird man bewundern, wie es Plehn mehrfach gelungen ist, ohne Kenntnis der Akten das Richtige zu treffen; man wird aber doch wünschen, daß der Herausgeber entweder im Text oder in Exkursen die notwendigen Ergänzungen angebracht hätte.

Gegen die Quellenbenützung Plehns könnte eingewandt werden, daß er vielleicht gelegentlich den Gedanken und Erinnerungen, den Artikeln der Hamburger Nachrichten nach 1890 und wohl auch den Memoiren Crispis und den Schriften Cyons zu gern folgt.

Die vorzügliche Darstellung, die Plehn der großen Krisis des Jahres 1875 widmet, berührt sich auch in den Resultaten mehrfach geradezu auffallend mit derjenigen, die ich in meiner fast gleichzeitig erschienenen Schrift „Vom Bismarck der 70er Jahre“ (Tübingen 1920), S. 73—112, von demselben Gegenstand geliefert habe. Doch vermisse ich bei Plehn u. a. die Einteilung der Krisenwochen in mehrere, scharf zu sondernde Abschnitte, die Erwähnung der Werderschen Mission, die Erkenntnis der Bedeutung der Eröffnungen Hohenlohes an Decazes vom 4. Mai und des Bismarckschen Rücktrittsgesuches von demselben Tage, und bin auch über den Ursprung des Krieg-in-Sicht-Artikels anderer Ansicht. Ich benutze diese Gelegenheit, um einen Irrtum meiner Schrift zu berichtigen. Ich habe in ihr die aufsehenerregenden, bismarckfeindlichen anonymen Artikel der Deutschen Revue vom Jahre 1892, auf Grund einer Autorität, der ich an sich zu folgen berechtigt war, fälschlich Julius v. Eckardt zugeschrieben. Durch Plehn werde ich darauf aufmerksam, daß der Verfasser unzweifelhaft Geffcken ist, was auch schon durchaus bekannt war (s. u. a. Allgem. Deutsche Biographie, Artikel über Geffcken von Alfred Dove).

Wenn Plehn (S. 283) meint, die Abstoßung der russischen Werte im Sommer 1887 sei kein „politisches Kampfmittel Bismarcks“ gewesen, so kann ich ihm auf Grund von Mitteilungen eines der diplomatischen Mitarbeiter Bismarcks bei jenem Unternehmen auf das Entschiedenste entgegentreten. Das aber führt hinüber zu der Behandlung der deutsch-russischen Beziehungen in den letzten Jahren von Bismarcks Kanzlerschaft und des Rückversicherungsvertrages vom 18. Juni 1887 durch Plehn. Hierbei muß etwas länger kritisch verweilt werden. Plehn überschätzt zweifellos die Bedeutung dieses Vertrages (und deswegen auch seiner Kündigung) und unterschätzt das fortwährend Bedenkliche der russisch-deutschen Beziehungen von 1887 bis zum Abgang Bismarcks. Der Wert von Verträgen ist ja, wie niemand besser wußte als Bismarck, überhaupt nur sehr bedingt. Ludwig XIV. hat darüber in geistreicher Weise einmal durchaus das Richtige gesagt: „Verträge seien wie die

Komplimente im Privatleben; man könne sie zwar nicht entbehren, aber sonderlichen Wert hätten sie nicht." Schließlich war das katastrophale Ereignis des Jahres 1890 nicht die Nicht-Erneuerung des Vertrages — dieses formale Element hat die Bismarck-Presse sicher stark übertrieben, der man nicht ohne weiteres folgen darf — sondern der Abgang Bismarcks. Daß insbesondere der R.V.V. vom 18. Juni 1887 für Rußland nicht allzuviel bedeutete, besonders seit dem von Bismarck beförderten Balkanabkommen zwischen Oesterreich, Italien und England (Ende 1887) hat Rachfahl a. a. O. einleuchtend dargetan (vgl. auch Platzhoff S. 14). Es ist mir infolgedessen auch mehr als fraglich, ob Rußland im Jahre 1890 den Vertrag, so wie er war, erneuern wollte.

Man kann sogar noch etwas weiter gehen als Rachfahl, und zwar durch eine genaue Interpretation des entscheidenden Paragraphen des R.V.V. Sein Inhalt ist weder von Rachfahl noch von Platzhoff ganz korrekt wiedergegeben, während Plehn, wie gesagt, der Text nicht vorlag. Es handelt sich um § 2 das Zusatzprotokolls (Pribram S. 507). Dieser lautet in richtiger Uebersetzung: „Im Falle, daß S. M. der Kaiser von Rußland sich in die Notwendigkeit versetzt sähe, selbst die Verteidigung des Eingangs des Schwarzen Meeres in die Hand zu nehmen, um die Interessen Rußlands sicherzustellen, verpflichtet sich Deutschland zu wohlwollender Neutralität und dazu, seine moralische und diplomatische Unterstützung denjenigen Maßregeln zu gewähren, die S. M. für notwendig erachten würde, um den Schlüssel seines Reiches zu behalten". Zunächst: Deutschland verpflichtet sich nicht, Rußland zur Erlangung der Meerengen seine moralische und diplomatische Unterstützung zu gewähren, sondern nur zu ihrer Behauptung. Ein immerhin beachtenswerter Unterschied. Dann aber weiter: In welchem Falle sollte Rußland zur Besetzung der Meerengen schreiten dürfen? Liest man den oben zitierten Paragraphen für sich, so war ihm das völlig anheimgestellt, denn die „Notwendigkeit" ließ sich natürlich leicht konstruieren oder herbeiführen. Eine korrektere Interpretation aber war für Rußland weit weniger günstig. Nach der Einleitung des Zusatzprotokolls diente sein § 2 der näheren Bestimmung des Artikels III des Hauptvertrages. Hierin heißt es, daß die Meerengen den Verträgen gemäß geschlossen bleiben sollten, und daß, wenn die Türkei diese Verträge dadurch verletzen würde, daß sie irgendeiner kriegführenden Macht die Meerengen überließe, Deutschland und Rußland sie (die Türkei) als im Kriege mit dem verletzten Teil und als der Garantien des Berliner Vertrages verlustig betrachten würden. (Gedacht war natürlich an einen russisch-englischen Krieg.) Nimmt man die beiden Bestimmungen zusammen, wie es sich gebührt, so ergibt sich, daß Rußland zur Besetzung der Meerengen nur im Kriege mit einer dritten

Macht und zwar in der Verteidigung gegen diese Macht, schreiten durfte, wenn sie die Meerengen schon inne hatte oder im Begriffe war, sie sich zu nehmen. Der Vertrag war also mindestens zwiespältiger Interpretation fähig und schon deswegen von zweifelhaftem Wert. Sehr wichtig freilich blieb auf alle Fälle, daß Deutschland immerhin prinzipiell dem Erwerb der Meerengen durch Rußland zugestimmt hatte.

Wesentlich größer als für Rußland war der Gewinn aus dem R.V.V. für Deutschland, das damals immer wieder von Frankreich mit dem Kriege bedroht wurde. Ganz sicher aber war es selbstverständlich dennoch nicht, daß Rußland bei einem französischen Angriff auf Deutschland neutral bleiben würde. Bismarck meinte in jener schon zitierten Rede in der Staatsministerialsitzung vom 13. Mai 1888 (Lucius S. 452) doch nur, daß es „bei einem Konflikt mit Frankreich keineswegs gewiß sei, daß auch Rußland sich beteiligen werde."

Während der ganzen Dauer des R.V.V. waren die Beziehungen zwischen den zwei Kaiserreichen immer wieder in hohem Grade gespannt; das tritt bei Plehn lange nicht stark genug hervor. Schon erwähnt ist die Abstoßung der russischen Anleihen im Sommer 1887; schwer war die beiderseitige Mißstimmung vor, aber auch noch nach dem Zarenbesuch des November 1887. Unter Kaiser Friedrich fanden wieder einmal russische Truppenverlegungen an unsere Grenze statt. Am 26. Juni schreibt Bismarck an Böttticher (s. Eppstein, Fürst Bismarcks Entlassung, S. 112), es sei vorläufig die Erhaltung des Friedens das Ziel der Reichspolitik, wenigstens bis unsere Vorbereitungen in Gewehr und Munition beendet seien, womöglich bis auf Englands Mitwirkung bei Krisen mehr als bisher zu rechnen sei; infolge dieses einstweiligen Friedensbedürfnisses müssen bis dahin unsere Beziehungen zu Rußland gepflegt werden. Die Beziehungen Rußlands zu Frankreich wurden schon aus finanziellen Gründen immer enger.

Die Kündigung des R.V.V. erfolgte bekanntlich in erster Linie, weil Caprivi sich die Fortführung der überaus komplizierten und raffinierten Politik Bismarcks — den Kaiser Wilhelm I. einmal mit einem Jongleur mit 5 Kugeln zu Pferde verglich — nicht zutraute. Plehn entkräftet diesen einfach durchschlagenden Gedanken ganz gewiß nicht, wenn er (S. 330) meint, dieses Argument sei zwar für Krisenepochen, wie die bulgarische, nicht aber für normale Zeiten zutreffend.

Die fortgesetzte Erörterung des R.V.V. und seiner Kündigung lenkt aber immer wieder den Blick von dem Wesentlichsten auf das Unwesentlichere ab. Dem Zweifrontenkriege war Deutschland im Bunde mit Oesterreich und Italien mehr als gewachsen, wie kein Eingeweihter in Europa bezweifelte. Das Verhängnisvolle war der Hinzutritt Englands zum Zweibund, der sofort den Dreibund (Italien!) für den Ernstfall wirkungslos

machte. Wir sollten aufhören, darüber zu streiten, ob Bismarck, wäre er am Ruder geblieben, den Zweibund auf die Dauer hätte verhindern können oder nicht — das ist schließlich Glaubenssache —, können dagegen vollständig sicher sein, daß er die Entstehung der Triple-Entente verhindert hätte. Das Interessanteste an seiner Politik, wenn man sie im Lichte der späteren Ereignisse sieht, sind seine fortgesetzten Bemühungen um England (mindestens seit 1875) und das englische Bündnis (vgl. oben mehrfach). Schmerzlich vermissen wir eine zusammenfassende Darstellung dieser Bemühungen. Auch Plehn bietet dafür nur an zerstreuten Stellen schwachen Ersatz; auch tritt bei ihm die mächtige Bedeutung des englisch-russischen Gegensatzes in den 80er Jahren lange nicht genug hervor.

Nicht das war der wirklich schwere Fehler des neuen Kurses, daß er von der komplizierten Politik Bismarcks abwich, sondern daß er alsbald wieder (bei völlig veränderter Lage — Zweibund!) die vermeintliche Bismarcksche Politik sklavisch nachzuahmen suchte, epigonenhaft auch darin, daß er das Nachzuahmende, übrigens nicht ohne Mitschuld der Bismarckpresse, falsch sah und fortführte, indem er bei der Politik der zwei Eisen sehr deutlich Rußland vor England bevorzugte und die Gelegenheit, mit England abzuschließen, verpaßte. Mit welcher tiefen Genugtuung hätte dagegen Bismarck bei den englischen Bündnisangeboten zugegriffen und so die Krönung seiner diplomatischen Bemühungen seit 1871 erlebt!

Der kurze Ueberblick von Platzhoff, der noch Lucius, nicht mehr aber Plehn benutzen konnte, beruht auf ausgebreiteter Literaturkenntnis, und nicht geringer Kraft der Zusammenfassung und Fähigkeit, auf knappem Raum das Wesentliche zu sagen. Indessen läßt es sich nach den Ausführungen Nachfahls (a. a. O.) nicht mehr aufrechterhalten, daß Bismarck in seinem Briefe an Salisbury vom 22. November 1887 diesem den Eintritt in den Dreibund nahegelegt habe (S. 15). Vielmehr war der Zweck des Briefes — neben der Beruhigung der Engländer über die politischen Tendenzen des künftigen Kaisers Wilhelm II. — die an Salisbury gerichtete Empfehlung, der Balkanentente Oesterreichs und Italiens beizutreten. Ob freilich in dem Briefe nicht dennoch nebenbei ein vorsichtiger Fühler ausgestreckt wurde, die Beziehungen auch zwischen Deutschland und England herzlicher zu gestalten (Bündnis oder Entente), soll hier dahingestellt bleiben.

Weniger glücklich ist Platzhoff, wo er (S. 18 ff.) versucht, ein zusammenfassendes kritisches Urteil über Bismarcks Bündnispolitik zu gewinnen. Er verbindet da mit einigem Treffenden vorwiegend Falsches. Es ist richtig, daß Bismarcks Politik (in den letzten Jahren aber nur!) etwas Künstliches hat. Dagegen ist u. a. der Tadel der Nicht-Einmischung in die inneren Verhältnisse fremder Staaten, z. B. Oesterreich-Ungarns,

nicht aufrecht zu erhalten. Daß Bismarck, dessen Hauptforderung an Alexander III. im November 1887 war, die Presse zu zügeln, die wachsende Bedeutung der öffentlichen Meinung für die internationalen Beziehungen zu niedrig eingeschätzt habe, ist ebenso falsch, wie daß seine Annäherungsversuche an England ebenso sehr an der britischen Volksstimmung, wie am Mißtrauen (?) der Kabinette gescheitert sei. Eine starke antideutsche Volksstimmung hat es vor Mitte der 90er Jahre in England nicht gegeben, wie ich auf das Bestimmteste versichern kann. Ein weiterer Satz Platzhoffs: „die Frage, was sein Bündnis den einzelnen Völkern bot, die er aneinander band, hat er sich nicht vorgelegt", stellt die Dinge ungefähr auf den Kopf. Wenn wir lesen, daß Bismarck „die Interessen und Wünsche der Völker (warum nennt Platzhoff hier nicht auch die Kabinette?) einer europäischen Konvenienz, der Erhaltung des Friedens und Gleichgewichtes unterordnete", so werden wir diese „Kabinettspolitik des 18. Jahrhunderts" (!) milder beurteilen als Platzhoff, wenn wir uns daran erinnern, daß diese „Interessen und Wünsche" auf maßlose nationalistische und pseudonationalistische Eroberungen gerichtet waren (Panslawismus, Irredentismus!).

Dagegen ist Platzhoff zuzustimmen, wenn er darauf hinweist, daß eine Schwäche des Dreibundes darin gelegen habe, daß er nur „eine Friedensassekuranz und keine Erwerbsgenossenschaft" gewesen sei. Ja, man kann sich noch stärker ausdrücken und meinen, unsere notorisch unerschütterliche Friedenspolitik habe mit in erster Linie dazu beigetragen, das Verderben über uns heraufzuführen. Durch sie verlor das Bündnis mit Deutschland an Anziehungskraft, während der Anschluß an Zweibund und Tripelentente Aussicht auf Expansion und Raub bot. Nur treffen diese Bemerkungen die nachbismarcksche Zeit zum mindesten weit mehr, als die Jahre zwischen 1879 und 1890. Daß Bismarck bei der Erneuerung des Dreibundes (1887) in richtiger Erkenntnis der Sachlage Italiens Expansionsbedürfnis entgegenkam, darauf weist Platzhoff selbst hin (S. 19) und dafür, daß des Reichskanzlers Neigung, den Frieden zu erhalten, zwar sehr groß, aber doch nicht unbegrenzt war, sind oben zwei Zitate aus den jüngsten Veröffentlichungen beigebracht worden.

In eine andere Welt treten wir mit dem letzten der oben genannten Werke, dem von Karl Groos, ein, in die Welt der exakten Psychologie. Der Verfasser gehört nicht derjenigen Richtung an, welche Instrumente konstruiert und den Geist mit ihrer Hilfe zu messen trachtet, sondern derjenigen, die auf Grund einer Fülle von Einzelbeobachtungen des Lebens, die sich sogar auf das Tierreich erstrecken, die verschiedenen Triebe und Neigungen der Menschen zu erkennen und diese, je nachdem sie auf die sie umgebende Welt reagieren, in verschiedene Typen einzuteilen sucht. Sie hat z. B. gefunden, daß

in jedes Menschen Seele zwei Tendenzen wohnen, eine soziale, welche ihn veranlaßt, Seinesgleichen zu helfen, und eine des Neides und des Gegensatzes gegen Seinesgleichen. Sie teilt nun die Menschen in Gruppen ein, je nachdem der eine oder der andere Trieb stärker oder gar beherrschend ist. Die Schrift von Groos bietet die Anwendung dieser Psychologie auf unseren größten Staatsmann, und hat, irren wir nicht, den doppelten Zweck, mit ihren Mitteln Bismarck verständlicher zu machen, zugleich aber auch, dieser Wissenschaft neues wertvollstes Material zuzuführen. Sie zerfällt in sechs Kapitel (die Selbstbeurteilung und ihre Gefahren, das Problem der Aufrichtigkeit, Offenheit und Verschlossenheit, Selbstdarstellung, Zwei Seelen, Kampftrieb und Persönlichkeit). In doppeltem Sinn aber bietet sie wesentlich mehr, als der Titel (Bismarck im eigenen Urteil) verspricht. Einerseits enthält sie auch umfangreiche, ganz allgemeine psychologische Erörterungen, andererseits zieht sie für Bismarck neben den eigenen, auch zahlreiche fremde Urteile und Beobachtungen heran. Für erstere bieten S. 254 ff. ein gutes Beispiel, ferner S. 219 ff., wo gezeigt wird, wie sich aus den sozialen Trieben die (zuletzt menschliche) Gemeinschaft entwickelt und wo das Resultat in den Satz zusammengefaßt wird: „so entwickelt sich die höhere Form der Gemeinschaft, die in der Menschenwelt durch keine Verfassungsart ausgeschlossen werden kann: das Zusammenarbeiten von Vielen durch Unterwerfung unter einen Führer".

Die Schrift, die auf einer außergewöhnlichen Kenntnis der Quellen beruht, ist nicht nur dem Psychologen und dem Historiker, sondern jedem Verehrer Bismarcks angelegentlich zu empfehlen. Eine flüchtige Lektüre könnte zwar den Eindruck erwecken, als ob hier eine kaltherzige Vivisektion vorgenommen werde. Näheres Eindringen zeigt aber bald, wie falsch dieses Bild wäre. Gewiß haben wir eine streng sachliche, gelegentlich fast herbe Untersuchung vor uns, aber sie ruht auf dem Grunde jener sympathischen und verehrungsvollen Einfühlung, ohne die menschlicher Größe nun einmal nicht beizukommen ist.

Den Höhepunkt bilden, mindestens für den Historiker, die beiden letzten Kapitel. Ueberaus anziehend und lehrreich sind die längeren Ausführungen über den „Kampftrieb" des Mannes, der mehrfach von sich gesagt hat, er habe noch jeden Handschuh aufgenommen, den man ihm hingeworfen. Man lese z. B., wie S. 236 ff. die Einwirkung des Kampftriebes auf den Verstand dargelegt und gezeigt wird, daß mit dem Kampftrieb meist ein stark einseitig progressives Denken verbunden ist (d. h. Denken mit Bezug auf die Wirkungen, nicht, wie das regressive Denken, mit Bezug auf die Ursachen). Hier hätte Groos Bismarcks erste Worte nach dem Eintreffen der Nachricht von dem Nobilingschen Attentat zitieren können: „jetzt lösen wir den Reichstag auf", die den Zeugen Tiedemann so sehr verblüfften.

Die Schrift von Groos sollte dazu beitragen, unsere Wissenschaft von einer außerordentlichen Einseitigkeit zu befreien, an der sie leidet. Gerade bei der Darstellung der großen Männer wird in den letzten Zeiten viel zu ausschließlich nach den verstandesmäßigen Motiven gefragt, und ihre Tätigkeit viel zu ausschließlich auf sie zurückgeführt. Ueber mancher historischen Biographie müßte als Titel stehen nicht „Geschichte des X", sondern „Geschichte der verstandesmäßigen Tätigkeit des X", und wie häufig wird dabei noch dazu „der Herren eig'ner Geist" dem des Helden untergeschoben. In Wirklichkeit sind gerade bei den großen Männern die verstandesmäßigen Motive selten die einzigen, häufig nicht einmal die entscheidenden. Und ganz gewiß liegt in dieser Hinsicht die Sache bei Bismarck nicht viel anders, als etwa bei Napoleon I. Daß die Leidenschaft zum Zustandekommen seiner Entschlüsse mitgewirkt hat, davon sich zu überzeugen, genügt die alleinige Lektüre der Erinnerungen von Lucius. Viel weiter aber führt doch die Schrift von Groos, besonders durch ihren Hinweis auf den „Kampftrieb" Bismarcks. Wie viel von seinen Entschlüssen und Handlungen auf diesen Trieb (ganz oder zum Teil) zurückzuführen sein möchte, diese Frage muß immer wieder mit vollem Ernst gestellt werden. Wenig ist es gewiß nicht gewesen!

***

Klarheit des Südens

von Dr. Franz Arens

In einer seiner vielen während des Krieges herausgekommenen kleinen Schriften über aktuelle Fragen — sein jüngerer Freund G. Castellano sammelte sie zu einem stattlichen Bändchen*) — hat Benedetto Croce, einer der überzeugtesten Verfechter organisch-nationaler Weltanschauung, die theoretische Möglichkeit zugegeben, daß es eines Tages „ebenso anachronistisch und dumm erscheinen könnte, sich als Italiener, als Franzose zu bezeichnen, wie es heute schon wäre, sich als Herzog, Fürst oder Inhaber eines sonstigen Feudaltitels zu kennzeichnen". Diese irgendwo in weitester Ferne verschwebende theoretische Möglichkeit hat ihn aber wahrlich nicht abgehalten, die Praxis seiner Geistigkeit (denn auch das systematische Denken ist „praktische" geistige Aktion) völlig auf jene Prinzipien einzustimmen, deren letzte Bedingtheit in zeitlicher Umwelt er selbst keineswegs bestreitet.

Die dämmerschwere, chiliastische Erregtheit, die heute über dem besiegten Deutschland brütet, treibt kühne und scharfe Geister zu immer erneuten Konstruktionen, in deren Riesenausmaß tausend Jahre sind wie ein Tag. Geistige Richtungen, die Tausenden Lebender Kräfte spornen und Ziele setzen, kommen bestenfalls in einer kleinen Sub-Rubrik unter. So stark und begreiflich der Anreiz zu solch weitgespannten Spekulationen sein mag: sie bergen selbst bei optimistischer Grundtendenz die Gefahr eines entkräftenden Relativismus, sobald sie zur typischen Zeiterscheinung werden. Das „Δός μοι πού στῶ, καὶ τὴν γῆν κινήσω" des Archimedes hat auch in geistigen Fragen seine Gültigkeit. Einhalt gebieten können dem rasenden Wirbel der Gesichte, deren geschlossene Kausalkette die konstruktive Fähigkeit des gleichen Beobachters zusammenfügte; seine Stellung in der Zeit und an dem Orte nehmen, in denen man sich innerlich heimatsberechtigt fühlt, und dabei dennoch objektiver Beobachter bleiben; in letzter Linie sich der Relativität alles vom Menschen Gekommenen theoretisch bewußt sein und dennoch den, sei's immerhin vergänglichen, Standpunkt kämpfend und anbetend hochhalten, von dem aus man nun einmal die Welt wenigstens der Gegenwart zu überblicken und zu gliedern vermag: dafür mag uns der Philosoph ein tröstliches Beispiel sein, dessen Haltung zu aktuellen Fragen der Kriegsjahre diese Betrachtungen gewidmet sind und unter dessen Zeichen wir sie denn gern von Anfang an stellten! Mag der „Nationalismus"

*) Benedetto Croce, Pagine Sparse, raccolte da G. Castellano. Serie Seconda: Pagine sulla Guerra. Neapel, Ricciardi, 1919.

immerhin als eine vorübergehende Erscheinung vor Ewigkeitsgesichtspunkten gelten: uns Heutigen ist in der Analyse der gegenwärtig bestehenden Volkstypen, in Spekulationen über die Gestaltung ihrer gegenwärtigen und künftigen Beziehungen noch ein Stoffkreis von solcher Fülle auch geistigen Lebens gegeben, daß wir, ohne den Vorwurf der Enge ernstlich fürchten zu müssen, in aller Ruhe sagen dürfen: „Auch hier sind Götter!"

Wir suchten die Neigung des gegenwärtigen Deutschen zu Konstruktionen größten Kalibers in Zeiterscheinungen zu begründen, die eingeborene Kräfte unseres geistigen Wesens zur Oberfläche riefen. Auch auf Croces objektive, frische, klare Ruhe wirkt eine Umwelt und ein Volkstum, für die freilich nur wenige Deutsche das rechte Augenmaß haben.

Dem Durchschnittstouristen erscheint Italien vor allem „bunt", der Italiener vor allem laut, aufgeregt, ostentativ, abergläubisch, fanatisch. Die von den verwilderten Auslands-„welschen" des Barock abgeleitete Vorstellung von welscher List und Heimtücke hat die anscheinend so brüske Schwenkung des Mai 1915 natürlich frische Nahrung zugeführt. Und doch konnte wohl niemand, der das „Abasso L'Austria", „Viva Trento-Trieste" an den Mauern der italienischen Städte immer und immer wieder las, vom italienischen Volke erwarten, daß es einen Krieg an der Seite der Habsburger Monarchie je mitmachen könnte. „Volkes Stimme — Gottes Stimme" — oder sollte wohl eine „demokratische" Regierung gegen das Volk regieren? Die Diplomaten, die sich neun Monate lang mit dem verzwickten Problem herumschlugen, erlagen endlich — nicht ungern, da sie selbst glauben konnten, die Zeit zur Verwirklichung der nationalen Träume sei gekommen — der vis major. Man mag das Skrupellosigkeit und amoralisches Gehaben schelten — Trug ist es nicht gewesen. Dazu lag die Sache viel zu klar. Der Frontwechsel kam nicht im Mai 1915 zustande — das ganze Sicherer-, Kräftiger-, Wagemutigerwerden einer vollen Generation hatte ihn innerlich bedingt. Solche Wandlungen kennt auch die Geschichte anderer Völker, ohne daß man deshalb von eingeborener Tücke reden dürfte. Man wird auch nicht sagen können, daß die Mehrzahl der Italiener die Zielstrebigkeit der Gesinnungen, die ihren Staat in die Arme der Entente trieb, irgendwie moralisch zu umkleiden versucht hätte. Allerdings: der Italiener hätte nicht der Liebhaber wohlproportionierter Reden sein müssen, der er ist; die Idee der neulateinischen Brüderschaft (ungefähr = Vergeistigung der Münzunion) hätte nicht in den intellektuellen Schichten so gewandt propagiert sein müssen, wie es tatsächlich der Fall gewesen ist; es hätte dem Kulturschlachtruf derer um d'Annunzio und Ferrero nicht jener Presse-, Literatur- und Tagesordnungserfolg beschert sein sollen, den er in der Tat verzeichnen konnte. Ihr Erfolg war aber mehr laut als tief: wirklich ins Volk

ist nur die durch ihre Naivität bestechende Gepflogenheit gedrungen, den als Grundfaktor der politischen Praxis erkannten „egoismo" durch das Appellativ „sacro" über den Alltag hinauszuheben. Wichtiger als alle angeblichen Kulturziele im Völkerkampfe, ja selbst als die „Heiligkeit" ihrer Realpolitik war den Italienern die Befriedigung ihrer von nationalen Idealen umleuchteten Territorialwünsche. Das ganze neulateinische Strohfeuer erlosch sogleich, als die westliche Schwesternation zögerte, zu Trient und Triest noch Fiume hinzuzulegen. Man begreift es unter diesen Umständen, daß selbst ein Verehrer des westlichen Kulturideals wie Giov. Prezzolini*) einen Mann vom Schlage Croces, der gegen die Moralpropheten Blitz um Blitz geschleudert hat, aber nie auch nur ein Wort gegen die praktische Kriegspolitik der Regierung sagte, auch heute noch als den wahren geistigen Führer seiner Nation bezeichnet, wenn er auch konstatiert, daß Croces Eifern gegen beliebte Schlagworte ihm einen Teil seiner Popularität gekostet habe. Begreift es, daß dieser klare und objektive Patriot auch während des Krieges „Senatore del Regno" bleiben konnte, ja, daß schon heute wieder die Stunde gekommen ist, wo es ein Ministerium des nationalen Wiederaufbaues es sich zur Ehre rechnete, ihn zu seinen Mitberatern zu zählen.

Benedetto Croces vielseitige Leistungsfähigkeit hier mit wenigen Worten zu skizzieren, ist unmöglich. Voßler hat seinerzeit von seinem System und seiner Persönlichkeit ein großgesehenes Bild entworfen**). Er ist Literarhistoriker und Kritiker, Aesthetiker, Kulturhistoriker, Ethiker, Geschichtsphilosoph, dabei keineswegs ein Polyhistor, sondern ein Mann von strengster geistiger Disziplniertheit. Durchaus im Leben seiner Nation mitschwingend, stellte er sich im Kriege doch keineswegs auf die Gasse, um seine Lehre zu verkünden: er blieb fleißig bei seinen Büchern, und es könnte einem Menschen von normaler Produktionsenergie wohl schwindeln, wenn er das Verzeichnis durchliest, in dem Croce auf nicht weniger als drei Seiten alle die wissenschaftlichen Arbeiten knapp aufzählt, die er während der Kriegsjahre in Angriff genommen, gefördert, abgeschlossen hat. Die kleinen Schriften über den Krieg, von denen wir hier sprechen wollen, figurieren also in seinem Gesamtwerk bloß als bescheidene Parerga. Auf ihren Inhalt des Näheren einzugehen, lohnt aber um so mehr, als uns eine Betrachtung von Croce's politischen Anschauungen alsbald zu der Erkenntnis führt, daß dieser authentische und typische Südländer, ohne im Mindesten ein Plagiator des Deutschtums zu sein, gerade als Erbe südlicher Kulturen ein Ideal vertritt, das, dem von den

*) L'Italia che scrive, Maiheft 1920, vgl. „Auslandspost" Nr. 27.

**) Deutsche Literaturzeitung vom 18. Juni 1910.

Neulateinern gepriesenen recht unähnlich, der deutschen Denkweise bei aller Verschiedenheit vielfach kongenial erscheint.

Daß der Neapolitaner Philosoph nicht nur an den Deutschen der Vergangenheit (die ja auch die Franzosen schon um der antithetischen Wirkung willen gern rühmen), sondern auch an denen von heutzutage manches hochschätzt, daraus macht er sicherlich kein Hehl. Er hält nicht nur Kants und Goethes Andenken hoch; er propagiert nicht nur die Philosophie des schon bedenklicheren Hegel und betätigt sich nicht nur vollends als Apologet des übelbeleumundeten Treitschke (sonst „un nome abominato"), dessen bewußtes Nationalgefühl er dem des Risorgimento verwandt, ja befreundet erweist: er bewundert auch die deutsche Tüchtigkeit, Disziplin und Organisation jüngster Gegenwart, findet die wilhelminische Kombination des Merkantilen und Feudalen äußerst geschickt, schlägt für die wenigen Ausländern zugängliche deutsche Kulturbesonderheit eine sympathische, wenn auch nicht unbedingt treffende Formel vor, nimmt Schriften Belows und Hartmanns zum Anlaß, den hohen Rang der deutschen Historiographie zu betonen, gedenkt allenthalben der beispielgebenden Wirkung der deutschen Wissenschaft für die italienische (wenn man ihm bessere Methoden zeige — es könnten seinethalben japanische sein —, so wäre es ihm wohl recht; unterdes kenne er aber nichts Besseres). Ist er aber darum pro-deutscher Politiker? Predigt er Friede und Freundschaft mit den Deutschen? Ist er ein Bewunderer alles dessen, was von Deutschland herüber kommt? Ganz und gar nicht. Bismarcks spätere Haltung zu seinem Spiel mit der Emser Depesche findet nicht seinen Beifall; Ostwalds Eintreten für eine wohlwollende Welthegemonie der Deutschen bringt ihn in Harnisch; die zeitgenössische deutsche Philosophie hält er für ziemlich mittelmäßig, und die nationalistische Rassenphantastik eines Woltmann und Chamberlain erweckt vollends seinen Grimm. Und, wie er schon früher gegen deutsche Pedanterie und Systemisierwut gecifert, ja zuzeiten (in Sachen Harnack) sogar dem deutschen Protestantismus als solchem reichlich unfreundliche Worte gesagt hat (sein Freund Gentile vereinigte solche — wenn man will „antideutsche" — Aussprüche Croces zu einem kleinen Aufsatz, den Castellano, wohl um Angriffe besser abfangen zu können, der Ausgabe seiner Kriegsschriften beigefügt hat), so hat er neuerdings auch gegen Spenglers Theorien scharf Stellung genommen. Werden wir ihn darum unter die Gegner des Deutschtums zählen? Natürlich ebensowenig. Er ist einfach (man ist heute nur gar nicht mehr gewöhnt, Menschen solchen Kalibers im Vordergrunde des öffentlichen Lebens anzutreffen: daß Croce so im Vordergrunde wirkt, ist eben an und für sich ein Ehrentitel Italiens) ein wahrhaft objektiver Denker und Beurteiler. „Seit einiger Zeit findet meine Seele und mein Intellekt bloß noch daran Vergnügen, die Tatsachen objektiv,

in ihrer systematischen Gliederung, in ihren Entwicklungszusammenhängen aufzuzeigen, frei von jeder Absicht der Verteidigung oder des Widerspruchs." Er weiß, daß kein Volkstum lediglich ideale Eigenschaften versammelt. Freilich kann Gentile auf einen Sonderfall verweisen, in dem Croce einen ihm kongenialen Franzosen (Sorel) gegen einen ihm unsympathischen Deutschen (Ziegler) ausspielt: aber gerade die Moralheuchelei, die er Ziegler vorwirft, hat er ja auch an Franzosen wieder und wieder gebrandmarkt. Man mag ihn wenden wie man will: hier ist Fleisch gewordener objektiver Geist. Und sieht man auf seine frische, optimistische, elastische Persönlichkeit voll gigantischer Arbeitsenergie, so möchte es einen bedünken, als wäre doch des Segens mehr in dem denn — des Fluches.

Aber bei all dieser Objektivität paßt er seine politische Praxis ganz und gar den Erfordernissen der Staatsraison an, der er sich mit einer ganz erstaunlichen Demut unterordnet. Findet er für einen jungen Mann, der ihm schreibt, wenn die Deutschen wirklich so vortrefflich wären, wie sie Croce darstelle, so möchte er auf sie nicht schießen, die prächtige Replik, die einem gelernten Pazifisten Schauer durchs Gebein jagen muß: „Ja, sind Sie denn ein Polizist, der auf Verbrecher Jagd zu machen hat — muß es nicht einen Soldaten vielmehr freuen, anständige, vollwertige Menschen sich gegenüber zu wissen?" Aber er führt streng getrennte Rechnung: als Staatsbürger alles für den Sieg; als Wissenschaftler keinen Schritt abseits der Wahrheit. Und er wacht eifersüchtig darüber, daß nicht der geistige Führer seine Geistigkeit agitatorischen Zwecken verkuppele. Der Gelehrte setze Leben und Gesundheit für den Staat ein — er tue alles, um Stimmung und Patriotismus auf der Höhe zu halten; aber er tue das als einfacher Privatmann, ohne die Wissenschaft zur politischen Argumentensammlung zu degradieren. Er verfechte vielmehr als Gelehrter, unbekümmert um Lob und Tadel, was er für wahr hält, und arbeite vor allem in seinem Fach unbeirrt fort, anstatt Kaffeehaus- und Volksversammlungspolitik zu betreiben.

Diese Prinzipien bestimmten in der Tat Benedetto Croces politische Aeußerungen während der Kriegszeit.

Soweit ich die Entwicklung seines Gesamtwerkes übersehe, ist Croce eigentlich doch wohl von Hause aus mehr Philosoph als Historiker. Dennoch gewinnt selbst der historisch gerichtete Leser bei ihm den Eindruck, daß das Historisch-Reale in ihm das Systematisch-Postulative zumindest in Schach hält. Und in der Tat: bereits vor Jahren zeigte Voßler auf, daß bei Croce „Geschichte und Philosophie, wie Akt und Potenz, zwar in abstracto voneinander unterschieden, tatsächlich aber nicht getrennt werden können." So ist er denn z. B. ein prinzipieller Gegner ausgearbeiteter Reformschemen: nur vorsichtige Einzel-

reformen finden seinen Beifall. Daß dieser historisch-evolutionistisch orientierte Bürger für sozialrevolutionäre Weltumkrempelungen wenig übrig hat, liegt auf der Hand. Aber auch den von ihm tief bewunderten deutschen Organisationsgedanken will er nicht als Panazee mißbraucht sehen. In der Tat, wem schauderte nicht vor der Vorstellung eines prussifizierten Neapel! Brauchte es wirklich Castellanos Versicherung, daß dieser treue Arbeiter am Genius seines Volkes kein kalter Egoist, sondern ein Mensch voll warmen sittlichen Ernstes ist? Für uns wahrlich nicht. Nun sieht er begreiflicherweise, gerade weil er der überpersönlichen Gesamtheit demütig dient, in Staat und Gesellschaft nicht „tanti Pierini, Tonini e Beppini", die sich gute Zensuren holen sollen, sondern Organismen höherer Art, denen die Moral nicht augenfällig aufgepappt werden muß, weil sie ihnen bereits im letzten Grade immanent ist. Seinen ruhig-selbstverständlichen Patriotismus, der an den Bürgersinn des Hellenen und Römers gemahnt, bezeichnet man ungern als Nationalismus, weil dieser Name in den letzten Jahren so viel lodernde Wut und flackernde Eitelkeit decken mußte. Aber selbstverständlich hat sein Staatsgefühl die nationale Note, ohne die es ja doch nur anachronistisches Spiel bliebe. Der Neapolitaner Gelehrte ist sich — wir sagten es zum Eingang — wohl der Möglichkeit bewußt, daß der Nationalismus einmal vergehen könnte. Vorerst aber ist er nicht fortzuschematisieren, und — Croce sagt das einmal sehr fein — wer ihn überwinden und bekämpfen will, muß denn doch erst selbst einmal wirklich national empfunden haben! Uebrigens gibt er sich mit dem „sensualen" Nationalismus eines Barrès, der ihn bloß ein erweiterter Egoismus dünkt, ja keineswegs zufrieden: Beziehung zum Ideal der Menschlichkeit muß für ihn sehr wohl gegeben sein, nur soll dieses durch die nationale Färbung erst konkret und individuell gestaltet werden. Unter dieser Voraussetzung, daß die Besonderheit der Nationen unberührt bleibt, ist Croce sogar ein guter Europäer. Als „Idee Europa" erkennt er dabei „das Erbe an Begriffen und Urteilen" an, „jenes Erbe an Wahrheiten, das einen gemeinsamen Besitz der europäischen Völker darstellte und Gefühle hervorbrachte, die ihnen allen gemeinsam waren". Sein „Spiritualismus" steht gewiß dem Intellektualismus der Aufklärung weltenfern, aber auch der historische Materialismus, der brüsk alles Traumhafte, Ideenverankerte, Uninteressierte aus der Motivation der Geschichte ausschalten möchte, findet in diesem Kämpen des Geistigen einen kampfbereiten Gegner. Schon sein nicht selten zu deutlichem Theismus gesteigerter Determinismus scheidet ihn von den Marxisten und sonstigen Materialisten. Auch ein Darwin-Adept würde allerdings über die unorganische Möglichkeit spotten, daß man sich sein Vaterland „aussuchen" könne: Croce aber verwirft diesen Gedanken deshalb, weil die „Provvidenza" schon wissen werde, wohin

sie den Einzelnen stelle. Das Richteramt über die Staaten (sein Glaube an „historische Gerechtigkeit" scheint mir allerdings nicht ganz frei von jenem Rationalismus, den Croce als Gesamtweltbetrachtungsweise verurteilt) ist nicht der Menschen, sondern Gottes. Dieser Glaube an die Vorsehung begegnet auf Schritt und Tritt. Dabei scheidet ihn seine autonome Moral wohl doch radikal von der Gläubigkeit der Kirche, die er immerhin als ehrwürdigste Gegeninstanz respektiert. Eine Konsequenz seines Determinismus ist sein schon während des Krieges deutlich manifestierter Abscheu gegen das banausische Aufspürenwollen des für den Krieg „Verantwortlichen". Den Gedanken, Wilhelm II. mit dieser grandiosen Last zu beschweren, findet er lediglich grotesk, und ein Volk als solches kann seiner Meinung nach überhaupt nicht verantwortlich sein, weil es unter der Gewalt historischer Voraussetzungen handle. Eine zweite Folgerung aus seinem Glauben an eine schicksalsbestimmende Macht ist seine Abneigung gegen jegliches Prophezeien — daher wohl seine unverhohlene Antipathie gegen Spengler. Endlich wird man auch seine sonst erstaunliche Passivität gegenüber den grundsätzlichen Entscheidungen der verantwortlichen Staatslenker vielleicht als seelisches Analogon jener Vorsehungsgläubigkeit am ehesten begreifen können. Führt so Croces Spiritualismus auch nicht in jenen „Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft", so sieht er doch das Weltsystem von einem ordnenden Prinzip beherrscht, das er, und zwar besonders gern mit unserem deutschen Worte, nun eben gerade als „Vernunft" anspricht. Es ist denn diese „Vernunft" unserer idealistischen Philosophen, die er in einer seiner mutigsten Antithesen als hoch erhaben abschildert über der „raison" des Aufklärungs-Gallizismus, unter der er wohl die Weltschulmeisterei der Homais und Konsorten begriffen wissen will.

„Die Geschichte ist Wettstreit von Machtfaktoren, nicht Tribunal eines Friedensrichters." Wer so urteilt, dem ist der Krieg freilich nicht die unauslöschliche Kulturschande, die nur dann geduldet werden kann, wenn es den Kampf von „Recht und Kultur" gegen „Unrecht und Barbarei" gilt. Für Benedetto Croce ist Krieg eine unabwendbare Naturmacht, nicht ein Produkt vernunftgemäßer Ueberlegung, sondern urkräftig wie Liebe und Haß. Soll man dem „Mann aus dem Volke" mit bildungsstolzen Worten vordeduzieren, weshalb der Krieg gegen Deutschland berechtigt und erhaben sei? Man sagt ihm einfach: das ist nun einmal nicht anders, und wir beide müssen, jeder an seinem Platze, sehen, wie wir ihn zum besten Ende führen helfen. Das heute vielfach so verpönte Hindenburgsche Durchhalten nimmt sich denn im süßen Lichte Campaniens nur wenig verändert aus! „Nur nichts von dem ‚Kampf um Recht und Unrecht'", meint Croce, „da doch weit lieber ‚Gottes Schickung' — es ist tiefer und wahrhafter." Dieses Pochen auf Gerechtigkeit ist besten-

falls für Schwache und Besiegte brauchbar, und selbst denen würde Croce zu anderen Heilmitteln raten. Auch das Wort und der Begriff „Militarismus" hat für ihn keine Schrecknisse. Er sucht es seinem Volke vielmehr in Erinnerung zu bringen, daß es in seinen großen Tagen den Ruf des „Unkriegerischen" nie verdient habe, freut sich des weltgeschichtlichen Anlasses, die Kampfestüchtigkeit Italiens wieder neu bewähren zu können. Die ganzen lateinischen Kulturapostel — prophezeite er mitten im Kriege — werden nach dem Kriege Militaristen sein. Das sogenannte germanische Kultur- und Staatsideal wird die Welt erobern. (Hat er so unrecht gehabt? Sogar den U-Bootkrieg haben die französischen Militärs nun schon verteidigt.)

Aber dieses Ideal ist ja gar nicht einmal germanischen Ursprungs. Sein Verkünder — lehrt Croce — war der Staatsschreiber der florentinischen Republik, der große Italiener, dessen Namen man als Symbol aller trugvollen Hinterlist mißbraucht, und der doch in seiner „tragischen Menschlichkeit" von „strenger Sittlichkeit" gewesen ist. Wie Machiavelli, hält auch Croce nicht eine bestimmte Staatsform für ein absolutes Ideal: sein evolutionistisch-antirevolutionäres Temperament läßt ihn aber ohne Beschwerde mit der liberalen Monarchie seiner nächsten Umwelt sympathisieren. Wie Machiavelli sieht er im Staate eine Verkörperung der Macht und nicht eine Institution zur Verwirklichung des Rechts, das ihm ja selbst, einschließlich des Völkerrechts, nur als ein Ausgleich kämpfender Interessen erscheint. Das Humanitäre, Rationalistische (im Sinne des Abstrakt-Wirklichkeitsfremden), Moralistische des geistigen Westens ist ihm ein Horror, und des erbitterten Dreinschlagens gegen die eitlen Gerechtigkeitsemphasen wird er nicht müde, mögen die Widersacher nun Dürckheim und Seignobos oder Ferrero und Nathan heißen (um deutsche Widersinnigkeiten sich zu bekümmern hält er während des Krieges nicht für seines Amtes). Mit köstlicher Phantastik (der Schatten des François Rabelais müßte seine Freude daran haben!) malt er sich die groteske Vorstellung von der Seele, wie die Staaten, „Leviathane mit den bronzenen Eingeweiden", auf einander losgehen, sich gegenseitig verwunden und zerrupfen, weil dies einmal zu ihrer ungefügen Natur gehört. Bei einem Franzosen unserer Zeit fände solch herbe Männlichkeit freilich wenig Sympathie: hat doch Henri Berr sein Buch über Deutschtum und französischen Geist*) geradezu der triumphalen Devise „Descartes gegen Machiavelli" unterstellt. Wird so Croce bisweilen unwillkürlich zum moralischen Bundesgenossen des kämpfenden Deutschland, so geschieht dies sicherlich nicht um der Liebe zu den Deutschen

*) Vgl. meinen Artikel „Französische Intellektuelle und deutsche Kultur" „Der Neue Merkur", März 1920.

willen, sondern im Streite für das Recht jener Lehre von den Wirklichkeiten des Staatslebens, die einst in schweren Tagen der Fremdherrschaft Nicolo Machiavelli aushämmerte — auch er kein Verehrer des Amoralischen an sich, aber bitter überzeugt von der Notwendigkeit dessen, was der Fürst und Staatslenker zu jenen Zeiten eben tun mußte, um das Geschaffene am Leben zu erhalten.

Diese Art Determinismus ist freilich nicht christlicher Art: Moiren und Nornen sind ihm Gevatter gestanden. Der Fatalismus der früheren Griechen grenzt hier nahe genug an die nebelschwere Mythologie des Nordens. Auch die hingebende Unterordnung des Einzelnen unter die Staatsdisziplin ist so gut friederizianisch wie spartanisch. Nur „démocratique" (im Ententesinne) ist sie freilich nicht. Und darum ist es kein Zufall, wenn Benedetto Croce gerade den Propagatoren der lateinischen Brüderschaftsverbände so brüsk abwinkt: Auslandspolitik sei nicht Sache privater Einzelner, sondern ausschließlich die der staatlich Bevollmächtigten.

Croces Haltung in den verschiedenen Phasen des Krieges folgt mit logischer Stringenz aus diesen Prämissen des Historisch-Organischen, Bürgerlichen und Wahrhaften. Solange das Königreich Italien neutral blieb, war er „Neutralist", aber nicht aus abstrakter Gerechtigkeitsliebe, sondern, weil er ein verfrühtes lärmendes Eingreifen der öffentlichen Meinung in die Willensfreiheit der Verantwortlichen für inopportun hielt. Die erregten Neulateiner um d'Annunzio stießen sich freilich schon damals an der kühlen Kantigkeit seiner knappen Kundgebungen. Aber auch die Dreibundsfreunde mögen daran keine besondere Freude gehabt haben. „Italien wird dann eingreifen, wenn es seine Interessen als bedroht ansieht." Vielleicht auf Seite des Dreibundes, vielleicht auf Seiten der Gegner. Beide Möglichkeiten müssen offen bleiben. Kein Wort von der Heiligkeit der Verträge. Kein Wort auch vom „sacro egoismo", denn es liegt seiner Redlichkeit fern, naturnotwendige Emanationen des Seelenlebens mit einem Heiligenschein zu umkränzen. Nur eins nennt er heilig: das „Recht unserer nationalen Individualität". Nicht Taten und Willensrichtungen also, sondern Güter der überindividuellen Gesamtheit, Palladien gleichsam. Dieses „heilige Recht der nationalen Individualität" verkündet er am Vorabend der Kriegserklärung. Es bleibt die Gipfelhöhe seines Pathos auch fernerhin. Nicht einmal der „unerlösten Brüder" tut er jemals Erwähnung. „Italien will durch den Kriegseintritt seine Staatsmacht vergrößern." „Wir suchen bessere Grenzen für unseren Staat." Welche Welt trennt diesen Südländer von den Kulturkreuzzüglern! Gebraucht er nicht beinahe die von Jacques Rivière so übel vermerkten Worte Natorps vom „Sich-ans-Licht-schaffen-Helfen" des deutschen Volkes durch das Mittel des Krieges, indem er den Krieg als ein „Experiment"

bezeichnet, das „uns ein besseres Bewußtsein unserer selbst geben wird"*). Freilich — dem von dem ursprünglichen Recht der Volksindividualität Ueberzeugten sollte es nicht entgehen, daß das „Recht der nationalen Individualität" aus einem heiligen ein recht unheiliges zu werden droht, sobald man es auf das Siedlungsgebiet eines fremden Volkes vergewaltigend eindrängen läßt! — Hier ist für mich die einzige Lücke in Croces Kriegs-Argumentation. Alles andere ist klar und konsequent.

Bundesgenossenschaften scheinen ihm denn nicht Ergebnis eines passionalen Gefühls, nicht Vereinigungen zum Schutze gemeinsamer Kulturideale, sondern lediglich Interessenverbände, die man knüpfen und wieder lösen kann. Den Anregern franko-italischer Verbrüderungskongresse sagt er mitten im Kriege man müsse allezeit daran denken, daß aus den Freunden von heute morgen Gegner werden könnten (ähnlich faßte er ja offenbar auch den alten Dreibund von vornherein auf). So kühl überall die Ausdrucksfom erscheint: nach großen Niederlagen und großen Siegen erhebt sich Croces schlichte Prosa zu seherischer Kraft und enthusiastischer Wärme, und dann fühlt man, wie starken inneren Anteil sein italienischer Patriotismus an den Wechselfällen des Krieges genommen hat. Aber immer bleibt er, trotzdem die rücksichtslose Geradheit seines Denkens vor keiner — notwendigen — Konsequenz zurückscheut, ein maßvoller Denker. Das Horazische „Aequam memento" scheint förmlich auf ihn gedichtet. Noch ehe man irgend ahnen konnte, wer zuletzt Sieger bleiben würde, empfahl er bereits Schonung des Besiegten, und beim Klange der triumphalen Fanfaren galt gleich sein zweiter Gedanke denen von der Gegenseite, deren Trauer eine doppelte sein müsse, da all ihre Opfer umsonst gewesen seien. Im Uebrigen empfiehlt er aber den Besiegten nichts weniger, als durch Klagen über widerfahrene Vergewaltigung das internationale Mitleid aufzuwecken. Sein Rat ist ein ganz anderer: wer unterlegen ist, mag zusehen, „sich neu zu kräftigen und sich zu verläßlichen Bündnissen zu vereinigen". Auch dies sagt er aufs Geratewohl, noch ehe das Schicksal des Krieges irgendwie ins Klare gekommen war. Seine Stellungnahme zur äußeren Politik des Augenblicks ordnete er also wohl allezeit der Staatsraison unter; Vergangenheit, Zukunft, überhaupt abstrakte Erwägung (natürlich handelt es sich da um Abstraktionen, die sich auf Reales beziehen, wie bei Machiavelli) wahrt er jedoch dem freien Arbitrium des Intellekts. Sein Wahrheitsgefühl ist auch im Kriege so lebendig, daß ihm ein Zuschneiden der Tatsachen für die Oeffentlichkeit durchaus zuwider ist. Freilich will er (und hier unterläuft wohl zuweilen ein leichter

*) Vgl. die Polemik Rivières gegen Natorps „Kunstwart"-Aufsätze" in seinem Buch „L'Allemand" (Paris 1918) und mein Referat über das Rivièresche Buch im Märzheft des „Neuen Merkur".

Sophismus) Fälle, in denen es nur auf Beeinflussung von Massen ankommt, von solchen unterschieden wissen, in denen man zur Mitteilung wahrheitsgemäßer Tatsachen verpflichtet ist. Soviel muß man aber gelten lassen: er vergißt nie, was er seinem Vaterlande als schaffender Forscher ist und daß keinerlei Wechselfälle der Politik ihn bestimmen können, eine wissenschaftliche Ueberzeugung zu verfälschen.

Seine Wahrheitserkenntnisse teilt er denn unbedenklich nach rechts und links aus, gleichviel, ob Feind, ob Freund sie süß oder bitter findet.

Die Entscheidung über die Tatsächlichkeit der deutschen „Greuel" läßt Croce in suspenso. Mangelnden Zartgefühls und mannigfacher überflüssiger Rüdheit klagt er uns dagegen ohne weiteres an. Deutsche Aufrichtigkeit weiß er richtig einzuschätzen und wählt als Exempel dafür, daß wir „Realpolitik", zu der er selbst sich voll und offen bekennt, auch beim Gegner stets zu schätzen wissen, Schäfers Urteil über die Engländer bei Kopenhagen. Gerade im Sinne dieser Realpolitik und des „Machiavellismus", wie er ihn begreift, findet er allerdings den deutschen Zorn über Italiens Treubruch lächerlich und unwürdig. Den französischen Zeitgenossen verübelt er schon in der neutralen Epoche ihr Bestreben, den Gegner herabzusetzen; sein Aerger über die Nationalisten und Zivilisationsapostel steigert sich noch in den Zeiten der Bundesbrüderschaft, und auch sensuelle Aestheten, wie Barrès fahren übel bei ihm. Dabei zählt er natürlich trotzdem Ausnahmepersönlichkeiten wie Georges Sorel zu seinen wertesten Freunden. Uebrigens überschätzt er wohl die Rolle der pathetischen Doktrinäre im Gesamtmechanismus der Entente: weder Frankreich noch gar England stand dem deutschen Ansturm in naiver Ueberraschung gegenüber. Sein eigenes Volk, das er ehrlich liebt und aus dessen Mitte er darum die falschen Propheten mit besonders scharfer Geißel verjagen möchte (insbesondere die Freimaurerei, in der er eine Verkörperung der ihnen verhaßten Geistestendenzen sieht, verfolgt er mit unnachsichtlichem Spott), beurteilt er sehr richtig. Mit einer Bescheidenheit in der Einschätzung seiner historischen Gegenwartsrolle, deren Beispielhaftes uns einst vielleicht davor hätte bewahren können, mit Barbarossa und Karl dem Großen auf allzu vertraulichem Gleichheitsfuß zu verkehren, uns aber heute noch helfen kann, die Dürftigkeit unserer Existenz zähnezusammenbeißend und zielbewußt zu ertragen. Für die Russen dagegen fehlte Croce während der Kriegsjahre entschieden das rechte Augenmaß: mag Lenin ein noch so unoriginellen Philosoph sein — die Größe des russischen Erlebnisses läßt sich mit noch so berechtigter Kritik solchen Fachdetails nicht hinwegdeuten. Vielleicht denkt der Neapeler Mentor Italiae übrigens schon heute anders.

Auch der historischen Bedeutung des Sozialismus wird Croce nicht voll gerecht. Wir betonten schon das Anti-Revolutionäre in ihm, das spezifisch Bürgerliche, in dessen Namen er dem italienischen Bürger und Bauern ja gewiß die gebührende Einschätzung seiner Kriegsleistung stolz vindizieren darf. Das wäre an sich natürlich kein Hindernis richtiger Einordnung. Aber Croce legt als Maßstab der Bewertung nur immer wieder ein und dasselbe Kriterium an: Kriegsfreudigkeit oder Sabotage des Krieges. Von diesem Gesichtspunkte aus verwirft er die italienischen Sozialisten, lobt er die in Ententekreisen sonst so tief verachteten Scheidemannleute (daß er denen die Suggestionsübertragung angeblich deutscher Ambitionen auf die „vertrauensseligen", „leidenschaftlichen" Ententegenossen erzürnt vorhält, ist ja wohl mehr Ausdruck zornigen Bedauerns darüber, daß Italiens Arbeiterschaft nicht ebenso staatsbejahend wirkte!). Heute müßte er wohl auch die straffe Defensive der Sowjets anerkennen. Er ist bereit, mit den Sozialisten zu paktieren, sobald diese sich mit dem Faktum der Kriegsnotwendigkeiten abfinden. Aber das alles ist doch wohl nur eine äußere Relation des Sozialismus: über sein Wesentliches wird mit diesen Urteilen nichts ausgesagt, und keinesfalls berechtigte die Existenz kriegsverweigernder Fraktionen in dem und jenem Lande dazu, die sozialistische Bewegung als solche geradehin totzusagen. Wie ja andererseits eine kriegsbejahende Haltung der Sozialdemokratie den bürgerlich, individualistisch, historisch, konservativ gerichteten Beurteiler doch noch lange nicht völlig auf ihre Seite ziehen kann! Heute bricht man in Italien, enttäuscht in bezug auf manche Höchstforderung, erbittert über die Nachwehen des Krieges, ernüchtert durch den kühlen Egoismus der stärkeren Bundeshelfer, den Stab über die Interventionisten. Croce war keiner von ihnen, und darum wird auch niemand gegen ihn die Hand heben. Dennoch dürfte er das populäre Scherbengericht nicht mitmachen. Wie er den Mut hatte, einst dem gestürzten Cadorna Worte eines echten Galantuomo in die Vergessenheit nachzurufen, so wird er sicherlich auch heute Italiens Kriegsentschluß, der ohne sein Zutun zustandekam, dem er aber viereinhalb Jahre treue Gefolgschaft hielt, nicht post festum verdammen. Er wird sich zu bescheiden wissen. Die reichlich „bessere Grenze" im Trentino wird ihm vorerst genügen. Daß das Verhältnis zu Frankreich sich einmal in sein Gegenteil verkehren könnte, hat er, der nie zu den neulateinischen Enthusiasten gehörte, schon während des Krieges genau gewußt und drastisch ausgesprochen. Und, daß nach Sättigung des ersten Appetits und Lockerung der Beziehung gegen Westen der Weg für ein neuerliches Sichverstehen mit Deutschland und Deutschösterreich frei geworden ist, wird er ebensowenig ungern sehen können, er, der wohl sicherlich politisch niemals geschworener Germanophile

war, der aber in seinem Gedanken- und Gemütsleben stets nahe Fühlung mit dem der Deutschen pflegte. Dazu braucht es für ihn nicht erst den Völkerbund, dessen rationalistisch-humanitärer Gefühlsgrundlage ein Denker, der schon den friedestiftenden Effekt des Völkerrechts nachdrücklich anzweifelt, begreifliche Skepsis entgegenbringt. Zum Unterschied von dessen Propagatoren verlangt er sicherlich von den besiegten Deutschen auch nicht erst Buße und Reue. Wie lautete doch sein Rat für die besiegten Völker? „Sich von neuem kräftigen, *verläßliche* Bündnisse schließen“ . . . . .

Die politischen Gegner haben Benedetto Croce (trotzdem er gelegentlich einer Razzia auf die Gatten deutscher Frauen seine Unschuld lachend betonen konnte) als Imitator des deutschen Wesens verhöhnt. Mit Recht hat schon Prezzolini, dessen persönliche Sympathien ja mehr westwärts gewandt sind, das spezifisch Süditalische an seiner Persönlichkeit der Primitivität dieser Anwürfe entgegengehalten. Freilich, der Vorstellung unseres Bildungstouristen vom hitzigen, verschlagenen, abergläubischen, schönrednerischen Südländer gleicht er wenig. Aber man höre nur, wie er selbst die Volksart Italiens charakterisiert: „Eine traditionelle Qualität ist der nicht zu Unrecht gerühmte gesunde Menschenverstand Italiens, der sich aus Bescheidenheit, Resignation und Mut zusammensetzt. Eine traditionelle Qualität unser Kunstsinn, der das Körperliche und Gestaltete liebt und in gleicher Weise zügellose Einbildungskraft wie haarspaltende Reflexion verabscheut. Eine traditionelle Eigenschaft der Antimystizismus, der Realismus in Wissenschaft und Philosophie.. eine traditionelle Kraft das „Lachenkönnen“ über allerhand Aufgeblasenheiten und Rauschwesen . .“

In der Tat: dies ist das heutige (zumindest das gestrige) Italien, und dieses Italiens kraftvollster geistiger Repräsentant ist zurzeit wohl Benedetto Croce. Es ist ein grober Irrtum, zu glauben, daß jeder Grad dem Aequator näher eine tiefere Abwendung vom deutschen Gefühl bedeutet. Nicht zu Unrecht haben heute gerade solche Franzosen, deren Naturell den Deutschen besonders schroff ablehnt, das Lateinische in ihrem Kulturkredo durch das „Keltische“ ersetzt. Das unvermischt Lateinisch-Südliche kommt uns viel leichter nahe. Schon im südlichen Frankreich empfindet man das. Noch stärker in Italien, wo die Politik keine so tiefen Abgründe aufriß. Es sind schlichte, klare, irdisch-bescheidene, typisch unfanatische Menschen, die dort aufwachsen. Die Verschlagenheit des Odysseus und die Spottlust des Aristophanes spielen freilich solchen Fremden, die Formen erstarrter Zivilisation großsprecherisch-täppisch den freier bewegten Südländern aufzuoktroyieren versuchen, zuweilen einen Possen. Kein ernster Beurteiler darf dergleichen tragisch nehmen.

Unsere „gebildeten" Italienfahrer wissen theoretisch aus Büchern und Vorträgen, daß Italien eine „klassische" Natur, eine „klassische" Kunst schmücken. Aber die Natur ist ihnen nicht viel mehr als ein „glänzender" Theaterdekor, und die Kunst scheint ihnen eben dem „verzwickten", „engen", „unwahren" Volk wie ein Göttergeschenk zugeflogen. Man hat freilich auch Kenntnisse über das „klassische" Menschentum der Römer und Griechen, vielleicht auch der Renaissance, gesammelt. Aber das gehört wiederum in ein anderes Schubfach. Daß eine gerade Entwicklungslinie von Hellas über Griechenland nach Rom führt und daß dieser reiche unversiegliche Strom mittelländischer Kulturkraft von allem zugeflogenen Kulturgut bis auf den heutigen Tag niemals verschüttet werden konnte, dessen sind sich nur wenige unter ihnen bewußt. In der Tat: „Custoden" und Portiers, Blumenmädchen, Gondolieri und Andenkenhändler bieten auch nicht die geeigneten Substrate für solche Beobachtungen. Anders schon, wenn man auf einsamer Wanderung einen Bauer über seine Scholle gebückt findet mit der Königsgeste des Alkinoos, wenn man Frauen der Sabinerberge mit der Amphora auf dem Haupte wandeln sieht und von weißen Mönchen in Bergklöstern willkommen geheißen wird. Und alle diese Schweigsamen zum Reden bringt. Und anders auch, wenn man den gänzlich undekorativen einzelnen, seiner Arbeit unbekümmert nachgehenden Handwerker (der dort noch so leicht Künstler ist), Kaufmann, Lehrer in freiem Gespräch kennen lernt. Aeußere und innere Willkür haben allerdings die Seele des Italieners vielfach erniedrigt, und das Rüstige seines Wiederaufstiegs bedingte (in den Städten zumal) allerhand buntscheckige Aeußerlichkeit hastiger Kulturanleihen. Aber an Männern wie Benedetto Croce fühlt man so recht deutlich jene Klarheit des Südens, die neben den großen Hellenen auch die feine Besinnlichkeit eines Horaz, die in allem Pessimismus die Welt mutig bejahende unerbittliche Wahrheitsliebe eines Tacitus oder Machiavelli hervorbrachte. Auch Croce ist tapfer und redlich, schlicht und ernst, von jenem herb-männlichen „aktiven" Pessimismus erfüllt, den er mit Bewußtsein der genießerischen Weltflucht gegenüberstellt, dabei von geruhiger Freudigkeit an allem, was da gesund, tief und schön ist auf der Welt. Das Antibarbarentum derer um d'Annunzio und Ferrero, das eine mechanische Erneuerung und ebendamit eine Verfälschung der Taciteischen Einstellung gegen Norden anstrebt, liegt ihm fern, und dennoch ist gerade er (der gute Gedanke Hans Blühers hat auch für Italien Geltung) viel echter lateinisch-mittelländisch als diese Allzu-„Völkischen", deren egozentrische Wortschwelgerei und sensibles Thesenmenschentum nach westlicheren Küsten zu weisen scheinen. Wir wollen natürlich nicht umlernen: Mystik und Gotik, Romantik (zu deren prinzipiellen Gegnern sich Croce übrigens nicht zählt) und Subjektivismus

sind Dinge, die dem Südländer fremd bleiben und die wir in der deutschen Kultur nicht missen möchten. Aber wir folgen edelster deutscher Tradition, wenn wir in diesen heutigen Nachfahren des Machiavelli und seines engeren Neapeler Heimatgenossen Giambattista Vico eben jene Klarheit des Südens grüßen, die ein so feuriger Gegenwartsmensch wie Hans Blüher (in Uebertreibung einer richtigen Beobachtung) geradezu als Sehnsuchtsziel aller wahrhaft schöpferischen Germanen aufzuzeigen versuchte. Und diese uralte Affinität der Kontraste findet ihr Gegenbild im eigenen Wesen des neapolitanischen Philosophen selbst, der (dem Gegensatz der Volksart entsprechend nicht mit deutscher Schwärmerglut, sondern eben in mittelländischer Ruhe) der deutschen Art, zu denken, zu fühlen und selbst — zu handeln auch „rebus in arduis" ein warm mitschwingendes Verständnis bewahrte. Den Realpolitiker heute als Minister auf das festnageln zu wollen, was er 1914—18 geschrieben hat, wäre natürlich widersinnig und unrecht, wiewohl es uns hier gewiß nicht um „auswärtige Politik", sondern um ewige Kulturfragen geht. Aber die innere Kohaerenz seiner männlichfesten unbeirrten Denkweise und die Richtung, die die Weltpolitik seit Versailles eingeschlagen hat, läßt uns allerdings — selbst nach Aix — hoffen, daß ihn uns die letzten Jahre wenigstens nicht ferner gerückt haben. Und nach der tiefen Enttäuschung der letzten Monate darf man andererseits wohl auch die Ueberzeugung aussprechen, daß Italien nach dem Abebben der neulateinischen Welle sich wieder mit verdoppeltem Vertrauen der geistigen Leitung eines Mannes unterstellen wird, den auch politische Gegner als den geistigen Führer der Nation ansehen. Unter dieser Führung aber wird vielleicht das intellektuelle Italien, das in den letzten Jahren bedenklich zur rationalistisch-freimaurerisch-neulateinisch-antideutschen Phrase neigte, gerade indem es sich zu dem wahren **Lateinertum zurückwendet**, dessen legitimes Erbe ja immer noch dem tyrrhenischen Boden zukommt, auch wieder freieren Blickes erkennen lernen, daß die deutsche Kultur für den unbefangenen Mittelländer des 20. Jahrhunderts nicht ein Schreckbild der Barbarei, nicht ein mechanisch zu imitierendes Vorbild sein kann, sondern — nicht anders als die südliche Kultur für uns Deutsche — eine besondere in sich vollwertige Ausprägung des Geistes der Menschheit, aus der auch der Lateiner Kraft, Erkenntnis und Schönheit zu schöpfen vermag.

***

Jugendfürsorge

von Prof. Dr. Ernst von Düring

Absichtlich ist diese Ueberschrift gewählt; „Jugendwohlfahrt" heißt es jetzt, und vorläufig klingt dieses Wort besser als „Jugendfürsorge". Es ist erstaunlich, wie gering die Kenntnis von der Art und dem Umfang der Arbeit ist, die auf diesem Gebiete geleistet wird, und wie wenig beliebt bei den Beteiligten und wie wenig im Grunde vom Volke geschätzt diese Arbeit ist. Wie ist es möglich, daß ein Wort, das eigentlich das schönste sagt, was ein Mensch dem andern erweisen kann, „die Sorge für ihn" zu übernehmen, einen so eigentümlichen Beiklang bekommen hat? Mit der Erklärung dieser Tatsache berühren wir sofort die Vorschläge, die aus der Erfahrung der Arbeit heraus zu machen sind, um diese „Fürsorge" wirklich zu dem zu gestalten, was sie erreichen soll — die „Wohlfahrt" der Jugend zu befördern. Art, Zweck und Umfang dieser Arbeit sind unbekannt, selbst in Kreisen, die eigentlich durch ihren Beruf verpflichtet wären, darüber unterrichtet zu sein, also bei Lehrern, Erziehern, Geistlichen, Richtern.

Die Jugendfürsorge im weitesten Sinne beschäftigt sich nach den Angaben von Prof. Klumker, der imstande ist, **annäherungsweise die Zahlen festzustellen, in Deutschland** „mit 250 000 Kindern in der öffentlichen Armenpflege, 1 000 000 unehelichen Kindern, 100 000 Fürsorge- oder Zwangszöglingen, 50 000 Kindern, die von den Jugendgerichten in Fürsorge gegeben werden, ferner 750 000 Kindern, die von den Landesversicherungen Renten erhalten; hierzu treten die vielen Kriegswaisen, die Renten beziehen, die Kinder, die unter den gewerblichen Kinderschutz fallen, also eine große Schar von 2 Millionen Kindern, deren Erziehung von öffentlichen Schutzeinrichtungen abhängt. Daneben werden eine Menge Kinder von Vereinen und Anstalten im Wege freier Tätigkeit versorgt." Der vorliegende Aufsatz beschäftigt sich nur mit Fragen, die die Fürsorge- und Zwangszöglinge angehen und die von den Jugendgerichten in Fürsorge gegebenen Zöglinge, und unter diesen ganz im besonderen mit den schulentlassenen, der Fürsorge bedürftigen Knaben. Auch hier sei eine Zahl gegeben, die jedes Mal, selbst bei solchen Personen, die sich mit der Jugendwohlfahrt beschäftigen, Erstaunen erregt. Die Zahl der jährlich gerichtlich abgeurteilten Jugendlichen, also noch nicht 18 Jahre alten, betrug in Preußen vor dem Kriege etwa 50 000 — im Jahre 1918 war die Zahl auf über 175 000 gestiegen. Für Berlin gibt R. v. d. Leyen die Zahlen an: 1914: 1131, 1915: 1413, 1916: 2681, 1917: 3158, 1918: 4687.

Jedenfalls beweisen alle angeführten Zahlen, daß es sich, immer und unter allen Umständen, ganz besonders aber

nach den furchbaren Verlusten des Krieges, um eine Frage handelt, die das Interesse und die Mitarbeit der ganzen Gesellschaft beanspruchen kann und muß. Es handelt sich um das Leben von Millionen und um die soziale Brauchbarkeit von Hunderttausenden, die durch „Wohlfahrtsarbeit" erhalten und erstrebt werden. Wie kommt es nun, daß die Bedeutung dieser großen Arbeit so wenig gekannt, ihre Leistungen so wenig gewürdigt werden? Es ist gefährlich, wenn man nicht mißverstanden sein will, die Gründe in wenigen Worten anzugeben — und doch ist hier nicht der Raum in dem Umfange vorhanden, ausführlich darauf einzugehen.

I.

Alle Fürsorgearbeit ist zunächst aufgebaut auf privater Wohlfahrtspflege, vielfach auf caritativer, christlicher, konfessioneller Liebestätigkeit. Und um das gleich vorwegzunehmen — auch in Zukunft ist es ganz ausgeschlossen, daß diese Arbeit der freiwilligen Wohlfahrtspflege entbehrt werden könnte. Der Staat und die Kommunen können nicht auf die Hilfe der freiwilligen Mitarbeiter verzichten. Daß die jetzt freiwillig fließenden Mittel fortfallen würden bei Verstaatlichung und Kommunalisierung, sei nur nebenbei erwähnt. Auf dem Gebiete der Wohlfahrtspflege läßt sich zwar vieles bureaukratisch bewältigen, das beste und wesentlichste, die Beziehung von Mensch zu Mensch, der Rat, der Trost, die persönliche Hilfe und Anteilnahme aber nicht! Und wenn alles, was es an Wohlfahrtseinrichtungen gibt, heute verstaatlicht würde, so würden sich morgen neue Bedürfnisse zeigen, bei denen eben nur die freiwillige Liebestätigkeit imstande ist, zu helfen; und erst, was so durch caritative Arbeit geschaffen ist, kann später staatlich, kommunal übernommen oder noch besser, in Zusammenarbeit von staatlicher und privater Wohlfahrtspflege gefördert werden.

Aber durch dieses Herauswachsen der Fürsorgetätigkeit aus der privaten, konfessionellen Wohlfahrtspflege haften der Fürsorge Mängel an, die dem Ansehen und der Wirksamkeit der Fürsorge abträglich sind. Als zu Beginn des Jahrhunderts das Fürsorgegesetz geschaffen wurde, waren zur Durchführung desselben eigentlich nur die konfessionellen Anstalten — die „Rettungshäuser" — zur Verfügung. Ohne lange Ausführungen ist es klar, daß dadurch der ganzen Arbeit ein bestimmter Charakter aufgedrückt wurde, der, das ist gar nicht genug zu betonen, der Sache nicht entspricht. Um es in wenigen Worten zu sagen: es handelt sich nicht um Unterbringung und Unschädlichmachung verdorbener, schlechter, zum großen Teil zum Verbrechertum vorbestimmter junger Menschen, sondern um die Erziehungsarbeit an Menschen, die zum großen Teil (60%!)

anormal, körperlich und geistig, fast durchweg aus Verhältnissen stammen, die — eine Schuld unserer Gesellschaft — eine Entwicklung zur sozialen Brauchbarkeit fast unmöglich machten. Die Art der untergebrachten Zöglinge, die Auffassung und die Einrichtung der Rettungshäuser drückten den Anstalten den Stempel der Strafanstalten auf, während es sich um eine besonders wertvolle, besonders schwierige Erzieherarbeit handelt. Diese Anstalten müssen also besonders gut geleitete Erziehungsanstalten sein; denn, um auch das gleich zu sagen, der weitaus größte Teil der 60% Anormalen ist sozial brauchbar zu machen. Für weite Kreise stehen diese Jugendlichen zu sehr unter dem Werturteil: Sünder, schlecht, während man das Tatsachenurteil fällen muß: selbstverständliches Ergebnis von Anlagen und Umwelt! Für die Anschauung „Rettungshaus" war nun möglichst billiges Arbeiten, der Typus „Aufseher" in der Leitung, Strenge als Grundsatz in der Erziehung selbstverständlich, die Aufopferung der Erzieher in den konfessionellen Anstalten, die wenigstens bis vor kurzem gegen ganz außerordentlich geringe Entlohnung ihren schweren Dienst taten, ist zweifellos sehr groß gewesen — es sind auch unbedingt unter ihnen viele gewesen, deren Arbeit segensreich war; im wesentlichen aber ist, trotz allen Widerspruchs, die große Masse dieser „Erzieher" eben Aufseher, aber nicht Erzieher gewesen. Die Vorbildung war, und ist noch heute, selbst bei den akademisch Gebildeten gerade für diese Erziehertätigkeit vielfach ungeeignet, ungenügend. Wer in den Aeußerungen der Persönlichkeiten lediglich Sünde sieht, wird anders handeln als der, der weiß und zu erkennen vermag, daß es sich um Aeußerungen krankhafter Anlagen und das Ergebnis einer ungünstigen Umwelt handelt.

So sind die Erziehungsanstalten für diese Jugendlichen, die Schwierigkeiten machten, durch die Schuld einiger Anstalten fast allgemein in den Ruf von Strafanstalten gekommen. Gerade die Leiter der Anstalten, in denen die Grundsätze der verständnisvollen Erziehung durchgeführt werden, haben allen Grund, laut ihre Stimme zu erheben und hinzuweisen auf die großen, noch heute bestehenden Mängel an vielen, auch christlich-konfessionellen Anstalten. Mit dem Widerstande und der Abneigung, die wir alle — Wohlfahrtsbeamte, Vormundschaftsgerichte und Anstaltsleiter — vielfach bei den Angehörigen der neueingelieferten Zöglinge finden, müßten wir uns abfinden, obwohl diese Dinge überflüssig und nicht eben angenehm sind; aber mit der Berechtigung des Vorwurfes, daß tatsächlich die Anstalten ihren Zweck verfehlen, mit dem Bewußtsein, daß in vielen Anstalten bei besten Absichten genau das Gegenteil von dem erreicht wird, was erreicht werden soll, kann sich unser Gewissen nicht abfinden. Es steht fest, es läßt sich aktenmäßig beweisen, daß die Zöglinge vielfach völlig falsch

beurteilt, völlig falsch behandelt werden, daß sie dementsprechend vor Gericht zu Unrecht verurteilt, und daß sie sittlich zu Grunde gerichtet werden, da, wo oft, sehr oft sozial durchaus brauchbare Menschen zu erzielen wären. Mitteilungen darüber, die an anderer Stelle und besonders in Vorträgen gemacht sind, beweisen, daß diese Fassung des Urteils in nichts übertrieben ist. So kommt es, daß es im Volke heißt: in diesen Anstalten werden die Jugendlichen erst recht verdorben — was für einige wenige Anstalten einige Berechtigung hat, wird verallgemeinert! Die Hauptschwierigkeit liegt in der Gewinnung, Ausbildung und Entlohnung geeigneter Erzieher, in anderem Zusammenhange ist darauf zurückzukommen.

In gewissem Sinne berechtigt ist ein anderer Vorwurf, der den Anstalten gemacht wird: Wenn den Eltern das Recht der Erziehung genommen wird, wenn die Behörden das *Recht* der Erziehung für sich in Anspruch nehmen, so übernehmen sie damit zugleich unbedingt, viel schärfer, viel verantwortlicher noch, als es den Eltern zum Bewußtsein kommt, die *Pflicht* der Erziehung. Für die schulentlassenen Zöglinge bedeutet dies: Berufsausbildung. Daß viele Jugendliche selbst bei den heute noch bestehenden Mängeln in der Hand der Behörde und der von dieser mit der Erziehung beauftragten Anstalten meist weit besser daran sind als bei den Eltern, ist für den, der in dieser Arbeit steht, eine Tatsache täglicher Erfahrung. Für viele Eltern ist das „Geldverdienen" das Wesentliche — nur selten sehen sie ein, daß Berufsausbildung und Geldverdienen bei einem 14—16jährigen Menschen sich ausschließen. Gleichwohl ist die Verantwortung für die Behörde unbedingt und unbestreitbar: wer die Erziehung übernimmt, muß auch für die Berufsausbildung Sorge tragen. Dem genügen aber nur wenige Anstalten; in vielen Anstalten ist die Beschäftigung in Garten, Feld und im Betriebe der Anstalt das Wesentliche. So unberechtigt es ist — die Angehörigen haben oft die Ueberzeugung, daß ihre Kinder als billige Arbeitskräfte ausgenutzt werden. Für einen Teil der Jugendlichen kommt aus Gründen ihrer körperlichen und geistigen Minderwertigkeit eine andere Beschäftigung nicht in Betracht, für manche ist die Arbeit in Garten und Feld aus gesundheitlichen Gründen angezeigt für die meisten sind aber die Jahre von 14—18 entscheidend für ihr ganzes Leben!

Die Möglichkeit allgemeiner Berufsausbildung, möglichster Vielseitigkeit ist aber nur gegeben bei größerer Konzentration der Anstalten. Damit kommen wir zu dem Punkte, von dem aus einem großen Teil aller Uebelstände am gründlichsten zu begegnen wäre. Es gibt zu viele kleinere und kleine Anstalten; zu viele Einzelorganisationen haben einfach nicht die Möglichkeit, die Ansprüche zu erfüllen, die heute gestellt werden müssen. Das erklärt sich aus der Entstehung dieser Anstalten, aus ört-

lichen Bedürfnissen, örtlich interessierten Persönlichkeiten, begrenzten Stiftungen. Die heutigen Verhältnisse nehmen diesen kleinen Einrichtungen die Lebensmöglichkeit. Die — berechtigte — Abneigung weiter Kreise, als „Wohltat" zu empfangen, was sie als eine Folge unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, als ihr Recht beanspruchen können, drängt zur Verstaatlichung und Kommunalisierung dieser Anstalten. Daß das unmöglich ist, ist oben schon erwähnt. Nur verständnisvolles Zusammenarbeiten von Behörden und Privaten kann hier Segen schaffen, Notwendigkeiten gerecht werden, Schäden heilen. Die Anstalten selbst können einfach finanziell nicht mehr die Behörden entbehren, die Behörden sind ohne die Anstalten vollständig unfähig, etwas zu leisten. Aber es ist nun die Gelegenheit gegeben, als Bedingung für die Gewährung staatlicher Hilfe, in Einrichtung, Ausbildung der Erzieher, ärztlicher Beaufsichtigung, Möglichkeiten der Berufsausbildung bestimmte Forderungen zu stellen. Die Ueberweisung an die Anstalten muß geschehen in jedem Bezirke durch eine Aufnahmeanstalt, in der zunächst eine ärztliche Beobachtung und Begutachtung der Eingewiesenen vorgenommen wird. Man kann dann die Anstalten nach Konfessionen, Berufen, Art der Zöglinge für bestimmte Gruppen von Zöglingen bestimmen und so eine viel geeignetere Behandlung derselben ermöglichen. Mit den Aufnahmeanstalten sind Ausbildungskurse für Erzieher zu verbinden, deren weitere Ausbildung dann den einzelnen Anstalten zufiele.

Auf diese Weise würde sehr viel zweckmäßiger und billiger gewirtschaftet, die Möglichkeit zur Berufsausbildung wäre gegeben und, was sehr wichtig ist, es ließe sich eine ganz fehlende Einrichtung hier einfügen.

Sehr viele der schulentlassenen Jugendlichen sind durch körperliche und geistige Minderwertigkeit und Fehler einfach nicht in Familien, bei Arbeitgebern oder in Lehrstellen unterzubringen. Man kann nicht verlangen, daß diese „Erzieher" ein Verständnis zeigen für Leistungsfähigkeit, Schonungsbedürfnis, seelische Eigenarten, Schwierigkeiten in der Behandlung, denen heute selbst viele „Erzieher" in der Anstalt noch nicht gewachsen sind. Viele körperlich schwache Jugendliche werden von den Arbeitgebern überanstrengt, namentlich in bester Erzieherabsicht; wie manche Anstaltserzieher, so glauben auch solche Arbeitgeber der Jugend den „Segen" der Arbeit nur dadurch fühlbar machen zu können, daß sie diese ganzen oder halben Kinder von früh bis spät in der Arbeit halten; oft aber handelt es sich geradezu um nicht immer leicht zu verhindernde Ausbeutung. Bei leicht Schwachsinnigen, besonders vom aktiven Typus („Lausbube") und bei den Psychopathen bringen die Unberechenbarkeit des Charakters, die Unbeständigkeit, die Abhängigkeit von Stimmungen, die Affektausbrüche große Schwierigkeiten in der Erziehung mit sich, denen nur

meist langsam erworbenes Verständnis, große Ruhe, Gleichmäßigkeit und Liebe begegnen können. Die Erfahrungen, die wir dadurch machen, daß ständig ein Erzieher die in Arbeitsstellen und Lehre untergebrachten Zöglinge besucht, zwischen den Meistern und den Lehrlingen vermittelt, aufklärt, ermahnt, beweisen uns, daß am Mißlingen in weitaus der Mehrzahl der Fälle nicht die Zöglinge, sondern die Arbeitgeber und Lehrherren schuld sind — sie vermögen nicht, sich auf die „Anormalen" einzustellen und oft ist es zu viel verlangt. Das Mißlingen ist aber sehr gefährlich. Die ungeeignete Behandlung, Bestrafung für Verfehlungen, für deren Bewertung als solche den Jugendlichen das tatsächliche *Verständnis* fehlt und bei ihren Anlagen fehlen *muß*, die Enttäuschung, die Minderung des Selbstvertrauens haben zur Folge, daß solche mißglückten Versuche den Jugendlichen hinter den Standpunkt zurückwerfen, auf dem er bei der Unterbringung stand. Viele Zöglinge — hier nenne ich besonders die aktiven Schwachsinnigen (Typus „Lausbube") und die Bettnässer, aber auch manche Psychopathen sind überhaupt nicht unterzubringen und gehen *ohne ihre Schuld* zu Grunde, während sie entweder bei längerer Reifung sozial brauchbar zu machen oder dauernd zu verwahren sind. Für diese Jugendlichen nun — und damit kommen wir zu dem oben erwähnten Manko — braucht man Siedelungen, Einrichtungen des Gemeinschaftslebens, die den Charakter der Anstalt möglichst verlieren, in denen Landwirtschaft, Gartenbau, Handwerke getrieben, gelehrt, gelernt und Werte geschaffen werden, die die Unterhaltung dieser Erziehungs- und Verwahrungsbedürftigen aufbringen. Es ist nicht nötig, für arbeitsfähige Burschen und Mädchen hohe Kostgelder zu bezahlen — in der Siedelung können sie fürs Leben ausgebildet werden, ihr Brot verdienen und selbst noch Ersparnisse machen. Diesen Gedanken, der hier nur kurz ausgesprochen werden kann, möchten viele der mit der gefährdeten Jugend beschäftigten Männer durchführen — er ist fast „Allgemeinüberzeugung". Ob Staat oder ob Private an die Ausführung gehen wollen oder sollen, sei hier nicht entschieden; aber auch hier wieder dürfte *privater* Anfang dank geeigneter Persönlichkeiten mit staatlicher Unterstützung die besten Aussichten bieten. Auch diese unbedingt nötige Ergänzung der jetzigen „Wohlfahrtseinrichtungen" weist wieder auf eine Zusammenfassung größerer Bezirke hin. Eigenbrödelei, persönliche Eitelkeiten, ja grundsätzliche, auf Weltanschauungsfragen beruhende Forderungen haben gegenüber den großen gemeinsamen Bedürfnissen keine Berechtigung. Es ist merkwürdig, wie sehr sich die Geister in praktischer, aus verständnisvoller Liebe entsprossener Arbeit zusammenfinden, ohne von ihren grundsätzlichen Standpunkten abzugehen — diese brauchen aber auch nicht immer an die Spitze gestellt und betont zu werden!

II.

Die ungenügende Kenntnis der anormalen Jugend und die ungenügende Erkenntnis, aus welchen Quellen ihr asoziales Verhalten entspringt, bei Erziehern, Aerzten und Richtern ist der Grund, daß unser Jugendstrafrecht trotz vielseitiger besserer Erkenntnis, Anregungen und Vorschläge von berufenster Seite noch immer der großen grundsätzlichen Aenderung wartet. Wer häufig als Sachverständiger Jugendliche und ihre Handlungen vor Gericht zu begutachten, ihnen als Erzieher zur Seite zu stehen hat, kann da erschütternde Erfahrungen machen. Wo, wie in Frankfurt a. M., Jugendgerichte bestehen, sind ja einige Härten des bestehenden Rechts praktisch gemildert — aber an anderen Gerichten erlebt man Urteile und Beurteilungen, die allem Rechtsgefühl auf das allerentschiedenste widersprechen. Seit gut drei Lustren wird an der Umbildung unseres Strafgesetzbuches gearbeitet, und auch die neue Strafrechtsvorlage enthält Vorschläge zu wesentlichen Aenderungen im Jugendstrafrecht. Es ist unmöglich, hier eine eingehende Erörterung dessen, was zu ändern ist und ausführliche praktische Vorschläge zu bringen. Wie im ersten Teile dieses Aufsatzes ist der Zweck, die Aufmerksamkeit und das Interesse weiterer, über die Bedeutung und den Umfang dieser Fragen ungenügend unterrichteter Kreise anzuregen. Die einschlägigen Arbeiten erscheinen meist in Zeitschriften, die nur von Fachleuten oder Mitgliedern der in dieser Frage tätigen Vereine gelesen werden. Ob und wann in unseren gärenden, sturmbewegten Zeiten eine neue Strafprozeßordnung und ein neues Jugendstrafrecht Gesetz geworden sein wird, steht dahin. Ich hege da keine sehr großen Hoffnungen. Es handelt sich aber hier um Fragen, die unbedingt eine baldige Regelung fordern, denn es ist furchtbar zu denken, daß für weitaus die größte Anzahl der — nur in Preußen! — im Jahre 1918 verurteilten 175 000 Jugendlichen Richter maßgebend sind und Gesetze gelten, denen jedes Verständnis für die jugendliche Psyche und für Bewertung und Beurteilung der Aeußerungen dieser jugendlichen Psyche in ihren Handlungen abgeht.

Etwa 70% der Rückfälligen in den Gefängnissen und etwa 85% der Rückfälligen in den Zuchthäusern sind anormal: geisteskrank, schwachsinnig, Psychopathen. Unter diesen 70 und 85% sind etwa 60% zum ersten Mal als Jugendliche, d. h. also vor dem 18. Lebensjahre gerichtlich bestraft. Unter den mir zur Untersuchung und Beobachtung übergebenen Jugendlichen sind viele Vorbestrafte oder kriminell Gewordene; unter etwa 400 Jugendlichen habe ich noch nicht drei gefunden, die als normal zu bezeichnen waren, nach Anlage und nach der Umwelt, in der sie herangewachsen waren. Alle diese Jugendlichen waren erziehungsbedürftig, die meisten unseres tiefsten Mitleids wert;

unser soziales Gewissen mußte sich sagen: diese Jugendlichen sind Ergebnisse unserer gesellschaftlichen Zustände; Strafe im Sinne des Strafrechts konnte vielleicht bei drei bis vier Jugendlichen berechtigt, aber durchaus nicht im Sinne heiligen Rechtes oder unseres Rechtsgefühls erforderlich erscheinen! Mehrfach mußte bei verschiedentlich früher verurteilten Jugendlichen auf Grund späterer Beobachtung das Verfahren wieder aufgenommen und der jeweilige Angeklagte auf Grund des § 51 (Geisteskrankheit) oder des § 56 (weil den Jugendlichen die zur Erkenntnis der Strafbarkeit nötige Einsicht fehlte), freigesprochen werden.

Wir müssen in einem neuen Jugendstrafrecht fordern:

1. Hinaufsetzung des straffähigen Alters. Jetzt ist es das vollendete zwölfte Lebensjahr; der neue Entwurf will das vierzehnte Lebensjahr annehmen. Wenn überall Jugendgerichte und Jugendrichter bestehen, wie in Frankfurt a. M., und, wie weiter unten zu erörtern, die Vorbestrafung gestrichen wird, ist dieser Punkt ziemlich gleichgültig; Jugendrichter, wie Herr Allmenröder in Frankfurt a. M., werden stets so segensreich und erzieherisch wirken, daß das gerichtliche Verfahren niemals schaden, oft nützen kann. Aber die Erfahrungen an anderen Gerichten lassen es wünschenswert erscheinen, daß grundsätzlich Jugendliche zunächst überhaupt nicht vor Gericht kommen, also nicht vor dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre. Die Gründe hierfür sind: a) In der weitaus größten Zahl der Fälle ist bis zu diesem Alter erziehlich auf die Jugend einzuwirken; da die Mehrzahl der kriminell werdenden Jugendlichen ein Ergebnis der sozialen Verhältnisse (1914: 50 000, 1918: 175 000) ist, haben wir alles Interesse, durch Erziehung bessernd, zu sozialer Brauchbarkeit bildend, zu wirken; eine Strafe ist fast immer im Hinblick auf Anlage und die sozialen Verhältnisse mehr oder minder ungerecht. b) Weshalb man das vierzehnte Lebensjahr als Grenze der Verantwortlichkeit wählt, als Zeitpunkt, in dem (wie das Gesetz sagt) der Jugendliche die zur Erkenntnis der Strafbarkeit seiner Handlung nötige Einsicht besitzen kann — ist mir ganz unerfindlich. Daß „man nicht stehlen darf", weiß ein zehnjähriges Kind; es kennt das Verbot. Aber die durch unsere Willensentscheidung zu betätigende Erkenntnis haben wir erst viel später; und wenn die Betätigung der Erkenntnis zu irgend einer Zeit schwer ist, dann in der ausgesprochen „triebhaft" handelnden Entwicklungsjugend; die Pubertätsentwicklung ist eine Periode „physiologischer Anomalie". Gerade in diese, der verständnisvollen Leitung und Erziehung mehr als jede andere Lebenszeit bedürftigen Jahre wird nun der Zeitpunkt der strafrechtlichen Verantwortung verlegt!

Gegenstandlos werden diese Bedenken, wenn

2. die Beurteilung des straffällig gewordenen Jugendlichen in die Hand des Vormundschaftsrichters gelegt wird, wenn Jugendgericht und Vormundschaftsgericht in einer Person vereinigt sind, und wenn es in der Hand dieses, von Pädagogen und Arzt beratenen Richters liegt, zu entscheiden, ob überhaupt Anklage zu erheben, oder ob einfach Erziehungsmaßnahmen zu verfügen sind. Wie Oberlandesgerichtspräsident Becker ausgesprochen hat, würden dann kaum 5% der heute zur gerichtlichen Verhandlung kommenden Fälle übrigbleiben! Die Durchbrechung des Legalitätsprinzips, der Verpflichtung des Staatsanwalts zur Erhebung der Anklage gegen Jugendliche, muß unbedingt erreicht werden.

Beiläufig sei hier noch ein Punkt erwähnt, der unbedingt verständnisvoller Behandlung bedarf. Vielfach machen Richter noch Schwierigkeiten oder lehnen es ab, wenn die Erzieher oder der Sachverständige beantragen, den Jugendlichen während der Abgabe des Gutachtens aus dem Zimmer zu entfernen. Durch das Anhören dieser Gutachten werden die Jugendlichen schwer geschädigt; die Anormalen lernen dadurch Gründe finden zu ihrer Entschuldigung und auch die Hysteriker können kaum gefährlicher unterrichtet und beeinflußt werden für zukünftiges Verhalten als durch Anhören des ärztlichen Gutachtens. Ihre Entfernung aus dem Verhandlungsraum ist unbedingt zu fordern.

3. Das wichtigste ist die Streichung der Vorbestrafung. Diese „Vorbestrafung" ist eine Ungeheuerlichkeit, die gar nicht scharf genug gegeißelt, schwarz genug geschildert und gar nicht schnell genug aufgehoben werden kann. Ein Verweis, im 13. Lebensjahre erteilt wegen eines Streiches, schleppt sich als „Vorbestrafung" durch's ganze Leben! Konkrete Beispiele wirken am überzeugendsten: eine solche Vorbestrafung (Verweis wegen Fahrraddiebstahls mit 12½ Jahren) macht den Menschen unfähig zu irgend einer Staatsanstellung. Die Marine verweigert die Annahme, weil er eine Handlung begangen hat, die „auf ehrlose Gesinnung schließen läßt"; als Fahrer bei der Post angestellt, wird er entlassen, nachdem die Behörde von dieser „Vorbestrafung" Kenntnis bekommen hat! Es herrscht nur eine Stimme über die torturartige Scheußlichkeit dieser „Vorbestrafung" die noch der 70-jährige Ehrenmann gelegentlich angeben muß, will er sich nicht strafpflichtig machen — aber sie besteht weiter!

4. Ob an die Stelle des Strafaufschubes und der bedingten Begnadigung (Liste A), die aber die tatsächlich ausgesprochene Strafe nicht löscht (Vorbestrafung!), die bedingte Verurteilung treten soll, erscheint nur wenig wichtig, wenn die Jugendrichter Erzieher der Jugend sind. Aber es ist eigentlich

nicht sehr würdig, wenn Strafen verhängt werden, die an sich unwirksam, fast nie vollstreckt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus dürfte sich die bedingte Verurteilung, d. h. eigentlich Gewährung einer Bewährungsfrist, ehe das Urteil ausgesprochen werden kann, empfehlen.

Die Zeitverhältnisse, unsere wirtschaftliche Entwicklung werden zu grundlegenden Aenderungen in unserer Fürsorge für die Jugend überhaupt und besonders für die gefährdete Jugend zwingen. Möchten weitere Kreise ihrer Pflicht eingedenk sein, diesen Fragen ihr Interesse und ihre Mitarbeit zuzuwenden. Daß es sich um eine Riesenaufgabe handelt, eine Arbeit von einem Umfang und einer Bedeutung, der das heutige Mitsorgen und Mitarbeiten der Gesellschaft nicht entspricht — davon werden diese Ausführungen hoffentlich viele Leser überzeugen!

***

Die Väter der modernen Kritik

von Dr. Paul Wohlfeil

Zwei deutsche Pfarrerssöhne, ein Sachse und ein Bayer, die beide auf der Universität Leipzig allerlei Studien getrieben hatten, schnürten gegen Ende des Jahres 1748 ihr Reisebündel, um in der weiten Welt das Glück zu suchen. Der um fünf Jahre jüngere Kursachse, ein armer Kandidat, der sich in seinem fadenscheinigen Anzuge in besserer Gesellschaft kaum sehen lassen konnte, wandte sich von Leipzig, wo ihm die Schulden über den Kopf wuchsen, nach der aufblühenden Hauptstadt Friedrichs des Großen und fristete dort als Literat ein kümmerliches Dasein. Der aus der freien Reichsstadt Regensburg stammende Bayer war nach Beendigung der Studienzeit bereits drei Jahre in einem gräflichen Hause seiner Vaterstadt als Hofmeister und Erzieher tätig gewesen; er hatte sich durch seinen Verkehr in adeligen Kreisen schon gewandte und weltmännische Umgangsformen angeeignet, als er die wohlvorbereitete Reise nach der Hauptstadt des europäischen Kontinents antrat, wo es ihm trotz seines Deutschtums durch hohe Empfehlungen schnell gelang, nicht bloß den gewünschten Anschluß und ein hinreichendes Auskommen zu finden, sondern sogar literarischen Ruhm einzuheimsen.

Nicht ohne Grund wurde es den armen Eltern angst und bange, wenn sie daran dachten, welchen Versuchungen die Religiosität und Moral ihrer Söhne in diesen beiden Großstädten ausgesetzt war. Und in der Tat wurde auch beider Rechtgläubigkeit bald auf Proben gestellt, aus denen sie nicht unverletzt hervorgehen sollte. Der eine wurde nämlich in Berlin, das damals den Sammelpunkt des ungläubigen Franzosentums bildete, eine Zeitlang der tägliche Tischgenosse Voltaires; und der andere geriet gleich in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes in den Kreis der Enzyklopädisten und ihrer Anhänger und schloß mit ihnen enge Freundschaft. Hatten die um das Seelenheil ihrer Söhne besorgten Eltern nur ungern ihre Zustimmung zu der Reise nach der preußischen und französischen Hauptstadt gegeben, sie wären schier entsetzt gewesen, hätten sie die religiösen und philosophischen Ansichten jener Männer gekannt, mit denen ihre Söhne dort in freundschaftlichen Verkehr traten; schlugen doch gläubige Gemüter später schon beim bloßen Hören der Namen Voltaire, Rousseau, Diderot, La Mettrie usw. ein Kreuz. Nichtsdestoweniger mußte es für zwei junge Anfänger, die eben den Schritt ins Leben gewagt hatten, von unermeßlichem Vorteil sein, mit den ersten europäischen Schriftstellern ihrer Zeit bekannt und befreundet zu sein. Eigentümlich aber ist es, ja, man möchte es geradezu als

Duplizität der Fälle bezeichnen, daß beide aus persönlichen Gründen mit den zwei größten unter ihnen so hart aneinander gerieten, daß der eine der unerbittliche Gegner Voltaires und der andere der unversöhnliche Feind Rousseaus wurde.

Schon auf der Schule und später auf der Universität waren beide mit allerlei dichterischen Plänen beschäftigt, von denen sie einige auch zur Ausführung brachten. Der Alumnus der Fürstenschule zu Meißen hatte sich durch emsige Privatlektüre des Plautus und Terenz so weit gefördert, daß viele beim Erscheinen seiner ersten Lustspiele die freudige Hoffnung hegten, in ihm werde unserem Volke „ein deutscher Molière" erstehen. Der Regensburger Gymnasiast hatte schon im Alter von 17 Jahren innerhalb drei Wochen eine fünfaktige Tragödie, die „Banise", geschrieben, von der sein Gönner und Lehrmeister Gottsched so entzückt war, daß er sie in seiner Sammlung mustergültiger Bühnenwerke, der „Deutschen Schaubühne", zum Abdruck brachte. So war auch er auf dem besten Wege, dereinst unter den deutschen Literaturgrößen eine Rolle zu spielen.

Die beiden Pfarrerssöhne heißen Gotthold Ephraim Lessing und Friedrich Melchior Grimm.

Es mag auf den ersten Blick kühn erscheinen, diese beiden Namen in einem Atemzuge zu nennen und sie miteinander in eine Parallele zu stellen. Wir werden aber im Verlaufe dieser Darstellung sehen, daß die literarische Haupttätigkeit der beiden Schriftsteller uns wohl berechtigt, eine solche Affinität zwischen ihnen herzustellen.

Beider Lebensweg schlug andere Bahnen ein, als man ihren Jugendwerken nach erwarten durfte. Die Hoffnungen auf einen deutschen Molière gingen nicht in Erfüllung, und der am Tragödienhimmel so plötzlich erschienene Stern der „Banise" war ebenso schnell wieder verblaßt. Lessing blieb zwar der gottbegnadete Dichter, aber er gab die Komödie auf und wandte sich anderen Gebieten der Dichtkunst zu. Grimm sah bald genug selbst ein, daß er zum Dichter nicht geboren war. Schon im Jahre 1747, als Gottsched die zweite Auflage der „Deutschen Schaubühne" vorbereitete, war er sich darüber klar geworden und hatte an ihn geschrieben: „Was meine ‚Banise' anbetrifft, so habe ich sie selber allezeit der Ehre, in dieser Sammlung zu stehen, unwürdig gehalten. Ich habe nach des Himmels Schluß zu keinem Dichter werden sollen, so sehr ich auch die Poesie liebe und verehre. Teils die Erkenntnis meiner natürlichen Ungeschicklichkeit, teils meine äußerlichen Umstände haben verursacht, daß ich die Poesie oder das Versemachen fast mit dem Anfange meiner akademischen Jahre aufgegeben."

Man darf aus diesem Geständnis nicht schließen, daß Grimm sich damit auch von Gottsched und der von ihm vertretenen Richtung losgesagt hätte. Er war und blieb ein treuer

Freund Gottscheds, wenn er auch später keine Veranlassung mehr nahm, sich als überzeugter Gottschedianer zu bekennen. Anders steht es mit Lessing. Man hat ihn zwar Gottscheds Erben genannt, weil er der erste Kritiker, Aesthetiker, Uebersetzer und Dramatiker in der nachgottschedischen Zeit war; aber man kennt das grausame Urteil, das er über Gottsched gesprochen hat, und weiß, daß dieser damit für alle Zeiten gerichtet ist. War Grimm Gottscheds treuer Verehrer, so wurde Lessing Gottscheds rücksichtsloser Vernichter.

Gehen beide in der Beurteilung des „Diktators der deutschen Literatur" weit auseinander, so sind sie in der Wertschätzung und Bewunderung ihres größten Zeitgenossen einig. Aber dennoch teilen beide das betrübende Los, daß ihnen die Anerkennung und Gunst Friedrichs des Großen versagt blieb. Als der Direktorposten der Königlichen Bibliothek in Berlin frei geworden war und man sich bemühte, Lessing diese Stelle zu verschaffen, da entsann sich der preußische Herrscher der Anklage Voltaires, und, so unbewiesen und ungerecht sie war, die Erinnerung daran genügte, um dem deutschen Dichter und Gelehrten für immer eine Anstellung im preußischen Staatsdienst zu versagen. Auch Grimm, der seinen größten Ehrgeiz darin suchte, alle namhaften europäischen Fürstenhöfe mit seinen literarischen Berichten aus Paris zu versehen, mußte es zu seinem großen Kummer erfahren, daß gerade der bedeutendste Herrscher, dem er seine Dienste am liebsten gewidmet hätte, darauf verzichtete. War Lessing dem Könige von mehreren Gönnern ohne sein Zutun empfohlen worden, so scheute Grimm sich nicht, ihm seine Dienste zuerst durch die Vermittlung der Herzogin Luise-Dorothee von Sachsen-Gotha und später in mehreren Briefen selbst anzubieten. Aber trotz aller Mühe, die er sich gab, und trotz aller Empfehlungen, die er aus fürstlichen und königlichen Häusern aufzuweisen hatte, gelang es ihm nicht, Pariser Korrespondent Friedrichs des Großen zu werden.

Ihre schriftstellerische Haupttätigkeit haben Lessing und Grimm auf dem Gebiete der Kritik entfaltet. Wenn bei Lessing noch darüber gestritten werden mag, ob der Kritiker den Dichter oder der Dichter den Kritiker übertreffe, so beantwortet sich diese Frage bei Grimm von selbst, denn nach seiner Niederlassung in Paris verzichtete er auf eigene dichterische Produktion und widmete sich nur noch der kritischen Tätigkeit. Wahrscheinlich verdanken beide ihre Vorliebe zur Kritik den Anregungen, die sie während ihrer Leipziger Studienzeit von dem berühmten Philologen Ernesti empfangen haben, der allgemein als ein vorzüglicher Kenner des klassischen Altertums galt. Durch ihn sind sie in den Besitz der klassischen Bildung gelangt, die ihnen eine klare und freie Urteilsfähigkeit gegenüber den schwankenden Ansichten ihrer Zeit gewährte. Von Ernesti, der

es verstand, das öde Knochengerüst der Grammatik mit dem pulsierenden Leben der Sprache und Literatur zu erfüllen, haben sie auch gelernt, den in der klassischen Literatur und Kunst herrschenden Regeln und Gesetzen nachzuspüren. Mit der ihrem Geiste eigentümlichen Kraft und Schärfe haben sie die hier ausschlaggebenden ästhetischen Momente klar erkannt und bei ihren kritischen Untersuchungen auf die deutsche und französische Literatur nutzbringend angewandt. Dadurch gelang es Lessing, unsere Dichtkunst von der sklavischen Bewunderung und Nachahmung des Auslandes zu befreien und die falschen Muster zu stürzen, an denen die Nation hing. Es fiel ihm dabei die führende Rolle in der Kritik von selbst zu, ja, er wurde sogar, wie Englands großer Geschichtsschreiber Macaulay treffend gesagt hat, „der erste Kritiker Europas". Was Lessing auf dem Gebiete der Kritik für die deutsche Literatur war, das wurde unter den gegebenen Verhältnissen bis zu einem gewissen Grade der Deutsch-Franzose Grimm für die französische Literatur.

Für Lessing bedürfen diese Behauptungen keines Beweises mehr. Anders verhält es sich mit Grimm, der bei Lebzeiten zu keiner Anerkennung seiner Verdienste gelangte, aus dem einfachen Grunde, weil sein Lebenswerk, die „Correspondance littéraire", handschriftlich und geheim erschien und erst nach seinem Tode öffentlich bekannt wurde. Ja, man kann fast sagen, daß der durch die Revolution aus Frankreich vertriebene Greis, als er am 19. Dezember 1807 in seinem 85. Lebensjahre zu Gotha starb, für die Welt schon längst ein vergessener Mann war. Erst die unvollständige Veröffentlichung seiner „literarischen Korrespondenz" im Jahre 1812 und später wiederholte, aber ebenso lückenhafte Ausgaben haben seinen Namen zu neuem Leben erweckt. Eine wirklich gerechte Beurteilung erfährt Grimm erst, seitdem die vollständige, sechzehn starke Bände umfassende, von Maurice Tourneux in den Jahren 1877–1882 besorgte treffliche neue Ausgabe der „Correspondance littéraire" vorliegt. Als erste Frucht, die diese mustergültige Ausgabe zeitigte, und als erster Schritt auf dem Wege, Grimm noch nachträglich den ihm gebührenden Ruhm zu verschaffen, darf seine umfangreiche, französisch geschriebene Biographie von Edmond Schérer aus dem Jahr 1887 angesehen werden. Im Anschluß daran verfaßte Karl Frenzel seinen vortrefflichen Essai über „Friedrich Melchior Grimm", der zusammen mit dem über seine Herzensfreundin „Louise von Epinay" in der „Rokoko" betitelten Sammlung von Büsten und Bildern jener Zeit erschien (2. Auflage, Berlin, 1895). Wohl nicht weniger durch die Tourneuxsche Neuausgabe der Korrespondenz wie durch die Schérersche Biographie veranlaßt, unterzog Heinrich Morf im Jahre 1894 in der von ihm besorgten fünften Auflage von Hermann Hettners bekannten „Ge-

schichte der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert" das Kapitel über Grimm einer vollständigen Umarbeitung, die uns den vielbeschäftigten Berichterstatter, Kritiker und Diplomaten in einem anderen und besseren Lichte zeigt, als ihn Hettner ursprünglich dargestellt hatte. Als letzte Arbeit ist eine von Karl August Georges im Jahre 1904 veröffentlichte literarhistorische Studie zu nennen, die uns „Friedrich Melchior Grimm als Kritiker der zeitgenössischen Literatur" vorführt.

Der Kursachse Lessing hatte sich mit seiner Uebersiedelung nach Berlin für Preußen entschieden. Schon in seinen ersten Kritiken, die er als Redakteur des „gelehrten Artikels" der Vossischen Zeitung veröffentlichte, zeigte er sich, wie Erich Schmidt in seiner bekannten Biographie sagt, als „schneidigen, aggressiven Berliner". Grimm wurde nach seiner Niederlassung in Paris immer mehr Franzose. Das kam äußerlich zunächst durch die Tatsache zum Ausdruck, daß er nur noch französisch schrieb, sogar an Gottsched, obwohl er wußte, daß dieser allem ausländischen Wesen feind war. Aber auch in seiner Denk- und Lebensart modelte sich Grimm immer mehr nach dem Muster seiner Pariser Freunde, ohne allerdings sein deutsches Empfinden verleugnen zu können. Das zeigte sich besonders in seinem ersten erfolgreichsten Werke, der kleinen Flugschrift „Le petit prophète de Boehmischbroda", die in einem Monat nicht weniger als drei Auflagen erlebte und solches Aufsehen erregte, daß Voltaire halb neidisch und halb bewundernd ausrief: „De quoi s'avise donc ce bohémien d'avoir plus d'esprit que nous?" Ein solcher literarischer Erfolg nach einem vierjährigen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt, wenn die Ausländer gewöhnlich erst anfangen, sich in dem fremden Lande und in der fremden Sprache heimisch zu fühlen, war für einen französischen Schriftsteller von deutscher Geburt, deutscher Erziehung und deutscher Bildung geradezu beispiellos. Er mußte um so überraschender und auffälliger erscheinen, als der Verfasser sich in dieser Schrift erkühnte, dem ruhmsüchtigsten Volke der Welt klar zu machen, daß seine Musik der italienischen gegenüber minderwertig sei.

Mit dieser epochemachenden Broschüre hatte Grimm zugleich eine treffende Antwort erteilt auf die damals noch alle Gemüter beschäftigende Frage: „Kann ein Deutscher ein Schöngeist sein?" Diese „große Frage", die schon im Jahre 1671 von dem französischen Jesuitenpater Bouhours dreist aufgeworfen und ebenso dreist verneint worden war, hatte viele Jahrzehnte lang die deutschen Schriftsteller in den Harnisch gebracht und eine Flut langatmiger aber erfolgloser Proteste zu Tage gefördert, so daß noch 1740 der mitten in Deutschland lebende Mauvillon dem deutschen Parnaß jedweden „esprit créateur" abzusprechen sich berechtigt fühlte. Das konnte in dem Zeitraum von 1624–1748, als die deutsche Dichtkunst

in den Händen der Gelehrten lag und nur simple Nachahmungen ausländischer Muster hervorbrachte, nicht weiter wundernehmen. Lessing und Grimm zählten mit zu den ersten, die das literarische Ansehen Deutschlands nach dieser Periode der Nachahmung wieder zu Ehren brachten. Jener bewies durch Taten des Talents, daß die Franzosen sich mit ihrer Behauptung geirrt hatten, und dieser stopfte den vorlauten Zweiflern in ihrem eigenen Lande und mit ihrer eigenen Sprache den Mund.

Zum erstenmal spielt hier in der Geschichte der französischen und deutschen Literaturgeschichte neben Paris auch Berlin eine Rolle. Und doch waren beide Hauptstädte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch kaum miteinander zu vergleichen. Berlin war erst im Aufblühen begriffen; es hatte gerade das erste Hunderttausend der Einwohnerzahl überschritten; der junge Lessing war der erste und einzige Schriftsteller von Bedeutung, der es zu einem selbständigen literarischen Mittelpunkte machte. Paris dagegen befand sich in seiner größten Glanzperiode; es zählte schon mehr als eine halbe Million Einwohner; die ersten Schriftsteller der Welt, Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Diderot lebten dort; neue Ideen, neue Hoffnungen, neue Bewegungen nahmen von hier ihren Ausgang.

Wie die Hauptstädte, standen auch die Regierungen und Herrscher dieser Länder in einem merkwürdigen Kontrast. Preußen war der gut verwaltete, glücklich emporsteigende Staat. Frankreich seufzte unter der zunehmenden Schuldenlast einer schändlichen Finanzwirtschaft. Ein Monarch von so ausgeprägtem Charakter wie Friedrich der Große, der den Helden und Philosophen in sich vereinigte, mußte die Gemüter in die Höhe richten. Ein im sinnlichen Lotterleben verkommender König wie Ludwig XV. mußte der allgemeinen Verachtung anheimfallen und die Gemüter in die Tiefe ziehen. Nichts kennzeichnet die Verschiedenheit beider Regenten besser als die Ereignisse des Jahres 1750: Da erscheinen zu Berlin die „Œuvres du Philosophe de Sans-Souci", in Paris werden die ersten Flugblätter gegen den König und seine schamlose Maitressenwirtschaft verteilt, und es kommt zum ersten Male zu Straßentumulten.

Bezeichnend für beide Länder ist auch ihr Verhalten der Presse gegenüber. Friedrich der Große gewährte seinen Untertanen nicht bloß Glaubens- und Gewissensfreiheit, sondern auch das Recht, von der Vernunft überall öffentlichen Gebrauch zu machen. Man kennt seinen schönem Ausspruch: „Ein in Unfreiheit verfaßtes Werk kann nur mittelmäßig oder schlecht geraten", und man weiß, daß das vielzitierte Wort: „die Gazetten dürfen nicht genieret werden", von ihm stammt. War damit auch nicht volle Preßfreiheit namentlich auf politischem Gebiete zugestanden, so konnten doch die Geister sich im ganzen ohne Fesseln regen, denn die Zensur sollte von verständigen

Beamten maßvoll geübt werden. In Frankreich dagegen bestanden die strengsten Vorschriften der Presse gegenüber. Jedes Buch unterlag zunächst als Handschrift einer dreifachen Begutachtung, die von den Staatszensoren, dem „Lieutenant de police“ und der „Chambre syndicale des libraires“ ausgeübt wurde. Aber auch nach der Drucklegung standen der Regierung noch allerlei Mittel zur Verfügung, um gegen die Verbreitung eines Buches einzuschreiten. Das konnte z. B. durch einen Beschluß des Staatsrates oder des Parlaments, sowie durch den Index der Sorbonne oder schließlich durch die berüchtigten „Lettres de cachet“ geschehen.

Kein Wunder, daß man unter solchen Umständen in Frankreich durch heimliche Drucklegungen und Versendungen all diese schikanösen Maßregeln zu umgehen suchte. Dabei trieben auch sonst Heuchelei und Verstellung die wunderlichsten Blüten. So bestand z. B. unter den französischen Aufklärungsschriftstellern schon lange das stillschweigende Uebereinkommen, sich öffentlich nicht als Verfasser einer verfänglichen Schrift zu nennen. Die Regierung konnte dann nur gegen das Buch einschreiten, das sie in der Regel durch Henkershand verbrennen ließ; dem Verfasser selbst aber konnte sie nichts anhaben. Mochte der alte Glaube und der alte Staat äußerlich auch noch bestehen, so galt es doch längst für unwissend und feige, sich als Anhänger dieses Glaubens und Staates zu bekennen. In dieser Hinsicht sagt Rousseau im fünften Brief der „Lettres de la Montagne“ äußerst treffend: „Derselben Person gegenüber bekennt man sich als Verfasser oder nicht, je nachdem man mit ihr an dem Tisch eines Salons oder eines Gerichtssaales steht.“

Alle diese Einzelheiten sind hier nur erwähnt, um zu zeigen, daß Grimm seine guten Gründe hatte, wenn er seine „Correspondance littéraire“ nicht bloß im geheimen verfaßte, sondern auch ihre Versendung mit ebensolcher Heimlichkeit betrieb. Nicht eindringlich genug konnte er den alten wie den neu hinzukommenden Abonnenten einschärfen, die größte Vorsicht walten zu lassen. Die in seinem Redaktionsbureau hergestellten Abschriften gingen nicht einmal von hier aus unmittelbar an die fürstlichen Empfänger, sondern zunächst an die in Paris ansässigen Vertreter, die sie dann unter ihrer Deckadresse ihren Höfen zusandten. Nur auf diese Weise glaubte er das Geheimnis wahren zu können, und so erklärt es sich auch, daß nicht einmal seine eigenen Freunde, mit Ausnahme Diderots und der Frau von Epinay, etwas von der Existenz dieser halbmonatlichen Korrespondenz gewußt haben. Dem Verfasser ging eben nichts über die Vorsicht: „Immerhin ist es besser, ruhig schlafen zu können“, meinte er, „als wegen einer geistreichen Bemerkung, und wäre sie noch so gescheit, auch nur eine Nacht in der Bastille zubringen zu müssen.“

Die Vertraulichkeit der Korrespondenz, die jede Ver-

teidigung und jeden Angriff der Kritisierten ausschloß, ermöglichte es Grimm, seine Ansichten frei und offen auszusprechen; aber sie barg auch die große Gefahr der Parteilichkeit, so namentlich die allzu menschliche Neigung, die Werke der Freunde zu loben und die der Gegner zu tadeln. Dieser Versuchung ist Grimm nicht unterlegen; er hat in dieser Beziehung getreulich gehalten, was er am Anfang seiner Halbmonatsschrift verspricht und später gelegentlich wiederholt: „Ces feuilles seront consacrées à la vérité, à la confiance et à la franchise. L'amitié qui nous lie à plusieurs gens de lettres, dont nous sommes obligés de parler, n'a aucun droit sur nos jugements."

Bisher hatte die Kritik darin bestanden, den Verfassern entweder übertriebene Schmeicheleien oder plumpe Grobheiten zu sagen. Im günstigsten Falle gab man eine Analyse des Werkes oder zitierte einige Stellen daraus. Auf eine Prüfung oder Widerlegung einzelner Teile oder des ganzen Werkes ließ man sich nur selten ein. Destouches hatte recht, wenn er 1732 im „Glorieux" erklärte: „La critique est aisée, et l'art est difficile". In allen Literaturen spielte der Rezensent eine traurige Rolle. Bekannt ist Goethes parabolischer Ausspruch: „Schlagt ihn tot, den Hund! Es ist ein Rezensent!" Es hat Satiriker gegeben, die auch Voltaires vielzitiertes Wort: „Ecrasez l'infâme!" auf ihn bezogen.

Jetzt sollte der Leser in der Kritik die Wahrheit erfahren und zwar die Wahrheit, soweit sie durch subjektive Eindrücke und objektive Betrachtungen sich ermitteln läßt. Wie der Mensch nur durch beständiges Prüfen, Unterscheiden, Zweifeln, Widerlegen zu eigenen Ueberzeugungen gelangt, so muß der Kritiker in ungleich höherem Maße sich dieser Forderungen bewußt sein. Nur durch eingehende und gewissenhafte Untersuchungen des Einzelnen wird ihm die Ahnung des Ganzen aufgehen. Es wird jetzt des Kunstrichters hohe und schwierige Aufgabe, nach subjektivem Ermessen zu prüfen, ob ein Werk in bezug auf Wahrheit, Güte und Schönheit den von der Aesthetik gestellten Anforderungen objektiv entspricht. Die Kritik wird zur Kunst erhoben, in der das Urteilen dem Können gleich geachtet wird. Sie will nicht mehr abhängige Dienerin, sondern ebenbürtige Begleiterin und Wegweiserin der Produktion sein. Auf der höchsten Stufe ihrer Entwicklung wird sie selbst produktiv, sofern sie der Kunst neue Perspektiven eröffnet. Produktive Kritik muß das Ziel des wahren Kunstrichters sein. Lessing war der erste produktive Kritiker katexochen. Wirkte er in aller Oeffentlichkeit, so verrichtete Grimm bis zu einem gewissen Grade dieselben Funktionen, allerdings nur im geheimen, von Paris aus, an den internationalen Fürstenhöfen.

Lessing und Grimm kritisieren mit peinlicher Genauigkeit und unerbittlicher Strenge. Milde verfahren sie nur mit den kleinen Geistern, und hier lassen sie es gelegentlich auch an

aufmunternder Anregung und Belehrung nicht fehlen; den großen gegenüber kennen sie keinerlei Schonung. Bekannt ist Lessings Grundsatz: „Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelinde, gegen einen großen ist man unerbittlich.“ Wo ihr Urteil schroff und unangenehm klingt, ist weder das Urteil noch sein Verkünder daran schuld. Sie verneinen und vernichten, nicht um der Verneinung und Vernichtung willen, sondern der Wahrheit zuliebe. Im ganzen ist ihre Kritik allerdings mehr angreifend und tadelnd als lobend. Als Goethe an die Darstellung seines Straßburger Aufenthaltes für „Dichtung und Wahrheit“ ging, las er fünf Bände der „Correspondance littéraire“, die damals gerade im Druck erschienen waren, und stellte bei der Lektüre fest, daß darin der Tadel bei weitem das Lob überwiege, daß „mehr scheltende als ehrende Terminologie darin vorkomme“. Er machte sich sogar daran, alle diese Ausdrücke zu sammeln, alphabetisch zu ordnen und zu einem „Dictionnaire détractif“ zusammenzustellen. Auch Diderot mußte wohl an die Schärfe und Schroffheit der Grimmschen Kritik denken, als er seinem Freunde im Scherz die Stechpalme als Aushängeschild für seine literarische Werkstatt empfahl. In Wirklichkeit war er aber von seiner Unparteilichkeit und Wahrheitsliebe wie kein anderer überzeugt und nannte ihn des öfteren „le juste par excellence“. Diese Unparteilichkeit hat Grimm selbst seinem Todfeinde Rousseau gegenüber, so oft er auch auf ihn zu sprechen kommt, in weitgehendem Maße bewiesen. Er läßt sich niemals zu einem harten und gehässigen Wort gegen ihn verleiten, sondern wägt die Schwächen und Vorzüge seiner Werke streng aber gerecht gegeneinander ab.

Man kennt die Vielseitigkeit und Fruchtbarkeit, die Lessing mit seiner fast polyhistorischen Gelehrsamkeit und unersättlichen Forschbegierde auf dem Gebiete der Kritik entfaltete, und man weiß, was für Freude und Vergnügen ihm der Beruf als Kritiker bereitete. Sagt er doch in den „Rettungen des Horaz“ geradezu: „Ich selbst kann mir keine angenehmere Beschäftigung machen, als die Namen berühmter Männer zu mustern, ihr Recht auf die Ewigkeit zu untersuchen, unverdiente Flecken ihnen abzuwischen, die falschen Verkleisterungen ihrer Schwächen aufzulösen, kurz alles das im moralischen Sinne zu tun, was derjenige, dem die Aufsicht über einen Bildersaal anvertraut ist, physisch verrichtet.“ Grimm ist von seiner kritischen Tätigkeit weniger entzückt. Manchmal entlockt ihm die Stetigkeit und Schwierigkeit der Arbeit tiefe Stoßseufzer. Bald klagt er über die Widerwärtigkeiten, die der Beruf eines „faiseur de feuilles“ mit sich bringe, bald bedauert er, daß die Wahrheit ihn zwinge, ein so hartes Urteil über bekannte und befreundete Zeitgenossen fällen zu müssen.

Im Anfange seiner kritischen Tätigkeit hatte Lessing für

den „Gelehrten Artikel" der Vossischen Zeitung allerlei Besprechungen zu liefern, die sich auf die verschiedenartigsten Gebiete erstreckten. Erst später konnte er in der literarischen Kritik sich auf seine Spezial- und Lieblingsfächer beschränken. Grimm war in der Wahl seiner Themata während seiner ganzen schriftstellerischen Wirksamkeit in einer weniger günstigen Lage. Wie es der Natur der „Correspondance littéraire" entsprach, mußte er auf alles eingehen, was der Tag mit sich brachte. Wir können sein literarisches Unternehmen heute am besten mit dem feuilletonistischen Auslandsbrief unserer großen Tageszeitungen vergleichen. Wie dieser stellt die Grimmsche Korrespondenz ein literarisches Potpourri dar, das aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens die Tagesereignisse in den Bereich seiner mehr oder weniger kritischen Betrachtung zieht. Nicht selten fällt dem Korrespondenten dabei die bloße Rolle des Berichterstatters zu. Das ist z. B. der Fall, wenn er über die geniale Erfindung der Brüder Montgolfier berichtet, den Wert der Blatternimpfung erklärt, die militärische Taktik Guiberts bespricht oder gar ein eben erschienenes Lehrbuch der Hebammenkunst der Beachtung im Auslande empfiehlt. So heterogen all diese Dinge auch waren, so mußte ein gewissenhafter Berichterstatter und Rezensent ihnen doch seine Aufmerksamkeit widmen, ganz gleich, ob er Fachmann auf dem betreffenden Gebiete war oder nicht. Hatte doch Lessing gelegentlich auch einmal die gynäkologische Dissertation eines Kamenzer Landsmannes besprochen, ohne die approbierte Qualifikation dafür zu haben.

In seiner eigentlichen Tätigkeit als Kritiker hatte Grimm nicht bloß alle Neuerscheinungen auf dem Gebiete der Politik, Kunst, Wissenschaft und Literatur auf ihren Wert zu prüfen, sondern auch vor allen Dingen Stellung zu nehmen zu all den neuen weltbewegenden Ideen, die das Zeitalter der französischen Aufklärung in philosophischer, religiöser, politischer und sozialer Hinsicht zeitigte. Wir begegnen daher in der Korrespondenz neben zahlreichen Besprechungen der neu erschienenen belletristischen Literatur auch langen kritischen Erörterungen, die sich auf Fragen der staatlichen und kirchlichen Einrichtungen, der Philosophie, Toleranz, Nationalökonomie, Erziehung, Volksgesundheit u. a. m. erstreckten. Nur eine Frage bleibt aus leichtbegreiflichen Gründen außerhalb der Diskussion, obwohl gerade sie damals alle Gesellschaftsklassen im höchsten Grade beschäftigte: Das unumschränkte Königtum von Gottes Gnaden. Dem welterfahrenen Kritiker fiel es gar nicht ein, mit dieser Frage die beschauliche Ruhe an den internationalen Fürstenhöfen zu stören.

Um Grimms Kritik der zeitgenössischen Philosophie zu verstehen, müssen wir auf seine eigene Weltanschauung kurz eingehen. Grimm war, wie Lessing, von Hause aus Anhänger der dogmatischen Philosophie gewesen. In Leipzig lernten beide

den Streit kennen, in dem Philosophie und Theologie, Vernunft und Offenbarung miteinander lagen. Der Boden war also vorbereitet, als Grimm in den Kreis der Pariser Freidenker eintrat. Der atheistische Materialismus nimmt ihn hier schnell gefangen. Grimm wird skeptischer Atheist. Nach seiner Ueberzeugung ist nichts vorhanden, als die ewige, durch sich selbst seiende Materie und deren Bewegung. Aus dieser stammt alles, und in diese kehrt alles zurück. Darüber noch ein ewiges, geistiges Wesen stellen, heißt der Erklärung nur neue Schwierigkeiten bereiten. Der bescheidene Skeptiker wisse, daß ihm die volle Wahrheit immer verborgen bleiben werde und daß er sich damit begnügen müsse, sie zu ahnen. Sagt nicht Lessing in der „Duplik" ganz Aehnliches? — „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte: „Vater, gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für Dich allein!"

Wir können nicht auf die einzelnen Besprechungem eingehen, die Grimm den philosophischen Werken seiner Zeitgenossen gewidmet hat, sondern nur an einigen Beispielen zeigen, wie er sich seiner kritischen Aufgabe entledigt. Zu diesem Zwecke wählen wir aus der „Correspondance littéraire" vom 1. September 1770 die Kritik, die er an einer kleinen, nur 26 Seiten umfassenden Schrift Voltaires übt. Es heißt da in wörtlicher Uebersetzung:

„Holbachs ‚Systeme de la nature' hat nicht bloß den Eifer der Geistlichkeit und des Parlaments erregt; zwei viel gefürchtetere Athleten haben sich gegen dieses Buch erhoben: Der Patriarch von Ferney hat eine kleine Gegenschrift „Dieu; réponse au Systeme de la nature" verfaßt, und der König von Preußen soll auch etwas dagegen unternehmen. Voltaire kann sich auch hier nicht von seinem Gott der Rache trennen; er hält ihn zur Aufrechterhaltung der Ordnung für nötig. Er möchte zwar den Gott der Schurken und Abergläubischen zum Teufel jagen, aber den der anständigen und frommen Leute gern beibehalten. Er urteilt darüber wie ein Kind, aber wie ein hübsches Kind, das er nun einmal ist. Er wäre jedenfalls sehr erstaunt, wenn man ihn fragte, von welcher Farbe sein Gott sei; und noch erstaunter wäre er vielleicht über die Vorstellung, die er sich selbst davon machte, wenn er auf diese Frage antworten wollte. Denn wenn die Notwendigkeit aller Dinge außer Frage steht, wie er nun einmal behauptet, was kann er da aus seinem Gotte anders machen, als ein Wesen, das, wie alles Bestehende an die unveränderlichen Gesetze der Bewegung gebunden ist, und wozu soll ihm die Existenz eines solchen Wesens dienen? Er begreift nicht, wie die Bewegung allein ohne ein höheres geistiges Wesen die Wirklichkeit hat hervorbringen

können. Niemand begreift das, aber es ist nun einmal Tatsache; und Tatsache ist es auch, daß man nichts erklärt, wenn man ein ewiges geistiges Wesen an die Spitze dieser Bewegung setzt, sondern zu einer großen Unerklärlichkeit nur tausend neue Schwierigkeiten hinzufügt, die sie noch unverständlicher machen. Aber mit Intelligenz begabte Wesen wie der Mensch haben nach Voltaire nur das Ergebnis der Einwirkung eines höheren geistigen Wesens sein können; das Vorhandensein der Uhr beweise die Existenz des Uhrmachers; ein Bild setze einen Maler voraus, das Haus müsse einen Baumeister haben: Das sind Argumente von unwiderstehlicher Kraft für Kinder. Der Philosoph würde sich zwar damit auch zufrieden geben, wenn er durch ihre Annahme nicht wieder in neue Schwierigkeiten geriete; er zieht es deshalb lieber vor, zu glauben, daß die Intelligenz die Einwirkung der Materie ist, als daß er sie einem allmächtigen Schöpfer zuschreibe, der trotz seiner Allmacht nichts zu ändern vermag." Hier fügt nun Grimm eine für seine Darstellungsweise charakteristische Anekdote ein. Er erzählt:

„Eines Tages versammelte uns La Condamine im Kreise um sich, um uns eines seiner hübschen Rätsel vorzulesen, das er uns zu raten aufgab. Als er fertig war, nahmen wir ihn einzeln bei Seite, und jeder schrie ihm die Lösung in sein Hörrohr. La Condamine war erstaunt und konnte nicht begreifen, wie sein Rätsel von jedermann ohne die geringste Abweichung richtig geraten worden war. Er hatte nämlich die Lösung in großen Buchstaben auf die Rückseite des Papiers geschrieben, und beim Vorlesen zeigte er dieses Wort, ohne es zu wissen, allen, die ihm zuhörten. So muß man in der Tat verfahren, wenn man schwere Rätsel aufgibt. Hätte Gott uns so behandelt wie der unbesonnene und gute La Condamine, dann hätten wir uns nicht fünf oder sechs Jahrtausende hindurch den Kopf zu zerbrechen brauchen; aber es hieße die Menschen zum besten haben, wollte man sie an den Merkur des Jenseits weisen, um des Rätsels Lösung zu erfahren." Dann fährt er mit seiner Kritik fort:

„Der Patriarch betrachtet den Gottesgedanken als einen für die menschliche Gesellschaft und besonders für die Fürsten nützlichen und unentbehrlichen Zügel: Das ist der wahre Grund seiner Frömmigkeit; er fürchtet, daß bei der Zerstörung des Gottesgedankens der Mächtige den Schwachen rücksichtslos unterdrücken werde. Mark Aurel war das Muster eines Fürsten; er regierte mit der Unerschrockenheit eines Helden, der Weisheit eines Philosophen und der Güte eines Vaters, und doch glaubte er als Stoiker nur an einen Gott, der an alle Naturnotwendigkeiten gebunden und infolgedessen macht- und einflußlos war. Ludwig XI. war fromm und furchtsam; er sah das Schwert der himmlischen Rache immer über seinem Haupte schweben, und doch war sein Leben eine ununterbrochene

Folge von Greueltaten und Verbrechen. Da die Menschen gut oder böse geboren werden, so besteht das Problem darin, etwas zu finden, was die Bösen daran hindert, böse zu sein; wenn das gelingt, haben wir eine weitere Staffel des menschlichen Glücks erklommen. Aber was kann das Böse in Schranken halten, wenn es die Macht besitzt? Das größte Unglück für die Völker ist es daher, wenn ihre Fürsten Schlechtigkeit und Dummheit vereint besitzen, weil diese Verbindung lauter unnötige und unsinnige Verbrechen erzeugt, während ein aufgeklärter aber schlechter Fürst wenigstens weiß, daß Gewalt und Ungerechtigkeit nur im Notfall anzuwenden sind. Solange daher Gott sich nicht selbst predigt, sondern hierzu Priester und Philosophen braucht, wird dieses Unglück nicht aufhören. Der Patriarch hat nicht versäumt, seinen Stempel unter die neue Schrift zu drücken, aber nicht den guten Stempel. Er erinnert an die Aale von Needham, an die ägyptischen Ratten, die sich aus dem Schlamm des Nils bildeten, an das Getreide, das zur Keimung verwese, um zu beweisen, daß man sterben müsse, um geboren zu werden. Das Ueble dabei ist nicht, daß man zum tausendsten Male diese abgeschmackten Armseligkeiten verzeichnen muß, sondern daß man sich mit einer zurecht gestutzten Naturwissenschaft herumschlagen muß, die in ihren Grundsätzen ebenso kleinlich wie kläglich in ihren Folgerungen ist: jeder Achilles muß seine verwundbare Ferse haben; der in Fernay offenbart sie durch seinen Mangel an naturwissenschaftlichen Kenntnissen."

Nach dieser Probe Grimmscher Kritik Voltaire gegenüber wenden wir uns den philosophischen Schriften Rousseaus zu, die von Grimm ebenfalls eine eingehende und scharfe Beurteilung erfahren. Dem „Emile" z. B. hat er nicht weniger als fünf lange Besprechungen gewidmet. Das Verfahren, das Rousseau hier angewandt hat, um uns mit seinen Ansichten über die private Erziehung bekannt zu machen, ist nach Grimms Urteil falsch. Rousseau hätte kein didaktisches Werk mit Regeln und Grundsätzen, sondern ein rein historisches Werk schreiben müssen; er hätte uns also nach einer Charakteristik seines Zöglings nur die Geschichte seiner Erziehung geben dürfen, ohne seine Methode als festes Prinzip oder Regel hinzustellen, denn für die Privaterziehung gebe es keine bestimmte Methode, weil sie sich ganz nach dem Individuum richten müsse. Mit wenigen Strichen entwirft er uns dann ein Bild, wie nach seinem Plane eine Abhandlung über die private Erziehung sich ausnehmen würde, und fügt nicht ohne Selbstbewußtsein hinzu, daß die Ausführung vielleicht über seine Kräfte, aber nicht über seinen Mut gegangen wäre, wenn ihm seine sonstigen Beschäftigungen Zeit dazu gelassen hätten.

Als Erzieher kommt Rousseau bei Grimm schlecht weg, denn hier lautet das Urteil vernichtend: „Alles, was die

Erziehung in dem Buche betrifft, ist falsch und deshalb nicht anwendbar." An einer langen Reihe von Beispielem zeigt der Kritiker, daß dem Autor jegliche praktische Kenntnis der Kindesnatur und des kindlichen Gemütes abgehe. Was bedeute die Liebe zur Wahrheit, wenn Rousseau stets Verstellung und Lüge gebrauche, um mit seinem Zögling vorwärts zu kommen! Wie wenig Beobachtungsgabe gehöre dazu, um zu wissen, mit welchem erstaunlichen Gerechtigkeitsgefühl gerade das Kind über alles das urteilt, was es selbst angeht! Welche Umständlichkeiten werden gemacht, um die Kinder die einfachsten Dinge zu lehren, die sie von selbst lernen! Niemand werde sich gegen die naturgemäße Erziehung wenden, aber bei Rousseau heiße ein Kind naturgemäß erziehen: es aus der vergifteten Gesellschaft herausnehmen und ein isoliertes, egoistisches Geschöpf aus ihm machen. So erklärt es sich, daß Grimm den „Emile" als pädagogisches Gesamtwerk ablehnt. Trotzdem verkennt er nicht, daß wir von Rousseau viel lernen könnten, nur dürften wir uns ihm nie hingeben, ihm nicht vertrauen; wir müßten immer auf der Hut sein, daß er uns nicht durch seine Virtuosität und Sophistik irreführe, durch seinen vollendeten Stil blende und mit sich fortreiße.

Sehr bezeichnend für die modernen naturwissenschaftlichen Ansichten Grimms ist die Bemerkung, die er am Schlusse einer der Besprechungen des „Emile" macht: „Rousseau beginnt die Erziehung seines Zöglings mit dem Augenblick seiner Geburt; ich hätte sie vor seiner Geburt anfangen lassen. Denn sollte der erhabenste Akt, mit dem die Natur die größte aller Wonnen verbunden hat, gleichgültig sein für das Wesen, dem er das Leben gibt? Ich bin von dem Gegenteil überzeugt und meine, daß man gerade von diesem Augenblick sagen kann, ob ein Mensch unter einem glücklichen oder unheilvollen Stern geboren wurde."

Wie Voltaire und Rousseau gegenüber, so übt Grimm nicht minder scharfe aber gerechte Kritik an den philosophischen Schriften eines Montesquien, Diderot, Buffon, d'Alembert, Condillac, Holbach und Helvétius. Man muß den Mut der Ueberzeugung bewundern, mit dem er hier seine freien religiösen und philosophischen Ansichten äußert, zumal er besonders auf diesem Gebiete Gefahr laufen mußte, bei seinen fürstlichen Lesern und Leserinnen Anstoß zu erregen. Er rechtfertigt damit im Voraus die Worte, die Kant im Jahre 1784 in einer kleinen Schrift als Antwort auf die Frage: „Was ist Aufklärung?" gab: „Aufklärung ist geistige Mündigkeit; ihr Wahlspruch lautet: Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!" An diesem Mut hat es Grimm nicht gefehlt.

Auf dem Gebiete der Dichtung erkennt Grimm neidlos und bewundernd die Ueberlegenheit der französischen Literatur an; dennoch sieht er mit Scharfblick ihren unaufhaltsamen Ver-

fall und die glorreiche Zukunft der deutschen Literatur voraus. Heute mag uns die Behauptung als etwas Selbstverständliches erscheinen, daß es in der Natur der französischen Aufklärung lag, wenn dieses Zeitalter keine großen Dichter hervorbrachte; denn heute wissen wir, daß neue philosophische und soziale Ideen, die der Vernunft und dem scharfen Denken entspringen, immer nur in der wuchtigen Prosa einen wirkungsvollen Ausdruck finden, daß daher die zahlreichen Versuche, die neuen Gedanken auch in poetischer Form darzustellen, von vornherein zur Erfolglosigkeit verurteilt sein mußten. Aber wenn um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein Kritiker diese und ähnliche Gedanken ausspricht, so verrät das einen Scharfblick, der an Prophezeiung grenzt. Und Prophezeiung muß man es schon nennen, wenn Grimm im Jahre 1750 in richtiger Voraussicht über die kommende Blütezeit der deutschen Literatur sagt: „Seit dreißig Jahren gleicht Deutschland einem Käfig voll kleiner Singvögel, die nur auf die günstige Jahreszeit lauern, um ihr Lied anzustimmen; diese für die Musen meines Vaterlandes ruhmreiche Zeit wird nicht mehr lange auf sich warten lassen." Man möchte fast sagen, daß Grimm durch diese Prophezeiungen erst seinen Spitznamen „Der kleine Prophet" rechtfertigte, den der spottlustige Voltaire ihm allerdings nur in Anspielung auf den Titel seiner erfolgreichen Flugschrift gegeben hat.

Der Niedergang der französischen Literatur im achtzehnten Jahrhundert zeigt sich nach Grimms Urteil auf keinem Gebiete so auffällig wie in der Tragödie. Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß gerade die Franzosen, obwohl sie das lustigste Volk Europas sind, die Tragödie so leidenschaftlich lieben wie kein anderes Volk. Häufige Vorstellungen älterer Werke und zahlreiche Erstaufführungen neuer Werke dieser Dichtungsart geben daher Grimm des öfteren Veranlassung, seine Ansichten über die französische Tragödie zum Ausdruck zu bringen. Auch Lessing wird durch die zahlreichen Uebersetzungen und Aufführungen französischer Theaterstücke in Deutschland veranlaßt, sich mit dem französischen Drama näher zu beschäftigen. Von den 75 Dramen, die er in der Hamburgischen Dramaturgie bespricht, waren nicht weniger als 52 aus dem Französischen übersetzt, und von den 23 deutschen Stücken waren manche weiter nichts als Nachahmungen der französischen Schablone. Die Franzosen wurden aber damals als unübertreffliche Muster angesehen, weil allgemein die Ansicht herrschte, ihr Theater sei auf das antike Drama gegründet und nach den von Aristoteles in seiner Poetik aufgestellten Regeln durchgeführt. Corneille, Racine, Voltaire galten als die anerkannten Jünger der griechischen Klassiker. Die Franzosen nachahmen, hieß „nach den Regeln der Alten arbeiten". Grimm wie Lessing wiesen nun nach, daß keine Nation das Wesen des alten Dramas gründ-

licher verkannt habe als gerade die Franzosen. Beide waren in erster Linie dazu berufen, weil keiner ihrer Zeitgenossen das klassische Altertum und die griechische Tragödie besser kannten. In Frankreich fehlten sogar den bedeutendsten Autoren oft die nötigsten Vorkenntnisse zum Studium der antiken Literatur.

Bei den Untersuchungen über die französische Tragödie läßt sich Lessing theoretisch von Aristoteles und praktisch von Sophokles leiten, um auf diesem doppelten Wege das wahre Wesen des Dramas zu erforschen. Grimm begnügt sich mit dem praktischen Vorbild, das uns die griechischen Klassiker gegeben haben. Er entwirft uns ein Bild der alten Tragödie und ihrer Bestimmung und legt die Gründe dar, warum die französische Tragödie einen völligen Niedergang erfahren mußte. Im Altertum war das Theater eine politische Einrichtung, sein Besuch galt als ein Religionsakt, denn die griechische Schicksalstragödie war im Grunde eine fortlaufende Predigt über die ewigen Lehren der Moral und Philosophie, und ihre öffentliche Darstellung führte dem ganzen Volk das Dogma der Fatalität immer von neuem vor Augen. Das französische Theater dagegen war von jeher nur eine Unterhaltungsstätte, der Versammlungsort der geistigen Elite der Nation, der Zeitvertreib der Müßiggänger. Mit dem Verschwinden des religiösen und nationalen Motivs mußte der Charakter der durch die Renaissance in Frankreich wieder eingeführten alten Tragödie sich notwendigerweise ändern. Aeußerlichkeiten der Form, die zum obersten Gesetz erhoben wurden, trugen allmählich den Sieg über den Inhalt davon, so daß schließlich die Tragödie zu einem „Repertoire von Gemeinplätzen und nichtssagenden Maximen“ wurde. Es entstand jener himmelweite Unterschied zwischen der wirklichen Welt und der Scheinwelt der Tragödie, in der die mehr oder weniger heldenhaften Personen in allgemeinen Sentenzen sprechen und aus allen anderen als wirklich menschlichen Motiven handeln. Auf dem nun einmal eingeschlagenen und sanktionierten Wege konnten selbst die größten Genies die französische Tragödie nicht vor dem völligen Niedergange bewahren.

Wahrheit, Natürlichkeit und Einfachheit sucht man daher in der französischen Tragödie vergebens. Aeußere Schönheit kann ihr niemand absprechen. „Man lese die schönsten Stellen bei Racine — sagt Grimm —. Mit welch harmonischem Klange erfüllen die das Ohr! Und doch ist es nur leeres Geplapper. Es ist nicht die wahre und ungekünstelte Sprache der Natur. Die ist nicht so schön, nicht so affektiert, sondern derber und erhabener, so wie ich sie in den Tragödien Shakespeares finde.“ Shakespeare! Ja, auch Grimm, obwohl er von der englischen Sprache nicht viel versteht, weist, wie Lessing, mehrmals auf Shakespeare hin, dessen Tragödien er in völliger Ueber-

einstimmung des Sophokles und Euripides findet und infolgedessen den Franzosen als mustergültiges Vorbild für die dramatische Dichtung empfiehlt. Beide, Lessing und Grimm, sehen in seinen Tragödien das wahre Tragische, das nicht Bewunderung, sondern Mitgefühl erregt, indem es erschütternde Begebenheiten mit konsequenter Notwendigkeit aus der Natur der handelnden Personen hervorgehen läßt.

Trotz aller Behauptungen der Franzosen, daß ihr Theater auf das antike Drama gegründet und den Regeln des Aristoteles gemäß sei, hat Lessing bekanntlich den Beweis geführt, daß die französischen Kunstrichter die Poetik des Aristoteles falsch verstanden hätten. Er hat namentlich gezeigt, daß von den sogenannten „drei Einheiten" des Aristoteles, die sie so gewissenhaft innehielten und für das Allernotwendigste ansahen, nur die Einheit der Handlung unerläßlich sei, die Einheiten der Zeit und des Ortes nur insoweit, wie sie durch jene bedingt werden. Auch Grimm hat in dieser Beziehung seine kritischen Beobachtungen gemacht, wenn er auch nicht so gründlich wie Lessing darauf eingeht. Die Einheit der Handlung, jene stets beachtete Regel der Alten, so sagt er, verschwinde bei den Franzosen immer mehr; in wenigen Stunden erfahre man Ereignisse, die in Wirklichkeit eine Reihe von Jahren erfordern. Manchmal sei der Held im ersten Akt hundert Meilen von der Katastrophe entfernt, die ihn im fünften Akt erwarte.

Eine weitere Hauptschwäche der französischen Tragödie sieht Grimm in dem dramatischen Vers der Franzosen, dem Alexandriner, welcher der freien Entwicklung des Dramas hinderlich sei. Dieser Vers sei zu lang, zu wohlklingend, zu harmonisch, zu formvollendet, zu abgerundet für die Einfachheit, Kürze und Kraft der dramatischen Sprache. Im Moment der Ruhe sei er zu hochtrabend, in der Leidenschaft ungeeignet für die Schnelligkeit und Nachgiebigkeit, welche die verschiedenen seelischen Regungen erfordern. Seine Länge habe die dramatischen Dichter zur Einführung der Epitheta gezwungen, die den Dialog so unnatürlich gestalten. Erst die Befreiung vom Alexandriner werde der französischen Tragödie wieder zur Natürlichkeit verhelfen. Dann erst könne der natürliche Dialog, der notwendigerweise nicht bloß aus Worten, sondern auch aus Gesten bestehe, sich frei entfalten. Und wieder ist es Shakespeare, auf dessen meisterhafte Kunst im Dialog unser Kritiker genau so wie Lessing hinweist. Shakespeare habe nicht wie Racine und Corneille alles gesagt, so daß dem Schauspieler nichts mehr zu tun übrig bleibe; sein Schauspieler müsse vielmehr Künstler sein, der durch Gesten und Mienenspiel mehr auszudrücken vermöge, als alle Worte der Sprache.

Im Anschluß an diese Bemerkungen über den Alexandriner wirft Grimm direkt die Frage auf, ob das ernste französische

Drama in Versen oder in Prosa abzufassen sei, und kommt zu dem Ergebnis, daß nur die in Prosa geschriebene Tragödie in Frankreich es wieder zum wahren Kunstwerk bringen könne. „Niemals — so sagt er — wäre es einem Dichter der Alten eingefallen, sein Drama im heroischen Versmaß zu schreiben. Das hätte soviel geheißen wie die Elemente seiner Kunst nicht kennen: Der Jambus allein wurde im Theater angewandt, weil er allein die Vorteile der Prosa hatte, ohne die der Metrik zu verlieren. Ich halte den heroischen Vers gänzlich ungeeignet für das Drama und möchte fast behaupten, daß bis heute (1767) weder die wirkliche Tragödie noch die wirkliche Komödie in Frankreich gefunden ist; aber ich will mich hier nicht steinigen lassen, nachdem ich vor der „Comédie-Française" eine öffentliche Ehrenerklärung habe abgeben müssen. Deshalb behalte ich meine Ketzereien lieber für mich. Sie hindern mich nicht, Molière für das bedeutendste Genie der letzten Jahrhunderte zu erklären; aber der größte Mensch ist weder Herr seiner Sprache noch seines Volkes. Ist nicht Racine, so könnte man mir entgegenhalten, ein ausgezeichneter Dichter? Aber ist nicht Virgil, so würde ich antworten, auch ein ausgezeichneter Dichter, und gibt es etwas Rührenderes und Schöneres, das dem vierten Gesang der Aeneide an die Seite zu stellen wäre? Und doch wäre ein dramatischer Dichter ausgepfiffen worden, wenn er es sich hätte einfallen lassen, die Königin von Karthago auf der griechischen Bühne so sprechen zu lassen, wie sie es bei Virgil tut. Nichts ist so grundverschieden in seinem Wesen wie die epische und dramatische Poesie."

In dieser und ähnlicher Weise übt Grimm an der dramatischen Literatur Frankreichs Kritik. Hunderte von Theaterstücken hat er während seiner Tätigkeit als Pariser Berichterstatter besprochen, aber die allermeisten haben heute kaum noch für den Literaturhistoriker Interesse, geschweige denn für den literarisch Gebildeten. Wer fände heute z. B. noch Gefallen an einer der langweiligen und blutleeren Tragödien des alten Voltaire? Und nun gar erst die dramatischen Werke minder bekannter Autoren! Nicht anders steht es mit den Bergen von Broschüren und Büchern, die die Schriftsteller der Aufklärungszeit aufeinandertürmten. Wenn wir da zuweilen auf ein Urteil Grimms stoßen, das unserer heutigen Anschauung nicht entspricht, so müssen wir eben bedenken, daß Grimm keine abgeschlossene Literaturperiode zu beurteilen hatte, daß er vielmehr in der Entwicklung einer Periode selbst stand. Dafür aber haben wir in seiner Kritik stets das Urteil eines Zeitgenossen und zwar eines Zeitgenossen, der, obwohl er im täglichen Verkehr mit diesen französischen Schriftstellern lebte, doch in seinem Empfinden Deutscher geblieben war und infolgedessen leidenschaftsloser und gelassener urteilen konnte.

Wo Grimm sich nicht kompetent genug fühlt, um sich

auf eine Kritik einzulassen, da begnügt er sich gemäß Voltaires „Ratschlägen für einen Journalisten" mit einer treuen Inhaltsangabe des Werkes. Dürre Auszüge oder bloße Titelangaben umrankt er mit feuilletonistischen Verzierungen, wie es Lessing z. B. in der bekannten Anzeige von Gottscheds Gedichten getan hat: „Diese Gedichte kosten in den Vossischen Buchläden hier und in Potsdam 2 Thaler 4 Groschen. Mit 2 Thalern bezahlt man das Lächerliche, mit 4 Groschen ungefähr das Nützliche". In ähnlicher Weise heißt es bei Grimm z. B.: „Die ‚Loisir et Amusements de ma solitude' sind eine Sammlung von Maximen und Gedanken, deren Lektüre meine Einsamkeit weder beschäftigen noch entzücken wird. Der Verfasser ist ein Militär, der sich keine angenehmere Beschäftigung weiß, als über das menschliche Leben nachzudenken. Wenn ich Kriegsminister wäre, ließe ich ihn bitten, lieber über sein Handwerk anstatt über das menschliche Leben Betrachtungen anzustellen".

Soviel Berührungspunkte Lessing und Grimm auf literarisch-kritischem Gebiete auch miteinander haben, so sind es innerlich doch zwei ganz verschiedene Naturen. Lessing blieb der Schriftstellerei aus innerem Drange sein ganzes Leben hindurch treu; Grimm entsagte ihr, sobald er sein Ziel erreicht hatte. Jenem war die Schriftstellerei Lebensbedürfnis, diesem war sie nur Mittel zum Zweck. So lassen sich denn auch ganz deutlich zwei Perioden in Grimms Leben unterscheiden: eine literarische und eine diplomatische. In der ersten Periode, die von 1753—1773 dauert, haben wir es mit dem Schriftsteller Grimm zu tun, in der zweiten, die sich auf die folgenden zwanzig Jahre erstreckt, mit dem Baron Grimm von Grimmhof. Es ist längst entschieden, welcher von beiden der bedeutendere war. Der Schriftsteller Grimm, der sozusagen den besseren Teil seiner Persönlichkeit darstellt, wird dauernde Bedeutung in der französischen Literatur behalten. Der französische Schriftsteller Grimm von deutscher Geburt, deutscher Erziehung und deutscher Bildung ist und bleibt eine einzige und merkwürdige Erscheinung; er ist gleichsam ein „Trait d'union" der Weltliteratur, wie Karl Frenzel einmal gesagt hat. Die diplomatische Tätigkeit des Freiherrn von Grimm kann auf eine ähnliche Wertschätzung keinen Anspruch erheben.

Wir haben in den vorstehenden Ausführungen unsere Meinung über Grimms Bedeutung als Kritiker ausgesprochen. Wir bleiben bei der bereits mehrmals geäußerten Behauptung, daß ihm auf Grund seiner kritischen Tätigkeit in der französischen Literatur eine ähnliche Stellung zukommt wie Lessing in der deutschen Literatur, und hoffen, daß uns der Beweis dafür gelungen ist. Die Franzosen wird es Ueberwindung kosten, einem Deutschen diese Ehre zuzuerkennen. Bisher hat sich einer dazu bereit gefunden. Das ist sein Biograph Edmond Schérer.

Er sagt kurz und bündig: „Grimm ist der eigentliche Vorläufer der Kritik, wie sie heute bei uns allgemein zur Geltung gelangt ist, d. h. der Kritik, die sich nicht mit einer Analyse und einigen Zitaten begnügt, sondern die Werke beurteilt, die Urteile begründet, die verschiedenen Meinungen abwägt, naheliegende Betrachtungen anstellt und so aus einem Artikel manchmal ein Originalwerk macht. Und Grimm besitzt auch die dafür erforderlichen Eigenschaften, da er über alles etwas zu sagen weiß, denn er vereinigt in sich den Berichterstatter und Denker, den Weltmann, Gelehrten und Philosophen."

***

Besprechungen

Politik

Der Nationalismus im Leben der dritten Republik. In Verbindung mit Marie Louise Becker / Otfried Eberz / Hermann Gruber / Hermann Platz / Paul Rühlmann / Matthias Salm / Wolfgang Windelband herausgegeben von Joachim Kühn. Mit einem Geleitwort des Botschafters Freiherrn von Schoen. Berlin 1920 bei Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel).

Dieses Sammelwerk ist ein sehr wichtiger Beitrag zum Verständnis der völkerpsychologischen Vorbedingungen des Krieges. An der Hand der acht Verfasser macht der Leser gleichsam einen Rundgang um die moralische Persönlichkeit der dritten Republik und betrachtet sie von allen Seiten. Allerdings immer unter dem einzigen Gesichtspunkt des Nationalismus. Dieser durchdringt aber seit 1871 in beständig steigendem Maße — der vorübergehende Rückschlag um die Jahrhundertwende bestätigt nur diese Tatsache — das gesamte öffentliche Leben der Republik. Nicht bloß die Politik wird immer nationalistischer, sondern auch die wissenschaftliche und die poetische Literatur, das Theater, die Schule, die Kirche und ihre antikirchlichen Mitbewerber um die Herrschaft über das nationale Gemüt, die Freimaurer. Der Deutschenhaß, der Drang nach Elsaß-Lothringen und den sogenannten natürlichen Grenzen beherrschen die Denkungsart der Franzosen immer ausschließlicher und treiben die Nation in den Konflikt mit Deutschland hinein.

Dieses ist der allgemeine Umriß des Inhalts, den „Der Nationalismus im Leben der dritten Republik“ dem Leser darbietet, aber tausend konkrete Einzelheiten des politischen, ästhetischen, religiösen und gesellschaftlichen Lebens gestalten ihn zu einem farbenreichen Bilde um. Freilich — nicht alles was bunt ist, ist auch schön. Deshalb heißt es in dem „Geleitwort“ des Mannes, der beim Ausbruch des Krieges das Deutsche Reich in Paris diplomatisch vertrat, mit vollem Recht: „Besonders aufmerksame Beobachtung erheischt die Entwicklung der nationalen Geistesverfassung in Frankreich nicht nur deshalb, weil sie mehr noch als andere ähnliche Völkerpsychosen verwerflichen Ursprungs ist, sondern auch deswegen, weil sie sich als eine Kraft von besonders hartnäckiger und vergiftender Feindseligkeit erwiesen hat, die noch nach Erreichung ihrer Ziele unserem nationalen Sein und Leben verderblich bleibt .... Wer dieses Werk mit dem Ernste liest, den es beanspruchen darf, wird einer Fülle .... neuer die französische Nation und ihre führenden und verführenden Geister mit schwerer Schuld belastenden Erscheinungen begegnen, er wird .... auf Vorgänge stoßen, die .... erkennen lassen, zu welchen .... Verzerrungen der Wahrheit, zu welchen gröblichen Uebertretungen der Gebote der Sittlichkeit, der Würde und des Anstandes das Nationalgefühl führt, wenn es in leidenschaftlicher Verblendung und Gehässigkeit zum wüsten Nationalismus entweiht wird.“

Man wende nicht ein, solche gräßlichen Erscheinungen seien auch bei den andern Völkern, die am Weltkrieg teilnahmen, hervorge-

treten. Der angelsächsische Jingoismus war bei allen seinen abscheulichen Exzessen doch nicht ganz so brutal, wie der gallische Chauvinismus und auch der Panslavismus der Russen nicht, abgesehen davon, daß man einem Volke auf dieser Kulturstufe einiges nachsehen muß, was den hochzivilisierten Franzosen niemals verziehen werden darf.

Die acht Schriftsteller, die uns durch ihre Beiträge von dieser niederschlagenden Wahrheit überzeugen, sind von sehr verschiedenem Talent, aber ohne Ausnahme tüchtige Kenner ihres Fachs. Nach meinem Geschmack verdient die Palme Joachim Kühn, der sich auch das Verdienst erworben hat, das Buch aus der Sphäre der rein historischen Betrachtung herauszuheben und ihm politische Aktualität zu verleihen. Denn er legt das stärkste Gewicht auf die Feststellung der Tatsache, daß die fressende Flamme des französischen Ultranationalismus keineswegs erloschen ist. Nach dem Frieden von Versailles hat sie durch die Gelüste der französischen Bourgeoisie auf die Ruhrkohle neue Nahrung erhalten. Der Nationalismus der französischen Militärpartei erweitert sich zum Imperialismus, der die wirtschaftliche und damit auch politische Hegemonie über den ganzen europäischen Kontinent erstrebt. Die „natürlichen" Grenzen, die heute so beharrlich gefordert werden, wie je seit dem 15. Jahrhundert, sind trotz ihrer Ungeheuerlichkeit bloß eine Etappe auf dem Marsch zu jenem phantastischen Ziel.

Allerdings — Napoleon I., dem Frankreich bis Lübeck reichte, hatte die Unterwerfung unseres Landes unter französisches Machtgebot schon einmal realisiert. Nur blieb dann die Reaktion nicht aus. Kühn glaubt, daß, wenn der französische Ehrgeiz nicht ablenkt von dem Wege, den er in Spa so verwegen betreten hat, ihm ein zweites furchtbares 1813 beschieden sein wird: „die Synthese des Sozialen mit dem Nationalen, die Einigung aller Deutschen auf dem Boden des elementarsten Befreiungsdranges, der Anschluß an Rußland, die Anbahnung einer mittel- und osteuropäischen Gegenaktion, die in dieser Wucht und in dieser Geschlossenheit noch nicht dagewesen wäre, weil sie aus der absoluten Verzweiflung hervorgehen und gleichzeitig sozialen und nationalen Charakter tragen würde . . . ."

Diese Ausführungen sind um so zeitgemäßer, als sich nicht allein in England Mißtrauen gegen den französischen Nationalismus, der immer mehr in Imperialismus umschlägt, zu regen schon lange angefangen hat, sondern sich nunmehr auch in Frankreich selber ein Spalt auftut zwischen der unersättlich eroberungssüchtigen Militärpartei einerseits und den vernünftigen Leuten andererseits, indem die letzteren sich mit dem Errungenen zufrieden geben und nur noch eine in den Grenzen des Erreichbaren bleibende Kriegsentschädigung einheimsen wollen. Wird dieser noch sehr schmale Spalt sich erweitern? „Der Nationalismus im Leben der dritten Republik" erregt leider durch seine Lektüre diese Hoffnung nicht. Literatur und Presse, Bühne, Schule, Loge und Kanzel haben seit fünfzig Jahren das Urteil des französischen Volks in nationalistischer Richtung mißleitet, sein Gefühl verwirrt. Zeitungen, die sich bemühen, in nationaler Hinsicht objektiv zu schreiben, werden kaum gelesen, nur deutschfeindliche Hetzereien ziehen. Und dies wird nicht besser, sondern schlimmer. Unter der Tyrannei des Nationalismus entartet das französische

Geistesleben immer mehr: „Die literarischen Schulen sind Kampforganisationen geworden, sie nennen sich am liebsten „Parteien“ und verfolgen rücksichtslos, was sich ihnen entgegenstellt. Die Achtung vor der Meinung des Gegners ist geschwunden; er wird in der pöbelhaftesten Weise verdächtigt und niedergeknüppelt. . . . So vollzieht sich die Evolution des französischen Nationalismus zum Imperialismus fast ungestört. Die Brücken, die nach Deutschland herübergeschlagen werden, bleiben schmal und schwankend; Völker zu tragen, vermögen sie nicht. . . .“

Niemand, wer der Ueberzeugung ist, daß Ideen die Geschichte machen, mag er Historiker oder Politiker sein, sollte an Kühns lehrreichem ideengeschichtlichen Versuch achtlos vorübergehen.

Dr. E. Daniels.

Geschichte

Allgemeine Staatengeschichte, herausgegeben von Hermann Oncken. — Dritte Abteilung: Deutsche Landesgeschichten, herausgegeben von Armin Tille. Fünftes Werk: Geschichte von Pommern, von Martin Wehrmann. Erster Band. Bis zur Reformation (1523). Zweite, umgearbeitete Auflage. Gotha 1919. Friedrich Andreas Perthes A.-G. XV, 256 Seiten, mit zwei Stammtafeln. — Elftes Werk: Geschichte von Mecklenburg, von Otto Vitense. Gotha 1920. Friedrich Andreas Perthes A.-G. XXXIV, 610 Seiten, mit einer Stammtafel.

Bald ist ein Jahrhundert verflossen, seit im Jahre 1829 der erste Band des von Heeren und Ukert begründeten, breit angelegten Sammelwerkes „Geschichte der europäischen Staaten“ erschien. An Stelle der Herausgeber trat im Laufe der Zeiten erst Giesebrecht, dann Lamprecht, der im Jahre 1901, entsprechend seiner Tendenz zur Universalgeschichte, die außereuropäischen Staaten in den Plan der Sammlung einbezog, die nunmehr den weitergefaßten Obertitel „Allgemeine Staatengeschichte“ erhielt. Schon vorher waren, als Ergänzung zur „Geschichte der europäischen Staaten“, einzelne Werke herausgekommen, die die Geschichte nicht eines bestimmten Staates, sondern einer deutschen Landschaft zum Gegenstande hatten; diese Werke faßte Lamprecht zu einer besonderen Gruppe zusammen und übertrug ihre Leitung auf Armin Tille, so daß also seither die „Allgemeine Staatengeschichte“ in drei Abteilungen zerfällt, nämlich 1. die alte, ursprüngliche Reihe „Geschichte der europäischen Staaten“, 2. die neu ins Leben gerufene Serie „Geschichte der außereuropäischen Staaten“, und 3. „Deutsche Landesgeschichten“.

Die beiden hier anzuzeigenden Werke gehören zur dritten Reihe. Das landesgeschichtliche Interesse ist im Deutschen Reiche vielfach recht lebhaft, des sind die zahlreichen, allerorten blühenden territorialen Geschichtsvereine Zeugen. Und in steigendem Maße hat sich die Forderung durchgesetzt, daß im Geschichtsunterricht neben der allgemeinen Geschichte auch die der engeren Heimat gebührende Berücksichtigung finde. So dürfen also die Landesgeschichten auf einen Leserkreis rechnen, der sich nicht nur aus den wissenschaftlich arbeiten-

den Fachgenossen zusammensetzt; sie wenden sich vielmehr bewußt an einen weiteren Kreis geschichtlich interessierter Laien. Diese Absicht mußte dahin führen, auf Zitate aus den Quellen und der Literatur im allgemeinen zu verzichten. Beide Verfasser schaffen aber einen Ersatz, Wehrmann durch eine vorausgeschickte knappe Uebersicht über die Quellen und älteren Darstellungen der Geschichte Pommerns, Vitense mit einer einleitenden literarischen Uebersicht.

Beide Werke, von denen Wehrmanns Buch ein alter Bekannter ist (die erste Auflage erschien 1904), lassen die eigentliche Darstellung mit einem Abschnitt über die Vorgeschichte beginnen; das ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, das beweist, wie die Prähistorie, die noch vor kurzem manchem nur philologisch geschulten Historiker als eine Art Halbwissenschaft erschien, sich heute den ihr gebührenden Platz voll errungen hat. Auch im weiteren Verlauf der Darstellung laufen die Wege, auf denen die Verfasser ihre Leser führen, vielfach einander parallel, was daran liegt, daß die einander benachbarten Landschaften Mecklenburg und Pommern im Mittelalter eine vielfach ähnliche Geschichte aufzuweisen haben. Hier wie dort galt es, nach einander die Wendenzeit, die Christianisierung und die Germanisierung darzustellen, bei der der große Welfenherzog Heinrich der Löwe entscheidend eingreift. Ju beiden Landschaften schließen sich die Städte der deutschen Hanse an, beide werden im sinkenden Mittelalter vorübergehend durch ihre Beziehungen zu den skandinavischen Reichen in den Strudel weltgeschichtlicher Zusammenhänge hineingerissen: Abrecht III. von Mecklenburg ist 1364—1389 König von Schweden gewesen, Erich von Pommern hat gar 1412 als Unionskönig die vereinigten Throne der drei nordischen Königreiche bestiegen. Doch beide deutsche Herzöge hatten sich damit in Verhältnisse eingelassen, die über ihre Kräfte gingen. Sie haben ihre Königskronen verloren, und ihre deutschen Herzogtümer sanken in die engen Schranken ihres territorialen Daseins zurück.

Während der erste Band von Wehrmanns Geschichte von Pommern bis an die Schwelle der Reformation führt, hat Vitense die Geschichte von Mecklenburg in einem starken Bande bis zur Gegenwart fortgeführt. Der Krieg hat das Erscheinen des Buches, das schon früher geplant war, wesentlich verzögert, und der Verfasser hat sich veranlaßt gesehen, nun auch die mittlerweile eingetretene Revolution von 1918, soweit sie Mecklenburg berührte, ausführlich zu schildern (Seite 577—599). Naturgemäß hat der radikale Umsturz gerade dieses Land, das bisher wie ein versteinertes Stück Mittelalter sich inmitten der Staatenwelt des 20. Jahrhunderts ausnahm, in ganz besonderem Maße durcheinandergerüttelt. Es mag bedenklich, ja paradox erscheinen, gleichsam eine Geschichte der Gegenwart zu schreiben — Geschichte und Gegenwart sind eigentlich begrifflich unvereinbar; trotzdem scheint mir gerade dieser Schluß der Darstellung besonders dankenswert. Denn die Weltgeschichte vollzieht sich zur Zeit in einem so beängstigend stürmischem Tempo, daß das, was vor zwei Jahren vor sich ging, tatsächlich schon weit hinter uns liegt und damit zur Geschichte geworden ist; und es dürfte heute wenige andere Bücher geben, die die Möglichkeit bieten, die Ereignisse der deutschen Revolution von 1918, wenn auch in einem landesgeschichtlich eng umgrenzten Ausschnitt, in abgerundeter Darstellung an sich vorüberziehen zu lassen.

Zum Schlusse sei bemerkt, daß beide Werke sich nicht nach der Art früherer Landesgeschichten darauf beschränken, im wesentlichen nur eine Geschichte der regierenden Fürstenhäuser zu bieten, sondern daß in ihnen auch der Kulturgeschichte der ihr gebührende Raum gegönnt wird.

Berlin-Steglitz. Staatsarchivar Prof. Dr. Hermann Krabbo.

Axel v. Harnack: Fr. Daniel Bassermann und die deutsche Revolution von 1848/49. Hist. Bibl. Bd. 44. R. Oldenbourg, Berlin-München 1920.

Die Ergebnisse der Arbeit beruhen im wesentlichen auf bisher unveröffentlichten Denkwürdigkeiten Bassermanns vom Sommer 1849, deren Herausgabe durch einen Bibliothekar der Münchener Staatsbibliothek, wie es heißt, vorbereitet wird.

Im Ganzen bleibt der biographische Abriß im Rotteck-Welckerschen „Staatslexikon" (Bd. II, 3. Aufl. 1858) aus der Feder Ludwig Häussers nach wie vor maßgebend. Im Einzelnen bringen die aus den Denkwürdigkeiten sowie aus der sorgfältigen Durcharbeitung des übrigen vorliegenden Materials gewonnenen Daten interessante Aufschlüsse und Ergänzungen, unter anderem über den Antrag Rob. Blums vom 1. April 1848, über die Verhandlungen des Siebzehner Kollegiums, über Bassermanns Verhalten als Reichskommissar in Berlin.

Ein gestaltvolles Bild seiner Persönlichkeit bleibt noch zu wünschen. Eine schärfere Zeichnung von dem inneren Aufbau dieses Mannes, der sich vom oppositionellen Abgeordneten zum autoritären Regierungsfreund entwickelt, der immer mehr als Parteimann ist und doch niemals ein ganzer Politiker wird, möchte gerade unserer Zeit etwas zu sagen haben. Dr. Karl Rotthaus.

Kolonialgeschichte

Deutsches Kolonial-Lexikon. Herausgegeben von Dr. Heinrich Schnee, Gouverneur. 3 Bände. Quelle & Meyer, Leipzig.

Was soll ein deutsches Kolonial-Lexikon, nachdem Deutschland seine Kolonien verloren hat? Der Herausgeber sagt in seinem Vorwort, das Werk sei schon beim Ausbruch des Krieges zum größten Teil gedruckt gewesen. Während des Krieges war keine Herausgabe möglich, und nach dem Friedensschluß entstand die Frage, was mit dem fast fertigen Werk geschehen solle. Einerseits war eine große Summe wertvoller wissenschaftlicher Arbeit in ihm enthalten; andererseits stellte der Inhalt ein ausgezeichnetes Denkmal unserer deutschen Kolonialarbeit dar. „Es wird an seinem Teil dazu beitragen, den kolonialen Gedanken im deutschen Volke zu erhalten." Dieser Satz ist der entscheidende. Gouverneur Schnee sagt vom Kolonial-Lexikon, gerade so, wie es vorliege, gebe es „ein abgeschlossenes Bild der deutschen Kolonialtätigkeit bis zum Weltkriege und damit zugleich die beste Widerlegung der Behauptungen unserer bisherigen Feinde über unsere „Unfähigkeit" und „Unwürdigkeit" zum Kolonisieren und unsere angeblichen Eroberungsabsichten auf fremde Kolonien vermittels Militarisierung unserer Eingeborenen."

Nachträglich geändert ist an den drei großen Bänden nichts. Von den Mitarbeitern sind einige gefallen, andere verstorben. Ihre Arbeit an diesem Werk überlebt sie. Möge sie, schreibt der Herausgeber, „mit dazu beitragen, den Boden für deutsche koloniale Betätigung in der Zukunft zu ebnen, ohne welche ein kräftig wiederaufblühendes Deutschland nicht gedacht werden kann".

Es ist natürlich nicht möglich, ein „Lexikon", das heißt ein nach zahllosen Einzelmaterien geordnetes Nachschlagewerk, so zu besprechen. wie eine geschlossene über ein großes Gesamtthema fortschreitende Darstellung. Ein Kolonial-Lexikon kann man nur daraufhin prüfen, welch ein kolonialpolitischer und kolonialwirtschaftlicher Geist aus ihm spricht, und von welchen kolonialen Leistungen es Zeugnis ablegt. Unsere Feinde werfen uns vor, wir verdienten keine Kolonien zu besitzen, weil wir die Eingeborenen unverantwortlich behandelt hätten. Ueber die deutsche koloniale Eingeborenenpolitik gibt eine Autorität wie Rathgen in dem betreffenden Artikel folgende Grundsätze: Die gesellschaftlichen Zustände der Eingeborenen seien möglichst zu erhalten und auf der Grundlage ihres eigenen Kulturzustandes zu entwickeln. „Was mit unserer politischen Herrschaft in Widerspruch steht, kann so wenig erhalten werden, wie es möglich ist, Stammesfehden, Blutrache, Zauberei, Kindsmord usw. zu dulden ... Produktion für den Absatz soll hervorgerufen werden, Lohnarbeit beim weißen Unternehmer entstehen, die wieder die Voraussetzung für die Schaffung von Kaufkraft bilden. Eine Umgestaltung der eingeborenen Gesellschaft ist also unvermeidlich. Aus dem allgemeinen Grundsatz ergibt sich aber die Folgerung, daß hier mit größter Vorsicht und Schonung vorgegangen werde. Es ist auch der kulturell so viel tieferstehende Eingeborene in seiner Existenz durch die neuen Einflüsse gefährdet. Wie er überhaupt der Vormundschaft bedarf, so besonders des Schutzes gegen Ausbeutung, Wucher... Die Notwendigkeit, eine Instanz über den möglichen Interessenkonflikt der weißen und der farbigen Bevölkerung zu haben, ist der Hauptgrund gegen die Gewährung vollen Selbstbestimmungsrechts an die weiße Bevölkerung von Mischkolonien."

Das war in der deutschen Kolonialpolitik nicht nur Theorie, sondern das war in allen unseren Kolonien die grundsätzlich festgelegte und befolgte Praxis geworden. Von ihr ist einmal im Lauf der deutschen Kolonialgeschichte in bedauerlicher Weise abgewichen worden: in der menschlich und politisch gleich anfechtbaren Art, mit der General v. Trotha die Unterdrückung des Hereroaufstandes in Angriff nahm. Es wäre vielleicht zu wünschen gewesen, daß die betreffenden Artikel im Kolonial-Lexikon an dieser Stelle gleichfalls mehr Kritik erkennen ließen, als sie tun. Wenn aber das englische Blaubuch über die deutsche Eingeborenenpolitik in Südwestafrika den Hererokrieg zum Beweis für „deutsche Kolonialgreuel" nahm, so war das eine unverschämte und perfide Heuchelei, denn an das, was bis an die Schwelle der Gegenwart an englischen Kolonialgreueln im wahrsten Sinn des Wortes geleistet worden ist, reicht keine deutsche Handlungsweise heran, und der Mann, den die Engländer selbst den „Schlächter von Omdurman" genannt haben, der General Kitchener, hat noch ganz anders gewütet, als General v. Trotha.

Ein Hauptwert des Lexikons besteht in seinen wissenschaftlichen Angaben zur Geographie und Ethnographie der Gebiete, die es be-

handelt. Was es hier bietet, ist unabhängig von der Frage des politischen Besitzes. Es zeigt aber, mit welchem Eifer und Erfolg Deutschland in drei kurzen Jahrzehnten seine Kolonialgebiete wissenschaftlich durchdrungen und sich zu eigen gemacht hat. Diese wissenschaftliche Methode versprach, nach mancherlei Fehlgriffen und Rückschlägen unserer kolonialen Lehrjahre, für unsere Kolonialpolitik ähnliche Erfolge, wie auf allen anderen Gebieten unseres nationalen Lebens, wo sie zur Anwendung gelangte. Ich habe selbst einige Jahre (1903—1906) im deutschen Kolonialdienst zugebracht, und mit Ausnahme der Südseegebiete habe ich alle deutschen Kolonien kennen gelernt, nicht bloß von flüchtigen Küstenbesuchen, sondern auf monatelangen Märschen im Innern. Ich habe auch nie mit Kritik gespart, wo nach meiner Ueberzeugung Fehler gemacht wurden, seien es wirtschaftliche, seien es politische. Gerade darum aber kann ich mir auch das Recht nehmen, festzustellen, daß wir zuletzt auf dem Weg zu bedeutenden moralischen und materiellen Erfolgen waren, und daß wir unsere Lehrjahre auf kolonialem Boden schneller absolviert hatten, als irgend ein älteres Kolonialvolk.

Wenn der Gouverneur Schnee sagt, das große von ihm herausgegebene Werk solle der Erhaltung des kolonialen Gedankens in Deutschland dienen, so ist es dazu sicher geeignet, was ich um so eher bezeugen kann, als ich nicht zu seinen Mitarbeitern gehöre. Dazu aber, daß er diesen Zweck erreiche, gehört noch mehr, als die bloße Publikation, die, wie der Herausgeber mitteilt, dem Entgegenkommen der Verlagsbuchhandlung und der Gewährung eines beträchtlichen Zuschusses von privater Seite zu verdanken ist. Bücher sind gut, aber Bücher müssen unterstützt werden durch lebendige Arbeit. Die Regierung hat jetzt e i n e n notwendigen Schritt durch ihre Denkschrift und ihren Protest an den Völkerbund in der Mandatsfrage getan. Vielleicht werden ihm noch weitere Schritte folgen, aber man muß fürchten, daß sich wieder die unerfahrene und verkehrte deutsche Art geltend machen wird, die bei uns in Aufklärungs- oder Propagandafragen regelmäßig den an sich möglichen Erfolg verdirbt. Man glaubt, wenn einmal eine Aktion ins Werk gesetzt, einmal eine Rede gehalten oder sonst irgend etwas geschehen ist, sei das Notwendige getan. Wer nicht unausgesetzt zu wiederholen und unaufhörlich neue Gelegenheiten der Propaganda zu suchen versteht, ahnt nichts vom Geheimnis des Erfolges. Hier könnten die deutschen kolonialen Vereinigungen, die Kolonialgesellschaft voran, das ihrige tun. Wo aber sind sie? Man sieht und hört nichts von ihnen. Nur Mitgliedsbeiträge werden nach wie vor eingefordert!

Dr. Paul Rohrbach.

Nationalökonomie

Alfons Goldschmidt: Die Wirtschaftsorganisation Sowjet-Rußlands, Ernst Rohwolt Verlag, Berlin.

Nachdem Dr. Goldschmidt in „Moskau 1920“ (vgl. Oktoberheft) mit großem Tamtam sein wissenschaftliches Werk über die sowjetrussische Wirtschaftsorganisation angekündigt hat, liegt das Buch nunmehr vor. Unter vielen anderen hat das Buch einen Fehler: es sollte nicht heißen „Die Wirtschaftsorganisation Sowjetrußlands“, sondern „Theorien

und Illusionen über Wirtschaftsorganisation in Sowjetrußland". Denn mit der Wirklichkeit hat Goldschmidts Buch gar nichts zu tun; es ist reine Theorie, die am grünen Tische von den klügeren und fleißigeren Kommissaren ausgearbeitet worden ist, — Theorie, die schon aus den offiziellen Veröffentlichungen der Sowjetregierung zur Genüge bekannt ist. Manches z. B. über die Beschlüsse des ersten Kongresses im Mai 1918 ist bereits vor anderthalb Jahren in Berlin abgedruckt worden („Die Organisation der Volkswirtschaft in Sowjetrußland", in: Sammlung von Quellen zum Studium des Bolschewismus, Heft 3); vieles andere in den bolschewistischen Veröffentlichungen: „Ein Jahr proletarischer Diktatur" und „Zwei Jahre proletarischer Diktatur". — Um dieses Buch zu schreiben, hätte sich Goldschmidt die immerhin unbequeme Reise nach Moskau ersparen können; bei Herrn Wigdor Kopp, Unter den Linden, wäre ihm dasselbe Material viel bequemer zugänglich und das Resultat genau das Gleiche gewesen! Was von Wert gewesen wäre: festzustellen, wieweit die Theorien überhaupt lebensfähig sind, wieweit sich die russische Wirtschaft denselben angepaßt hat, unterläßt Goldschmidt wohlweislich. Erstens, weil er die Wirklichkeit nicht gesehen hat und nicht hat sehen wollen, und zweitens weil er seine vorgefaßte Ansicht über den Kommunismus von Grund aus hätte ändern müssen. Goldschmidt spricht nur hin und wieder — leicht darüber hinweggleitend — über „die leerlaufende Maschine der Wirtschaft".

Um ein gutes Buch über ein Land zu schreiben, sei es auch nur über die Wirtschaftsorganisation desselben, hat man es bis jetzt für nötig erachtet, das Land und auch die Sprache zu kennen. Einige Wochen Aufenthalt in Moslau bedeuten aber noch nicht, daß man Rußland kennt, Rußland mit seinen Hundert Millionen Bauern, deren Wirtschaftsorganisation Goldschmidt überhaupt nicht beachtet. Und wenn Goldschmidt in Rußland auch nur die verhältnismäßig völlig bedeutungslose städtische Industrie sieht und zu kennen vorgibt, sollte er wenigstens nicht so grobe Uebersetzungsfehler machen, daß er das Wort „Kust" für Industrietrust setzt, während „Kustarnaja promyschlennostj" Heimindustrie, Hausgewerbe bedeutet!

Ein näheres Eingehen auf das Buch, soweit es von Goldschmidt selbst flüchtig hindiktiert worden ist, verlohnt sich nicht; diese oberflächliche und unwissenschaftliche Arbeit ist allenfalls ein dankbares Objekt für einen mittelmäßig begabten Studenten der Nationalökonomie, um sie im Seminar zu widerlegen. Ernst nehmen kann man Goldschmidts persönliche Ausführungen nicht. — Wertvoller ist der zweite Abschnitt des Buches, der die Beschlüsse der Allrussischen Wirtschaftskongresse wiedergibt; dieser Teil weist den Vorzug einer richtigen Uebersetzung auf. Ein Bild über die Wirtschaft Sowjetrußlands kann dieses Buch in keinem Fall geben; der Verfall derselben ist ja jetzt durch deutsche, italienische und englische sozialistische Delegierte, die mit offeneren Augen als Goldschmidt Moskau besucht haben, überall bekannt geworden. Will man aber eine wirklich authentische Quelle nachlesen, so nehme man Rykows — Vorsitzender des Obersten Wirtschaftsrates in Sowjetrußland — Broschüre „Wirtschaft in Sowjetrußland und in Westeuropa", A. Seehoff & Co. Verlag, Berlin 1920, zur Hand. Die wenigen Seiten, die Rykow über den Zusammenbruch der Produktion bringt, sind ungleich belehrender, als die 300 und einige Seiten des Goldschmidtschen Elaborates. B. v. Uexküll.

Paul Kaufmann, Wiederaufbau und Sozialversicherung. 2. Aufl. Georg Stilke, Berlin 1920.

Unter obigem Titel veröffentlicht der als Autorität im Sozialversicherungswesen angesehene Präsident des Reichsversicherungsamts soeben in zweiter, reich vermehrter Auflage eine Broschüre, in der er für eine völlige Neubearbeitung der erst 1911 verabschiedeten Reichsversicherungsordnung und eine viel umfassendere Sozialpolitik eintritt. Richtungweisend für die weitere Entwickelung unserer Sozialversicherung ist ihm Artikel 161 der neuen Reichsverfassung: „Zur Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit, zum Schutz der Mutterschaft und zur Vorsorge gegen die wirtschaftlichen Folgen von Alter, Schwäche und Wechselfällen des Lebens schafft das Reich ein umfassendes Versicherungswesen unter maßgebender Mitwirkung des Versicherten." Daß die Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit als Endzweck der Versicherung bezeichnet wird, ist gewiß von größter Bedeutung und ein Grundgedanke, dessen gesetzliche Anerkennung der Verfasser schon seit Jahren anstrebt. Zielbewußtes Vorbeugen, Abwehr von Schädigungen, nicht nur die Bekämpfung ihrer Wirkungen, sind Vorschläge, die nicht bloß in den breitesten Kreisen der Versicherten vollste Beachtung verdienen.

Welche Verbesserungen unserer Sozialversicherung besonders vorbeugender und bevölkerungspolitischer Art sind nun demnächst nach Kaufmann in Angriff zu nehmen? In der Unfallversicherung darf die Tätigkeit der Berufsgenossenschaften nicht schon mit dem Abschluß des Heilverfahrens und der Zubilligung einer Rente beendet sein, hier muß das Prinzip der Fürsorge zur Geltung kommen durch die Wiedereinstellung des vom Unfall Betroffenen in geregelte Arbeit mit ihren wohltätigen Einflüssen. Eine ausgedehntere Kapitalabfindung mit der Möglichkeit des Wiedereintritts in den Rentengenuß bei wesentlicher Verschlimmerung des Unfallschadens und die Festsetzung von Zeitrenten werden vorgeschlagen, ebenso die Unwiderruflichkeit der Rentenbewilligung. In das freie Ermessen der Versicherten und Berufsgenossenschaften muß es gestellt sein, zum Zwecke des Umlernens für einen anderen Beruf die Arbeitsbehandlung vorzunehmen; zur Wiederertüchtigung im alten Beruf soll sie jedoch zwingendes Recht sein. Heil- und Anlernewerkstätten zu bestimmen, ist Sache des Reichsversicherungsamts. Die Wiedereinstellung Schwerunfallverletzter, die heute nur übergangsweise gesetzlich geregelt ist (2% der vorhandenen Arbeitsplätze), darf keinesfalls dem freien Spiel der wirtschaftlichen Kräfte überlassen bleiben, sondern muß unter gesetzlichen Zwang gestellt werden. Einstellungs- und Beschäftigungsmaßnahmen sind den Berufsgenossenschaften als vornehmste Aufgabe nahezulegen, und das Heilverfahren mit dem weitergesteckten Ziel der Wiederherstellung der Arbeitsreife muß möglichst bald nach dem Unfall einsetzen und ohne Wechsel des Arztes in einem Zuge vor sich gehen. Grundsätzlich soll an der bisherigen Zweiteilung der Heilbehandlung durch Krankenkasse einerseits und Berufsgenossenschaft andererseits festgehalten werden, um nicht den Berufsgenossenschaften durch Uebertragung der Fürsorge für sämtliche Unfallschäden, von denen die meisten bereits innerhalb der ersten 13 Wochen ablaufen, unnötige Verwaltungsarbeit aufzubürden. Zur ausschließlichen Fürsorge sollen den Berufsgenossen-

schaften aber von vornherein alle die Fälle überwiesen werden, in denen auf einen in die berufsgenossenschaftliche Fürsorgezeit hineinreichenden längeren Verlauf mit Sicherheit gerechnet werden kann. Betreffs Verbesserung der vorbeugenden berufsgenossenschaftlichen Unfallverhütung spricht sich Dr. Kaufmann sehr angelegentlich für ein Entgegenkommen gegenüber langgehegten Arbeiterwünschen aus. Die Förderung der Unfallverhütung hat dem Reichsversicherungsamt von jeher am Herzen gelegen; auch jetzt schweben dieserhalb wieder Verhandlungen mit den Berufsgenossenschaften. Ob zu gedachtem Zweck „Unfallvertrauensmänner" in den einzelnen Betrieben oder ständige „Arbeiterkontrolleure", vielleicht sogar beide zugleich, bestellt werden, wird wesentlich von den technischen Verhältnissen in den Betrieben der einzelnen Berufsgenossenschaften abhängen. Betriebsräte und Unfallvertrauensmänner müßten sich möglichst in die Hände arbeiten, die Arbeiterkontrolleure als Beamte der Berufsgenossenschaften eingestellt und von dem Versicherungsamte gemäß § 882 der Reichsversicherungsordnung eidlich verpflichtet werden. Sie wären die gegebenen Personen, durch Belehrung der Arbeitskollegen über die Bedeutung der Schutzeinrichtungen und den Wert des Selbstschutzes Ersprießliches zur Vorbeugung und Minderung der durch Ungeschicklichkeit, Unachtsamkeit und Unvorsichtigkeit hervorgerufenen Unfälle zu leisten. Der viel umstrittene Begriff „Betriebsunfall" müsse gesetzlich festgelegt werden, wobei alle Unfälle zu erfassen sind, die mit der Betriebstätigkeit ursächlich in Zusammenhang stehen; dann wird es kaum noch notwendig sein, die Versicherung auf Betriebsunfälle zu beschränken. Erwünscht wäre jedenfalls, den Weg von der Wohnstätte zur Arbeit und den Heimweg in die Versicherung mit einzubeziehen. Auch einer alten Forderung der Arbeiter, gewerbliche Berufskrankheiten in die Unfallversicherung aufzunehmen, müßte entsprochen werden. Es ist nicht zu verstehen, daß ein Arbeiter, der durch Unfall nur einen Finger einbüßt, dafür Rente bezieht, während ein anderer, der durch eine Berufskrankheit völlig erwerbsunfähig geworden ist, leer ausgeht. Zunächst wären Blei-, Quecksilber- und Phosphorvergiftungen bei vorgeschriebener Meldepflicht der Unfallversicherung anzugliedern. Den jetzigen Zustand, wonach bei Neufestsetzung von Dauerrenten und ähnlichen wichtigen Sachen der Rekurs ausgeschlossen ist (§ 1700 R.V.O.), will Dr. Kaufmann beseitigen und dafür weniger wichtige Sachen, wie Minderung oder Aufhebung einer Teilrente von nicht mehr als $33\frac{1}{3}$ v. H., vom Rekurs ausschließen. Da die Berechnung der Renten in der landwirtschaftlichen Versicherung nach dem maßgeblichen Jahresdurchschnittsverdienst mit den tatsächlichen Verhältnissen nicht mehr in Einklang zu bringen ist, empfiehlt es sich, durch einen zeitgemäßen Ausbau des § 936 R.V.O. den jetzt berechtigten Klagen ihre Spitze zu nehmen. Unbefriedigend ist auch die Art, in der bisher das Anwendungsgebiet der Unfallversicherung abgegrenzt wurde. Die namentliche Aufzählung der versicherungspflichtigen Betriebe im Gesetze hat, obwohl sie im Laufe der Zeit immer erweitert wurde, manche Mängel und Ungleichheiten nach sich gezogen und ihren Zweck nicht erreicht. Nur geringfügigen Gefahren ausgesetzte Arbeiter sind versichert, aber manche schwergefährdeten bleiben von der Unfallversicherung ausgeschlossen. Von Betrieben mit gleicher Gefahr ist nur ein Teil versichert, weil die Versicherung mindestens

10 Arbeitnehmer voraussetzt; dieses und auch die Zerlegung von Betrieben in einen versicherten und einen unversicherten Teil, wie im Handelsgewerbe, hat zu Mißständen Anlaß gegeben; darum dürfte die Ausdehnung der Unfallversicherungspflicht auf alle unselbständig Arbeitenden, auf das gesamte Kleinhandelsgewerbe sowie das Kontor-, Kassen- und Reisendenpersonal in Handelsbetrieben unter Zubilligung von Vergünstigungen für bisher unversicherte Betriebe von geringerer Unfallgefahr in Betracht zu ziehen sein.

Auf dem Krankenversicherungsgebiete wird vom Verfasser für die „Erhaltung der Gesundheit und Arbeitsfähigkeit" der breiten Massen zunächst der Einbau der Mutterschaftsfürsorge in die R.V.O. verlangt, ferner die Umwandlung der heute als Mehrleistung von den Krankenkassen gewährten Familienhilfe als Regelleistung. Um die vorbeugende Tätigkeit durch die Krankenkassen noch ergiebiger zu gestalten, ist § 363 der R.V.O. dahin auszudehnen, daß auch für krankheitsverhütende Maßnahmen zugunsten einzelner Mitglieder Mittel in Anspruch genommen werden können. Ueber die heute üblichen Mehrleistungen, je nach ihrer Bedeutung abgestuft, sollen nicht einzelne Kassen, sondern die Kassenverbände, alle einem Bezirk angehörigen Kassen, befinden und gemeinsam die Kosten dafür nach Maßgabe ihrer Leistungsfähigkeit aufbringen. Endlich sollte nach Ansicht des Vf. die Einführung eines nach dem tatsächlichen Arbeitsverdienst abgestuften Lohnklassensystems erwogen werden.

Bei der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung, wo im Gegensatz zur Kranken- und Angestelltenversicherung bisher alles beim Alten blieb, ist der Präsident des Reichsversicherungsamts zunächst für eine Erhöhung der Versicherungsgrenze, die nach § 1226 R.V.O. heute nur 2000 Mk. beträgt. Eine möglichste Gleichstellung der Kranken- und Invalidenversicherung, auch eine Vermehrung der Lohnstufen und Annäherung an die der Krankenversicherung — vielleicht sogar für sämtliche drei Versicherungszweige zutreffende einheitliche Lohnstufen — ist anzustreben, wenn auch durch Hinaufrücken der Verdienstgrenze bei letzterer der infolge erheblicher Steigerung der Gehälter enger gewordene Kreis der bei der Invaliden- und Angestelltenversicherung doppelt Versicherten wieder größer wird. Durch Erhöhung und Abstufung der Renten soll an dem Gedanken, der dem § 1291 R.V.O. zugrunde liegt und für Kinder der Rente Beziehenden Zusatzrenten vorsieht, durch Berücksichtigung des Familienstandes festgehalten und weitergebaut werden. Zu prüfen wäre auch, ob nicht die Geldrenten zum Teil durch Sachleistungen ersetzt werden könnten, und ob es nicht gerechtfertigt wäre, die bisherigen Vorschriften über das Ruhen von Renten der Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung neben höheren Renten der Unfallversicherung bei der herrschenden allgemeinen Teuerung zu beseitigen. Vorschlägen Düttmanns und Schmittmanns, die Witwenrente auch auf erwerbsfähige Witwen mit Kindern unter 17 Jahren auszudehnen, tritt Dr. Kaufmann bei; auch hinsichtlich der besonderen Fonds, die aus Mehrbeiträgen gesammelt werden sollen, um Zuschüsse und Darlehen an kinderreiche Familien mit größeren Wohnungsbedürfnissen, an Bauvereine und Private für Wohnungsbau und Siedlungszwecke zu gewähren. Bei Erhöhung der Invaliden- und Hinterbliebenenrente wird das bisherige Verhältnis zwischen der von dem Reiche und der von den Arbeitgebern und Versicherten zu

tragenden Last aufrechtzuerhalten, demzufolge Reichszuschuß und Anteil der Versicherungsträger gleichmäßig zu erhöhen sein. Vom Reich muß auch der für die Dauer militärischer Dienstleistung und den Kriegsfall sehr erhebliche Rentenanteil getragen werden und die Anrechnung der Dienstzeiten, statt wie bisher in der zweiten, in der dritten Lohnklasse stattfinden, damit die Benachteiligung der Kriegsteilnehmer gegenüber den nicht eingezogenen Versicherten in etwas vermieden wird, um so mehr, da ja die ersteren vordem meist in höheren Lohnklassen versichert waren. Die Vorschriften über das Erlöschen der Anwartschaft, die zu zahlreichen Härten geführt haben, sind zu mildern, auch soll geprüft werden, ob nicht den Versicherungsanstalten und Berufsgenossenschaften eine Verpflichtung zur Uebernahme des Heilverfahrens auferlegt und ob nicht nach Abschluß eines Heilverfahrens in Lungenheilstätten den Invaliden ausdrücklich durch Umbildung für einen neuen Beruf, durch Lieferung von Arbeitsmaschinen usw. wieder zu einer Stellung im Erwerbsleben verholfen werden kann. Waisen, die bisher satzungsgemäß nach § 1277 R.V.O. an Stelle der Waisenrente Pflege in einem Waisenhaus oder einer ähnlichen Anstalt beanspruchen konnten, soll, den hervorgetretenen Bedürfnissen entsprechend, mit Zustimmung ihres gesetzlichen Vertreters Familienpflege zuteil werden, wenn dies ratsam erscheint.

Versicherungstechnische und allgemeine Bestimmungen erläuternd, wünscht Dr. Kaufmann zur Erzielung größerer Uebersichtlichkeit und Klarheit in unserer Sozialversicherung den Kreis der Versicherten für alle Zweige übereinstimmend abzugrenzen, die Unterscheidung zwischen Arbeitern und Angestellten aufzuheben und die Versicherungspflicht in der Invalidenversicherung sofort mit Beginn der Lohnarbeit, nicht erst mit 16 Jahren, beginnen zu lassen, auch wenn kein Lohn gezahlt wird. Die möglichste Ersparnis von Mitteln und Kräften läßt es geboten erscheinen, die Angestelltenversicherung, eine Sonderversicherung, die nur Deutschland und Deutschösterreich kennen, in die Invaliden- und Hinterbliebenenversicherung aufgehen zu lassen. Die hohen Verwaltungskosten und die Tatsache, daß die politischen Gründe des Gesetzgebers, die Angestellten als neuen Mittelstand von der Arbeiterschaft abzusondern, nicht mehr stichhaltig sind, nötigen zu diesem Aufgehen. Eine Verbindung der Kranken- und Invalidenversicherung, von denen die erstere ja sowieso eine Vorstufe zur letzteren bedeutet, würde die Einheitlichkeit der Behandlung und die verwandten vielseitigen Fürsorgebestrebungen beider Zweige gewährleisten und darum zu empfehlen sein. Von einer Einbeziehung auch der Unfallversicherung rät Verfasser wegen der Verschiedenartigkeit der Leistungen ab. Auf die von früher her bestehenden Orts-, Innungs- und Landkrankenkassen könnte zwar verzichtet werden, Betriebskrankenkassen wären nur in umfangreichen großindustriellen Betrieben Bedürfnis und Ersatzkassen lediglich als Zuschußkassen ratsam, doch ließe sich darüber reden, weil sich Verfasser von einer überspannten Zentralisierung nichts verspricht. Um das Neben- und oft Gegeneinanderarbeiten der Versicherungsträger zukünftig zu vermeiden, empfiehlt Dr. Kaufmann die Bildung von Zweckverbänden der drei Versicherungszweige mit einer gemeinsamen Geschäftsstelle, in welcher Vertreter der Landesversicherungsanstalt, der Krankenkassen des Bezirks und der in ihnen vertretenen Berufsgenossenschaften vereinigt werden.

Schließlich beweist der Verfasser im Hinblick auf Artikel 161 der neuen Reichsverfassung die Notwendigkeit ausgedehnter Mitarbeit der Versicherten an der Selbstverwaltung und Durchführung der neuen Sozialversicherung. Nichts bringt die Menschen näher zusammen als gemeinsame Arbeit, die verstehen lehrt, was verbindet, nicht, was trennt. Eine Notwendigkeit ist es, die bisherige Kannvorschrift bei der Unfallversicherung des § 687 in eine Mußvorschrift umzuwandeln, wodurch die Vertreter der Versicherten allgemein zur Mitarbeit am Vorstandstisch der Berufsgenossenschaft herangezogen würden. Auf diesem Wege würde die bisherige zeitraubende Unfallrentenfestsetzung vereinfacht und auf das Einspruchverfahren, vielleicht auch auf die Wiedereinführung des ehemals vorgeschriebenen Vorbescheids verzichtet werden können. „Wir stehen in der Sozialversicherung an den Toren einer neuen Zeit", schließt Dr. Kaufmann seine überaus lesenswerte Schrift, „. . . . auch in veränderter Gestalt möge die deutsche Sozialversicherung ein helleuchtendes Wahrzeichen deutscher sittlicher Kraft und idealer Gesinnung bleiben."

Berlin. P. Beiersdorf.

Literatur

Hermann Hefele: Das Gesetz der Form, Briefe an Tote. Verlag Eugen Diederichs. Jena 1919. 134 S.

Achtung! Hier handelt es sich nicht um ein gutes oder ein schlechtes Buch, hier handelt es sich um eine Entscheidung. Hefeles Buch ist in einem blendenden Stil geschrieben, es ist geistvoll fast in jedem Satz, es ist eine Fundgrube feinster Bemerkungen zur europäischen Kulturgeschichte, es packt und fesselt den Leser, als wäre es ein spannender Roman. Und doch ist das alles nicht das Entscheidende. Dieses liegt in der unerbittlichen Formulierung einer Weltanschauung, deren reinliche Erkenntnis gerade bei uns immer wieder verschleiert und verwässert oder, mild ausgedrückt, nicht erkannt wird. Hefele sieht die Kulturwelt nur unter zwei großen Gesichtspunkten, die ihm Gegenpole sind: dem der klassischen Weltanschauung und der romantischen. Philosophisch nennt er sie: die objektive und die subjektive, politisch: die guelfische und die ghibellinische, religiös: die katholische und die protestantische. Er stellt sich dabei völlig auf die Seite des Klassischen, ohne irgend eine Konzession nach der andern Richtung zu machen. Und diese feste, männliche Betonung war einmal notwendig. Gewiß: es gibt zwischen den beiden Polen unendlich viel Zwischenstufen und unklare Vermischung. Sieht man aber genauer und erbarmungslos konsequent hin, so wird man fast immer erkennen, daß die geistigen Erscheinungen sich hier ebenso reinlich trennen lassen, wie z. B. positive und negative Elektrizität. Hefeles Buch ist einseitig: darin liegt seine Schwäche und seine Stärke. Alle handelnde Stärke ist einseitig, und hier kam man wirklich nicht mehr anders vorwärts, wenn man nicht zu einem Entweder—Oder schritt. Das Problem ist keine nur geistvolle Spielerei, es ist von eminentester Wichtigkeit. Seine Durchschauung ist überhaupt der Prüfstein, ob einer zu echter Erkenntnis der geistigen Strömungen befähigt ist. Wem einmal aufgegangen ist, in welch bodenlosem, gefährlichem Wirrwar unklarer Begriffe über diesen Punkt die Mehrzahl aller heut schaffenden, denkenden, handelnden Personen herum-

taumelt, welch unsinnige Kraftvergeudung, ja Zerstörung hier durch das gleichzeitige Ziehen an zwei entgegengesetzten Strängen getrieben wird, der kann nicht dankbar genug sein, daß jemand einmal einsam, stolz, fast hart den Finger auf diese Wunde legte, ohne dabei die ihm vollbewußte Gefahr zu fürchten, als ein Alleinstehender unverstanden zu bleiben oder gar mißliebig, ja fast lächerlich zu werden.

Seien wir uns unerbittlich klar: Die ganze Welt in ihren Aeußerungen, Deutschland voran, treibt heut mit vollen Segeln auf der Bahn des Romantischen. Nun kann man ja sagen: wir Deutschen seien im Grunde eben romantisch veranlagt, und man müsse seiner Natur treu bleiben. Gut! Dann soll man aber auch wissen, was man tut. Man kann z. B. dies nicht tun und in einem Atem Goethe als den Typus und Heros des Deutschtums preisen. Man kann nicht das humanistische Ideal der antiken Bildung preisen und gleichzeitig jede klare, objektive Weltanschauung zugunsten einer individualistisch-subjektiven umbiegen; man kann nicht die Renaissance vertreten und zugleich dem Expressionismus die Stange halten. Viele werden sagen: ja, warum soll man das nicht können? Die Welt ist vielseitig, alle Formen sind daseinberechtigt. Gewiß: sie werden auch immer neben, oder nacheinander bestehen. Was gefordert werden muß, ist eben nur Klarheit. Dann kann ja jeder ruhig nach seiner Veranlagung dem mit Entsagung scharf umrissenen oder dem hoffend verschwommenen Ideal, der Vernunft oder dem Gefühl, der engen Meisterschaft oder dem begabten Dilettantismus folgen. Klar aber muß man sich auch sein, welcher Teil hier der langsam bauende und welcher der oft grandios zerstörende ist. Die Weltgeschichte ist jedenfalls auf die Dauer nicht romantisch: sie gibt schließlich stets ein erbarmungsloses Facit und stellt die Wirklichkeit dem Erträumten gegenüber.

Soviel über die Tendenz des tiefgründigen Buches. Im Einzelnen sei bemerkt: es macht sich die durch Petrarca bekannte Form zu eigen, Briefe an große Tote zu richten, die eine ausgesprochene Stellung im kulturellen Leben einnahmen und in denen sich gleichsam die großen Gesetze unseres Daseins spiegeln. Das Gesetz der Form, der Wille zum Formbildenden, das ist es, was Hefele als das einzig Erstrebenswerte aufspürt und in zwölf großen Vertretern des Menschengeistes nachweist. Jeder der zwölf Briefe, die an Petrarca, an Goethe, an Hugo Wolf, an Napoleon usw. gerichtet sind, sucht seinen Adressaten auf einem ganz bestimmten, geistigen Gebiet auf, das somit zum Untertitel jedes Briefes wird. Die Briefe sind also kleine Essays über das Künstlerische, das Geistige, das Religiöse, Sittliche, Politische usw.

Ich will nicht rechten damit, daß auch hier manches einzuwenden wäre, daß z. B. die Höherschätzung des Römertums über das Griechentum verblüfft, daß die Briefe an Caesar und Napoleon etwas zu pleonastisch wirken, daß nicht alles gleichwertig und erschöpfend ist, z. B. der Brief an Dante über die Kultur, und manches andere mehr. Das Gebotene bleibt großartig und erzieherisch genug, der Brief an Hugo Wolf ist ein ergreifendes Meisterwerk, der Brief an Lorenzo Valla eine Rettung usw. Das Buch ist nicht nur zum Lesen, es ist zum Lernen, zur bewußten Selbstbildung da, und es könnte ein Segen werden, wenn es richtig verstanden und — befolgt würde.

München. Dr. Thassilo von Scheffer.

Gottfried August Bürger: Wunderbare Reisen zu Wasser und zu Lande des Freiherrn von Münchhausen. Mit den Holzschnitten von Gustave Doré. Leipzig, Insel-Verlag 1920. Vierte Auflage.

Auch Bücher haben ihre Schicksale. Die lustigen Geschichten des Freiherrn von Münchhausen, die uns in unseren Kindertagen entzückt haben und dann unserem Gesichtskreis entschwunden sind, werden uns mit Dorés prachtvollen Holzschnitten gewissermaßen neu geschenkt. Doré ist der genialste Illustrator, der je gelebt hat, jedes Wort löst eine Bildvorstellung in ihm aus; ohne je an der Situation zu kleben, deutet er sie in die Sphäre des Bildmäßigen um und erfüllt sie mit neuem Leben. Der Freiherr, der mit der Geste eines vornehmen Kavaliers — Münchhausen hat im 18. Jahrhundert tatsächlich gelebt, gegen die Türken gekämpft und in Rußland gejagt, ehe er sich auf sein Gut an der Weser zurückzog — die unglaublichsten Geschichten zum besten gibt, und der Illustrator mit seinem barocken Ueberschwang ergänzen sich in seltenem Maße. Die glänzenden Versprechungen seiner Jugend hat Doré nicht gehalten, das Ungestüme seiner genialischen Phantasie ist bald erlahmt, und die leeren, pathetischen Illustrationen zur Bibel oder zum Dante haben mit der kecken geistreichen Gestaltung, die im Münchhausen, dem Abschluß seiner Jugendwerke, ihren Höhepunkt erreicht, nichts gemein.

Auf Umwegen über den deutschen Archäologen Rudolf Erich Raspe ist Bürger auf seinen Stoff gekommen, dessen Bedeutung für die Weltliteratur kaum geringer ist als die von Gullivers Reisen oder des Don Quixote. Diesem keckſten Lügengewebe aller Zeiten vermochte erst Bürger die künstlerisch wertvolle Form zu geben. An Geschlossenheit und Unmittelbarkeit der Wirkung steht Immermanns „Münchhausen“ Bürger durchaus nach. Und Doré steigert diese Wirkung, indem er in Lessings Sinn „das fruchtbare Moment“ erfaßt.

Rosa Schapire.

Volkskunde.

Adam Wrede. Rheinische Volkskunde. Quelle & Meyer.

Mit dem vorliegenden Bande wird unter F. von der Leyens Leitung eine neue Sammlung von Einzeldarstellungen deutschen Volkstums eröffnet. Der Gedanke, die Erkenntnis der Heimat zu vertiefen, darf in dem Augenblick, in dem der Ruf nach innerer Erneuerung lauter ertönt als je, wohltuend aufgenommen werden. Auch im wissenschaftlichen Aufbau unserer Volkskunde wird mit dem neuen Unternehmen eine längst empfundene Lücke ausgefüllt werden. Derartige ausführlichere, auf Quellen aufgebaute Einzeldarstellungen haben uns bisher so gut wie ganz gefehlt.

Wrede hat in seiner Rheinischen Volkskunde die Ergebnisse der Einzelforschung unter einheitlichen Gesichtspunkten zusammengefaßt und im wesentlichen ein Bild zu entwerfen versucht von all dem, was in unsern Tagen noch als eigentlich und bewußt „rheinisch“ angesprochen werden muß. Erfreulicherweise ist des Bodenständigen doch noch eine ansehnliche Menge geblieben.

Eine Fülle von Vorstellungsinhalten knüpft sich an den Begriff „rheinisch“. Die verschiedenartigsten Zweige der Wissenschaft ver-

binden mit ihm Erkenntnisse von grundlegender Bedeutung. Der Anthropologie liefert er im Neandertalmenschen und den Forschungsergebnissen der Kartsteinhöhle bei Eiserfey in der Eifel Urkunden von höchster Wichtigkeit für die Aufhellung der Vorzeit. Die Siedlungsgeschichte des schon früh kulturell wichtig gewordenen Durchgangslandes bleibt in vorkeltischer Zeit freilich dunkel. Was sich von da an durch die Jahrhunderte in Kulturschichten übereinander gelagert hat, bietet obwohl mannigfaltig in seiner Durchsichtigkeit, ein Musterbeispiel für die Erforschung der übrigen Landschaften.

Auf die Ausgestaltung rheinischen Wesens in alter Zeit war hauptsächlich bestimmend die Kirche. Seit dem 13. Jahrhundert ist ein kraftvoller Einschlag des Bürgertums spürbar. Westliche Einflüsse machen sich anfangs nur in der Oberschicht bemerklich, mit dem Erstarken des Kaufmanns- und Handwerkerstandes auch in den breiteren Volksmassen. Die politischen Wirren der Folgezeit sorgten durch dauernden Zuzug für dessen Festigung. Aus dieser Mischung ist die Zweiteilung der Geistesverfassung der rheinischen Bevölkerung, ihr verschiedenartiges Temperament, wenigstens teilweise zu erklären, das „schwerblütig bedächtige, rein germanische Wesen neben dem leichtblütigen und flink verknüpfenden, äußerer Beeinflussung stets leichter zugänglichen", das romanischen Einschlag verrät. Landschaftliche Einflüsse, verschieden geartete Lebensbedingungen haben den vornehmlichsten Charakterzügen der Bewohner unterschiedliche Färbung verliehen. Praktische Betätigung des Geistes, verhältnismäßig hohe Durchschnittsbegabung und scharfe Verstandesbildung kommt dem Rheinländer zu; daher auch die lebhafte Einbildungskraft und als deren Ausfluß Schlagfertigkeit der Rede, Sinn für Witz und Humor. Die leichtlebige Heiterkeit seines Wesens trägt ihm deswegen wohl auch gelegentlich den vorschnellen Vorwurf des „Leichtsinns" ein.

Unstreitig hängt mit dieser geistigen Lebendigkeit die Schmiegsamkeit, das rasche Anpassungsvermögen rheinischer Geistesart eng zusammen, das auch politisch seinen Ausdruck findet, aber auch der durch Anspannung aller geistigen und wirtschaftlichen Kräfte erreichte Hochstand der Entwicklung. Auch die Sprache legt davon Zeugnis ab, zumal im Wortschatze. In seiner ungemein ausgeprägten Ausdrucksfähigkeit liegt der Beweis für die feine Beobachtungsgabe des Volkes, in der Ueberfülle treffender Ausdrücke und schlagfertiger Redensarten derjenige für dessen Begabung. Auch nach dieser Seite hin bringt Wredes Buch mit reichlichen Beweismitteln genügenden Aufschluß. Sprachwissenschaftlich hätte man freilich manches gern in vertiefterer Darstellung gesehen. Das gilt auch von dem Abschnitt, in dem von rheinischer Dichtung die Rede ist. Hier hätte sich wenigstens der Versuch eines geschichtlichen Ueberblicks gelohnt.

Breit und behaglich angelegt ist der Teil, in dem über die im Rheinlande noch vorhandenen Haustypen und ihre Einrichtung gehandelt wird. Teilweise wenigstens läßt sich durch gesunde Weiterbildung der ursprünglichen Bauweise der drohende Untergang des Altherkömmlichen, Volkstümlichen bekämpfen, so daß in neuzeitlicher, den Forderungen der Hygiene und Volkswohlfahrt angepaßter Form die Erinnerung erhalten bleibt. Dagegen droht auf anderem Gebiete unwiederbringlicher Verlust. Der Rückgang der Volkstrachten ist eine auch in anderen Landschaften zu beobachtende Erscheinung, die ihre

Ursache hat in der durch die Landflucht bedauerlicherweise begünstigten Anpassung an städtische Verhältnisse. Schuld daran trägt auch ihrerseits die starke wirtschaftliche Umwälzung der letzten Jahrzehnte. Die Nachwirkungen des Krieges drohen hier den letzten Stoß zu versetzen.

Auch auf manche der immer mehr zurückgehenden Sitten und Bräuche des Volkes wird man das Wort des alten Kölners Hermann Weinsberg (1593) anwenden können: „Dieser Brauch oder Mißbrauch ist in diesen teuren und Kriegszeiten sehr zurückgeblieben." Vom Volksliede ist in einem früheren Abschnitte die Rede. Dagegen wird man ein Eingehen auf den im Volke noch vorhandenen Märchenschatz vermissen.

Zusammenfassend läßt sich wohl sagen, daß Wredes Buch ein gelungener, wenn auch teilweise noch besserungsbedürftiger Versuch einer Gesamtbehandlung der rheinischen Volkskunde ist, zugleich ein begrüßenswerter Anfang der neuen Sammlung „Deutsche Stämme. Deutsche Lande".

Düsseldorf. Dr. H. Gürtler.

Theater

Volksbühne. Schiller: Wallensteins Tod.

Ohne vorher den Unterbau von „Wallensteins Lager" und die „Piccolomini" zu geben, brachte die Volksbühne „Wallensteins Tod" heraus. Friedrich Kayßler spielt den Wallenstein. Wir wissen aus dem Briefwechsel mit Goethe, wie Schiller um die lebendige historische Objektivität seines Wallensteins rang. Nicht mehr der große subjektive Wurf aus einem glühenden Herzen heraus, den seine Jugenddramen uns zeigen, lag ihm hier am Herzen. Vielmehr kämpfte er unter Goethes Einfluß gegen seine eigene „sentimentalische" Natur an, die stets erst von dem Allgemeinen, von der großen Idee zum Einzelnen hinabstieg. Hier wollte er die geschichtliche Wirklichkeit in ihrer lebendigen „naiven" Einzelheit möglichst unmittelbar auffangen. Durch dieses Ringen um den Stoff kam in die Wallensteinfigur eine Fülle von Motiven hinein, welche in ihrem Widerspruch den Charakter als sehr fluktuierend erscheinen lassen. Diese reiche Oszillation der Gestalt ist von hohem dramatischen Reiz. Sie läßt den Wallensteindarstellern eine außerordentliche Freiheit der Gestaltung, und Sonnenthal, Mitterwurzer, Matkowsky gaben dieser Gestalt ihren eigenen Grundton. Sie stellen drei Wallensteinfiguren dar, die wesentlich voneinander verschieden waren, weil in einer jeden ein anderer Zug des Feldherrn als wesentlichster betont wurde. Ist Wallenstein der weichherzige Sonnenthal-Mensch, der von wildem Ehrgeiz jäh hinweggespült wird? Ist es der stahlharte Feldherr und Realist Mitterwurzes, der die Notwendigkeit der Dinge im Raume über alle Gewissenseinwände stellt? Ist es Matkowskys großer Kämpfer für den Frieden Europas, der um dieser höheren Idee willen seinen Kaiser verrät? Ist er der machtberauschte Condottiere, dessen Lager sein Verbrechen erklärt? Oder der in seinem Stolz Gekränkte, der keine zweite Absetzung duldet? Oder ist er nur der Fatalist, dessen großes Schicksal in den Sternen vorgezeichnet ist? Friedrich Kayßler rückt in den Mittelpunkt seiner Gestaltung: Wallensteins Sternenglauben. Der ge-

kränkte Stolz, der Ehrgeiz, der eiserne Wille, die Machtgier, der Tatsachensinn, alles das sind nur Untertöne in der tiefen Tragödie des Gläubigen, welche Kayßler gibt. Es sind notwendige Charakterzüge, die seinen Helden dem unentrinnbaren Schicksal entgegentreiben. Es ist erschütternd, wenn dieser Wallenstein im Augenblicke tiefster Enttäuschung wie ein verwundetes Tier aufschreit: Die Sterne lügen nie! Diese Sternenmystik sieht Kayßler als Wallensteins tiefsten Zug. Dieser feste religiöse Glaube an kosmische Mächte, in deren Erkenntnis die Menschen sich zwar täuschen können, die aber nie selber irren, gibt seiner Gestalt Einheit, Ungebrochenheit. Hier ist kein geistreich zusammengesetztes Vielerlei des Charakters, hier sind keine Irrlichter und Schatten wie in Bassermanns fatalistischem Grübler. Hier ist einfache Notwendigkeit eines großen Schicksals: die Tragödie des Gläubigen, die fast von antiker Schicksalhaftigkeit ist. Kayßler mußte bei solcher Gestaltung auf manche althergebrachte theatralische Wirkung verzichten. In der Unterredung mit Wrangel durfte er seinem unbändigen Feldherrntemperament nicht die Zügel schießen lassen, wollte er den Grundton seiner Rolle nicht umwerfen. Auch in der Szene mit Max mußte er den dramatisch wirksamen Tatsachenwillen des Realpolitikers dämpfen, um seine Auffassung zu retten. Kein Feuerwerk der Willenskraft durfte aufsteigen. Dafür erreichte sein Wallenstein einen geradezu unheimlichen Eindruck schicksalhafter Unentrinnbarkeit. Nie wirkte das Nichtmehrzurückkönnen nach der Gefangennahme Sesins überzeugender, nie der feste Glaube an Oktavio tragischer, von keinem Darsteller sah ich das Hineintaumeln in die Katastrophe ergreifender, visionärer und notwendiger gestaltet. Nie zuckten die Ahnungen des Todes so erschütternd durch einen aufrechten mannhaften Menschen, der sie sich trotz allem nicht eingestehen will. So ließ sich Kayßler alle Trümpfe theatralischen Effektes freiwillig aus der Hand gehen, um in der großen Schlußszene vor der Katastrophe die ganze innere Kraft zusammenzuballen und eine tragische Wirkung ohnegleichen zu erzielen.

Leider standen die übrigen Darsteller nicht auf gleicher Höhe. Vor allem nicht der Max Piccolomini des Walter Reymer. So unmännlich und kraftlos, so ganz in schwächlichen, unechten Lyrismen steckenbleibend, sieht man den Max denn doch selten. Es bleibt unerfindlich, warum man diese Rolle nicht Gerd Fricke anvertraute. Terzky und Illo waren guter Durchschnitt. Eduard Rothauser in glänzender Maske gab sehr wirksam den Oktavio, geschmeidig, klug, voll von verstecktem Ehrgeiz. Richard Leopold spielte mit ängstlicher Vermeidung jeder Komik einen Isolani, bei dem man nicht an Vollmer denken durfte. Der Buttler des Heinz Bernecker, der wie ein Weihnachtsmann mit abgenommenem Vollbart aussah, war gar zu unfarbig und beschränkt, um dramatisch sein zu können. Guido Herzfelds Gordon litt an jenem jüdisch-heiseren Tonfall, der an diesem ausgezeichneten Darsteller so oft auffällt. Es ist dasselbe semitische Aechzen, das auch an Max Pohl, Josef Schildkraut und neuerdings an Kortner zu bemerken ist. Die Herzogin von Friedland war so mäßig, daß sie keine Provinzbühne herauszustellen wagen würde. Helene Fehdmers Gräfin Terzky dagegen wurde Schillers Geist voll gerecht. Sie hatte jene ernergische, straffe Geistigkeit, die den Herzog vorwärts treibt und jene echte Empfindung für den großen Friedland, die sie für ihn sterben läßt. Auch Irmela

von Dulongs Thekla war nach anfänglicher Farblosigkeit gegen Schluß von starker dramatischer Innerlichkeit. Die Pappenheimer Kürassiere wirkten wie ungeübte Statisten aus der Provinz. Die Dekorationen von Hans Strohbach waren ohne jede Eigenart — mit Ausnahme des sehr stimmungsvollen Schlußbildes. Die Kostume hätten selbst bei größter Sparsamkeit nicht so häßlich zu sein brauchen. Die Herzogin von Friedland und ihre Tochter trugen Kleider, die der individuellen Körperlichkeit der Trägerinnen in keiner Weise angepaßt waren. Kurzum, die Regie Kayßlers wurde stark in den Schatten gestellt durch seine tiefe schauspielerische Leistung, die unvergessen bleiben wird.

Felix Emmel.

Bahr-Premieren.

Ueber die Geschichte der Matrone von Ephesus, die aus Trauer über den Tod ihres Gatten sich ins Grabgewölbe zu diesem einschließt, ihm am liebsten nachsterben möchte, dann aber von einem Soldaten und dem Leben gerettet wird und schließlich ihrem neuen Liebhaber, dem man die ihm zur Bewachung anvertraute Leiche eines Räubers unterdessen gestohlen, dadurch aus der Verlegenheit hilft, daß sie ihren eigenen, eben noch beklagten Mann an Stelle des Entführten ans Kreuz heften läßt — über diese Geschichte und ihre Eignung für das Theater hatte einst Lessing in der Dramaturgie seine Betrachtungen angestellt und in dramatischen Entwürfen fortgesetzt. Freilich ohne ein endgültiges Ergebnis, wie nach der Formel vorauszusehen war, die er für die Unterschiedlichkeit des bloß erzählten und des als Handlung vorgeführten Stoffes gefunden hatte: „Bei der bloßen Möglichkeit ergetzte uns das Sinnreiche der That, bei ihrer Wirklichkeit sehen wir bloß ihre Schwärze. Der Einfall vergnügte unseren Witz, aber die Ausführung des Einfalls empört unsere ganze Empfindlichkeit."

Das Motiv gehört der Weltliteratur an: seit Petronius haben sich mancherlei treffliche Köpfe und fingerfertige Dramenschreiber an ihm versucht, und wenn man all die Abwandlungen des Stoffes einbezieht, die man in Erich Schmidts Lessing bequem überschaut, so gehört Hermann Bahrs neustes Lustspiel „Ehelei" auch dazu, wofern nicht überhaupt die Entscheidung lauten muß, daß in der lustig und luftig aufgebauten Fabel, die sich um den Hofkapellmeister Anton Erl und seine Begegnung mit einem alten Schulfreunde, dem berühmtesten Zahnarzt Wiens, Dr. Ignatz Höchsner, oder sagen wir vielmehr mit dessen Frau Maja rankt, das Thema der Matrone von Ephesus hier seine originellste Variation erfahren habe.

Schon in der ältesten Stoffgestaltung meinte einer der Zuhörer, man hätte statt des Mannes lieber die Frau ans Kreuz schlagen sollen, und Lessing wollte diese Strafe gar nicht so unverdient erscheinen, weil sie dann nicht das schwache Weib überhaupt, sondern ein besonders leichtsinniges Exemplar der Gattung getroffen hätte. Bahr ist nicht so blutdürstig, wie er andererseits nicht eine als besonders untugendhaft hingestellt sehen möchte; nach seiner Meinung ist die ephesische Witwe durchaus ein Typ, kein wahrhaft böser, in Grund und Boden verdorbener, aber doch ein Typ, der dem Weibe, ob unverheiratet, verheiratet oder verwitwet, mehr oder minder eigen

sei; daher könne sie, wie sie ja auch ihrem Manne nachgestorben wäre, wenn nicht zu guterletzt ein Soldat, Gespenster vermutend, der bedenklichen Erscheinung nachgespürt hätte, ebensogut auch auf den richtigen Weg gebracht werden, zumal, wenn sich der Verführer ernstlich darum bemüht. Und das wird fast zur Wahrscheinlichkeit, wenn dem tertius gaudens die Entdeckerfreude nicht zum ersten, sondern zum soundsovielten Male zuteil geworden und damit gewissermaßen automatisch Nietzsches Satz Anwendung findet, daß die Tugend frischer aufstehe, wenn sie geschlafen.

Unter solchen Voraussetzungen muß die alte Fabel nun allerdings ein erheblich anderes Aussehen bekommen. Aus dem Lessingschen Hauptmann Philokrates ist nun einer der erfolgreichsten Operettenkomponisten geworden, der nicht bloß eine „Witwe von Ephesus" vertont hat, sondern sich von der Wahrheit der kuriosen Geschichte so oft hat überzeugen dürfen, daß er ihrer begreiflicherweise ein wenig überdrüssig geworden, lieber ernstlich über den Fall meditieren möchte und daher seiner neuesten Witwe, eben der Frau seines Schulfreundes, das heiterste und geistsprühendste Privatissimum über den berühmten Stoff und, ihn erweiternd, über das Wesen der Ehe liest. Die darin vorgetragenen Anschauungen nehmen sich zwar im Munde des Herrn Hofkapellmeisters so seltsam, so fremdartig, ja unwahrscheinlich aus, daß es einige Zeit braucht, um die verdutzte Hörerin zu einer Anhängerin dieser noch eben verpönten Theorien von Gattenliebe und wahrer Ehe an Stelle des obligatorischen Ehebruches aus Langerweile zu bekehren, und der Behebung höchst komischer Hindernisse und Mißverständnisse bedarf, die natürlich der Kurzweil des Zuschauers zugute kommen.

Die Aufführung (im Kleinen Schauspielhaus) folgte der führenden Hand Bahrscher Regie, die bis ins einzelne vom Dichter in der Buchausgabe (Erich Reiß Verlag, Berlin) schriftlich festgelegt war, und von der spürigen Regsamkeit Victor Schwanneckes Leben und Tönung erhielt. Schwannecke selbst traf ganz die Gestalt, die die szenische Vorbemerkung umreißt, den geschniegelten, genießerischen Künstler mit dem sinnlich weichen Zug um den Mund und dem Anflug von Hypochondrie um die etwas melancholischen Augen, und wußte durch stereotype Wiederkehr einiger unscheinbarer Bewegungen das Bild nur noch fester einzuprägen. Aber auch die anderen Mitspieler waren durchaus an ihrem Platze, so Alfred Haase, der die nicht leicht zu haltende Mitte zwischen dem Berufsmenschen und Ehetrottel meist gut traf, so Charlotte Hagenbruch, die als Frau Maja höchst vergnügsam zwischen ehelicher Liebe und außerehelichem Verliebtsein pendelte. Von Nebenrollen hatte die Figur Isidor Passauers in Fritz Beckmann eine ausgezeichnete Verkörperung gefunden, um so bedauerlicher, daß man nicht den Schluß spielte, wie ihn die Buchausgabe bringt: er hätte sich dort in edlem Wettstreit mit dem unvermeidlichen Journalisten Egon Scheich (Fritz Bayer), der, wenn nicht anders sich als Raseur Zutritt zu verschaffen weiß, um zum Jubiläum des Komponisten das nötige Interview zu erreichen, gewiß weitere Meriten erworben. Bedeutsamer ist aber, daß durch diese Auslassung der Dichter nicht voll zu seinem Recht kam. Gewiß hat Anton Erl seine Aufgabe erfüllt, wenn er durch sein Dazwischentreten aus der Ehelei Ignaz und Maja Höchsners eine echte Ehe gemacht oder doch

angebahnt hat, und es ist fast schon ein übriges getan, wenn seine Rede ihn selbst so überzeugt hat, daß er nun auch für seine Person auf Ehegedanken kommt und seine alte Gefährtin, die Gräfin Salbach, heimführen wird, zumal die schönen Zeiten unwiederbringlich dahin sind, „wo der Ehebruch noch unter Diskretion war, weil die Ehemänner noch nicht sexuell aufgeklärt waren, wo man dabei noch nichts riskiert hat, außer allenfalls, wenn man Pech g'habt und erwischt worden ist, daß man halt vom Mann erschossen worden ist". Also konnte der Vorhang fallen, aber es wäre doch wohl ein zu leiser Ausklang gewesen, der fast etwas nach Iffflandscher Rührung und Resignation schmeckte. Die eigentliche Schlußszene bietet solcher Auffassung keinen Raum. Es wird die Diskussion über die geplante Ehe jäh durch Walzermusik aus der „Witwe von Ephesus" unterbrochen, und unter diesen Klängen erscheinen sämtliche Darstellerinnen der beliebten Rolle, die sich anläßlich seines Komponisten-Jubiläums bei dem Meister eingefunden haben. Eingefunden haben, weil ihnen — nicht wie Scheich meint, eine Photographie mit eigenhändiger Unterschrift „Der besten unter allen meinen Witwen von Ephesus" in Aussicht gestellt ist — sondern weil ihnen Geheimrat Passauer „zum ewigen Gedächtnis dieser schönen Stunde einen Kuß vom eigenen Mund des teuren Meisters zugesagt hat", — ein Versprechen, das Erl nach einer Kognakstärkung und mit Unterstützung seiner künftigen Frau auch einlösen will.

Die größere Bühnenwirksamkeit dieser Situation steht außer Frage — man wende nicht ein, daß damit die Sache ins Schwankartige abgleite. Es ist nur so etwas wie eine atavistische Erinnerung an den alten Schwerenöter Philokrates, und dieser Zusammenhang sollte nicht verdeckt werden dürfen, wenn man nicht aus der Rolle Erls *ohne* Rampenlicht wirklich eine Kapuzinade herauslesen will.

Auch dem zweiten Stück, einem Einakter, den das *Kleine Theater*, wie vorweg bemerkt sei, in ausgezeichneter Besetzung spielte, haftet etwas von der ketzerischen Auffassung des Ephesus-Motivs an. War in Lessings Entwurf der tote Gatte eine etwas farblose Gestalt geblieben, den höchstens sein Nachfolger in der Gunst der Frau mit einigen Komplimenten bedenkt, so hat Bahr in dem „*Seligen*" eine ganz neue und höchst reizvolle Konstellation zu schaffen verstanden, in dem er dieser Figur mit stärkeren Farben nun auch Leben verlieh. Wir bleiben, wenn man will, im gleichen Ehedreieck, wenn auch nichts mehr an das alte Motiv zu erinnern scheint. Schon früher war gelegentlich bei dem einen oder anderen der zahlreichen Bearbeiter die Frage gestreift worden, was werden solle, wenn etwa der vielbetrauerte, dann aber um so schneller vergessene Ehemann gar nicht tot, sondern nur scheintot gewesen wäre. Bahr hat diese Frage, die nahe zu liegen schien, nicht bloß aufgeworfen, er hat sie auch beantwortet. Unnötig fast hinzuzusetzen, daß das in einfach nicht zu überbietender Weise geschieht, die den Zuschauer oft minutenlang nicht aus dem Lachen kommen läßt. Unnötig aber auch die weitere Bemerkung, daß die Fülle dieser Komplizierungen nicht zum wenigsten dadurch gewonnen ward, daß der Dichter die Umstellung des alten Motivs in unsere Zeit vornahm. Es ist frischeste Gegenwart und allerjüngste Vergangenheit, in der sich die Vorgänge abspielen: Frau Marie Beringer hat, nachdem man ihren Mann (von dem sie, seitdem er

ins Feld gezogen, nie wieder etwas gehört hatte) amtlich totgesagt hat, wieder geheiratet, auch ein Kind aus dieser Ehe; aber der zweite Mann hat es bei aller Arbeitsamkeit nicht einmal zum Geschäftsführer bei ihr zu bringen vermocht, er leidet unter der hohen Valuta der fast Unfehlbarkeit gewordenen Autorität des ersten, des Seligen, in dem sich der gute Geist des Hauses verkörpert hat, wie denn auch sein Bild, umflort und umkränzt, den weithin sichtbaren Wandschmuck des Zimmers abgibt. Das würde der Harmonie, die durch die Ueberlegenheit der Frau prästabiliert ist, keinen Abbruch tun, wenn nicht der Selige plötzlich wieder auf der Bildfläche erschiene und die verklärten Züge einer höchst irdischen Menschlichkeit wichen. Und nun kommt das Ueberraschende: nicht darin liegt das Entscheidende, für wen sich nach zweimal getroffener Wahl die Frau nun zum drittenmal erklärt — diese Frage ist völlig gegenstandslos geworden gegenüber der Ueberlegung der beiden Ehemänner, die im besten Einvernehmen ihren Entschluß fassen werden: ohne Gericht und ohne Frau, geleitet lediglich von den Erfordernissen des Lebens, die in diesem Fall das Geschäft repräsentiert. Daß sie recht daran tun, lehrt die köstliche Szene, in der der Zimmerherr, ein angehender Advokat, um seinen Rat gebeten, die schwindelerregenden Aussichten aufdeckt, die das bürgerliche Recht eröffnet! Bei der Schürzung des Knotens und seiner Entwirrung hat Bahr alle Register von Witz, Esprit und Satire gezogen und in der scheinbar trocken-sachlichen Art, dem Fall an sich nachzugehen, ihn von allen Seiten zu prüfen, um so zur Klärung der Sachlage zu gelangen, sich selbst übertroffen.

Das Stück war mit Recht in den Mittelpunkt des Abends gerückt, literarischer Gehalt und schauspielerische Leistung — neben Ilka Grünings großem, alle Nuancen der erst resoluten, dann ängstlich abwartenden Frau ausschöpfendem Können standen Adolf Edgar Licho und Friedrich Wilhelm Kayser als erster und zweiter Mann nicht unebenbürtig, während Helmut Krauß als Jurist bei aller Trockenheit der Materie und seiner Kleidung ein warmes Herz zeigte — ließen es durchaus als Höhepunkt erscheinen: schade nur, daß man ihm keinen passenderen Rahmen gegeben hatte. „Das Wunder" von Kurt Götz war belanglos und blieb daher ohne Wirkung, während „Lottchens Geburtstag", Thomas berühmter Einakter, trotz der starken Unterstützung, die Ilka Grüning und Alfred Abel als Eltern boten, neben dem Bahrschen Lustspiel einen nicht mehr ganz frischen Eindruck machte. Warum hatte man da nicht lieber aus Bahrs reichem Bühnenwerk etwas ausgewählt? Aber hier macht sich wieder der alte Fluch bemerkbar, der über seinem Schaffen zu liegen scheint: man schätzt seine große Begabung allenthalben und kennt sie doch zu wenig, um sie an geeigneter Stelle zur Geltung zu bringen. Hermann Bahr ist an dieser Wendung nicht ganz ohne Schuld. Er hat in dem Bewußtsein, daß die Zeit, da man sich richtig mit ihm beschäftigen werde, einmal auch für ihn kommen würde, allzu schnell resigniert und sich daher selbst den kleinen Luxus versagt, den sich heute jedes Poetlein spätestens zum 50. Geburtstag leistet, für eine Sammlung seiner Schriften zu sorgen. Es wäre die sicherste und eine gerade bei seinem so reichhaltigen und vielfältigen Schaffen unerläßliche Vorbedingung für ein richtiges Verständnis dieses interessantesten unter unseren lebenden Dichtern gewesen, die nun nachträglich zu erfüllen nächste Aufgabe

bleiben muß. Ungeachtet solcher Unzulänglichkeiten werden die Theaterannalen für diese Stücke schon deshalb einen neuen, runden Erfolg verzeichnen dürfen, weil Bahr beidemal erfüllt sah, was Kiergegaard sich einst als höchste Gunst von den Göttern ausbedingen wollte: die Lacher stets auf seiner Seite zu haben.

Walter Heynen.

***

Zur wissenschaftlichen Kritik des Weltkrieges.

In seinem Aufsatz: „Delbrück, Clausewitz und die Kritik des Weltkrieges“ (Preußische Jahrbücher, Bd. 181, Heft 2, August 1920) erwähnt Dr. Martin Hobohm mich als einen derjenigen Kritiker, die gleich dem General Ludendorff Hans Delbrücks Zweiteilung der Strategie ablehnen. Im späteren Zusammenhange schreibt er dort: „Tatsächlich tritt vielmehr gegen Clausewitz selber auf, wer, wie Ludendorff, die Ermattungsstrategie als eine leere Phantasie oder als eine militärische Unart hinzustellen beliebt. Es wäre interessant zu wissen, wie diese Ansicht sich mit den einschlägigen Teilen, namentlich jenes achten Buches, eigentlich auseinandersetzt.“ Auch ohne diese Aufforderung ist mir solche Auseinandersetzung wissenschaftliche Pflicht gewesen. Leider hat sich der Abdruck meines bereits im März d. Js. von der „Deutschen Revue“ angenommenen Aufsatzes: „Hans Delbrück und Karl v. Clausewitz“ stark verzögert. Im Oktoberheft dieser Zeitschrift wird er nachzulesen sein. Doch bleibt im Hinblick auf die Ausführungen des Herrn Dr. Hobohm noch manches hinzuzufügen, wobei ich auch ihm in wesentlichen Punkten nicht werde beitreten können.

Bei der wissenschaftlichen Beurteilung kriegerischer Ereignisse handelt es sich ja wohl darum, die theoretische, d. h. „die aus der Natur der Dinge geschöpfte“ Wahrheit in der Geschichte wiederzufinden; wo diese aber eine Abweichung von jener aufweist, gilt es, deren Wesen festzustellen sowie dem Grade und den Gründen des damit vorliegenden Fehlbetrages zwischen Kriegswissenschaft und Kriegswirklichkeit forschend nachzugehen. Für diese Aufgabe, die Erscheinungen des Krieges an einer brauchbaren Theorie zu messen, ist es nicht notwendig, die Weisheit von neuem vom Himmel herabzuholen. In den ersten sechs Büchern des Werkes „Vom Kriege“ besitzen wir eine geschlossene, in sich durchgearbeitete und durchaus reife Gedankenfolge, obwohl der Verfasser ihre nochmalige Umarbeitung in Aussicht genommen hatte. Der einheitliche Gesichtspunkt, von dem aus dies geschehen sollte — und für das erste Buch auch noch geschehen ist — war die Erkenntnis, daß der Krieg nichts sei als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln; ferner sollte die doppelte Art des Krieges überall schärfer im Auge behalten und dadurch allen Ideen ein schärferer Sinn, eine bestimmte Richtung, eine nähere Anwendung gegeben werden. Aber erst nach Ausarbeitung des achten Buches sollten dessen Ideen, dessen Geist auf die ersten sechs Bücher übertragen werden; erst dann glaubte Clausewitz selbst recht gewahr werden zu können, worauf es ankomme. Die „Materialien des achten Buches“, wie sie sich bei Niederschrift jener Absicht in der „Nachricht“ vom Jahr 1827 angehäuft hatten,

meint er selbst kaum als solche, sondern als ein bloßes rohes Durcharbeiten durch die Masse ansehen zu sollen. Jedoch noch bis zum Jahr 1830 hat er an seinem Werk fleißig fortgearbeitet, so daß die mit diesem veröffentlichten „Skizzen zum achten Buch" uns doch mehr bedeuten dürfen als eine bloße Stoffsammlung, nämlich: ein in der Form fertiges Bruchstück seines Gedankensystems.

Auch Martin Hobohm beruft sich ja auf die Skizzen als Quelle für die grundlegenden Vorstellungen von der Sache. Andererseits ist aber auch ihm die beabsichtigt gewesene Durcharbeitung, deren Umfang und deren Einzelheiten sich natürlich nicht feststellen lassen, eine bequeme — aber darum nicht haltbarere — Brücke für die Einführung von Anschauungen und Begriffen, die eben ohne weiteres aus dem vorhandenen Material nicht herauszulesen sind. Zwar verzichtet er darauf, der einpoligen Niederwerfungsstrategie eine doppelpolige andere Strategie gegenüberzustellen, die Delbrück bekanntlich Ermattungsstrategie benannt hat. Aber er schmuggelt, wenn ich mich so ausdrücken darf, doch den Ausdruck gleich wieder ein, indem er, das Manöver als selbständiges methodisches Mittel ausschaltend, nun die Doppelpoligkeit in das Wesen der Strategie überhaupt versetzt. Nach seiner Erklärung führt Clausewitz die Ermattungsstrategie unter dem Ausdruck „beschränktes Ziel" ein. In Anmerkung an anderer Stelle wieder wird von dem „für die Strategie mit beschränktem Ziel von Delbrück eingebürgerten" Namen „Ermattungsstrategie" gesprochen, während wiederum an anderer Stelle angedeutet wird, Delbrück habe rechthaberisch darin sich vergriffen, daß er die beiden Systeme nach der angewandten Methode der Kriegführung anstatt nach dem erstrebten strategischen Ziel unterscheidet. Er rückt also von seinem Lehrer ab, sucht ihn jedoch auch zu retten. Nach seiner Auffassung ist demnach das Ziel der Kriegführung, des Ringens um den Sieg, das „auf der Kunst des Manövrirens ebensowohl wie auf der Kunst des Schlagens beruht", entweder das Niederwerfen oder das Ermatten des Gegners und darum an der Unterscheidung zwischen Niederwerfungsstrategie und Ermattungsstrategie grundlegend festzuhalten.

Das historische Vorkommen eines vorsichtigen strategischen Verfahrens wird ja nun auch von den Gegnern der Delbrückschen Theorie gar nicht geleugnet. Aber sie erblicken darin mit Clausewitz keine typische Grundform des Krieges oder der Heerführung, sondern eine gelegentliche Aushilfe der Feldherrnkunst, die durch Zeit und Umstände herbeigeführt ist. Wenn wirklich, wie Hobohm versichert, Delbrücks Ermattungsstrategie nichts anderes ist als die Strategie mit beschränktem Ziel, „wie Clausewitz sie nennt", dann ist es doch erst recht Unfug, einer gelehrten Laune zuliebe durch Einbürgernwollen eines mißverständlichen und irreführenden Ausdruckes das gute Gold Clausewitzscher Gedanken in minderes Metall umzuwechseln und damit zugleich umzuwerten. Aber abgesehen davon lese man doch nur nach, was Clausewitz im achten Kapitel des achten Buches über das Ermüden als „Ziel" sagt: „Diese Vorstellungsart könnte gelten, wenn feststände, daß der Angreifende nach einer gewissen Anzahl vergeblicher Versuche ermüden und nachlassen müsse. Allein diese Notwendigkeit fehlt eben. Sehen wir auf die Erschöpfung der Kräfte, so ist der Verteidiger im Nachteil. Der Angriff schwächt, aber nur in dem Sinn, daß es einen Umschwungs-

punkt geben kann; wo an diesen nicht mehr zu denken ist, ist die Schwächung allerdings größer beim Verteidiger als beim Angreifenden" usw. „Wenn auch wirklich die Erschöpfung oder vielmehr die Ermüdung des Stärkeren schon oft einen Frieden herbeigeführt hat, so liegt das in jener Halbheit, welche der Krieg meistens hat, kann aber philosophisch nicht als das allgemeine und beste Ziel einer Verteidigung gedacht werden." Wer diese Sätze liest, wird jedenfalls darauf verzichten müssen, jemals unter Berufung auf Clausewitz sogenannte Ermattungsstrategie als eine der Grundformen der Kriegführung lehren zu wollen, sei es, daß er diese Formen nach den Zielen jener oder nach deren Mitteln zum Ziele unterscheiden will. Als Mittel ist es sogar geradezu gefährlich für den, der es anwendet, weil es schließlich die eigenen Kräfte, den eigenen großen Willen zermürbt.

Richtig ist, daß Clausewitz dennoch in dem Kapitel des ersten Buches über Zweck und Mittel im Kriege das Ermüden als einen derjenigen Wege nennt, die den Verbrauch der Streitkräfte beim Gegner zu steigern geeignet sind. Aus der Zusammenstellung mit den dort aufgeführten gleichwertigen Wegen geht schon hervor, daß es sich um ein System kleiner Unternehmungen für untergeordnete Zwecke der Politik handelt, daß dagegen „die blutige Entladung der Krisis, das Bestreben zur Vernichtung der feindlichen Streitkräfte" das natürliche, das logische Ziel der Strategie, alles andere aber Abweichung, Abschwächung, Aushilfe ist. „Mag bei kleinen politischen Zwecken, bei schwachen Motiven, geringen Spannungen der Kräfte ein behutsamer Feldherr geschickt alle Wege versuchen, wie er ohne große Krisen und blutige Auflösungen durch die eigentümlichen Schwächen seines Gegners, im Felde und im Kabinett, sich zum Frieden hinwindet; wir haben kein Recht ihn darum zu tadeln, wenn seine Voraussetzungen gehörig motiviert sind und zum Erfolge berechtigen; aber wir müssen doch immer von ihm fordern, daß er sich bewußt bleibe, nur Schleifwege zu gehen, auf denen ihn der Kriegsgott ertappen kann, daß er den Gegner immer im Auge behalte, damit er nicht, wenn dieser zum scharfen Schwerte greift, ihm mit einem Galanteriedegen entgegentrete." Also auch hier wieder durchaus eine Warnung! Mit der Begründung des doppelpoligen Wesens der Strategie aus den Mitteln oder Zielen der Feldherrnkunst ist es also nichts. Sie könnte nur aus deren Beziehungen zur Politik gewonnen werden, also aus den kriegswirklichen Verhältnissen, weil ja die kriegsphilosophische Betrachtung jener von Delbrück und Hohohm vertretenen Auffassung von einer doppelten Art des Krieges sich versagt. Da es nun aber ganz offenbar ist, daß Anhänger und Gegner der „Ermattungsstrategie" aus den gleichen Stellen bei Clausewitz manchmal etwas ganz Verschiedenes herauslesen, bleibt nichts übrig, als aus den Skizzen zum achten Buch die Hauptgedanken zusammenzuordnen und begrifflich klarstellend durchzugehen.

Der Hauptgesichtspunkt, unter dem Clausewitz die ganze Theorie vom Kriege künftig angesehen wissen wollte, ist im achten Buche folgendermaßen gefaßt: „Der Krieg ist nichts als eine Fortsetzung des politischen Verkehrs mit Einmischung anderer Mittel", und dies dahin erläutert, daß dieser politische Verkehr durch den Krieg selbst also nicht aufhört, nicht in ganz etwas anderes verwandelt wird,

sondern daß er in seinem Wesen fortbesteht, wie auch die Mittel gestaltet sein mögen, deren er sich bedient. Dasjenige Mittel, durch dessen Einschaltung der politische Verkehr auf einen höchsten Spannungs- oder gar Siedegrad gebracht wird, ist fraglos der Einsatz der Streitmacht; der damit gegebene politische Zustand heißt Krieg, und was man mit ihm erreichen will, ist der politische Zweck, was man in ihm erreichen will, das siegreiche Ziel der Politik. Allerdings gibt es nun „Kriege, die in bloßer Bedrohung des Gegners und im Unterhandeln bestehen", bei denen also die Anwendung von Gewalt durch Einsatz der Streitkraft ausbleibt. Das eigentliche, das absolute Ziel des Krieges aber, d. i. der Politik, die den Krieg in ihren Willen und in ihre Mittel aufgenommen hat, ist das Niederwerfen des Feindes und folglich: „die Vernichtung seiner Streitkräfte das Hauptziel des kriegerischen Aktes", ferner: „das Mittel, dessen sich der kriegerische Akt bedient, allein das Gefecht". An dieser schon im ersten Buch des Werkes aufgenommenen Erkenntnis ist also nicht gerüttelt; an sie wird im achten Buch, das vom Kriegs- und Feldzugsplan zu handeln bestimmt war, angeknüpft.

Vom absoluten Kriege unterscheidet sich der wirkliche Krieg dadurch, daß die Politik nicht nur am äußersten Ziel haftet, sondern auch eine Beschränkung des Ziels kennt, nämlich „wenn die Bedingungen, unter denen das (absolute) Ziel erreicht werden könnte, nicht vorhanden sind". Bei dieser Lage der Dinge nennt Clausewitz neben dem Ziel der „Eroberung irgend eines kleinen oder mächtigen Teiles des feindlichen Landes" als anderes: „das Erhalten des eigenen bis zu besseren Augenblicken", also nach dem äußersten ein begrenztes und ein vorläufiges Ziel des Politikers. Es gibt also drei Abstufungen, auf denen das Wollen des Staatsmannes sich bewegen wird, ehe er nach dem Kriegszweck — bei welchem an eine Forderung oder deren Abweisung zu denken ist — zur Wahl des kriegerischen Zieles und zur Aufstellung des Planes für den kriegerischen Akt unter gleichzeitiger Wahl einer der Grundformen der Kriegführung schreitet. Denn man darf nicht vergessen, „daß die Natur des politischen Zwecks, die Größe unserer oder der feindlichen Forderung und unser ganzes politisches Verhältnis faktisch den entscheidendsten Einfluß auf die Kriegführung behauptet". Ueber die Art und die Grenze dieses Einflusses auf den Verlauf des kriegerischen Aktes wird noch zu reden sein. Zunächst ist es klar, daß die Politik zu entscheiden hat, ob im Krieg mit absolutem oder mit beschränktem und mit welchem beschränkten Ziel, ob er als Vernichtungs-, Eroberungs- oder Erhaltungskrieg zu führen sei. Sie bestimmt ferner, ob dem kriegerischen Akt eine positive oder eine passive Aufgabe zugrunde gelegt werden soll. Niederwerfung und Eroberung sind positive Ziele, die sich auch nur auf positivem Wege erreichen lassen, also durch den politischen und militärischen Angriffskrieg. Das Ziel des Erhaltens bedeutet die politische Verteidigung. „Das endliche Ziel der Verteidigungskriege kann niemals eine absolute Negation sein". Deshalb müssen Kriege, bei denen Abwarten die politische Losung ist, militärisch mit lockendem Willen zwecks Rückstoß oder mit lauerndem Willen zwecks Zeitgewinn geführt werden. „Dagegen ist der Angriffskrieg, d. h. die Benutzung des gegenwärtigen Augenblicks überall da geboten, wo die Zukunft nicht uns, sondern dem Feinde bessere Aussichten gewährt". Das Anpacken

erhält also den Vorzug vor dem Abwarten. Das Ziel des Ermüdens wird als unzulänglich aus den möglichen Willensrichtungen der kriegsleitenden Staatskunst ausdrücklich ausgeschaltet, kann also auch nicht auf die Willensrichtung der Feldherrnkunst abfärbend in Frage kommen. Auch von diesem Gesichtspunkt aus darf daher nicht gesagt werden, daß Clausewitz die Ermattungsstrategie unter dem Ausdruck „beschränktes Ziel" in die Theorie eingeführt habe. Denn nach ihm ist das Abwarten zum Stoß die unterste Abstufung des kriegerischen Ziels nach dem Anpacken zur Eroberung und dem Anpacken zum Niederwerfen.

Die entscheidende Wahl einer der drei vorgenannten Abstufungen oder Grundformen für die bevorstehende Kriegführung als Grundlage des Kriegsplanes vollzieht sich im Sinne von Clausewitz bei einer politischen Behörde mit militärischer Beratung, während die Bearbeitung des Feldzugsplanes natürlich Sache der militärischen Behörde oder des Generalstabschefs ist. Kriegsplan und Feldzugsplan sind nämlich durchaus nicht dasselbe; jener geht auf das Ganze des kriegerischen Aktes, dieser auf jeden der Teilakte innerhalb der gesamten Kriegshandlung. Das kriegerische Mittel, das hier den Erfolg, dort den Enderfolg herbeibringen soll, ist die Schlacht oder wie Clausewitz auch sagt, das Gefecht, und zwar, „allein das Gefecht", nicht etwa Gefecht oder das Manöver, auch nicht der Gebrauch von Gefechten und Manövern zum Zwecke des Krieges. Das Wesen des kriegerischen Aktes ist daher ebenfalls nur einpolig, nicht doppelpolig auf allen drei Abstufungen des kriegerischen Ziels. Diese Grundvorstellung läßt sich nicht mit der Behauptung aus der Welt schaffen, daß das Manöver als Kriegsmittel von Clausewitz in der Umarbeitung und Ausarbeitung seines Werkes breiter gewürdigt worden wäre. Ebenso gut, ja vielleicht eher läßt sich das Gegenteil behaupten. Denn das siebente Buch, das vom Angriff handelt und auch einen Abschnitt über „Manöverieren" enthält, bedürfte der „Nachricht" zufolge keiner veränderten Fassung. In den Manövern vermögen wir nur Umwege zu dem kriegerischen Mittel, nur „Stützpunkte der Handlung" zu sehen. Das bisherige Ergebnis aus Clausewitz bleibt daher dieses, daß der kriegerische Wille überall ein positives Ziel sucht; daß selbst im beschränktesten Falle, im abwartenden Verteidigungskriege, die genaue Zielsetzung nur hinausgeschoben ist; daß mit dem positivem Ziel „der Kriegführung auch der Heerführung, d. i. der eigentlichen Strategie" ein positives Ziel als Grundform und Norm des kriegerischen Aktes gegeben sein muß; daß dieses positive Ziel das die Entscheidung suchende Verfahren, daß es die Schlacht ist.

Die Wissenschaft vom Kriege umfaßt demnach:

1. die Lehre von der Kriegführung im Großen; in der Ausübung ist sie Sache einer Kriegsleitung, welcher der Feldherr angehört;
2. die Lehre von der Heerführung; sie ist Sache einer obersten Heeresleitung, welcher der Feldherr vorsteht;
3. die Lehre von der Gefechts- oder Truppenführung; sie ist Aufgabe der Truppenbefehlshaber, welche dem Feldherrn unterstehen.

Mit dieser Einteilung, bei welcher der Feldherr ganz im Mittelpunkte der kriegerischen Interessen sich befindet, ist natürlich keine neue Erkenntnis erbracht, aber auch keine willkürliche Konstruktion gegeben, sondern sie ist eine aus dem Reichtum des achten Buches geschöpfte und geformte Herausbringung Clausewitzscher Gedanken. Der Kriegsplan bestimmt bereits sowohl „die Masse der Streitkräfte, die nötig, als die Richtungen welche ihnen zu geben sind". Für das Handeln auf allen drei Abstufungen des Kriegszieles gelten dabei zwei Hauptgrundsätze. Der eine lautet so konzentriert als möglich! der andere so schnell als möglich!

Wenn Niederwerfen des Gegners beabsichtigt ist, so wird dieses „nach der Mehrzahl der Erfahrungen" durch folgende Umstände bewirkt: Zertrümmerung seines Heeres, Einnahme der feindlichen Hauptstadt, wirksamer Stoß gegen den hauptsächlichsten Bundesgenossen. Doch auch auf den anderen beiden Stufen der kriegerischen Zielsetzung wird der Sieg über das feindliche Heer als Ziel des kriegerischen Aktes gleichfalls anzustreben sein, weil dieses doch ebensowohl dem Eroberungswillen sich entgegensetzen wie dann auf den Plan treten wird, wenn die eine Seite um Erhaltung des eigenen Besitzes kämpft. Diese beiden Fälle sind von Clausewitz ja ebensowenig mehr bearbeitet worden wie das Kapitel vom Feldzugsplan; aber wir haben doch an anderen Stellen genügende Hinweise auf die Kernfrage, ob es strategische Möglichkeiten gibt, zur Vermeidung der Halbheit des Abwartens im Verteidigungskriege — im Interesse grundsätzlich schnellen und konzentrierten Handelns — auch mit Unterlegenheit (an Zahl und anderen Mitteln) einen entscheidenden, den Enderfolg vorbereitenden Schlachtensieg zu erringen. Das Ermüdungsverfahren lehnt er ja als geeignete Lösung ab; als das kühnste und wenn es gerät, wirksamste Mittel zum Erfolge nennt er den Rückzug in das Innere des Landes. „Die höchste Weisheit hätte keinen besseren Kriegsplan eingeben können, als derjenige war, welchen die Russen (1812) unabsichtlich befolgten." Aber er schließt doch seine Auseinandersetzungen über die Verteidigung bei beschränktem Ziel mit den Worten: „So wird man immer einen großen positiven Erfolg nur durch positive, auf Entscheidung und nicht auf bloßes Abwarten gerichtete Maßregeln herbeiführen, kurz man erhält auch in der Verteidigung den großen Gewinn nur durch einen großen Einsatz." Aus diesem Satze nun ist die Berechtigung zu entnehmen für das theoretische Bestreben des Grafen Schlieffen, den entscheidenden Sieg mit Minderheiten zu lehren, und für das gleiche praktische Bestreben der Feldherren Hindenburg und Ludendorff im Weltkriege.

Wir wissen, daß Clausewitz den „entschiedenen Einfluß" des politischen Elements „bei dem Entwurf zum ganzen Kriege, zum Feldzuge und oft selbst zur Schlacht" hervorhebt; wir wissen andererseits, daß die Kriegskunst auf ihrem höchsten Standpunkt zur Politik wird, nämlich zu einer Politik, die statt Noten zu schreiben, Schlachten liefert. Aber so wenig deshalb der Feldherr dem Staatsmann die Wege wird vorschreiben dürfen, die dieser gehen soll, so wenig ist der Entschluß des Feldherrn bei Wahl von Weg, Raum und Zeitpunkt für die einzelnen Kriegshandlungen etwa an die Zustimmung des Staatsmannes gebunden. Es wird vielmehr eine Wechselwirkung statthaben, bei welcher die Kunst des einen die allgemeinen Verhältnisse auf dem Gebiete des anderen für Vorbereitung und

Ausnutzung der erstrebten Erfolge berücksichtigt, jedenfalls aber eine bewußte gegenseitige Unterstützung jederzeit vorhanden sein muß. Das Nähere habe ich in meinem Aufsatz über die politische Tätigkeit des Feldherrn (Deutsche Revue 1919, August- und Septemberheft) ausgeführt. Der Enderfolg im Kriege wird danach am sichersten dort sein, wo die Staatskunst von der Feldherrnkunst die höchsten Leistungen fordert, aber auch sie ihr ermöglicht. Diese feste Ueberzeugung findet sich auch bei Clausewitz, und zwar in seinem Entwurf für den Unterricht des Kronprinzen. „Wer alle seine Kräfte aufbietet, um mit immer neuen Massen aufzutreten, wer alle ersinnlichen Mittel der Vorbereitung trifft, wer seine Kräfte auf dem Hauptpunkte zusammenhält, wer so ausgerüstet mit Entschlossenheit und Energie einen großen Zweck verfolgt, der hat Alles getan, was sich im Großen für die strategische Leitung des Krieges tun läßt und wird, wenn er dabei nicht ganz unglücklich im Gefecht ist, unausbleiblich in dem Maße siegreich sein, als sein Gegner hinter dieser Anstrengung und Energie zurückbleibt." Ein nach diesen Grundsätzen geführter Verteidigungskrieg verfügt eben dadurch über sehr große Mittel.

Das sind die stützenden Stellen aus dem Werke „Vom Kriege", auf welche die Gegner der Delbrückschen Theorie meines Erachtens ihre Ueberzeugung gründen dürfen, daß ungeachtet der Zweiseitigkeit des politischen Zweckes für Anwendung von Gewalt, der doppelten Art des Krieges, der dreifachen Abstufung des kriegerischen Zieles, der beiden Grundformen des kriegerischen Aktes, der Mehrdeutigkeit des Begriffs „Strategie" überhaupt — die „eigentliche" Strategie als einpolig im Wesen und im Ziel angesprochen werden muß; daß ihr wirliches Wesen das Suchen der Waffenentscheidung, ihr Mittel und erstes Ziel die Schlacht, ihr Endziel das Niederwerfen des Feindes, daß ihr Verfahren ein System der Aushilfen, also das Einlegen von Zwischenzielen nicht ausgeschlossen ist. Wer so denkt, folgt Clausewitz sowohl wie den Lehren eines Moltke und Schlieffen, Verdy, Goltz und Blume, vor denen die Scheingrößen Blumenthal, Falkenhayn oder gar Deimling doch zurücktreten müssen. Auch der „geniale General v. Schlichting" ist keineswegs zu den strategischen Denkern zu rechnen; seine hervorragende Bedeutung lag vielmehr lediglich auf dem Gebiet der Truppenführung und Truppenausbildung. Die Erfahrungen des Weltkrieges werden an jener „Schulmeinung" schwerlich etwas ändern. Hobohm behauptet zwar, der vollständige Einsatz der Widerstandskraft sei auch eine Eigenschaft der „Ermattungsstrategie", nach deren Grundsätzen — „den ersten kühnen Anlauf von 1914 beiseite gelassen" — unbedingt hätte gefochten werden müssen. Ich bemerke da wieder einen Gegensatz zwischen ihm und Delbrück, der im Buche „Krieg und Politik 1914—1916" unter dem 31. Januar 1915 schreibt: „Zur Ermattungsstrategie übergehen zu müssen sind wir auf dem westlichen Kriegsschauplatze noch weit entfernt." — „Dauernder Positionskrieg auf beiden Fronten würde in der Tat den Uebergang zur Ermattungsstrategie bedeuten. Positionskrieg aber auf der einen Front, um mittlerweile einen entscheidenden Erfolg auf der anderen abzuwarten ist das gerade Gegenteil." Beide Gelehrte billigen also zum mindesten den zuvorkommenden Angriff, wenn auch Delbrück nicht „das Verzweiflungsmittel" des Durchmarsches durch Belgien; sie denken aber offenbar verschieden über

den Zeitpunkt des Ueberganges zur sogenannten „Ermattungsstrategie".

Ich nehme an, daß Hobohm jene kühne Feldzugseröffnung als Eroberungsabsicht im Sinne einer Faustpfandpolitik bei beschränktem kriegerischen Ziel (s. Clausewitz „Nachricht") ansieht, wie sie von der Reichsleitung des Herrn v. Bethmann ja auch öffentlich bezeichnet worden ist. Andererseits vermißt er den bindenden Verzicht auf Belgien, welcher dem strategischen Ermattungsverfahren den politisch-theoretischen Rechtsboden, dem Feldheere die moralische Energie und das seelische Verständnis für die Aufgabe des Durchhaltens, für das Ergreifen eines passiven anstatt eines positiven Zieles durch den Feldherrn verschaffen sollte. Politisch hätte dieser Verzicht ein Zurückgehen auf die letzte Stufe des kriegerischen Zieles bedeutet, also Kampf um Erhaltung des eigenen Landes, sachlich also in erster Linie um den Besitz von Elsaß-Lothringen. Ich vermute, daß man bald auch diesen zweiten bindenden Verzicht dem Politiker abgefordert hätte. Denn wie denkt sich Hobohm den weiteren Kriegsverlauf ab Zeitpunkt des veränderten Zieles? Sollte, wie einst Böhmen und Mähren von Friedrich dem Großen, so Belgien und Nordfrankreich von unseren Heeren wieder geräumt und damit, im Zeitalter der Luftwaffen, das westliche Industriegebiet der Zerstörungsgefahr preisgegeben werden? Sollte das damit verbundene Zurückverlegen der Front als Rückzug zum Rückstoß angelegt werden — wie ihn Joffre nach Beginn des Krieges, Hindenburg in Polen ausgeführt hat — oder als Rückzug in das Innere des Landes gleich den Russen von 1812? Das wären große Kriegshandlungen im Sinne von Clausewitz während des Abwartens bis zu besseren Augenblicken gewesen. Aber bei unserer Zweifrontenlage mußte doch jede auch nur zeitweise Verengerung des gesamten Kriegsschauplatzes verhängnisvoll werden; sie war also durchaus zu vermeiden, vielmehr das Heraushämmern aus der feindlichen Umschließung anzustreben. Dazu genügt aber wieder nicht die Halbheit eines Stellungskrieges mit gelegentlichen Zermürbungsschlägen, sondern nur ein Niederwerfungswille, wie Hindenburg und Ludendorff ihn sich gesteckt hatten. Dieses höchste Ziel war durchaus nicht unerreichbar, wie Hobohm (auf S. 222) behauptet; er selbst gesteht ja gleich darauf (S. 223) zu, daß der gegnerische Vernichtungswille doch gerade nur Kraft gehabt habe, um sein Ziel zu erreichen. Dazu haben ihm andere Umstände, nicht aber ein fehlerhaft angewendetes strategisches System auf deutscher Seite verholfen. Die schlichte Verteidigung, welche Hobohm fordert, ist nach Clausewitz ganz gewiß nicht die strategisch gegebene Form für die Durchsetzung des Selbstbehauptungswillens, sondern das ist eben der hohe und kühne Einsatz.

An der entwickelten Theorie gemessen, war beim Entschluß zum Kriege Selbstbehauptungswille im Kampf ums Dasein der Zweck der deutschen Politik, ihr kriegerisches Ziel das Niederwerfen des Feindes, denn nur in Gestalt des absoluten Krieges war dem Vernichtungswillen der anderen zu begegnen. Man suchte das Niederwerfen durch „wirksamen Stoß gegen den hauptsächlichsten Bundesgenossen" zu erreichen, da dieser an sich bedeutender und gefährlicher war als der östliche Gegner. Als dieses erste Ziel des Kriegsplans nicht erreicht wurde, war ein Umweg zum Endziel, waren Zwischenziele erforderlich; denn die unerwartet frühe Kriegsbereitschaft der

Russen bewies noch keineswegs, daß die Bedingungen, unter denen das absolute Ziel erreicht werden könnte, nicht vorhanden seien. Es kam nur darauf an, die rechten Aushilfen zu finden. Der Niederwerfungskrieg, der mit dem Mißerfolg an der Marne die Form eines Kampfes auf der inneren Linie annahm, hätte nach dem Wesen dieser strategischen Lage so geführt werden müssen, daß, während der eine Gegner abgewehrt, der andere abgetan wurde. Da des österreichisch-ungarischen Bundesgenossen wegen die Wahl für den Angriff auf den Osten fiel, war es die Aufgabe der Feldherrnkunst Falkenhayns, durch den Krafteinsatz in entscheidendem Maße, an entscheidender Stelle und in entscheidender Form hier die Sache zu Ende zu bringen oder zu Ende bringen zu lassen. Das ist nicht geschehen weil mindestens seit Juli 1915 die Absicht des Niederwerfens beim Feldherrn nicht mehr vorhanden war; wie die Reichsleitung das beklagte, kann man im Helfferich-Buch nachlesen. Diese und das Volk verstanden den Sinn des Krieges anders. So wurde die Beseitigung des Feldherrn erforderlich, dessen strategische Maßnahmen, unter dem Mangel an Vertrauen zur Sache und höchster Verantwortungsfreudigkeit leidend, überall ihrer Anlage oder Durchführung nach eine Halbheit geblieben waren. Mit Uebernahme der obersten Heeresleitung durch Hindenburg und Ludendorff trat der Niederwerfungswille für die gesamte Kriegführung wieder in sein volles Recht; daß er ohne die spätere Sabotage durch die von Erzberger und Genossen geführten Elemente uns einen ehrenvollen Frieden hätte bringen können, scheint mir unzweifelhaft.

Dr. Max v. Szczepanski, Oberstleutnant a. D.

Verwahrung.

Herr Dr. Thimme in seinem Aufsatz über den Kronprinzen, läßt mir zwar (S. 377) die Gerechtigkeit widerfahren, daß ich die ganzen Kriegsjahre hindurch die Auffassung vertreten habe, die später auch der Kronprinz sich zu eigen machte, daß wir nämlich schon die Sieger seien, wenn wir uns in diesem Kriege gegen die ganze Welt auch nur behaupteten, — findet aber nichtsdestoweniger (S. 375), daß meine Verteidigung dieses Standpunkts von dem Auslande als ein Beweis der niedergehenden Stimmung in Deutschland hätte mißdeutet werden können, und daß der Kronprinz deshalb sich nicht mit Unrecht über mich beschwert habe. Ich bin berechtigt, mit aller Entschiedenheit gegen diese Auffassung Protest einzulegen. Einmal, weil nie und nirgends nachgewiesen worden ist, daß das Ausland in meinen Aeußerungen ein Zeugnis von dem Niedergang der Stimmung in Deutschland erblickt hat, und zweitens, weil die Auffassung, die ich den ganzen Krieg hindurch festgehalten habe, schon ausgesprochen ist im September 1914, als man in Deutschland von unserem Mißerfolg an der Marne noch nichts wußte und von einem Niedergang der Stimmung wahrlich noch nicht die Rede sein konnte.

Hans Delbrück.

Replik.

Die „Verwahrung“ des Herrn Geheimrat Hans Delbrück nötigt mich, mit einigen Worten auf den strittigen Punkt zurückzukommen.

Delbrück will die Auffassung, daß wir schon die Sieger seien, wenn wir uns in diesem Kriege gegen die ganze Welt auch nur behaupteten, bereits im September 1914 ausgesprochen haben, als man in Deutschland von unserem Mißerfolg an der Marne noch nichts wußte. So ganz stimmt das doch nicht. Auch Hans Delbrück hat zu Beginn des Krieges schlechtweg von seinem Glauben an den militärischen Sieg, von einem „Niederringen der englischen Seemacht“ gesprochen. Noch in seiner schönen und zuversichtlichen Rede vom 11. September „Ueber den kriegerischen Charakter des deutschen Volkes“ hat er aus dem Gefühl der „unendlichen inneren Ueberlegenheit“ gegenüber England, dem deutschen Volk die Sicherheit des endlichen Sieges uneingeschränkt vindiziert. Erst in der „Politischen Korrespondenz“ vom 27. September, also *nach* der Marneschlacht und unter ihrem Eindruck, hat Delbrück sich der Auffassung zugewandt, daß ein unausgefochtener Krieg für uns bereits einen großen Sieg vorstelle. Einen Monat später, nachdem inzwischen die schlimmen Auswirkungen der Marneschlacht für jeden Einsichtigen deutlich geworden waren, heißt es bei Delbrück dann: daß *selbst, wenn wir einen unglücklichen Frieden abschließen müßten*, die englische Weltherrschaft darum nicht weniger verloren wäre. Das bedeutet doch einen Wechsel in der Auffassung Delbrücks seit dem Ausbruch des Krieges, der von dem übelwollenden Auslande sehr leicht als ein Beweis von der niedergehenden Stimmung in Deutschland hätte gedeutet werden *können*. Ob er tatsächlich als solcher gedeutet worden ist — ich meine mich doch dahingehender Aeußerungen einer holländischen Zeitung zu erinnern —, tut nichts zur Sache. In Deutschland jedenfalls haben die Auslassungen Delbrücks, ich will nicht sagen, einen deprimierenden, aber einen tiefen Eindruck gemacht, und ich wenigstens habe mich, obwohl innerlich durchaus der gleichen Auffassung wie Delbrück, damals sorgend gefragt, ob dessen Ausführungen nicht Wasser auf die Mühle unserer Gegner treiben könnten. Wenn nun ich, ein ruhiger, sonst mit Delbrück in voller Uebereinstimmung befindlicher Historiker, mich solcher Besorgnisse nicht erwehren konnte, so begreift sich, daß der Kronprinz, der hellsichtig und mit beiden Füßen auf dem Boden der Tatsachen stehend, sofort aus der Marneschlacht das richtige Facit zog, daß der Krieg nun nicht mehr rein militärisch zum erfolgreichen Ende geführt werden könne, und daß mithin ein ehrenvoller Friede gesucht werden müsse, sich in seinem bekannten Telegramm vom Dezember 1914 leidenschaftlich gegen die Aeußerungen Delbrücks kehrte, von denen er eine Minderung unserer etwaigen Friedenschancen befürchtete. Hat sich Delbrück durch die scharfe Form des kronprinzlichen Telegramms mit Recht beschwert fühlen können, so ist ihm dadurch eine Genugtuung geworden, daß der Kronprinz sich später selbst, zwar nicht vor aller Oeffentlichkeit, wohl aber in seiner für die Oberste Heeresleitung bestimmten „Friedensdenkschrift“ vom Sommer 1917 den Delbrückschen Satz: „Behaupten wir uns in diesem Kriege, so sind wir tatsächlich die Sieger, weil wir gegen die ganze Welt gekämpft haben“ angeeignet hat.

Diejenigen aber, die dem Kronprinzen grollen möchten, daß er nach der Marneschlacht den Gedanken des deutschen Siegfriedens, nicht anders wie Delbrück, vorschnell aufgegeben habe, sollten sich der tapferen, unerschrockenen und entschlußfreudigen Haltung des Kronprinzen in der Marneschlacht selbst erinnern. Als damals der völlig zusammengebrochene Generalstabschef von Moltke in dem Hauptquartier des Kronprinzen erschien und auf die sofortige Durchführung der übereilten Rückzugsbewegung auch bei der Kronprinzenarmee insistierte, die eben einen neuen Offensivstoß eingeleitet hatte, da hat der Kronprinz, allen Vorstellungen des Generalstabschefs zum Trotz, die Angriffsbewegung auf seine eigene Verantwortung durchgeführt, und zwar mit einem vollen Erfolge, der deutlich zeigt, daß, wenn der Kronprinz damals im Großen zu befehlen gehabt hätte, es überhaupt nicht zu dem unglücklichen Rückzug an der Marne und damit letzten Endes — zu dem Verlust des ganzen Weltkrieges gekommen wäre.

Friedrich Thimme.

Schlußwort.

Dr. Thimmes Meinung, daß sich im Herbst 1914 bei mir ein Wechsel in der Auffassung vollzogen habe, darf ich auf das allerentschiedenste in Abrede stellen. Wie groß unser Mißerfolg an der Marne gewesen ist, hat man ja erst sehr viel später in Deutschland erfahren. Meine Artikel vom 27. September und 24. Oktober atmen volle Siegeszuversicht. Das ist ja gerade das Wesentliche und, wie ich glaube, das Verdienstliche in meiner damaligen Stellungnahme, daß ich bei allem Glauben an unsern militärischen Sieg doch zu einem Verständigungsfrieden riet, und hatte ich nicht recht darin, daß es auch bei einem Verständigungsfrieden mit der Weltseeherrschaft Englands zu Ende gewesen wäre? Daß die öffentliche Meinung damals meinen Rat in Thimmes Sinn auffaßte, ist leider nur zu wahr. Würde es aber nicht vorteilhafter für unser Vaterland gewesen sein, wenn damals eine größere Anzahl Verständiger sich das Kräfteverhältnis in der Welt klar gemacht hätte, und das deutsche Volk sich nicht durch politisch Ungeschulte in Kriegsziele hätte hineintreiben lassen, die schließlich die ganze Welt gegen uns vereinigt haben?

Hans Delbrück.

Politische Korrespondenz

Das Genfer Schauspiel und Deutschland.

In Paris und London wird man aufgeatmet haben, als die Völkerbundstagung in Genf geschlossen werden konnte. Längst schon dürften leitende Staatsmänner der Entente ein leichtes Gruseln vor der ersten Assemblée des Nations gehabt haben, — wie der Verlauf der Tagung bewies, aus nur zu richtigem Gefühl! Der leidenschaftliche Machtwille Frankreichs, die trockene Zähigkeit und Geschicklichkeit englischer Unterhändler haben die Entente davor bewahrt, daß der Völkerbund, der als Zwingburg Europas und Deutschlands gedacht war, zum spiegelblanken Parkett wurde, auf dem die Großen im Gewirr der Kleinen straucheln und fallen.

Der Völkerbund ist noch immer, was er war, eine oligarchische Herrschaftsorganisation; allerdings haben die Vertreter der skandinavischen Staaten, unterstützt durch die Staaten Südamerikas, durch Portugal und selbst durch die besonnene Schweiz einen Vorstoß gemacht, diese Oligarchie in eine Demokratie der Nationen zu verwandeln, einen Vorstoß, der, wenn auch abgewehrt, nicht mehr vergessen werden kann, der moralisch wirkt und eines Tages praktische Erfolge zeitigen muß, wenn nicht das Gebilde dieses Völkerbundes sich in Rauch und Nebel auflösen soll. Aber für ein Jahr hat die Entente Ruhe, hat wenigstens Paris Zeit, die Wirkungen dieses demokratischen Angriffs abzuschwächen, den Sinn der Verfassungsforderungen zu verfälschen, die französische Macht zu ralliieren, um so bei nächster Gelegenheit noch einmal zu siegen und die Diktatur der Großmächte zu behaupten. Vielleicht gelingt es, noch einmal und wieder noch einmal, aber wie lange noch?

Inzwischen ist das eine offenbar: die Tagung der Nationen war ein Schlachtfeld großer Politik. Der Völkerbund hat eine neue Arena aufgeschlossen, in der man fechten muß, man mag wollen oder nicht. Die Diplomatie der Kabinette, die Diplomatie der Ministerkonferenzen, der Draht der Botschafter, das harte System von Allianzen und Bündnissen unter den Großmächten, — dies alles bestimmt nicht mehr allein die Form, die der Welt aufgezwungen wird und die die vielen Kleinen hilflos sich gefallen lassen mußten. In der Versammlung der Nationen kann auch der Wille eines Einzelnen und sonst Vergessenen Wirkungen größten Stiles auslösen, bekommt sein Wort Widerhall, entstehen dadurch Stürme, in denen selbst die Großmächte schwer haben, sich durchzusetzen; in dieser Versammlung der Nationen schlossen sich neue Zusammenhänge, bildeten sich Gruppen, zeigten sich unerwartete und sonst nie geduldete Widerstände, und keineswegs war all das ganz vergebens, so daß jene Völkerbundstagungen künftighin stets als außerordentliche diplomatische Gelegenheiten gewertet werden dürften, daß Große und Kleine mit der Jahrestagung des Völkerbundes als einem Faktor rechnen werden für große Politik; ja die politische Arbeit des Tages wird mitbestimmt werden von den Absichten einer Regierung, die sie bei nächster Gelegenheit des Völkerbundes durchzusetzen gedenkt. Und der Völkerbund mit seiner weiten Sichtbarkeit, die öffentliche

Tagung wird benutzt werden, um die stille und unsichtbare Politik des Tages fortzusetzen und zum Ziele zu bringen.

In wie hohem Grade die abgelaufene Versammlung politisch war und von vornherein als Politik gewertet und behandelt wurde, davon gab schon die personale Zusammensetzung starke Eindrücke, die im Gedächtnis der persönlich Miterlebenden als unverwischbare Bilder haften müssen. Italien schickt Tittoni, seinen internationalen Sprecher, diesen lebhaften Geist, dessen Pathos so gerne in Unverbindlichkeiten schwelgt; Italien zieht eben diesen Staatsmann großen Gewichts zurück in dem Augenblick, als die Debatten zu stürmisch werden und die rhetorische Unterstützung Frankreichs, die man ihm pflichtgemäß und mit Vergnügen leistet, um es über seine grauenhafte Einsamkeit hinwegzutäuschen, als diese Unterstützung ausgeübt durch einen Mann wie Tittoni und gar gegen England bedeutungsvoll erscheinen mußte. Frankreichs Vertreter sind neben Professor Hanotaux Bourgeois und Viviani, eine glückliche echt französische Mischung: der alte „Bourgeois" der kapitalistischen Verständigung, herausgestellt wie eine Reklame für den alten französischen Pazifismus aus den schönen Jahren vor 1914; zu allem Ueberfluß erhält er während der Tagung den Nobelpreis (zusammen mit Wilson! das Komitee in Stockholm muß von allen guten Geistern der Vernunft und des Taktes verlassen gewesen sein!), Bourgeois dankt der gratulierenden Versammlung: der Preis sei eine Ehrung der französischen Nation — für ihren Kampf ums Recht! Man schweigt — aus Höflichkeit. Das war ein Satz aus dem Lexikon Vivianis. Die Franzosen sind sich also einig, Bourgeois und Viviani, der Mann des Krieges, dieser große rote ständig erregte Mann, der das moderne Frankreich repräsentiert, den niemand übersehen konnte — schon seiner farbigen Westen wegen, wovon er einen Musterkoffer bei sich zu haben scheint, nnd dessen laute sich überschlagende Stimme man zu jeder Stunde Frankreich verteidigen hört; er ist Frankreich, das um seine Anerkennung eifersüchtige, um seine Rechte ängstliche, das gegen die Zukunft kämpfende Frankreich. Und Viviani hat es nicht leicht! Vom Augenblick der Eröffnung an muß er wachen und streiten, und das gegen Mächte wie Lord Cecil. Dem ausgezeichneten Berichterstatter der Züricher Zeitung verdanke ich eine Schilderung des seltenen und bedeutenden Mannes, die von englischen Freunden als sehr glücklich bestätigt wird. Aeußerlich steht der Lord da als Vertreter eines sehr viel älteren Englands, einer auch politisch sehr viel vornehmeren und größeren Gesellschaft als die ist, die England in den letzten Lustren so geschäftstüchtig regiert hat. Der Lord kann sich den Luxus gestatten nicht ganz so korrekt gekleidet zu sein, wie die business men von heute, er kann sich Exzentrizitäten leisten und Absonderlichkeiten in den Gewohnheiten des Lebens. Aber wenn der leicht gebeugte ergraute Mann vom Pult her redet, dann merkt man, daß er auch innerlich frei ist. Und was er redet, das ist Zukunft, das wird eines Tages Lloyd George ablösen, der nur durch den korrekten Beamten, durch den zähen schlauen Fisher und seine vielfältig unter englische Parteien und Kolonien verteilte Begleitmannschaft vertreten ist. Denn damit die Fronde des Lords und seine Anwartschaft auf die Nachfolge Lloyd George's offenbar sei, vertritt Cecil nicht England sondern — Südafrika! Dieses und Kanada ließen sich nicht mehr vom Kabinett Lloyd George's aus regieren. Das ist schlimm, schlimmer

aber ist, daß der frondierende Cecil zum eigentlichen Haupt der Versammlung wird. Sein Geist repräsentiert die Zukunft des Völkerbundes. Allem was menschlich ist, leuchtet er voran. In ausgezeichneter Rede rührt er die Herzen mit den armenischen Leiden und ist überall am Wort, wenn von Organisation internationaler werktätiger Hilfe die Rede ist, was immer auf der bunten Tagesordnung steht: Heimschaffung von Kriegsgefangenen, Bekämpfung der Seuchen, des internationalen Mädchenhandels, das internationale Kreditproblem, die Rohstoffverteilung usw. Vor diesem goldenen Hintergrund warmer Menschlichkeit steht der politische Kämpfer, dem es in großen Sachfragen an nichts mangelt, weder an Wissen noch Takt und dem die Waffen der Ironie und Bosheit so gut zu Gebot stehen wie die der Liebenswürdigkeit und der Güte. Er, der in den reellen Fragen der Organisation des Völkerbundes dessen innere Bestimmung herstellen will gegen die Rückständigkeit seiner Schöpfer, bringt auch durch Rede und Persönlichkeit den Geist mit, von dem die League of nations leben sollte: „Mein persönliches Beispiel — sagte Cecil (am 17. Nov.) — illustriert ausgezeichnet, was man durch Verständigung und eine große Versöhnlichkeitspolitik erreichen kann. Ich stehe hier als Vertreter von Südafrika, weil mich General Smuts, der Ministerpräsident der südafrikanischen Republik mit der Vertretung seiner Ansichten beauftragt hat. Dieser General ist aber derselbe, der noch vor wenigen Jahren an der Spitze einer Armee gekämpft und mit einer anderen Armee im Kriege lag, die den Befehlen meines Vaters folgte. Mir scheint, daß das kein schlechtes Beispiel dafür ist, was nicht durch Furchtsamkeit und Aengstlichkeit, sondern gerade durch Oeffentlichkeit und freien Mut erreicht werden kann". Der Rede Cecils folgte stürmischer Beifall, von dem sich die französische Delegation und einige ihrer ängstlichen Trabanten ostentativ fernhielten. Denn diese Rede war eine Rede gegen Frankreich, ganz allgemein und besonders durch die Betonung von Oeffentlichkeit und Freimut, die Lord Cecil für die Tagung fordert. Schon in der Eröffnungssitzung hatte Cecil den Antrag gestellt, daß alle Verhandlungen öffentlich sein sollten; immer wieder kommt er auf diese Forderung zurück: „Ein Element der neuen Diplomatie — der die Völkerbundstagung die Gelegenheit gibt — bildet die Oeffentlichkeit; wenn wir uns auf die Oeffentlichkeit stützen können, wird der Völkerbund von Jahr zu Jahr an Bedeutung wachsen. . . . ." Gegen Viviani hat Cecil sich nicht durchsetzen können, denn als Fisher seinem französischen Kollegen sekundierte, gab der kluge Lord nach; die Kommissionsverhandlungen blieben geheim; in ihnen fielen die wichtigsten Entscheidungen, und die Volltagungen waren oft nur von deren formalem Vollzug angefüllt. Trotzdem bekamen sie durch das Prinzip der Oeffentlichkeit das größte politische Gewicht: jede Abstimmung war ein weithin sichtbarer Akt, jede noch so kurze Bemerkung hatte weittönende Resonanz. Argentinien eröffnete die politische Debatte. Sein Vertreter sprach von der neutralen Haltung seines Landes während des Krieges, um so seinen Worten den rechten Ton zu geben; inbezug auf den Notenwechsel seiner Regierung mit Deutschland über den Ubootkrieg unterstrich er, daß Deutschland die Verpflichtungen, die es Argentinien gegenüber eingegangen sei, in allen wesentlichen Punkten eingehalten habe. Das war eine gute Einleitung für den leidenschaftlichen Vorkämpfer der Demokratie im

Völkerbunde. Welche Nervosität war gleich in Viviani, er kommt nicht zur Ruhe, er ist ständig auf Wache; mein Gott, der Völkerbund redet von allem und jedem, wie ist es nur möglich zu erreichen, daß die letzte Frage umgangen wird: Deutschland und der Vertrag von Versailles! Diese Frage glotzt wie eine Teufelsfratze im Dunkel jeder andern, ob nun von der Verfassung der League of nations die Rede ist oder vom obligatorischen Schiedsgericht oder der Abrüstung oder der Aufnahme neuer Staaten oder Rußland oder, oder . . . . es ist unmöglich! Vier Wochen tagt der Völkerbund, da löst der Schweizer Bundespräsident Motta den Bann:

„Es wäre ein Mangel an Mut und Aufrichtigkeit, wenn bei dieser Gelegenheit (der Aufnahme Oesterreichs) nicht festgestellt würde, daß der Völkerbund noch nicht ist, was er sein sollte, da ihm die Allgemeinheit fehlt. Es fehlt uns die glorreiche mächtige Republik der Vereinigten Staaten. Es fehlt uns auch Deutschland."

Viviani springt auf: „Je demande la parole!"

Motta (fortfahrend): „Auch Rußland fehlt uns. Es muß zunächst noch das Land der Experimente und Untersuchungen bleiben. Wir hoffen, daß das russische Volk begreift, daß es zum Bund der anderen Völker gehört. Wir sollten ihm helfen, sich zu erheben, und dazu ist vor allem absolute Wahrheit über Rußland nötig."

„Ich komme auf Deutschland zurück. Es verlangte in der Friedenskonferenz, in den Völkerbund aufgenommen zu werden, wurde aber abgewiesen. In aller Offenheit und Aufrichtigkeit sage ich: Wir haben diese Haltung verstanden, aber nicht geteilt."

„Sobald sich die Frage der Aufnahme Deutschlands neu stellt, möge sie in aller Gerechtigkeit entschieden werden, es ist eine europäische und darüber hinaus eine Weltfrage!"

Wie Viviani antwortete! Um seine Erregung zu meistern, präludierte er, über allgemeine Gesinnungsgemeinschaft mit Motta, über Amerika, über Rußland (sehr interessant!), dann donnerte er:

„Herr Motta sprach von Deutschland. Frankreich will einen allgemeinen Völkerbund. Aber es will keine Zweideutigkeiten. Wie ist die Lage? Nach Prozeßrecht sind wir die Anzusuchenden und an Deutschland ist es sein Begehren zu stellen und dabei wirksame Garantien für die Erfüllung seiner vertraglichen Verpflichtungen zu geben. Diese Bestimmung, unserm Code civil entnommen, ist wunderbar redigiert. Bloße Absichten genügen nicht. Es braucht Taten. Und das steht in Artikel I des Paktes an der Spitze aller Verträge. Ich bringe kein Wort des Hasses in diesen Saal. Ich sage aber: Seit zwei Jahren warten wir auf die wirksamen Garantien für den Willen Deutschlands, den Vertrag zu erfüllen."

„Oh, meine Herren, Frankreich darf sein Wort auch sagen, wenn von Freiheit und Gerechtigkeit die Rede ist. Wir haben Stunden der Angst durchlebt. Wir haben die Freiheit der Welt und die Würde der Völker verteidigt. Eine unnennbare Immoralität (!) wäre es, einen Staat in den Völkerbund aufzunehmen, der die nötigen Garan-

tien für seine Vertragstreue nicht leistet." „Auch wir können von Gerechtigkeit sprechen. Hätten wir nicht gesiegt, dann wären Sie nicht hier in Genf mit uns zur gemeinsamen Beratung."

Sensation, lauter Beifall, demonstratives Schweigen. Motta verzichtet, sich zu erklären. Cecil beglückwünscht öffentlich Viviani zu seiner — in der Tat! — glänzenden Rede und versichert ihn prinzipieller Zustimmung zu seiner Auffassung über den Wert der Garantiebestimmungen; zur Sache selbst schweigt Cecil. Aber war es nicht sein unmittelbarer Kollege, der mit ihm Südafrika vertrat, Sir Reginald Blankenberg, der die kolonisatorischen Verdienste der Deutschen in Südwest rühmte und seine Rede schloß: „Südafrika denkt, der Völkerbund dürfe nicht davor zurückschrecken, auch Deutschland aufzunehmen!" Was die Versammlung dachte, sprach Fritjof Nansen aus: „Die volle Bewunderung, die der Rede des Herrn Viviani gebührt, muß ich auch Herrn Motta aussprechen. Es war ganz recht, den Wunsch auszudrücken, daß Deutschland so bald als möglich sollte aufgenommen werden, denn vorher ist der Völkerbund nicht vollständig!"

Und solange der Völkerbund seine Verfassung nicht revidiert, ist er nicht das, was er sein soll. Daß die Verfassung schon auf dieser Tagung demokratisch revidiert wurde, hat Frankreich zu verhindern gewußt. Aber es wurde gesagt — wiederum von Motta:

„Es ist durchaus natürlich, daß die neutralen Länder der Frage der Revision des Völkerbundsvertrages eine besondere Bedeutung beimessen. Der schweizerische Bundesrat wurde allerdings in Paris bei der Abfassung des Paktes angehört, aber wir können nicht sagen, daß er in derselben Weise mitarbeiten konnte wie die Staaten, die den Versailler Vertrag unterzeichnet haben. Den vom Kommissionsreferenten angeführten Grund, daß der Völkerbundsvertrag heute noch nicht abgeändert werden kann, weil er einen Bestandteil des Friedensvertrages bildet, kann die Schweiz als ein dem Versailler Vertrag fernstehendes Land nicht anerkennen. Mit dieser Auffassung will die Schweiz in keiner Weise und mit keinem Wort die Frage des Versailler Friedensvertrages aufwerfen, mit dem sich der Völkerbund nicht zu beschäftigen hat; aber es ist festzustellen, daß die Verbindung des Völkerbundspaktes mit dem Versailler Vertrag nur eine rein äußerliche ist und daß, während der Friedensvertrag nur die Unterzeichner des Friedens angeht, der Völkerbundspakt ein Werk für die ganze Menschheit darstellt. Außerdem enthält der Völkerbundspakt selbst die Bestimmung, daß er je nach Bedürfnis revidiert werden soll."

Bourgeois replizierte, daß zwischen dem Versailler Vertrag und dem Völkerbundsvertrag enge Beziehungen herrschten, daß der eine vom andern abhinge und daß insbesondere der Völkerbundsvertrag eine Reihe von Bestimmungen des Friedensvertrages auszuführen habe, woraus allein schon die enge Verbindung beider Verträge sich ergäbe. Im übrigen dankte Bourgeois Herrn Motta, daß er als Chef eines neutralen Staates festgestellt habe: der Versailler

Vertrag sei unantastbar! Taschenspielerkunststück! Kein Wort hat Motta davon gesagt!

Der Völkerbundsvertrag *wird* revidiert werden!

Der Vertrag von Versailles desgleichen!

Die Verfassungsanträge der Skandinavischen Staaten, der Schweiz und Argentiniens sind einer Kommission überwiesen worden, die der nächsten Tagung berichten *muß*. Die Debatte wird nie aufhören!

Ist das nun Politik und verdient Interesse? Ich denke wohl! Aber wie unglaublich hat sich unsere politische Oeffentlichkeit der Genfer Tagung gegenüber benommen! Weil unsere Regierung den einzig richtigen Standpunkt einnahm, sich jetzt *nicht* um Aufnahme in den Völkerbund zu bemühen — man hätte sich ja auch einen Refus geholt und das hat nicht nötig, wer Bedingungen stellen kann für seinen Eintritt — glaubten wir in Deutschland uns um Genf nicht kümmern zu dürfen! Gegen den überwiegenden Teil der deutschen Presse erhebe ich den Vorwurf, daß sie ihre Berichterstattungspflicht gröblich verletzt hat. Statt aufzuklären, hat sie den unpolitischen, den femininen Instinkten unseres Volkes geschmeichelt. Jedes mediante Wort Mac Corniks ist kolportiert worden, Sensationen wie der Abzug der Argentinier wurden aufgebauscht. Jede Nachricht war auf den Ton gestimmt: der Völkerbund ist tot! Ein vollkommener Unsinn! Selbst wenn dieser Völkerbund am Wahnsinn Frankreichs sterben sollte, die Idee wird bleiben, ein neuer Bund wird werden, die Welt wird sich dieses Forum, dieses Mittel großer Politik nicht rauben lassen.

Der Völkerbund ist hier zu Lande nicht beliebt, einmal weil er das Werk der Sieger ist und in seiner heutigen Verfassung uns feindlich, dann weil man einen ganz falschen Begriff davon hat, der von sozialistisch-pazifistischer Doktrin her geflossen ist und durch den vom Bund Unmögliches erwartet wird. Die Wirklichkeit dieser Tagung hätte uns davon überzeugen sollen, was der Völkerbund schon heute ist und was er werden kann, eine Plattform des internationalen *politischen* Lebens.

Darum eben bleibt dieser Völkerbund unvollständig ohne uns, wie Motta feststellte. Darum *braucht* er uns. Und dieser Umstand bestimmt unser Interesse und gibt uns Macht. Wir müssen das Interesse stark betätigen, nichtsdestotrotz die Welt an uns herankommen lassen. Wir sind jederzeit bereit, in diesen Völkerbund einzutreten, *wenn* seine Verfassung revidiert wird, d. h.:

1. wenn alle souveränen Staaten, die als solche anerkannt sind, Mitglieder des Bundes sind, sofern sie nicht ihren Austritt erklären,

2. wenn der Rat als exekutives Organ, als Regierung, in seinen Kompetenzen begrenzt und der Versammlung als Trägerin der Souveränität des Bundes unterstellt wird; wenn eben dieser Rat aus geheimen Wahlen der Versammlung hervorgeht,

3. wenn die Prinzipien der Oeffentlichkeit und der Majorität für alle Verhandlungen des Bundes anerkannt werden,

4. wenn jede Verbindung zwischen dem Völkerbundspakt und dem Vertrag von Versailles aufgehoben und der letzte dementsprechend revidiert wird.

Fast alle diese Forderungen sind in Genf erhoben worden. Werden sie erfüllt, dann werden all die großen Sachfragen: Schiedsgericht, Abrüstung usw., eine neue Behandlung erfahren. Wir kommen auf die Materien selbst und ihre Genfer Bearbeitung in einem besonderen Aufsatz zurück. Dieser Artikel hatte nur den Zweck, zu sagen dieses Eine: Genf behält das Wort, wir sollen hören!

1. Januar 1921. Walther Schotte.

Hinweise und Anzeigen

Was ich vom englischen Leben sah. Aus Tagebuchblättern von Thekla Lehnert. C. H. Beck, München 1920. 188 Seiten.

Als junge Erzieherin und Lehrerin hat die ungewöhnlich literarisch begabte und gebildete Verfasserin ein Leidensjahr ihres Berufes im England der Burenkriege und der „Krönung" Edwards verbracht, — schreckliche Winterwochen bei einer ungebildeten Brauersfamilie Johnson im weltverlorenen Dörfchen Gueſtwik der Grafschaft Norfolk und „interessantere" Monate in einem fashionablen Mädchenpensionat zu Eastbourne an der südenglischen Küste. Die Beobachtungen sind trotz aller erfahrenen Rohheiten objektiv. Die Verfasserin erkennt die großen Eigenschaften des englischen Volkes in vielen treffend beobachteten Einzelzügen, sie hat ein sehr feines Organ für „Form", was schon ihr Bekenntnis beweist: „Die englische Sprache, selbst auf Dinge des Alltags angewandt, hat etwas Großes, Monumentales." Um so ernster ihre Warnung vor geistiger „Verengländerung", hauptsächlich in der Jugenderziehung. Sie hat den Eindruck, daß der Engländer sein Kind nicht erzieht, er läßt es wild heranwachsen. Gehorsam ist ein unbekannter Begriff. Dafür predigt man: Selbstgefühl, Recht der persönlichen Sphäre, ja sogar Egoismus. Eine der (siebzehnjährigen!) Schülerinnen fragt die sie darum tadelnde deutsche Lehrerin, ob sie's denn für unrecht hielte, wenn man „selfish" sei? Die Antwort, es sei ungefähr gerade das Gegenteil von „christlich", erstaunt sehr! Christentum, das stellt man sich nämlich als englische Einrichtung vor, bestehend in gesellschaftlich üblichen Sonntagskirchgängen, in Holy Communion als Zeremonie und in ebenfalls zeremoniellen Nachtgebeten, knieend vor dem Bett gesprochen. Alles so für England reserviert wie die Reinlichkeit, die keinem Fremden zugetraut wird! Diese Aeußerlichkeiten sind fast einziger Inhalt aller Erziehung. Im übrigen konzediert man den Kindern Freiheit und Willen. Ja man freut sich an ihren Unarten, man bemitleidet, bewundert, verwöhnt das Kind. Es ist ein „Engel". Und die Engländer nehmen das Bibelwort: „Ihrer ist das Himmelreich" ganz wörtlich und äußerlich. Dabei leiden die Erwachsenen selbst unter zunehmender seelischer Verrohung der Jugend. „Ich denke," schreibt die Verfasserin, „wenn Jesus heute nach England käme, hätte er mehr Freude an den Erwachsenen als an den schon durch ihre Unbescheidenheit so unkindlichen Kindern. Er würde eher die Großen zu sich heranrufen, ihnen das Himmelreich zu verheißen, als die Kinder." Man wird der Verfasserin zugeben müssen, daß alle ihre Urteile reich und beweiskräftig belegt sind. Sie sind auch nicht nur an der iso-

lierten Schulstube gesehen. Ein farbiges, oft anmutiges Bild englischen Lebens, englischer Landschaft steht im Hintergrund aller Raisonnements. Nirgendwo erliegt die Verfasserin dem Schlagwort! Und sind nicht alle ihre Anmerkungen neu, so doch jedenfalls immer inhaltreich; was sie über englisches Kirchentum sagt, scheint mir besonders interessant. Diese Erinnerungen werden ihren Platz nicht nur als englisches, auch als deutsches Kulturdokument behaupten! W. Sch.

Otto Haintz, Die historisch-politische Schulung des deutschen Volkes durch die Volkshochschule. Langensalza 1920. Hermann Beyer & Söhne.

Von der Volkshochschule hoffen wir, daß sie die Gebildeten und Ungebildeten einander annähern und uns Deutsche endlich zu einer im Geist einigen Nation machen wird. Aber wer diesen Gedanken weiterdenkt, dem zeigt sich sofort eine Gefahr. Die heutige Wissenschaft unterliegt ja genau so wie die Werktätigkeit dem Gesetz der Arbeitsteilung. Wird da nicht auch die Volkshochschule gleich den Universitäten dem Verhängnis des Spezialistentums, der geistigen Zersplitterung anheimfallen? Haintz zeigt uns das m. E. einzige Mittel, um diese Gefahr abzuwehren: eine innere Vereinheitlichung des Volkshochschulwesens muß durchgeführt werden von dem Gesichtspunkt einer nationalen Orientierung des gesamten Unterrichtswesens. Ob die Volksschule an der nationalen Erziehung nach der historisch-politischen Seite erfolgreich wird mitarbeiten können, daran zweifelt Haintz mit Recht. Um so mehr muß es die ideale Aufgabe der Fortbildungs- und Fachschulen sein, ihren Schülern, unter Anknüpfung an das berufliche Interesse in besonderen Deutsch- und Geschichtsstunden eine gediegene nationale Bildung mitzugeben. Fortbildungs- und Fachschulen aber sind der Unterbau der Volkshochschule. Sie darf sich nicht darauf beschränken, „ein Institut zur Popularisierung wissenschaftlicher Einzelkenntnisse zu sein", sondern sie muß in den Dienst des nationalen Bildungsbegriffs gestellt werden. Wie aber soll das geschehen, ohne daß die Lernfreiheit berücksichtigt würde? Haintz sieht die Lösung darin, daß „die Behandlung der nationalen Kulturgüter und der historisch-politischen Bedingtheit mit der eines jeden Spezialfaches verknüpft wird". Allerdings muß, und darin möchte ich des Verfassers Thesen ergänzen, diese Verknüpfung nicht bloß im Lehrstoff, sondern vor allem in der Persönlichkeit des Volkshochschullehrers gegeben sein. H. F.

Hans Knudsen und Willy Pieth, Die Schulbibliothek. Anlage, Einrichtung und Verwaltung von Lehrer- und Schülerbibliotheken. Berlin 1920. Weidmannsche Buchhandlung.

Heute wie in allen revolutionären Zeiten ist gutes Wetter für Reformer aller Art. Nicht zum mindesten auf dem Gebiete der Erziehung wimmelt es von Projekten und Programmschriften. Schlagwort und Phrasen drängen die verschiedene praktische Arbeit fast völlig in den Hintergrund. Ein Glück nur, daß im Wandel der Zeiten bewährte Institutionen ihre starke Beharrungskraft in sich haben, den wüsten Strom revolutionären Reformeifers an sich ablaufen lassen und nur wirklich Brauchbares sich zu assimilieren vermögen. In unserer Zeit der pädagogischen Reform und Programmschriften ist es eine wahrhafte Wohltat, eine so ausschließ-

lich auf praktische Arbeit im besten Sinne gerichtete Schrift zu lesen wie die vorliegende. Ausgehend von den gegenwärtigen Verhältnissen auf dem Büchermarkt, die in Beziehung gesetzt werden zu den wissenschaftlichen und pädagogischen Bedürfnissen der Schulen, werden hier in knapper Form mit einer Fülle wertvoller Gesichtspunkte die notwendigen bibliothekarischen Regeln gegeben, nach denen eine Schulbibliothek geleitet werden sollte. Die Schrift, die sich in der Hauptsache auf die Bibliotheken höherer Lehranstalten bezieht, hat die bisherige Literatur auf diesem Gebiete weit überholt. Sie sollte Gemeingut aller derer werden, denen das so außerordentlich wichtige Bildungsinstrument einer Schulbibliothek anvertraut ist. O. H.

Pauline, Fürstin Metternich-Sandor: Geschehenes, Gesehenes, Erlebtes. Wiener Literarische Anstalt, Wien-Berlin, 1920.

Die alte Fürstin Metternich-Sandor, zugleich Enkelin und Schwiegertochter des Staatsmannes vom Wiener Kongreß, plaudert aus ihren menschlichen Erinnerungen über den „Großpapa", der als Mensch keineswegs so sehr ancien régime war, wie als Politiker, über ihren unglücklichen Vater, den glänzendsten Typ des magyarischen Ritters, den berühmtesten Herrenreiter seiner Zeit und über Menschen, über Zirkel, mit denen sie als Gattin eines Diplomaten zusammenkam. — Interessant ist, was die kunstsinnige Frau, kritisch oder begeistert, berichtet über den Hof des alten Königs Johann von Sachsen, über Franz von Liszt, über den Tannhäuserskandal Richard Wagners, dessen unglückliche Pariser Protektorin sie war, über Originale und Originales aristokratischer Lebensweise, so über das Urbild Wiener Bürokratie, den alten Grafen Taaffe, oder die spiritistischen Spiele, durch die Douglas Home die Gesellschaft von Paris und Wien verwirrte. Ein liebenswürdiges Buch, das — zumal heute — einer gewissen kulturhistorischen Bedeutung nicht entbehrt. Der Verlag hat es hübsch ausgestattet mit Bilderbeigaben nach Porträts der Beschriebenen und nach einem schönen Aquarell, das Rudolf von Alt von der alten Staatskanzlei gemacht hat. W. Sch.

„Mein Glaube."

Wegen des am Schluß meines Aufsatzes „Gott, Mensch und Christus" im Okt.-Heft 1919 abgedruckten Gedichtes „Ich glaube, daß die schöne Welt regiere ...." sind zahlreiche Anfragen und Vermutungen über den Verfasser an mich gelangt. Meines Wissens ist es der Professor der ev. Theologie David Schulz, geboren am 29. 11. 1779 in Pürben in Schlesien, von 1811—1854 Professor in Breslau. Sollte jemand es besser wissen, so würde er sich den Dank Vieler verdienen, wenn er sein Wissen hier kund täte.

Karl L. A. Schmidt,
Gefängnis-Pfarrer.

Rudolf Steiner, Die Kernpunkte der sozialen Frage in den Lebensnotwendigkeiten der Gegenwart und Zukunft, herausgegeben von der Treuhand-Gesellschaft des Goetheanum Dornach m. b. H., Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1919, 128 Seiten.

Ein neuer Versuch, Mittel und Wege zu finden, den kranken Bau unseres gesellschaftlichen Lebens zur Gesundung zu führen. Steiner schlägt eine „Dreigliederung des sozialen Organismus"

vor. Das erste Glied sei das Wirtschaftsleben (Produktion und Konsum von Waren); das zweite das politisch-rechtliche Leben; das dritte das geistige Leben. Jedes dieser drei Glieder soll, von dem anderen getrennt, unter Wahrung seiner Selbständigkeit mit den beiden anderen zusammenwirken. In der Theorie sehr schön! Wie aber sähe die Wirklichkeit aus, in der das zu realisieren versucht würde? — An der sog. „kapitalistischen" Wirtschaftsordnung wird festgehalten, freilich mit bedeutenden sozialgerichteten Modifikationen gegenüber den gegenwärtigen Lebensformen. — Das Büchlein hat viel Aufsehen erregt. Ein „Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus", der seinen Sitz in Stuttgart hat, propagiert die Ideen Steiners, scheint aber in seinem Programm hinsichtlich der Sozialisierungspläne über das von Steiner Gewollte nicht unerheblich hinauszugehen. A. W.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor).

Almonn, A. Die Hauptprobleme der Sozialisierung. Geb. 5 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Arnold, Rob. F. Die Kultur der Renaissance. Berlin 1920. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Bahr-Mildenburg, Anna. Erinnerungen. 1920. „Wila", Wiener Literarische Anstalt. Wien-Berlin. Geb. 20 M.

Becker, C. H. Gedanken zur Hochschulreform. Geh. 5 M. Stuttgart 1921, Wilh. Meyer-Ilschen.

Bettelheim, Anton. Marie von Ebner-Eschenbach. Geh. 16 M., geb. 22 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Biese, Alfred. Wie unterrichtet man Deutsch? Geh. 12 M., geb. 17 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Birnbaum, Karl. Psycho-pathologische Dokumente. Geh. 42 M., geb. 49 M. Berlin 1920. Julius Springer.

Birt, Th. Römische Charakterköpfe. Geb. 28 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Bodisco, Theophile von. Aus einer verklingenden Welt. Geh. 16 M. Berlin 1920, Gebr. Paetel.

Brodnitz, Georg Das System des Wirtschaftskrieges. Tübingen 1920, J. C. B. Mohr Verlag.

Cassirer, Ernst. Idee und Gestalt. Berlin 1921. Bruno Cassirer Verlag.

Croker, B. M. The Chaperon. Leipzig 1920. Bernh. Tauchnitz.

Dammann, Walter H. Die Welt um Rembrandt. Geb. 30 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Drahn, Ernst und Susanne Leonhard. Unterirdische Literatur im revolutionären Deutschland während des Weltkrieges. Berlin-Fichtenau 1920. Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Engel, Walter. Geldgestaltung und Einkommengestaltung. Geheftet 8 M. Leipzig 1920. C. L. Hirschfeld.

Feiler, Arthur. Die Wirtschaft des Kommunismus. Brosch. 1.50 M. Frankfurt a. M. Frankfurter Societäts-Druckerei.

Ferriere, Ad. Das Landerziehungsheim. Berlin-Fichtenau 1920. Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Fichte. Rechtslehre. Brosch. 8 M., geb. 12 M. und 150 % Teuerungszuschlag des Verlags. Berlin, Felix Meiner.

Finckh, Ludwig, Hinterm Gartenbusch. Geschichten und Skizzen. Mit einer Einleitung von Karl Neurath, 72 Seiten. Geh. 1.50 M., in Pappband 2.50 M. Nr. 6141. Reclams Universal-Bibliothek.

Fischer. Ernst. Vogel Sehnsucht, Gedichte. 1920. Wiener Literarische Anstalt.

Fitschen, Josf. Gehölzflora. Geb. 15 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Floericke, Kurt. Schnecken und Muscheln. Geh. 5.20 M., geb. 7.80 M. Stuttgart 1920. Kosmos Gesellschaft der Naturfreunde.

Frhr. v. Freytag-Loringhoven. Graf Schlieffen. Geb. 20 M, Leipzig 1920. Historia-Verlag, Paul Schraepler.

—„— Die Pflege geschichtlicher Erinnerungen. Langensalza 1920. Herm. Beyer & Söhne.

—„— Angewandte Geschichte. Geh. 22 M., geb. 30 M. Berlin 1920. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Frölich, Ing. Die Reichseisenbahn. 1.20 M. Berlin 1920. Julius Springer.

Gausberg, Fritz. Grundlinien der Schulorganisation im neuen Volksstaate. 2.50 M. Berlin-Fichtenau 1920. Verlag Gesellschaft und Erziehung.

Gjellerup, Karl. Madonna della laguna. Geb. 14 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Gobsch, Hanns. Bernd Thormann. Geb. 14 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Golz, Bruno. Ludwig Richter, Der Mann und sein Werk. 28 M. Leipzig 1920. R. Voigtländers Verlag.

Gottschall, M. v. Auf heiß umstrittener Erde. Leipzig 1920. Verlag des Bibliographischen Instituts.

Haberlandt, Michael. Die Völker Europas und des Orients, Geb. 36 M. Leipzig 1920. Bibliographisches Institut.

Harnack, Axel von. Friedrich Daniel Ballermann und die deutsche Revolution von 1848/49. Geh. 12 M. Berlin 1920. R. Oldenbourg.

Helmolt, Hans F. Leopold Ranke, Leben und Wirken. Leipzig 1921. Historia-Verlag.

Herwig, Franz. Dunkel über Preußen. Geb. 18 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Hoernes, Moritz. Urgeschichte der Menschheit. 2.10 M. Berlin 1920. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Hofer, Klara. Goethes Ehe. Geh. 20 M., geb. 29 M. Stuttgart 1920. J. G. Cottasche Buchh.

Hoffmann, Ernst. Paul Hensel. Kleine Schriften und Vorträge. Greiz 1920. Otto Hennig A. G.

Jenny, E. Wie Rußland bolschewistisch wurde. Geh. 12 M. Berlin 1921. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Käckell, Lothar. Der Schweigebefehl, Geh. 15,60 M. Tübingen 1920. J. C. B. Mohr.

Kittel, Rudolf. Die Religion des Volkes Israel. Leipzig 1921. Quelle & Meyer.

—„— Die alttestamentliche Wissenschaft. Geh. 14 M., geb. 20 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.

Das österreichische Staats- und Reichsproblem

von Hermann Bahr

II.

Der liebe alte Gustav von Warsberg erzählte gern von seiner schönsten Zeit, da die Kaiserin Elisabeth auch auf ihn einen Strahl ihrer Freundschaft für seinen Bruder Alexander, den edlen Dichter der „Odysseischen Landschaften", fallen ließ. Alexander hatte sie nach Korfu gebracht, dafür durfte Gustav ihr dann das Achilleion einrichten helfen; der Glanz dieser Erinnerung verklärte den Abend seines Lebens. Daß er sich bei seinen Schilderungen, nach der umständlichen Art alter Leute, gehen ließ und oft ins Nebensächliche verlor, war mir willkommen, gewann doch eben dadurch das Bild der sagenhaften, entrückten Frau erst recht Gegenwart und Nähe. Den täglichen Verlauf ihrer Stunden mit dem eigentümlichen Hauch gerade der Alltäglichkeit kennen zu lernen, hatte für mich einen seltsamen Reiz. „No und abends", erzählte der alte Herr, „sind wir dann immer alle noch gemütlich bißl beisammen gesessen und haben geplauscht, meistens ist halt über den Kaiser geschimpft worden, weil der doch wirklich gar nichts von ihr verstanden hat, aber sie hat ihn dann immer eher noch in Schutz genommen: Laßt's ihn schon in Ruh!, hat sie gesagt, er kann ja nichts dafür, daß er ein geborener Korporal ist!"

Die hohe Frau in ihrer einsamen Traumexistenz hat ihren offenbar ganz traumlosen Gemahl kaum anders sehen können, und man spürt zunächst fast eine Neigung, ihr zuzustimmen. Aber er hatte doch, schon in der Unwirklichkeit, die sein Wesen geheimnisvoll umgab, gar wie wir ihn in den letzten vierzig Jahren kannten: immer in derselben leicht vorgeneigten, aus Huld und Hochmut gemischten Haltung von vulgärer Würde, mit derselben Handbewegung grüßend, eigentlich mehr in die Luft als das Volk grüßend, wenn er im offenen Wagen von Schönbrunn durch die Mariahilferstraße nach der Hofburg fuhr, immer desselben elastischen Schrittes, wenn er öffentlich erschien, immer mit demselben: „Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut" sich entfernend, mit seiner legendären Pünktlichkeit, mit dieser maschinell betriebenen Erscheinung, in der für persönliche Regungen durchaus kein Platz ausgespart schien, er hatte da doch fast auch wieder etwas Gespenstisches, das sonst jedenfalls Korporälen nicht eigen ist. Vielleicht hat sich die Kaiserin täuschen lassen: vielleicht war auch der Korporal bloß eine Maske. Was aber sollte dadurch maskiert werden? Ein nicht hoher, nicht großer, nicht starker, aber unendlich zäher, starrer, harter, unnachgiebiger, eifersüchtiger, selbstsüchtiger

Wille. Keinen gnädigeren Kaiser hat Oesterreich gehabt, und wer jemals in Audienz bei ihm war, fand kein Ende, seine Güte, Herablassung und Milde zu rühmen. Aber die mit ihm arbeiten mußten, fürchteten alle seine Gewohnheit, wenn er unwillig wurde, plötzlich aufzustehen, ans Fenster zu treten und ganz leise mit schnellem Finger an der Scheibe zu trommeln: auf dies Zeichen war der Minister ihm Luft und die Menschheit wurde zu Staub; aus dem gütigen Franz Joseph trat auf einmal irgend ein spanischer Habsburger hervor. Wenn er ein geborener Korporal war, dieser Korporal war aber aus dem Hause Habsburg geboren. Habsburgs gewaltiger Sinn zu beharren lebte noch in seinem Eigensinn fort, stark genug, alle Menschen, die in seine Nähe kamen, alle Kräfte seiner Völker, alle Ideen seiner Zeit nicht zu bezwingen, aber zu verbrauchen.

Es ist erschütternd, in Josef Redlichs ruhiger, klarer, die Fülle von ungestalten Einzelheiten zum Bilde meisternder Darstellung, die niemals den Verfasser, immer nur die Dinge selber reden läßt, zu sehen, wie viel Erkenntnis der Probleme, wie viel Einsicht, sie zu lösen, wie viel guter Wille, wie viel Bereitschaft, wie viel Uebereinstimmung der Völker, welcher Reichtum an staatsmännischer Reife, welcher Schatz ungewöhnlicher Begabungen immer wieder an Franz Joseph zu nichte geworden ist. Hätte diese Kraft, alles um sich herum entkräften zu können, nun auch noch einen eigenen Willen hinter sich gehabt, er wäre, zum Heil oder zum Unheil seiner Völker, ein großer Regent geworden. Doch er wollte selber nichts, es sollte nur auch kein anderer was wollen dürfen. Daraus bestand er und darauf bestand er. Allen Willen, dem er begegnete, unschädlich und unwirksam zu machen, war sein Sinn, es war der Inhalt seines Lebens. Jeden Willen empfand er als unerträglich; er empfand ihn als Tyrannei, und er war alles eher als ein Tyrann. Sein Ideal, ihm selber vielleicht nicht ganz klar, wäre ein Land gewesen, wo überhaupt nicht regiert würde, gewiß nicht vom Volke, doch eigentlich auch nicht von ihm, sondern wo das Regieren sozusagen automatisch aus sich selbst besorgt würde, durch eine verborgene, unbekannte, anonyme Macht, deren Erlässe auszufertigen und mit seiner Unterschrift zu versehen das Amt des Regenten wäre. Diesem Ideal ist ja seine Bureaukratie zu Zeiten ziemlich nahe gekommen. Gestört fand er sich darin bloß immer wieder von der lebendigen Wirklichkeit. In jeder Art von Wirklichkeit oder Lebendigkeit hat er darum stets gleichsam einen persönlichen Feind gesehen.

Im Jüngling, wie Redlichs zart strichelnde Meisterhand ihn zeigt, tritt uns schon der ganze Mann entgegen, selten ist jemand so jung schon fertig gewesen. Er hat sich kaum mehr entwickelt, er hat nur allmählich sich besser verwahren gelernt

und er hat sich dann noch sozusagen systemisiert. Irgend etwas in seiner Natur muß schon unserer österreichischen Art tiefverwandt gewesen sein, er hätte sich ihrer sonst nicht so rasch bemächtigen können. Jeder seiner Ratgeber, jeder, den er ins Vertrauen zieht, ja bald die ganze Politik nimmt von ihm an, er färbt auf alle ab, es gibt zuletzt kaum eine Partei, die nicht in ihrem Denken, in ihrem Gehaben, in ihren Mitteln irgendwie franciscojosephinisch angehaucht ist. Oesterreichisch ist gleich die Sicherheit, mit der er von Anfang an auftritt, immer „fest entschlossen", den „konstitutionellen Tendenzen, die selbst in hochgestellten Kreisen unumwunden ausgesprochen werden, nicht nachzugeben und eine Repräsentationsverfassung, welche in Oesterreich zu den Unmöglichkeiten gehört, nicht zu bewilligen". Das ist der Refrain in jenen Protokollen der Ministerkonferenzen: „Seine Majestät geruhten allerhöchst ihre entschiedene Willensmeinung wiederholt auszusprechen, eine Repräsentativverfassung nicht bewilligen zu wollen." So reinen Wein eingeschenkt liebt der Oesterreicher. Aber er liebt auch, wenn sich dann zeigt, daß man eben doch nachgeben muß, die Ungeduld, mit der Franz Joseph es in solchen Augenblicken stets gar nicht erwarten kann, „in der ihm zeitlebens eigenen leidenschaftlichen Hast", was er eben noch verschworen, eiligst mit eben derselben Entschiedenheit dennoch zu tun. Diese Eile seiner „Wendungen" (seine ganze lange Regierung bestand aus lauter solchen plötzlichen „Wendungen") gefiel dem Wiener, der in jedem zweiten Satze zu versichern pflegt: „Da muß doch aber was geschehn!" Und zeigte sich bald darauf immer wieder, daß ja mit der raschen „Wendung" im Grunde gar nichts gewendet, daß zwar etwas geschehen, aber damit nichts getan war, und der Kaiser zwar nachgegeben, aber darum keineswegs das, worin er nachzugeben schien, aufgegeben hatte, so war der Wiener gleich bereit, nun, da der Kaiser seinen guten Willen gezeigt, selber auch seinerseits wieder nachzugeben: es blieb unter irgend einem neuen Namen stets alles beim alten. Das klingt nicht sehr seriös, aber dem Kaiser war es voller Ernst; und er ist schließlich damit fast siebzig Jahre lang ausgekommen. Indem man Ja sagt, Nein zu tun, den Bedürfnissen oder Forderungen der Völker niemals laut zu widersprechen, aber immer im Stillen zu widerhandeln und alles, was man nicht will, dadurch zu verhindern, daß man sich sogleich anschickt, es zu tun, aber auf eine Art, wodurch es um allen Sinn und die gehoffte Wirkung kommt, dieser Maxime, die dem jungen Franz Joseph gleich in den Anfängen des Ministeriums Bach instinktiv aufgeht, hat er sich, bei wachsender Erfahrung immer kunstgerechter, bis an sein Ende mit dem besten Erfolg bedient. Merkwürdig bleibt eigentlich dabei nur, daß sich auch unsere stärksten politischen Begabungen, von Bach bis Körber, dazu gebrauchen ließen: er muß eben irgendwie doch noch

stärker als sie gewesen sein oder jene Maxime fand insgeheim in ihnen selbst, in uns allen ihren inneren Halt.

Redlich hat das hohe Verdienst, das Ministerium Bach und die ganze „Reaktion" der fünfziger Jahre zum erstenmal durchschaut und wesentlich erkannt zu haben. Sie ist durchaus nicht, wofür man sie, wofür sie sich selber gern ausgab: eine „Restauration des alten habsburgischen Herrschertums", mit ihr kehrt keineswegs, wenn sie sich gleich den Anschein gibt, die Zeit des guten Kaisers Franz zurück, sondern mit ihr beginnt etwas von Grund aus Neues in Oesterreich, etwas ganz Unösterreichisches, etwas eigentlich auch ganz Unhabsburgisches: ein „durchaus persönliches Regime", die „Epoche der völlig ungehemmten kaiserlichen Machtpolitik", die Verbindung des zentralistischen Absolutismus im Innern mit „einer ausgesprochen dynastischen Prestigepolitik nach außen". Ich weiß noch, wie befreit ich, Redlichs gelehrigster, wenngleich durch Uebertreibungen ihm selber oft unbequemer, ja vielleicht fast unheimlicher Schüler, aufatmete, als zum erstenmal, in Gesprächen mit dem so produktiv beredten Freunde, der Druck der hergebrachten Verwechslung Bachs mit Habsburg, der franciscojosephinischen Bureaukratie mit dem alten Oesterreich von mir genommen wurde! Für meine Generation, für die zwischen 1860 und 1880 Geborenen, ist es nämlich ein Verhängnis gewesen, daß wir, noch unmittelbar unter den Nachwirkungen dieses säbelrasselnden (dabei die Fortbildung der Armee vernachlässigenden) Schreiberschreckensregiments aufwachsend, von Eltern und Erziehern verleitet wurden, es für „das alte Oesterreich" anzusehen, von dem doch dieses allerneueste wahrhaftig nicht einen einzigen Zug, sondern nur zuweilen die Grimasse gehabt, an dem es uns aber ein für allemal die Freude verdorben hat. So sind die meisten von uns blind für Oesterreich geworden, auf Lebenszeit blind für jede österreichische Wirklichkeit, manch einer gar blind für alle Wirklichkeit überhaupt, ja für den bloßen Begriff von Wirklichkeit, dafür, daß es in der Welt so was wie Wirklichkeit überhaupt geben könnte. Denn von aller Wirklichkeit abzusehen, Wirklichkeit einfach gar nicht zuzulassen, sich auf die Vermutung, daß etwas, wenn es auch „nicht in den Akten" war, dennoch vorhanden sein könnte, gar nicht einzulassen, diesen grandios absurden Versuch einer Weltschöpfung auf dem Papier durch kaiserlichen Befehl unternimmt das Ministerium Bach. Sozusagen als Schulaufgabe. Der Staat, den schon Maria Theresia durchaus haben wollte, von dem ihr aber nur ein Rudiment: das „Staatsorgan" blieb, soll nachgeliefert werden. Das Bürgertum antwortet eine Zeit später mit einer Parodie darauf, den „Gründerjahren", wo ganz ebenso plötzlich über Nacht von ein paar genialen Journalisten am Stammtisch eine neue Gesellschaft, ein neues Wien improvisiert wird. Beide Male

begnügt man sich, eine Fassade vorzutäuschen, hinter der sich in der „Gründerzeit" die Hochfinanz, damals aber der Kaiser, verbarg, mit dem ausgesprochenen Wunsch, ein „rein persönliches Regime" zu führen, mit dem brennenden Ehrgeiz, „sein eigener Ministerpräsident zu sein". Der Grundsatz: le roi règne, mais il ne gouverne pas ist ihm zeitlebens unfaßlich geblieben; umgekehrt hätte er sich's allenfalls noch eher gefallen lassen, und wenn es heißt: minima non curat praetor, so verstand dagegen er sich auf die minima gerade weitaus am besten und weitaus am liebsten. Als er einmal eine seiner „Kundmachungen" im verstärkten Reichsrat einfach zu verlesen befahl, jede Diskussion darüber aber verbot, vergaß er nicht, wie das Protokoll bemerkt, ausdrücklich hinzuzufügen: „höchstens die Vorbringung eines Dankes und deren Annahme per acclamationem", und ferner: „die Sitzung werde erst nach der Mittagsstunde abzuhalten sein, damit nicht entstellte Berichte in die Abendblätter dringen; das Abendblatt der Wiener Zeitung habe den Text des a. h. Handschreibens zu veröffentlichen" — der erste Habsburger mit einem Blick fürs Abendblatt! Bismarck hat einmal gesagt: „Der Kaiser von Oesterreich hat viele Minister, aber wenn er will, daß etwas geschieht, muß er es selbst machen." Bismarck kannte nur aber den Grund nicht: den Minister, durch den etwas geschehen wäre, hätte Franz Joseph ja noch in derselben Stunde davongejagt. Er war nicht bloß sein eigener Ministerpräsident, er war auch noch sein eigener Präsidialist, er war sein eigener Bureauchef; nur dann auch noch Kaiser zu sein, dazu ließen ihm so viele Geschäfte kaum Zeit, und er hat auch dafür eigentlich wenig Sinn gehabt. Seiner Vorliebe für die minima war irgendwie auch die Neigung verwandt, wenn er die Wahl hatte zwischen einem bedeutenden Menschen und einem unfähigen, mit instinktiver Sicherheit den unfähigen vorzuziehen; er war auch darin der ideale Wiener. Er hatte eine fast rührende Schwäche für unbegabte Leute, besonders wenn sie, sich ihrer Unbegabung selber bewußt, ihn vor ihr warnten, aber dann, wessen sie sich unmächtig fühlten, dennoch auf Befehl gehorsamst übernahmen, wie jener unglückliche Benedek, der jedesmal im Voraus ganz genau wußte, daß er versagen würde, der das auch jedesmal dem Kaiser treuherzig vorausgesagt und der dann auch jedesmal wieder pünktlich pflichtschuldigst versagt hat. Die Gestalt Franz Josephs gewinnt zuweilen fast etwas Sublimes dadurch, daß in ihm das Haus Habsburg zum erstenmal völlig verwienert erscheint.

Unfähige zog der Kaiser vor. Zuweilen wurden ihm aber durch die Not der Zeit starke Begabungen aufgedrängt. Es zeigte sich dann, daß er doch noch stärker war als sie: er hatte die Kraft, schon auch mit ihnen fertig zu werden. Gleich jenes Ministerium Bach, eine Versammlung der besten öster-

reichischen Köpfe, ist ein Beispiel. Im Reichstag zu Kremsier dort und im Ministerium Bach hier war Geist, Mut, Talent, Gewissen und guter Wille genug zur Ordnung Oesterreichs nicht nur, sondern des ganzen Abendlandes beisammen. Wer in den Protokollen nachliest, staunt immer wieder, wie damals schon alle Notwendigkeiten erkannt, alle Hilfen gefunden sind: aber vergeblich. Irgend ein geheimer Frost liegt auf dem Oesterreich Franz Josephs. Irgendwie wird hier alles immer wieder geheimnisvoll denaturiert. Das Rechte wird klar erkannt, dann wird es zuweilen sogar auch noch getan, aber bei dieser Umschaltung in die Tat geht damit irgend etwas Geheimnisvolles vor, so daß, bis es geschieht, inzwischen auf einmal daraus Unrecht geworden ist, dadurch nämlich, daß es immer nur halb, zur anderen Hälfte zugleich aber immer doch auch das Gegenteil davon geschieht. Diese schon immer unserer Stammesart, uns allen eigene Neigung, niemals Nein, eigentlich aber doch auch niemals ganz Ja, sondern beides so zu sagen, daß das Nein, indem man es ausspricht, schon fast wieder ein Zugeständnis und das Ja durch den Ton, den es hat, schon im selben Atem wieder zurückgenommen wird, ist von Franz Joseph virtuos ausgebildet und, indem er ihr nun noch den Hintergrund seines starren Selbstwillens gab, ist daraus ein politisches System geworden. Wenn der Mathias im „Bruderzwist" es den „Fluch von unserm edeln Haus" nennt, „auf halben Wegen und zu halber Tat mit halben Mitteln zauderhaft zu streben", so beschuldigt er damit das „edle Haus" falsch, was Grillparzer selber auch ganz gut weiß, der ebendort gleichsam das ganze Wesen Ferdinands, vielleicht des echtesten aller Habsburger, in den einen Satz ballt: „Da schritt ich denn zur Tat, dem besten Rat." Es klingt eher, als hätte Grillparzer bei jenen Worten des Mathias unmittelbar an Franz Joseph gedacht, den nur eins davon nicht trifft: „zauderhaft" war Franz Josephs Streben nie, von Anfang an bis zum Ende wich er keinen Schritt von der ihn beherrschenden Idee, der Herr zu sein, ab, ein in seiner Machtvollkommenheit so durchaus unbeschränkter Herr wie nur irgend einer des achtzehnten Jahrhunderts. Aber eben zu diesem Ziel, das er niemals aus dem Auge ließ, schienen ihm die halben Wege, die halben Mittel die besten. Unbeirrt auf sein Ziel loszuschreiten, aber als ob er dabei seinen Völkern entgegenkäme, das war die neue Methode, sein persönlichstes Eigentum. Wie fest er an ihr hielt, nur darin hat er noch einmal die ganze Kraft Habsburgs gezeigt. Wenn der Graf Szecsen, ein seltener Fall: echtester Ungar und bester Oesterreicher zugleich, einmal in einer Beratung verlangt hat, daß die Mitwirkung der Landtage zwar eine „entscheidende" sein müßte, „allein Seiner Majestät ein ausgleichender Einfluß zur Beseitigung des Drucks der Majoritäten zu wahren wäre", so hat er damit nicht bloß offenbar

dem innersten Willen Franz Josephs Ausdruck, er hat damit zugleich auch eine geradezu klassische Formel des ganzen franciscojosephinischen Systems gegeben. Landtage, deren „Entscheidung" dann aber wieder von Seiner Majestät „ausgeglichen", ein Parlamentarismus, wo der „Druck der Majoritäten" dann aber wieder „beseitigt" wird, und dies nun ganz ebenso durchaus überall angewendet, auf alle Fragen des österreichischen Lebens, die kleinsten wie die größten, das war im Grunde das „österreichische Staats- und Reichsproblem" wie Franz Joseph es sah. Daß er bei dieser Methode blieb, in ihr fest blieb, ihr treu blieb, daß es ihm gelang, in diese Methode so viele Jahre lang auch die klügsten, die redlichsten, die mutigsten seiner Staatsmänner einzufangen und einzuspannen, daß er sein absolutes Regime mit erst konstitutioneller, seit dem allgemeinen Wahlrecht aber gar demokratischer Fassade bis ans Ende durchgehalten hat, ist eine Leistung des „Korporals", der man immerhin eine gewisse, freilich sorgfältig versteckte Größe nicht absprechen kann. Man fragt sich unwillkürlich, ob seine bewährte Methode, wenn er noch den Umsturz erlebt hätte, nicht vielleicht stark genug gewesen wäre, auch die Republik wieder „auszugleichen" und auch den „Druck" von Arbeiterräten und dergleichen sachte schon wieder irgendwie zu „beseitigen". Aber Kaiser Karl, dem „reinen Toren", der sich nicht von Hofräten, sondern von seinem jungen arglosen Herzen beraten ließ, hat für die franciscojosephinische Methode von Anfang an jedes Verständnis gefehlt; für sein neues Oesterreich war es nur indessen schon zu spät geworden.

Wer unter Franz Joseph aufgewachsen ist, verrät das stets durch irgend einen inneren Knacks oder doch Bug; alle sind irgendwie von ihm insgeheim wie stigmatisiert, ganz unversehrt ist keiner geblieben: man kratze, noch so leise, Karl Renner und Franz Joseph erscheint. Wie Redlich diese Läsion an allen franciscojosephinischen Menschen aufzeigt, das ist von einem unbeschreiblichen Reiz; und kaum irgend ein Regent hat ja je so viele Männer so rasch verbraucht wie Franz Joseph, der mit derselben Ungeduld Pläne wie Menschen fallen ließ, mit der er sie eben erst aufgegriffen hatte. Keiner, der einmal in seiner Nähe war, hat sich je wieder ganz davon erholt; nicht bloß von Einzelnen gilt das übrigens, sondern auch von den Parteien: man möchte fast sagen, daß mit der Entwicklung der parlamentarischen Politik allmählich jede der österreichischen Parteien immer mehr dem Kaiser Franz Joseph ähnlich sieht. Und mit wachsender Verwunderung gewahrt man dabei doch immer wieder, wie reich an Begabungen, auch an ausgesprochen politischen Begabungen, dieses alte Oesterreich war, und ganz vergeblich! Kübeck, dessen Bedeutung, auch noch für die fünfziger Jahre, Redlich zum erstenmal voll erscheinen läßt, Andrian, Kleyle, der genialische Stadion, Bach selber, Bruck,

Leo Thun, Heinrich Clam, Schwarzenberg, Windischgrätz, der alte Plener, Schmerling und der völlig vergessene, von Redlich erst wieder nach Gebühr erkannte Hans von Perthaler, eigentlich ein geborener großer Journalist, der nur um ein Jahrzehnt zu früh kam, aber auch der alte Palacky, auf dem noch ein Segenshauch Goethes ruht, und Karl Havlicek, von allen politischen Erziehern des tschechischen Volkes der gewaltigste zugleich und der liebenswürdigste, ihm ähnlich der Kroate Gaj, Jellacic, von den Ungarn Anton Szecsen (von dem das tapfere Wort stammt: „Recht gibt Kraft!") und Josef von Eötvös, Bildnis an Bildnis zieht da vorüber, und so „sprechend" jedes, wie Redlich es ja gleichsam unter unseren Augen erst entstehen zu lassen mit einer fast magischen Gewalt vermag!

Aber nicht bloß die Kraft so vieler Begabungen, so vieler Ideen, so vieler Verheißungen ist von Franz Joseph verbraucht worden, sondern auch ein ganzes Volk: das der österreichischen Deutschen. Ihre Aufgabe war vorgezeichnet: sie hatten nationale Politik zu treiben, wie jedes der anderen österreichischen Völker auch. Sie mußten in den Ländern, wo sie in der Minderheit waren, sich Selbstbestimmung und Selbstverwaltung erkämpfen, was nur gelingen konnte, wenn sie dort, wo sie die Stärkeren waren, eben diese Selbstbestimmung und Selbstverwaltung selber den schwächeren Völkern gaben. Erfüllten sie, was ihnen ihr eigener nationaler Vorteil gebot, so hätte sich daraus von selbst jenes übernationale Reich ergeben müssen, das die besten Oesterreicher als die geschichtliche Sendung Oesterreichs erkannten oder doch empfanden. In diesen besten Oesterreichern war noch aus der Zeit her, wo Habsburg dem heiligen römischen Reiche deutscher Nation die Kaiser gestellt hat, ein Drang ins Weite lebendig, sie waren noch Deutsche von der alten, die ganze Menschheit umarmenden Art, die es in der Enge der eigenen Nation nicht aushält, von der ausschweifend weltsehnsüchtigen Art. Und sie waren doch auch, wenn nicht immer dem Bekenntnisse, so doch ihrer inneren Form nach, Katholiken, für deren Gefühl ja die Christenheit eine Lebensgemeinschaft und jedes einzelne der christlichen Völker wie jeder einzelne Christ selber ein besonderes Glied desselben mystischen Leibes ist. Inneres Gebot des eigenen Vorteils: sich national zu sichern, indem sie mit den anderen Völkern Oesterreichs zusammen die nationale Sicherung aller begründeten, und dieser ja gerade den deutschen Oesterreichern geschichtlich überlieferte Sinn, aus sich heraus und noch über sich hinaus auf fremde Volksart einzugehen, der sich im bayrisch-österreichischen Barock ein Denkmal von unvergeßlich durch die Jahrhunderte hin fortwirkender Schönheit gesetzt hat, ließen gerade die österreichischen Deutschen wie vorbestimmt erscheinen, die Form Oesterreichs zu finden: einen gemein-

samen Ausdruck gleichberechtigter Völker bei völlig geschützter innerer Freiheit. In Kremsier schienen sie dazu bereit. Daß sie's nicht blieben, daß sie dem geschichtlichen Beruf der österreichischen Deutschen: ein übernationales Reich zu schaffen und damit ein Vorbild, sozusagen ein erstes kleines Modell künftiger Vereinigten Staaten Europas, untreu wurden, daß sie das Recht der österreichischen Völker, nicht das der anderen bloß, sondern vor allem auch ihr eigenes nationales Recht verrieten, und verrieten an ein Phantom, dadurch ist das neue Oesterreich, das sich in Kremsier anzukündigen schien, verhindert, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer wieder verhindert und schließlich das alte Oesterreich zerstört worden; und in einem Fetzen vom alten Oesterreich hungern und frieren wir deutschen Oesterreicher jetzt, verwesend.

Wenn man sagt, unser altes Oesterreich sei zersprengt worden durch den Haß seiner Völker, den immer wilder aufschäumenden Haß ihrer Erbitterung über das eine vorherrschende Volk, das „Staatsvolk", die Deutschen, so schreit jeder österreichische Deutsche heute noch empört auf: Wann hätten wir in Oesterreich je geherrscht, wir, die wahren Stiefkinder Oesterreichs, immer wieder genarrt und betrogen? Das Merkwürdige ist nur, daß der Deutsche, der so spricht, ganz ebenso recht hat, wie wer die österreichischen Deutschen des unerträglichen Mißbrauchs ihrer Herrschaft zeiht, denn dies gerade ist ihr tragischer Fluch, aber doch immerhin auch ihre tragische Schuld gewesen, daß sie sich einreden ließen, an ihnen sei es, den „deutschen Charakter" Oesterreichs zu bewachen, den es dabei gar nicht gab! In ihrem Namen ist, an welchen Nationen immer, jedes Unrecht in Oesterreich geschehen, auf sie hat sich jede Vergewaltigung der Nationen berufen, sie hatten die Idee der nationalen Gerechtigkeit immer gegen sich. Und wenn sie sich das wenigstens hätten bezahlen lassen, durch irgend einen Vorteil für ihr eigenes Volk! Wenn nur wenigstens schließlich in der Tat das deutsche Volk über Oesterreich geherrscht hätte! In der Tat ist aber auch jener „deutsche Charakter Oesterreichs" auch wieder nur eine Kulisse gewesen, hinter der, als einzige Wirklichkeit der letzten siebzig Jahre Oesterreichs, jedem Volke mit den anderen drohend, eins gegen das andere ausspielend, ihre Launen und Leidenschaften gegeneinander abwägend, der Wille Franz Josephs stand, der Wille zu beharren.

Der Fluch der Deutschen in Oesterreich, dessen sie sich aber selber mitschuldig machten, war, daß den Völkern Oesterreichs angewöhnt wurde, die Herrschaft der Bureaukratie für eine Herrschaft des deutschen Volkes anzusehen. Unser Bauer hatte niemals das Gefühl, ein Deutscher zu sein: er war Tiroler oder Steirer oder Salzburger und er war des Kaisers. Ein

Bürgertum von der Art etwa, wie sie sich draußen schon früh in freien Reichsstädten entwickelt hat, hatten wir kaum. Der Sohn eines Bauern oder eines Handwerkers, wenn er die Begabung und den Ehrgeiz aufzusteigen in sich fühlte, wurde geistlich oder ein „Studierter". Dieser Stand der „Studierten" von geringer Herkunft, sich anfänglich bloß durch die noch seltene Kunst des Lesens und Schreibens und eine gewisse damit verbundene, dem ritterlich erzogenen Adel fremde geistige Beweglichkeit und Behendigkeit, bald auch durch die Kenntnis des allmählich in den Welthändeln immer mehr Bedeutung und Wichtigkeit erlangenden römischen Rechts empfehlend, in der Nähe der Großen lebend, ihnen bald unentbehrlich, doch zunächst lange noch in einer zweideutigen Stellung, halb Bedienter, halb Vertrauter, vor Schlägen nicht sicher, als Mitwisser von Geheimnissen gefährlich, dieser neue Stand des an den hohen Schulen, in den städtischen Kanzleien, an den Höfen der Fürsten ausgebildeten gelehrten Beamtentums hatte bei der Unfähigkeit des Adels, Geist nun auch noch sozusagen in Kleingeld umzuwechseln, wie das immer geschehen muß, wenn Ideen verwirklicht, Entwürfe des Staatsmannes Erscheinungen werden sollen, seinem Geschäft den Zauber einer Geheimwissenschaft zu geben gewußt, der Kameralist löste den Astrologen ab, es entstand eine Art Freimaurerei der gelehrten Bildung, die nun, als Maria Theresia mit weiblicher Ungeduld das Agglomerat habsburgischer Allodien über Nacht in einen „Staat" umkommandiert sehen will, ihren großen Augenblick gekommen fühlt. Der theresianische Versuch eines Staates mißlingt, aber Oesterreich erhält einen neuen Herrn, das Imperium des bureaukratischen Zentralismus beginnt, allen österreichischen Völkern gleich verhaßt. Er drängt schon unter Maria Theresia den Adel „aus seiner privilegierten Herrschaftsstellung in den Zentralstellen, im Kabinett und am Hofe der Monarchen zurück", er setzt unter Kaiser Franz, die Schwäche des mittleren und kleinen adeligen Grundbesitzes ausbeutend, sich selber als „eine neue bürgerliche Gentry" durch, er wird zur sogenannten „zweiten Gesellschaft", die junge Kraft der Industrie und der Hochfinanz, besonders auch der jüdischen, an sich ziehend, er ist es, dem allein im Grunde die Revolution von 1848 gilt, der sich von ihr an seinem Leben bedroht sieht, den die Kremsierer Verfassung entthront hätte, und der nun aber im letzten Augenblick noch durch den Einfluß, den der Freiherr von Kübeck, der letzte Hofkammerpräsident, siebzigjährig, auf den jungen Kaiser gewinnt, gerettet wird, um fortan bis ans Ende die Macht über Oesterreich zu behaupten, mit dem Wesen Franz Josephs allmählich so durchaus verwachsend, daß man ja nicht recht weiß, ob der Kaiser durch Addition sämtlicher Hofräte oder die Bureaukratie durch Division des Kaisers entstanden ist. Aber dieser Imperialismus von Bureaukraten

kann noch immer 1848 nicht vergessen, er spürt noch immer die Todesangst in allen Gliedern, und sie bringt ihn auf einen genialen Einfall: er erfindet den „deutschen Charakter" Oesterreichs und spannt an diesem Phantom das deutsche Bürgertum Oesterreichs für sich ein. Das ist der Dienst, den ihm der Liberalismus besorgt. Und so wird fortan aller Haß, den der bureaukratische Despotismus an allen österreichischen Völkern erregt, immer den Deutschen gebucht. Wen immer seitdem, in Galizien oder in Dalmatien oder in der Bukowina, jemals ein Hofrat, noch dazu meistens ein böhmischer oder polnischer, angeschnauzt hat, der ballte gegen das deutsche Volk die Faust. Daß unseren Slawen und Romanen das Deutschtum immer nur in der Person des österreichischen Bureaukraten erschien, daß das bureaukratische Regime, das doch auf uns mit derselben Wucht lastend lag, von allen anderen Völkern als unsere Herrschaft empfunden wurden und daß wir uns vom Liberalismus verlocken ließen, den bureaukratischen Zentralismus gegen jeden Angriff zu schützen, als wären wir selber getroffen, das hat, bis tief in den Balkan hinab, alle Wut gerechter Erbitterung gegen Beamtenwillkür auf den deutschen Namen abgelenkt.

In Oesterreich ist 1848 ein Aufstand gegen die Bureaukratie, für das alte, das vortheresianische, das geschichtliche Reich, das erneut auferstehen soll, aus dem Absolutistischen ins Konstitutionelle übersetzt. Das versucht der Kremsierer Entwurf. Aber gerade dieser Uebersetzung widerstrebt durchaus Franz Josephs autokratischer Sinn, dessen ganzes „System" später erst ausgebildet, sich schon damals sogleich verrät, wenn er zunächst für jenen Kremsierer Entwurf, den er nicht zuläßt, eine Verfassung oktroyiert, die den „ganzen geistigen Inhalt" des Kremsierer Werkes „herübernimmt". Warum dann nicht gleich den Kremsierer Entwurf? Weil dieser ein freier Ausdruck des Volkswillens ist und weil, wenn der Volkswille schon durchaus geschehen muß, er wenigstens „oktroyiert" werden soll. Er geschieht übrigens, wenn auch „oktroyiert", dennoch nicht, die Märzverfassung wird durch das Silvesterpatent wieder aufgehoben, und damit tritt in der Person des greisen Kübeck der bureaukratische Geist die Herrschaft über Oesterreich an. Kübeck sprach einmal (im Herbst 1848, in einem Brief an die Kaiserin Maria Anna) gelassen die Wahrheit aus, daß „die fast allgemeine Meinung, daß Oesterreich eine absolute Monarchie gewesen, in vielfacher Beziehung ein Irrtum ist", da der Kaiser doch „als König von Ungarn und Großfürst von Siebenbürgen durch Institutionen beschränkt" und auch in den übrigen Ländern „an ständische Institutionen gebunden" gewesen: „Die in der dem Monarchen ausschließlich verpflichteten Armee konzentrierte Macht und die Klugheit der österreichischen Regenten hatte bis zum Jahre 1825 die beschränkenden viel-

fachen Institutionen schlummern gemacht und den Kaiser in den Schein der Stellung eines absoluten Monarchen versetzt." Hätte nur irgend einer unserer „Demokraten" je von der österreichischen Geschichte, der wirklichen, so viel gewußt, als dieser eine Satz des alten Bureaukraten enthält! Das ganze Problem der Erneuerung Oesterreichs steht darin, nämlich: dem Kaiser jenen „Schein der Stellung eines absoluten Monarchen" zu nehmen, indem man sich auf jene „beschränkenden vielfachen Institutionen" besann, die „schlummernden" weckte, dann aber freilich ihren alten Sinn an den neuen wirtschaftlichen Kräften zu bewähren verstand: der kürzeste Weg zur Freiheit ging in Oesterreich damals durch die vortheresianische Vergangenheit. Kübeck hat es freilich anders gemeint: ihm war für den Kaiser der „Schein" eines absoluten Monarchen zu wenig, er traute dem „Schlummer" der beschränkenden Institution nicht recht, und in der „absoluten Monarchie", die im geschichtlichen Oesterreich zu sehen er für einen „Irrtum" erkannte, hat er die Rettung aus der Revolution und das Heil des neuen Oesterreichs erblickt. Und eigentlich ist die ganze Regierung Franz Josephs seitdem immer durchaus von diesem bureaukratischen Absolutismus Kübecks beherrscht geblieben, an dem unverbrüchlich festzuhalten der Kaiser mit starrem Willen fortfährt, in dem er sich durch keine Regung des immer wieder zuweilen aus dem Schlummer aufblinzelnden geschichtlichen Oesterreichs stören läßt und den er nur gelegentlich mit allerhand zeitgemäßen Verblümungen ausschmückt. Das Oktoberdiplom von 1860, der „Staatsstreich des hohen Adels gegen die regierende Wiener Bureaukratie", war ein solches Aufblinzeln des geschichtlichen Oesterreichs. Ebenso Hohenwart 1870. Und noch ein letztes Mal Taaffe.

Von der großen Revolution fasziniert, greift das Bürgertum des Abendlandes überall die Schlagworte von 1789 gierig auf und bemerkt nicht, daß unter denselben Schlagworten in jedem Lande, nach dem eingeborenen Sinn und der geschichtlichen Form des Landes, etwas ganz anderes geschieht. Oesterreich unterscheidet sich in seiner geschichtlichen Form von den Nachbarn schon dadurch, daß das Haus Habsburg, den Blick auf die Welt gespannt, einen österreichischen „Staat" für unnötig hält. Ihn in Eile nachzuliefern gelingt auch Maria Theresien nicht. Aber unter seinem Namen entsteht dafür ein neuer Machtapparat: die Bureaukratie, durch den, da sein Material aus der Oberschicht des deutschen Bürgertums genommen wird, das Bürgertum früher als in irgend einem anderen der europäischen Länder Anteil an der Herrschaft erhält, es wird geheimer Mitregent des Absolutismus. Indem, in der Person des „Studierten", der Bürger zur Macht eingelassen und ganz im Stillen über den mit äußeren Ehren abgefundenen Adel geschoben wird, ist auf Hintertreppen ein diskretes Einver-

ständnis zwischen dem höheren deutschen Bürgertum und der Dynastie hergestellt, das fortan für Oesterreich charakteristisch bleibt, aber entscheidend erst wird, als Franz Joseph seinen Versuch einer in Oesterreich ganz unbekannten, nach seiner geschichtlichen Entwicklung ausgeschlossenen, in seiner geschichtlichen Form unmöglichen Autokratie wagt. Dadurch gerät das deutsche Bürgertum Oesterreichs in die Stellung der „bevorzugten" Nation. Es wird von den anderen Nationen abgedrängt; statt mit ihnen und allen voran, steht es seitdem, offen oder heimlich, zur Autokratie, der es dabei doch im Grunde selbst nicht traut, von der es ausgenützt wird, ja, sich betrogen fühlt und doch nicht loskommen kann, durch den Schein einer Macht verlockt, die sie doch noch wirklich an sich zu reißen immer wieder von neuem hofft. Für diesen unheilvoll verworrenen Zustand, aus dem, da die Deutschen die Kraft, jener „Bevorzugung", jener geheimen Teilung der Gewalt zwischen Habsburg und dem deutschen Bürgertum entsagen zu lernen, so wenig fanden als die Kraft, sich zu dieser Gewaltherrschaft offen zu bekennen, ja sie auch nur sich selber einzugestehen, ihnen schließlich kein Ausweg als zur deutschen Irredenta Schönerers übrig blieb, ist Schmerling, mit dessen Februarpatent dieser erste Band von Redlichs Werk schließt, die wahrhaft symbolische Gestalt: durch ihn nähern, in ihm treffen sich der Kaiser und das deutsche Bürgertum. Die beiden temperieren einander nun. Das deutsche Bürgertum wird kaiserlich angehaucht, der Kaiser bürgerlich. Schmerling ist es ja, der der Autokratie Franz Josephs sozusagen den Regenschirm Louis Philipps in die Hand drückt. Ganz leise verändert sich das Bild des Kaisers allmählich, es wird umbetont: der Gebieter, auf dem im Jüngling der Akzent lag, tritt zurück, der pflichttreue Beamte tritt immer mehr vor und für Elisabeth bleibt nur noch der Korporal.

Seit Oesterreich zerging, sind die deutschen Länder Oesterreichs eigentlich nur noch aus alter Gewohnheit beisammen. An ihr hat Wien ein Interesse, schon das übrige Niederösterreich kaum, noch weniger gar Oberösterreich, Salzburg, Tirol, Kärnten und Steiermark. Was uns noch allenfalls zusammenzuhalten scheint, ist eigentlich nur ein gewisses Gefühl, nicht Abschied nehmen zu können. Josef von Eötvös hat einmal gesagt: „Es liegt in der Natur des Menschen, daß er da, wo er eine Vergangenheit gesehen, immer noch auf eine Zukunft hofft, und die Hoffnungen der Vaterlandsliebe können nur mit ihren Erinnerungen verschwinden: denn wo wir geliebt, da glauben wir an eine Unsterblichkeit." In wie vielen unter uns aber Erinnerung an Oesterreich so mächtig geblieben ist, daß sie noch auf das Vaterland hoffen, läßt sich in einer Zeit, wo jedermann nur heil über den nächsten Tag hinwegzukommen denkt, kaum sagen. Auch wird selbst das lebendigste Gefühl

für Oesterreichs Unsterblichkeit, für Oesterreichs Unentbehrlichkeit in Europa, für Oesterreichs Weltnotwendigkeit doch auf die Frage nicht antworten können, wer denn Oesterreich wieder aufrichten soll, welcher Nation denn die Kraft, die Selbstüberwindung, die Zuversicht, nachzuholen, was seit Kremsier versäumt worden ist, zuzutrauen, welche denn jung genug wäre, sich über sich empor ins Uebernationale zu wagen. Zunächst sieht keine danach aus.

***

Ungedruckte Berichte von Adolphe Thiers aus dem Jahre 1870

Mitgeteilt von Professor Friedrich Hirth (Paris)

In wenigen Monaten werden 50 Jahre seit dem Abschlusse des Frankfurter Friedens verflossen sein, der heute nur mehr der Geschichte angehört und dessen Bedingungen durch die des Versailler Friedens, der Deutschland auferlegt wurde, ersetzt wurden. In einer Zeit, da die Verpflichtungen des Vertrages von Versailles hart und schwer auf Deutschland lasten, auf die Ereignisse von 1870 und 1871 zurückzukommen, mag nicht völlig gerechtfertigt erscheinen. Dennoch verdient die nachfolgende Mitteilung ungedruckter Papiere aus dem Nachlasse des französischen Friedensunterhändlers von 1871, Adolphe Thiers, nachdrücklichste Betrachtung und Beachtung, weil Vieles darin enthalten ist, was die Politik Frankreichs seit dem Ausgang des von Napoleon III. heraufbeschworenen Krieges erklären kann, weil in diesen Aufzeichnungen Fäden und Richtlinien kennbar sind, die geradewegs zu den Ereignissen von 1914—1918 führen, weil daraus historische, politische und diplomatische Erkenntnisse reifen können, die bisher wegen der Unzugänglichkeit dieser wichtigen Quellen verschlossen blieben, und weil endlich die Gestalt Bismarcks — von einem Gegner geschildert — in ihrer ganzen gewaltigen Größe hervortritt, was deshalb von nicht zu unterschätzendem Werte ist, weil die politische Niederlage, die Deutschland 1918 erlitt, auch dazu geführt hatte, des ersten deutschen Reichskanzlers Werk und Persönlichkeit da und dort zu verkleinern, ja, ihm sogar in letzter Hinsicht einen Teil der Schuld an dem heutigen nationalen Unglück Deutschlands aufzubürden. Die Mitteilungen von Thiers lehren mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, wie weitausschauend Bismarcks politischer Blick war, wie gerade er all den Gefahren 1870—1871 auszubiegen wußte, denen Deutschland 1914—1918 erlag und die bereits für 1870 drohten (namentlich das Eingreifen der Neutralen in den Krieg, sowie die Allianz zwischen England und Frankreich, der Thiers schon seit 1836, besonders aber 1870 zusteuerte). Die Folgerung drängt sich darum unabweislich auf, daß eine starke politische Führung Deutschlands, die ihm im deutsch-französischen Krieg zuteil, aber im Weltkriege versagt war, vieles, wenn nicht alles, hätte anders gestalten können.

Adolphe Thiers, dessen Leben und Laufbahn den Lesern der „Preußischen Jahrbücher" wohl nicht geschildert zu werden braucht, war der eifrigste Brief- und Memoirenschreiber seiner Zeit, und namentlich jede Phase seiner eigenen staatsmännischen

Laufbahn von 1830 an erfuhr durch seine eigene Darstellung ihre Beleuchtung. Es ist erstaunlich, wie er die Zeit fand, neben seinen Verpflichtungen als Minister, Deputierter und Geschichtsschreiber auch noch eine derart umfängliche Korrespondenz zu führen, deren größter Teil seit dem 1. Mai 1916 der Oeffentlichkeit endlich zugänglich gemacht wurde, nachdem sie seit etwa 10 Jahren verschlossen in den Räumen der Handschriftenabteilung der Pariser „Bibliothèque nationale" geruht hatte. In 84 Foliokartons lagert eine Masse von Dokumenten, die zu heben und auszunützen erhebliche Zeit in Anspruch nehmen mag. Nicht nur viele der Briefe sind erhalten, die Thiers von gekrönten Häuptern (besonders zahlreich und wertvoll die von Ludwig Philipp und Leopold I. von Belgien, auf welch letztere noch zurückzukommen sein wird), Staatsmännern, Historikern und Schriftstellern seiner Zeit empfing, sondern auch die Entwürfe der Antworten des Empfängers (meistens auf den Rückseiten der eingegangenen Briefe), zahlreiche Konzepte seiner Reden und Berichte, und was am wichtigsten erscheinen muß, tagebuchartig geführte Aufzeichnungen über wichtige Ereignisse, an denen Thiers mitzuwirken berufen war.

Anderer Art sind die Handschriften, die im Karton Nr. 30 dieser reichen Sammlung verwahrt sind (die einem letztwilligen Wunsche Thiers zufolge von dessen Schwester Elise Dosne der Pariser Bibliothèque nationale übergeben wurden). Sie beschäftigen sich mit den Ereignissen vom 14. September 1870 — eine Woche nach der Ausrufung der Republik — bis zu den Verhandlungen, die Thiers im November 1870 mit Bismarck in Versailles wegen des Abschlusses eines Waffenstillstandes führte. Diese 2½ Monate konnten militärisch den Sieg Deutschlands kaum mehr in Frage stellen; aber politisch stand vieles, wenn nicht alles auf dem Spiele, zumal Thiers' Bestreben darauf gerichtet war, die Entente, wie sie sich 1915 gestaltete, 1870 zustande zu bringen, d. h. England, Rußland und Italien zu bewegen, aus ihrer Neutralität herauszutreten und gleichzeitig auch Oesterreich zu veranlassen, auf Frankreichs Seite zu treten.

Kaum war nach dem Sturz Napoleons III. die Regierung der nationalen Verteidigung in Paris eingesetzt worden, als Thiers von Jules Favre beauftragt wurde, seine Rundreise an die europäischen Höfe anzutreten, um dort für Frankreich zu werben. Bismarck gedenkt in den „Gedanken und Erinnerungen" (II, 99) nur ganz flüchtig „der Rundreise des Herrn Thiers", wobei „Europa nicht zu finden war".

Mit der ausführlichen Schilderung dieser „Rundreise" setzen die Aufzeichnungen von Thiers ein. Manches darüber ist bereits bekannt, insbesondere kennen wir die Bemühungen

von Beust, der nach Bismarcks Worten (Gedanken und Erinnerungen, II, 100) „eine kollektive Mediation der Neutralen zustande zu bringen suchte", aus dessen Memoiren „Aus drei Viertel Jahrhunderten" (II, 361, 395). Selbst die Aufzeichnungen von Thiers sind nicht gänzlich unausgenützt. Frau Elise Dosne verwendete die Papiere ihres Bruders zur Bearbeitung ihres Buches: „Notes et souvenirs de M. Thiers. 1870—1873 (Paris, 1903, bei Calmann-Lévy). Aber gerade dieses Buch nötigt dazu, die von Thiers selbst geschriebenen Akten genau zu besehen. Denn es stellt sich heraus, daß Frau Dosne mit dem Inhalte der handschriftlichen Vorlagen durchaus frei schaltete. Daß sie wichtige Einzelheiten gänzlich unterdrückte oder nur flüchtig berührte, wäre zu ertragen. Schwerer ins Gewicht fällt, daß sie Erweiterungen der Texte von Adolphe Thiers vornahm, sich Einschaltungen innerhalb der einzelnen Berichte gestattete oder sogar Tatsachenberichte veröffentlichte, für die man unter den Manuskripten ihres Bruders die Vorlagen vergeblich suchen würde. Zweierlei wäre nun möglich: daß Elise Dosne noch andere Aufzeichnungen besaß als jene, die sie der „Bibliothèque nationale" übergab, oder daß sie — in der Nachfolge jener romantischen Frauen, wie Bettina von Arnim oder Ludmilla Assing — bei der Ausbeutung von Dokumenten vor der Oeffentlichkeit ihrer Phantasie freien Lauf ließ, änderte, besserte, wegließ und hinzufügte, wie es ihr gut dünkte. Die zweite Annahme hat, ohne daß gegen Elise Dosne damit ein Vorwurf erhoben werden soll, die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Denn die Sammlung der Papiere, wie sie in dem Karton Nr. 30 aufbewahrt wird, macht einen (auch äußerlich) sehr geschlossenen Eindruck; der Verlauf der Darstellung erscheint so lückenlos, daß die Annahme unhaltbar wäre, es seien einzelne Stücke aus dieser Sammlung entfernt worden, oder es habe für dieselbe Situation mehrere Aufzeichnungen von Thiers gegeben, wovon immer nur eine der „Bibliothèque nationale" überwiesen worden wäre. Inwiefern Frau Dosne sich gegenüber den zugänglichen Aufzeichnungen von Thiers Abweichungen gestattete, soll am Schlusse dieser Darstellung wenigstens in kurzen Zügen gezeigt werden. Erst wenn der Ueberblick über den Inhalt der Thiersschen Papiere gegeben ist, kann eine Vergleichung mit dem Buch der Frau Dosne von Nutzen sein, das übrigens nur auf einen ziemlich geringen Teil der Berichte, Telegramme und Memoranden von Thiers Rücksicht nimmt, während eine Fülle dieser Papiere nicht nur ihrem Wortlaut, sondern auch ihrem beiläufigen Inhalte nach gänzlich unbekannt ist.

Eine textgetreue Wiedergabe aller Akten des Kartons 30 beabsichtigt diese Darstellung nicht, weil sie zahlreiche Wiederholungen enthielte und sich gerade bei diesen Aufzeichnungen

das Urteil Bismarcks*) über Thiers bestens bewährt, daß Thiers gern über alles Mögliche sprach und viele Abschweifungen machte. Natürlich wird dieser umschreibenden Darstellung kein wesentlicher Zug fehlen, wie sie sich auch genau an die Reihenfolge dieser Akten hält, die Thiers mit fortlaufenden Nummern versehen hatte.

Mit einem eigenhändigen Briefe Jules Favres vom 11. September 1870 setzt die Sammlung der Dokumente ein. Er dankt seinem „teueren einstigen Kollegen", daß er sich entschlossen habe, die diplomatische Mission auszuführen, die ihm von der Regierung der nationalen Verteidigung übertragen worden war. Am 12. September gibt er als Minister der auswärtigen Angelegenheiten in einem ausführlichen Schreiben Thiers seine Ernennung bekannt, und an demselben Tage werden die Minister des Auswärtigen in England, Oesterreich und Rußland, Lord Granville, Graf Beust und Fürst Gortschakoff, von dem bevorstehenden Eintreffen Thiers verständigt. Am 13. September benachrichtigte Thiers Favre bereits, daß er in London eingetroffen sei und um 6 Uhr abends dieses Tages seine erste Zusammenkunft mit Gladstone stattfinden solle. Bereits zur Mittagstunde hatte Thiers eine erste Besprechung mit Lord Granville, der Thiers die Pein ersparen wollte, ins foreign office zu kommen, und der ihn auf der französischen Botschaft aufsuchte. Die Unterredung dauerte lange, doch versuchte Granville die Hauptsache immer zu umgehen, während Thiers dieser stets zusteuerte. Zunächst versuchte Thiers Granville zu überzeugen, daß Frankreich den Krieg nicht gewollt habe — 1870 natürlich ebensowenig wie 1914! —, daß auch die französische Kammer diesen nicht gewollt habe, und daß sie sich am 15. Juli nur durch eine offenkundige Lüge habe bewegen lassen, ihre Zustimmung zur Kriegserklärung zu geben, da ihr erklärt worden sei, daß Frankreich eine angebliche Beleidigung (un prétendu outrage à la France) angetan worden sei. Thiers behauptet, daß er in dieser Hinsicht Granville habe überzeugen können, der allerdings zunächst darauf beharrte, Frankreich habe, im Grunde genommen, den Krieg gewünscht, und die Dynastie habe nichts anderes getan, als daß sie, um diesen Wunsch des Landes zu erfüllen, die Initiative ergriff. Granville teilte hierauf Thiers mit, daß die preußische Regierung mit der gegenwärtigen französischen Regierung nicht verhandeln wolle, da diese ihr nicht als die rechtmäßige Vertreterin des Landes erscheine. Thiers erwiderte, die Kammer hätte wohl die Macht an sich reißen können, habe es aber unterlassen, weil die gegenwärtige

*) Vgl. Moritz Busch, „Bismarcks Erinnerungen"; mir ist hier nur die 1898 bei Charpentier erschienene französische Uebersetzung „Les mémoires de Bismarck", I. Teil, Seite 182, zugänglich.

französische Regierung durch eine Volksströmung emporgetragen worden sei. Es wäre gefährlich, den rechtmäßigen Bestand dieser Regierung anzuzweifeln, die nach ihren Taten beurteilt werden müsse. Auf den eigentlichen Zweck seines Besuches übergehend, erinnerte Thiers Granville an die 40jährige Waffenbrüderschaft zwischen England und Frankreich, an das militärische Zusammengehen in der Krim, an das korrekte Verhalten Frankreichs während des Krieges in Indien. Die Antworten, die Granville erteilte, befriedigten Thiers nicht. Der englische Staatssekretär erklärte, daß England wohl wünschen würde, Frankreich zu Hilfe zu kommen, aber zum Kriege sei es weder bereit noch gerüstet, und namens der Neutralen könne es bei Preußen nicht intervenieren. Diese bündige Absage veranlaßte Thiers zu der Aeußerung, daß England damit seinen Rang in der Welt einbüße, und daß es zugebe, daß ohne England, ja, gegen England, die größte Revolution der neueren Zeit sich entwickle. Dagegen erwiderte Granville: Preußen beklage sich darüber, daß England für Frankreich zuviel tue und ausschließlich für dieses Partei ergreife. Thiers entgegnete mit Argumenten, die auch 1914—1918 immer wieder hervorgeholt wurden. Nicht Frankreich wünsche Eroberungen zu machen, sondern Preußen sei ehrgeizig, eroberungssüchtig. Es suche eine Umwälzung Europas. In Frankreich sei man überzeugt, daß die englische Königin sich durch ihre verwandtschaftlichen Gefühle zugunsten Preußens beeinflussen lasse, und die Regierung sei wiederum durch die Königin beeinflußt. Granville fertigte diesen Einwurf mit der Erklärung ab, für ihn gäbe es nur die Interessen Englands, die er wahrzunehmen habe. Dem Ansuchen Thiers', einen entscheidenden Schritt namens der Neutralen bei Preußen zu unternehmen, widersetzte er sich. Dagegen riet er Thiers, auf Favre einzuwirken, damit dieser selbst im deutschen Hauptquartier wegen eines Friedensschlusses vorstellig werde. Thiers erklärte Granville zunächst, daß die Abneigung Favres, mit den Preußen zu verhandeln, begreiflich sei, daß er aber mit ihnen verhandeln würde, falls ihm von vornherein die Gewähr einer zuvorkommenden Behandlung gegeben würde. Wenn England hierbei vermitteln wolle und die Garantie übernehme, daß diese Forderung von Preußen loyal ausgeführt würde, seien Verhandlungen zwischen Favre und Bismarck möglich. Granville zeigte sich bereit, darüber nachzudenken, und mit dem Premierminister Gladstone zu sprechen.

Um 6 Uhr abends desselben Tages besuchte Gladstone Thiers in der französischen Botschaft. Thiers fand ihn ernst, freundlich, aber durch die europäischen Ereignisse schwer erschüttert. Zunächst teilte Gladstone dem französischen Unterhändler die bekannte Antwort Bismarcks mit, daß er mit der gegenwärtigen französischen Regierung nicht verhandeln könne,

weil sie von den Franzosen selbst nicht anerkannt werde. Thiers bemühte sich, zu beweisen, daß die Truppen und die Bevölkerung zu der Regierung ständen und Favre trotz allem Ekel (dégoût), den der Gedanke ihm bereite, geneigt wäre, ins deutsche Hauptquartier zu gehen, um dort zu verhandeln, wenn England die einleitenden Schritte unternehme. Am nächsten Morgen (14. September, 10 Uhr vormittags) fand die zweite Besprechung zwischen Thiers und Granville statt. Der Franzose fand den Engländer nicht freundlicher als am vorigen Tage, sondern stets voll Angst, England und sich zu kompromittieren. Thiers bringt neue Forderungen vor. Die englische Regierung solle nicht nur einen ehrenvollen Empfang für Favre im deutschen Hauptquartier durchsetzen, sondern im Namen der Menschlichkeit die Einstellung der Feindseligkeiten erwirken und im allgemeinen Interesse nicht dulden, daß das europäische Gleichgewicht irgend welche Störungen erleide. Darauf unterrichtete Granville Thiers über seine Besprechungen mit Gladstone, der Thiers folgende endgültige Entscheidung des englischen Kabinetts mitteilen ließ: Wenn Favre es in irgendeinem Augenblick für notwendig erachte, mit Bismarck zusammenzutreffen, würde England den Vermittler spielen und Bismarck Favres Wunsch zur Kenntnis bringen, sich mit ihm auseinanderzusetzen. England würde auch im Namen der Menschlichkeit dem Wunsche Ausdruck geben, daß dem Blutvergießen ein Ende bereitet werde, daß die Ruhe Europas wiederkehre und ein Frieden geschlossen werde, der ehrenhaft für beide Teile sei. Nachdrücklich lehnte es Granville ab, sich bei Deutschland für Frankreichs Forderungen einzusetzen, er erklärte rundweg: „Dringen Sie nicht in mich. Sie können uns nicht dazu veranlassen, mehr zu tun, als wir wollen: wir wollen nur einfache Vermittler sein, ohne irgend auf eine bestimmte Lösung den Nachdruck zu legen. Daß wir einen Frieden empfehlen sollten, der das europäische Gleichgewicht noch mehr schädigen würde, als dies bisher geschah, das hieße für uns, Partei ergreifen für die eine oder andere Lösung des Konfliktes. Vielleicht werden wir später etwas weiter gehen müssen, heute müssen Sie sich damit begnügen, daß wir einen Schritt innerhalb der uns gesteckten Grenzen machen."

Thiers zeigte sich unzufrieden über eine frühere Allianz, die in der Gefahr so wenig Hilfe brachte, aber er wollte Granville nicht irritieren, ohne etwas zu gewinnen. Ueber die Frage der Anerkennung der französischen Regierung wurde noch kurz verhandelt. Wiederum betonte Granville, daß, ehe die Wahlen der Regierung keine sichere Grundlage gegeben hätten, auf diese Anerkennung nicht zu rechnen sei.

Es folgt in den Akten Thiers' das in der Unterredung mit Granville erwähnte Telegramm des deutschen Hauptquartiers, das durch Vermittlung Granvilles Thiers über-

geben wurde. Gleichzeitig übersandte es der französische Außenminister auch durch den französischen Geschäftsträger in London an Thiers. Es lautet: „Welche Sicherheit besteht, daß Frankreich oder, in diesem Augenblick, die Truppen von Metz und Straßburg die Vereinbarungen anerkennen werden, die man mit der Regierung beginnen könnte, die gegenwärtig in Paris ist, oder mit der, die ihr wahrscheinlich folgen werde?" Darauf antwortete Favre: „Die Garantien, die Herr von Bismarck fordert, können in politischer und militärischer Hinsicht festgesetzt werden. Die Regierung der nationalen Verteidigung wird einen Waffenstillstand unterzeichnen und wird sofort eine Nationalversammlung einberufen, die sofort den Frieden ratifizieren wird, der zwischen der preußischen und der französischen Regierung abgeschlossen sein wird. In militärischer Hinsicht bietet die Regierung der nationalen Verteidigung dieselben Sicherheiten an, wie eine regelrechte Regierung, da den Befehlen des Kriegsministers in allem Folge geleistet wird, was er für gut findet. Was demnach in dieser Hinsicht im Waffenstillstand vorgesehen sein wird, wird pünktlich, ohne jede Verzögerung, ausgeführt werden." Daran knüpft Favre eine Mitteilung über eine Unterredung mit dem englischen Geschäftsträger in Paris, Lord Lyon, dem er erklärte, daß Frankreich sofort einen Frieden schließen wolle, der ihm territoriale Unversehrtheit garantiere. Jede andere Bedingung würde zurückgewiesen werden. Auf die Uneinnehmbarkeit von Paris setzt dabei Favre große Hoffnungen. Er behauptet, 200 000 Nationalgarden seien vorhanden, mehr als 100 000 Mobilgarden. Außerdem zähle die Armee noch immer 80 000 Mann. Dennoch wünsche er, daß der Friede rasch geschlossen würde.

Am 14. September, um 12 Uhr 30, geht eine chiffrierte Depesche von Thiers an Favre ab, in der es heißt, ihm sei mitgeteilt werden, daß Admiral Fourrichon seine Flotte in Cherbourg zusammengezogen habe und die Blockade der preußischen Flotte aufgehoben sei. Thiers fragt, ob er über die Nordsee fahren könne, um eilends nach Rußland kommen zu können. Er fügt hinzu, ob es nicht besser wäre, wenn die französische Flotte die Blockade fortsetzte, um ihn auf seiner Ueberfahrt zu beschützen. Die Antwortdepesche auf diese Anfrage (3 Uhr 20 nachts) lautete, daß das Unwetter die französische Flotte gezwungen habe, die Blockade von Jade aufzugeben. Thiers müßte sich entschließen, ein englisches Paketboot zu benützen, um nach Petersburg zu gelangen, wo ihn Fürst Gortschakoff (nach Mitteilungen Favres) angeblich bereits mit Sehnsucht erwarte.

Durch Vermittlung des russischen Botschafters, Grafen Bernstorff, wird nun versucht, eine Zusammenkunft zwischen Bismarck und Favre zu ermöglichen. Granville wendet sich deshalb an Bernstorff, übersendet ihm ein Memorandum

Favres über die Art, wie dieser sich den künftigen Frieden vorstelle, und bittet Bernstorff, folgende Depesche Favres an Bismarck abzusenden: „Ich nehme mit Genugtuung das mir durch Lord Granville gemachte Anerbieten an, mir eine Zusammenkunft mit Herrn von Bismarck zu ermöglichen, da ich von diesem die Bedingungen für einen Waffenstillstand, und wenn es nötig sein sollte, auch die Grundlagen für einen Friedensvertrag zu vernehmen wünsche. Favre."

Der nächste ausführliche Bericht Thiers' aus London an Favre ist am 15. September abgefaßt. Thiers beschäftigt sich darin mit der Stimmung in England, von dem jetzt nichts mehr zu fürchten, aber vieles zu hoffen sei. Er findet bei den Engländern Zeichen der Verweichlichung ihrer Charaktere. Das sei nicht mehr jenes stolze, voraussehende England, stets bereit, sich zu entrüsten, wenn irgend etwas ohne England in der Welt vor sich gehe, und eifersüchtig wachsam über das europäische Gleichgewicht. Das sei jetzt ein sehr reiches England, ruheliebend, Unruhen fürchtend, das nur Geschäfte zu machen wünsche, weshalb es sich bloß um den Orient kümmere, während ihm der Okzident gleichgültig geworden sei. Ein wenig sei es noch um Belgien besorgt, aber nicht so weit, um für dieses einen Krieg zu beginnen. Für Frankreichs Unglück habe man Sympathien, ohne darüber untröstlich zu sein. Allerdings erhebe sich vor England jetzt eine furchtbare Macht, Preußen, mit dem es später noch einmal zu tun bekommen werde. Die Schlaflosigkeit, die Frankreich ihm früher bereitete, werde ihm von Preußen noch in doppeltem Maße verursacht werden. Auch werde es in Holland eine Art Belgien finden. Aber das sei bei Preußen noch nicht unmittelbar bevorstehend. Preußen schwöre heilige Eide, daß es nicht an Holland denke, die preußische Flotte müsse erst geschaffen werden, während die französische Marine bereits bestehe. Das europäische Gleichgewicht, von dem Thiers immer wieder in London sprach, werde durch Preußens Sieg für England nicht bedeutsam verändert. Sicherlich irrte England; denn eine Macht von 60 Millionen Menschen im Zentrum des Kontinents werde selbst in einer fernen Zukunft ein schrecklicher Feind sein. Aber diese Macht müßte Rußland ebenso erschrecken wie England.

Von England sei für Frankreich jetzt nichts zu erwarten; lebte Palmerston noch, dann sicherlich. Mit dem gegenwärtigen Ministerium sei nichts anzufangen. Es bestehe aus zwei Köpfen, Gladstone und Granville, die Thiers ausgezeichnet charakterisiert. Gladstone: zunächst Literat, Wirtschaftspolitiker, Humanist, sicherlich ein bemerkenswerter Geist, sehr ehrenhaft, aber traurig, furchtsam, nur mit der inneren Politik seines Landes beschäftigt, der Außenpolitik fremd gegenüberstehend. Geschmack, Kenntnisse und vor allem Takt, um die gesamte Lage Europas zu würdigen, fehlen ihm. So machte

Lord Granville die Außenpolitik ganz allein, ein weicher und liebenswürdiger Charakter, ein feiner Geist, der Europa gut kennt und einzig darauf bedacht ist, Unruhen zu vermeiden. Da er bei der Königin sehr in Gunst steht und sich diese erhalten will, fühlt er mehr deutsch als französisch, aber die wahre Ursache, warum er nicht für Frankreich eingreifen will, liegt darin, daß die ganze Nation große Affairen vermeiden will.

Am 16. September, abends, reist Thiers aus London ab, nicht zu Schiff, sondern auf dem Landwege, um in ständiger telegraphischer Verbindung mit Frankreich zu sein. Vor seiner Abreise empfängt er noch eine lange Depesche von Favre, worin ihm dieser im Namen der Regierung und im eigenen für seine bisherigen Bemühungen dankt, Bemühungen, die für sehr bedeutungsvoll gehalten werden. In einer zweiten Depesche vom 16. September, 3 Uhr 20 nachts, drückt Favre den dringenden Wunsch aus, ehestens ins deutsche Hauptquartier gelangen zu können, und er bittet Thiers, bei Granville dafür einzutreten, daß dieser seine Absicht erleichtere.

Ein am 16. September von Favre an Thiers gerichteter ausführlicher Brief erteilt diesem Direktiven, die er in Rußland befolgen solle. Favre behauptet zwar, es seien nur seine persönlichen Gedanken, die er ausspreche, aber er ist sich klar darüber, daß diese die künftige Politik Frankreichs leiten und auch auf die Entscheidungen Rußlands im gegenwärtigen Augenblick von Einfluß sein müssen. Seinem Dafürhalten nach kann der Hauptzweck der Reise Thiers' nach Rußland nur darin bestehen, diesem eine Allianz mit Frankreich anzutragen. In dieser unglücklichen Stunde, die Frankreich durchlebe, gebe nur *eines* Hoffnung auf die Zukunft, die sich bereits am Horizont abzeichne: In seinem politischen Verhalten müsse sich Frankreich künftig völlig ändern. Das europäische Gleichgewicht müsse ihm künftig gleichgültig sein (d. h., wenn es auch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird: Frankreich müsse sich auf solche Allianzen stützen können, die ihm in Europa das Uebergewicht gewähren). Favre fährt fort: Deutschlands Einigung können wir nicht mehr hindern, aber wir können diese Einheit auf ihre wahre Gestalt zurückführen. Zu fürchten hat Frankreich dann von einem geeinigten Deutschland nichts, wenn es durch Allianzen genügend geschützt ist. Auch Rußland fühle sich, wie er von Gortschakoff wisse, von dem geeinigten Deutschland bedroht, und darin liege die Möglichkeit, um in Petersburg mit Glück zu handeln. Eindringlich wird Thiers über die Entschlossenheit Favres unterrichtet, keinen Fußbreit Frankreichs bei den Friedensverhandlungen preiszugeben. Um dies zu vermeiden, sei er zu dem letzten Opfer entschlossen, nämlich Paris zu verteidigen, das nicht wanken werde.

In einer ausführlichen dritten Depesche an Favre (16. September) äußert sich Thiers abschließend über die Ergebnisse seiner Londoner Reise. Gegen Abend des vorangehenden Tages hatte Thiers mit Gladstone eine letzte Unterredung, wobei es ihm gelang, diesem „ein bemerkenswertes Wort" zu entreißen, dem er nur deshalb nicht allzu große Bedeutung beilegen möchte, weil es Gladstone und nicht Granville war, der dieses Wort aussprach. Thiers machte es Gladstone zum Vorwurf, daß sich Englands Standpunkt anscheinend geändert habe. Ursprünglich habe man Thiers versprochen, für einen Frieden einzutreten, der dem Gleichgewicht Europas entspreche, nunmehr beschränke man sich darauf, einen Frieden zu empfehlen, der ehrenhaft für beide kriegführenden Teile sei. Gladstone erwiderte darauf, wenn Frankreich sich über England beklage, tue Deutschland dies nicht weniger, und nachdem Deutschland durch Frankreich einen ungerechten Angriff habe erleiden müssen, glaube es, das Recht auf jede Unterstützung Englands zu besitzen. Thiers behauptete demgegenüber, daß Frankreich und selbst die Kammer dem Krieg feindlich gegenüber gestanden seien. „Ja", erwiderte Gladstone, „aber im Grunde genommen hegte Frankreich gegenüber Deutschland böse Absichten. Es wollte sich in dessen innere Angelegenheiten einmengen, wollte dessen Einigung verhindern und achtete das Selbstbestimmungsrecht des deutschen Volkes nicht." Thiers behauptete demgegenüber, daß Preußen, als es Hannover und Hessen annektiert habe, das Selbstbestimmungsrecht der Völker verletzt habe. Gladstone: „Das ist eine andere Frage." Thiers: „Nein, es ist dieselbe. Wenn unter dem Vorwand der Einigung man das Recht habe, jedes Land zu annektieren, wo dieselbe Sprache gesprochen werde, könnte Preußen ebensogut Württemberg, Bayern, Ober- und Niederösterreich annektieren und unter seinem Zepter 60 Millionen Menschen vereinigen. Aber unter demselben Titel könnten wir Franzosen die französische Schweiz, Belgien, Rußland und alle slawischen Staaten mit Frankreich vereinigen. Wir Franzosen haben es hingenommen, daß Hannover und Hessen annektiert wurden und in bezug auf Württemberg und Bayern erhoben wir zwar Opposition, ohne aber dieser vollen Ausdruck zu geben. Die Zeitungen redeten davon, aber die Regierung tat es nicht." Gladstone erledigte diese Sophismen mit der kurzen Bemerkung, daß er diese Angelegenheiten jetzt nicht berühren wolle, man müsse sich mit der gegenwärtigen Lage beschäftigen. Thiers stellte die kategorische Frage, ob England eine Zerstückelung Frankreichs zulassen wolle. Gladstone: „Nein, nein, aber der Friede, den man Euch vorschlagen wird, ist ja bisher unbekannt. Bisher sind wir nur dabei, daß Herr von Bismarck sich mit einem Vertreter Frankreichs begegnen wird, und wir wissen nichts von den Forderungen, die erhoben werden sollen."

Thiers: „Sicherlich, aber sobald diese Bedingungen bekannt sein werden und diese eine Veränderung in der gegenwärtigen Stärke der Staaten enthalten, wird darin für England nicht ein deutlicher Hinweis liegen? Wird es seinen Bedenken nicht Ausdruck geben?“ Gladstone antwortete bejahend. Um diese Worte nicht abschwächen zu lassen, hielt es Thiers für angebracht, das Gespräch zu beenden und von Gladstone Abschied zu nehmen.

Eine letzte Unterredung mit Granville vollzieht sich in sehr freundschaftlichen Formen. Granville erklärt, daß ihm Frankreichs Unglück nahegehe, aber England müsse sehr behutsam operieren, und auch Rußland könne nicht anders handeln. Im Grunde genommen könne Thiers mit seinen Erfolgen in England zufrieden sein. Er habe die Anerkennung der Regierung verlangt, die für England nur noch von der Lösung einer formellen Vorfrage abhänge (Kammerwahlen!), ebenso die Einleitung von Besprechungen über den Frieden. Dabei hoffe England, Frankreich helfen zu können. Aber es gebe dabei eine gewisse Grenze, die England nicht überschreiten könne. Es sei bedauerlich, daß Thiers nicht in London bleibe (die Reise nach Rußland konnte natürlich Granville nicht angenehm sein), um der englischen Regierung seine Gedanken über die Lage Frankreichs immer im gegebenen Augenblick mitzuteilen. Die Wärme des Tones, mit dem Granville sprach, veranlaßte Thiers endlich, den Plan einer Allianz mit England zur Sprache zu bringen. Direkt zwingen wollte er Granville nicht, diese Allianz abzuschließen, aber er verhehlte ihm nicht, daß, wenn England nichts für Frankreich tun wolle, Frankreich frei sei, um anderswo Unterstützung zu suchen. „Ich verschwieg ihm nicht, daß in Frankreich lebhafte Verstimmung gegen England herrsche, daß man überall sage, die Allianz mit England habe Frankreich noch niemals etwas genützt (die gegenwärtige Gelegenheit sei die einzige, bei der diese Allianz für Frankreich hätte wirklich nützlich sein können), daß zur Zeit des Krimkrieges es sich ebenso um Interessen Englands, wie um die Frankreichs handelte, daß schon eine zweideutige Haltung Frankreichs während des indischen Krieges England in große Verlegenheit gebracht haben würde, daß aber Frankreich immer Beweise unwandelbarer Treue abgelegt habe.“ Granville: „Was wollen Sie, daß wir tun sollen? England will keinen Krieg, und wenn es ihn wollte, wie sollte es ihn allein machen? Oesterreich und Rußland haben in dieser Angelegenheit ebensoviel Interesse wie wir und nicht mehr als wir. Glauben Sie, wenn wir uns einmengten, daß wir Preußen aufhalten könnten?“ Thiers: „Ich bezweifle es nicht. Wenn ganz Europa erklären wollte, daß jeder Angriff auf die Integrität des französischen Gebietes in seinen Augen die Ursache gegenwärtiger und künftiger Umwälzungen wäre, und daß es diese

mißbillige, ohne den Krieg zu beginnen, so würde Europa Preußen dadurch aufhalten." Granville erwiderte, daß diese Einmütigkeit Europas nicht zu erreichen und es nutzlos sei, darüber zu sprechen. Er hielte es für nützlich, wenn Thiers in London bliebe, bis eine Antwort Preußens wegen der Zusammenkunft Bismarcks mit Favre eingetroffen wäre. Aber Thiers erklärte, daß er so dringend nach Rußland eingeladen sei, daß er eilends hinfahren müsse. Warum es ihn so sehr nach Rußland zog, legte Thiers Favre nunmehr dar: er hoffte, daß Rußland sich gegen jede Gebietsabtretung aussprechen werde und daß damit England und Oesterreich gezwungen wären, dieselbe Haltung einzunehmen, um hinter Rußland nicht zurückzustehen. Von dieser Kollektivmanifestation der Mächte erwartete Thiers, daß sie gerade eintreffen werde, wenn mit Preußen über den Frieden verhandelt werde, Preußen würde aus freien Stücken keine Annexion vornehmen, um den Anschein zu vermeiden, als ob es von den Neutralen (England, Oesterreich, Rußland) sich irgend etwas hätte vorschreiben lassen.

Thiers reist erst am 17. September aus London ab, nicht nach Petersburg, sondern zunächst nach Wien. In den Akten folgt jetzt eine chiffrierte Depesche aus Petersburg, 18. September, von dem dortigen französischen Botschafter de Gabriac, an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Paris, in der es heißt: Rußland wünscht vor allem den Frieden. In diesem Sinne wird Rußland bei Preußen von neuem eintreten. Rußland erwies Frankreich während des Krieges bereits Dienste, und es ist im Begriff, diesem einen neuen zu erweisen, indem es bei Bismarck die Möglichkeit durchsetzen werde, daß dieser mit der provisorischen Regierung verhandle. Aber wenn Rußland die Beendigung des Krieges wünscht, so kümmert es sich viel weniger um die Mittel, wie dieses Ziel zu erreichen wäre, als um den Zweck, der zu erreichen ist. Auf Frankreichs Widerstandskraft setzt Rußland kein Vertrauen. Die preußische Armee flößt in Petersburg einerseits Bewunderung, andererseits Furcht ein. Deshalb rät Gortschakoff, sofort um Waffenstillstand zu bitten. Eine militärische Demonstration gegen Preußen in diesem Augenblick zu unternehmen, lehnte Kaiser Alexander absolut ab. Aus diesem Grunde konnte der Botschafter auch den Vorschlag Favres nicht weiterleiten, daß die Mächte einen Kollektivschritt tun sollten, und ebensowenig hielt er es für angebracht, von Favres Entschluß Mitteilung zu machen, eventuell Frankreich noch in Bayonne zu verteidigen. Gortschakoff, der übrigens von Oesterreich in Ausdrücken größter Bitternis sprach, war für einen Kollektivschritt der Mächte nicht zu haben, sondern wünschte, daß Rußland allein Schritte bei Preußen unternehme, zumal Rußland allein imstande sei, bei Preußen etwas aus-

zurichten. Diese Depesche übersendet Adolphe Cremieux, der Justizminister der Regierung der nationalen Verteidigung, im Wortlaute an Thiers. Am 24. September schreibt Thiers an Cremieux, daß er in voller Hast nach Wien kam und eine Besprechung mit Beust hatte, der einsah, daß Thiers zunächst nach Petersburg reisen müsse. Beust verspricht ihm, falls Rußland für Frankreich eintrete, daß Oesterreich nachfolgen wolle. (Weitere Mitteilungen über diesen Wiener Aufenthalt enthalten die Aufzeichnungen nicht. In dem Buch der Frau Dosne wird die Unterredung mit Beust ausführlich dargestellt.)

Am 27. September trifft Thiers in Petersburg ein. An demselben Tage geht von der französischen Regierung, die sich in Tours aufhält, eine Botschaft an den französischen Botschafter in Petersburg, de Gabriac, ab, worin mitgeteilt wird, daß infolge der Bedingungen Bismarcks die vollste Einigkeit des französischen Volkes hergestellt sei, alles sei entschlossen, die energischste Verteidigung vorzubereiten, und alles habe volles Vertrauen zur Regierung.

Am 29. September, 1 Uhr, wird Thiers vom Zaren empfangen, und zwar im Winterpalais in Petersburg. Am 1. Oktober sendet Thiers seine erste Depesche an Cremieux. Er schildert seine Besprechungen mit Gortschakoff und dem Zaren. Beide äußern Bedenken gegen die gegenwärtige französische Regierung. Als Thiers über die künftigen Beziehungen beider Reiche sprechen wollte, stieß er auf starken Widerstand. Der Gedanke, Frankreich und Rußland durch eine feste Allianz zu einigen, entzücke in Petersburg alle Welt, und nur die deutsche Partei, die übrigens nicht zahlreich sei, widersetze sich ihr. Jedermann (Volk, Presse, kaiserliche Familie, Armee, Beamte) hege die besten Gesinnungen für Frankreich. Aber die Art, wie Frankreich den Krieg erklärte, hinterließ in Petersburg lebhafteste Verstimmung. Die Unwürdigkeit der Kriegserklärung, nachdem man Frankreich den Verzicht auf die Kandidatur des Hohenzollern zugestanden hatte, die Ruhmredigkeiten der Bonapartisten, die ankündigten, man werde direkt nach Berlin marschieren, zeitigten übelste Wirkung, und man befürchtete, daß die Invasionen des ersten Napoleon wieder aufleben würden. Unter diesem Eindrucke hätten Preußen und Rußland Vereinbarungen getroffen, die jedes Eingreifen der russischen Regierung bedeutsam erschweren würden. Nichtsdestoweniger habe der Kaiser erklärt, daß er alles tun wolle, damit ein annehmbarer Friede erreicht werde. Der Kaiser und Gortschakoff seien sich klar darüber, welche Gefahr es bedeute, im Zentrum Europas ein starkes deutsches Reich zu errichten, aber Rußland sei nicht bereit zum Kriege. Das einzige, was Thiers erreichen konnte, war das Versprechen, daß man sich, wenn es zu Friedensverhandlungen kommen

sollte, zugunsten Frankreichs einsetzen werde. Sollte der Friede unbillig sein, so würde er nicht die Zustimmung und nicht die Ratifikation Rußlands erhalten und infolgedessen auch die keiner anderen Regierung. Der Friede bliebe dann ein von ganz Europa gemißbilligter Gewaltakt. Einen Erfolg der französischen Waffen wünsche man, um die Vorwürfe Preußens abzuwehren, das sich beklage, es werde um die Früchte seiner Siege gebracht. Deshalb glaubt Thiers, daß die Dauer des Widerstandes von Paris Einfluß auf die Friedensbedingungen haben könne. — In einem Bericht aus Tours schildert am 3. Oktober 1870 der Direktor im Auswärtigen Amte, de Chaudordy, Thiers die Lage Frankreichs. Zwei Briefe folgen mit, einer von Favre an Chaudordy, der andere von Chaudordy an den französischen Gesandten in Florenz. Die Frage militärischer Hilfe durch Italien wird darin besprochen und auf sie mit ziemlicher Bestimmtheit gerechnet. Thiers wird aufgefordert, Rußland zu bewegen, dieser militärischen Hilfe Italiens keinen Widerstand entgegenzusetzen. In dem Briefe Favres an Chaudordy wird auch dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß Rußland Preußen militärisch bedrohe, um dieses zu bewegen, dem Kriege ein Ende zu machen. Eine bloße Demonstration Rußlands würde auch Oesterreich auf die Seite Frankreichs ziehen, Oesterreich warte nur auf ein militärisches Vorgehen Rußlands. Auch Italien müsse mittun, schon um Frankreich seine Dankbarkeit für die erwiesenen Dienste im Jahre 1859 zu beweisen. Favre spricht von einem energischen Widerstand, den Frankreich leiste, dem es gelingen werde, Preußen zu schlagen, da dessen Truppen ermüdet seien. Dennoch müsse militärische Hilfe auch von auswärts kommen. Die Herrscher, die dagegen Widerstand erhöben, setzten sich in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung ihrer Länder und sie würden ihren Egoismus teuer bezahlen müssen. Italien scheine zwar hilfsbereit zu sein, Vicomte Venosta habe die Entsendung von 200 000 Mann versprochen. Das müsse Oesterreich fortreißen, das Preußen schon deshalb nicht gewähren lassen dürfe, weil dieses Tirol und Triest an sich reißen würde.

Der Brief de Chaudordys an den französischen Gesandten in Florenz hat folgenden Inhalt: Chaudordy schlug dem Vertreter Italiens in Frankreich eine Allianz vor, die abzulehnen ein schwerer Fehler Italiens wäre. Frankreich würde sich mit 60 000 Italienern begnügen, die in Süddeutschland einfallen sollten. In diesem Falle müßte Preußen Truppen von Metz oder Straßburg abziehen. Damit wäre die Situation zugunsten Frankreichs geändert. Von der Pariser und Belforter Garnison würden 80 000 Mann abgezogen werden, die sich mit den Italienern vereinigen sollten. Italien würde, falls es für Frankreich eintrete, fortan eine entscheidende Rolle

in Europa spielen, und die römische Frage würde aufhören zu bestehen.

Aus Petersburg kündigte Thiers am 4. Oktober 1870 dem Justizminister Cremieux seine Abreise an, nachdem er alles erreicht zu haben hofft, was sich erreichen ließ. Die kaiserliche Familie nahm ihn gütig auf. Am 2. Oktober sei die wichtige Nachricht eingelaufen, daß man in Berlin friedlich gesinnt sei und Verhandlungen beginnen könnten. Man schlug Thiers vor, diese sofort zu beginnen, aber ohne die Zustimmung der Regierung wollte Thiers nichts tun. In Petersburg sei aber für diesen Zweck alles in Angriff genommen worden und die ersten Schritte würden erfolgen. Thiers erklärte, sich in Wien und Florenz aufhalten zu wollen und dann nach Frankreich zurückzukehren, wo er Mitte Oktober eintreffen werde.

Am 4. Oktober 1870 richtet Favre an Thiers, von dem er keine Nachricht hat und von dem er nicht einmal weiß, wo er sich eben aufhält, ein Schreiben. Er schildert ihm die Vorgänge in Paris während der Belagerung, die seit 17 Tagen dauere, aber die Bevölkerung nicht mutlos mache. Nur die Frage erhebe sich: Wo bleibt Europa? Hat es den Kopf und das Herz verloren? England scheint Favre ein sehr gefährliches Spiel zu treiben, indem es seinen Egoismus allein sprechen lasse. Rußland wäre verpflichtet, die Vernichtung Frankreichs nicht zuzulassen. Theoretisches Interesse für Frankreich könne diesem nicht genügen. In Paris werde das Gerücht verbreitet, daß Rußland sich gegen die Türkei wende, wie Italien nach Rom ginge. Das heiße Frankreich den Rücken kehren und alle Erinnerungen an 1860 zerreißen. Aber beide Mächte würden ihr Verhalten einst zu bereuen haben. Rußland habe das größte Interesse daran, daß Europa friedlich und geordnet sei. Thiers wird endlich beschworen, bei Rußland für eine sofortige, energische Aktion einzutreten; wenn sie nicht sofort beginne, wäre Frankreich dem schrecklichsten Unglück ausgeliefert.

Erst am 10. Oktober erstattet Thiers Chaudordy aus Wien einen sehr ausführlichen Bericht über seine dortigen Eindrücke. Zunächst kommt er auf seine Petersburger Erlebnisse noch einmal zu sprechen, und im Gegensatz zu allen früheren Berichten bekennt er jetzt, daß es unmöglich gewesen sei, den hartnäckigen Zaren und Gortschakoff von ihren Anschauungen abzubringen. Das Einzige, was er erreichen konnte, war, daß er die Bedenken gegen die provisorische französische Regierung zerstreute, was keine leichte Aufgabe war und nur dadurch gelang, daß man in Petersburg, im Grunde genommen, über den Sturz Napoleons froh war, dem man die polnische Affäre und die letzte Kriegserklärung nicht verzieh. Trotz aller Bedenken gegen die provisorische Regierung sei man jetzt bereit, mit dieser zu verhandeln, ihr alle möglichen guten Dienste zu

erwiesen, ohne freilich so weit zu gehen, für diese Regierung in einen Krieg einzutreten. In diesem Punkte sei nichts zu erreichen, selbst das Angebot der engsten Allianz hätte Rußland zu nichts bewegen können. Thiers schildert ausführlich die Verhältnisse am Hof und den Charakter des Zaren, der ein überzeugter Absolutist und deutschfreundlich sei. Das erstarkte Preußen fürchte er aber, und deshalb sei er bis zu einem gewissen Grade geneigt, Frankreich zu Hilfe zu kommen, wie er ihm eigentlich auch dadurch einen wichtigen Dienst erwies, daß er Oesterreich abhielt, für Frankreich einzutreten. Denn an Oesterreich richtete er die Drohung (die allein auf ihn zurückzuführen sei): Wenn Ihr rüstet, rüste ich auch; wenn Ihr den Krieg für Frankreich beginnt, werde ich für die Preußen eintreten. Eine Aenderung in der Haltung Rußlands zugunsten Frankreichs herbeizuführen, könne niemandem gelingen. Rußland, wie übrigens alle Welt, habe ursprünglich an den Triumph Frankreichs und nicht an den Preußens geglaubt. Einen Sieg Frankreichs habe der Zar nicht gewünscht, da er fürchten mußte, Frankreich werde ihm seinen militärischen und politischen Einfluß aufdrängen. Daß aber Preußen so stark geworden sei, gehe ihm auch wider den Strich. Deshalb habe er Preußen zur Mäßigung geraten. Gortschakoff fürchtet das erstarkte Preußen und verachtet Bismarck, den er für unerträglich hochmütig und für fürchterlich ehrgeizig hält. Aber einen Krieg zu beginnen, liege (nach Gortschakoff) nicht im Interesse Rußlands, und von einem Kollektivschritt der Mächte hält er nichts, da dadurch Preußens Widerstand nur zunehmen würde und Frankreich damit nichts gewonnen hätte. Preußen gute Ratschläge zu erteilen, wollte er aber nicht aufhören. In Oesterreich, behauptet Thiers, sei man überzeugt, daß Rußland genau wisse, warum es nicht in den Krieg eingreife, da es geheime Abmachungen mit Preußen in der orientalischen Frage getroffen habe, die sich auf Gegenwart und Zukunft beziehen. Auf die wiederholten Angebote einer Allianz zwischen Frankreich und Rußland erhielt Thiers nicht einmal eine Antwort, doch wurde ihm bedeutet, daß Rußland bereit sei, dem Gedanken einer künftigen Allianz näherzutreten. Von Gortschakoff verlangte Thiers, daß man Oesterreich nicht verhindere, in den Krieg einzutreten. Indem man das tue, bekunde man beinahe, als ob man der Verbündete Preußens sei. „Wäre ich", sagte Thiers, „der Kanzler Oesterreichs, so würde ich trotz Rußlands Widerspruch rüsten. Ich würde mich in keiner Weise einschüchtern lassen, und Rußland würde es kaum auf sich nehmen, Krieg gegen die Oesterreicher zu beginnen, weil diese gegen die Preußen kämpften." Gortschakoff sei sehr verlegen gewesen und habe gesagt, es hänge von der Front ab, an der Oesterreich seine Truppen zusammenziehe, ob Rußland in den Krieg eintreten solle. „Ohne Zweifel", erwiderte Thiers, „aber

Oesterreich würde nicht an der galizischen, nicht an der bosnischen Grenze rüsten, sondern an der bayerischen, und in diesem Falle würde Rußland nichts unternehmen können." Gortschakoff habe geschwiegen, und Thiers war überzeugt daß Oesterreich in den Krieg eintreten könnte, wenn es wollte. Aber unglücklicherweise könne Oesterreich dies nicht tun. Gegen ein bewaffnetes Eingreifen Italiens erklärte Gortschakoff nichts einwenden zu können. Am nächsten Tage berichtet Gortschakoff Thiers, daß er unterrichtet sei, in Berlin sei man zum Frieden geneigt und für Thiers wäre es das Beste, eilends nach Paris zurückreisen, der Kaiser selbst wollte ihm einen saufconduit verschaffen, damit er über Deutschland reisen könne. Ohne Einverständnis der französischen Regierung wollte indessen Thiers nichts unternehmen, und er reiste deshalb nach Wien. Dort angekommen, sah er Franz Joseph zweimal. Thiers erklärte diesem sowie Beust und Andrassy sofort, daß Rußland bloß formellen Widerspruch gegen ein Eingreifen Oesterreichs erheben würde, aber keinen tatsächlichen. So sehr diese Mitteilungen befriedigten, so ließ sich doch kein bindender Beschluß abringen, der Oesterreich in den Krieg getrieben hätte. Die Parteikämpfe zwischen Ungarn, Deutschen und Tschechen machten ein Eingreifen für Frankreich unmöglich. Dazu komme, daß Oesterreich fürchten müsse, Preußen würde sich auf Oesterreich stürzen, und in diesem Falle würde auch Rußland über Oesterreich herfallen. Wäre Frankreich nicht so sehr geschwächt, so ginge Oesterreich mit ihm. Aber jetzt wäre Frankreich ein schwacher Alliierter, und die Gefahr für Oesterreich sei zu groß, sich in einen Krieg einzulassen, der so schlecht begonnen habe. Für Frankreich hege man überall in Wien die besten Gesinnungen. Der österreichische Hof sei zweifellos Frankreich am meisten zugetan. Er wünschte ernstlich, Frankreich zu helfen, was Oesterreich auch dadurch bewiesen habe, daß es durch Thiers den Italienern sagen ließ, daß das ganze österreichische Gebiet hermetisch gegenüber Preußen verschlossen sein werde und keine deutsche Armee dieses österreichische Gebiet durchschreiten könne, um Italien zu überfallen. Oesterreich wünsche eine gemeinsame Aktion aller Neutralen, um einen Druck auf Preußen auszuüben.

In einem Resumee an Chaudordy vom 10. Oktober spricht Thiers begeistert von der Stimmung des russischen Volkes für Frankreich. Rußland, das bis 1866 mit Preußen zusammengegangen sei, habe begonnen, Preußen zu fürchten, weil dieses in den baltischen Provinzen Einfluß gewinnen könnte. Andererseits muß Thiers freilich auch zugeben, daß eine starke Partei in Rußland unter Führung des Kaisers selbst Deutschland günstig gesonnen sei. Der Zar liebe seinen Oheim, den König von Preußen, und hege für diesen geradezu Ergebenheitsgefühle. Uebrigens empfinde der Kaiser Alexander Ab-

scheu vor den liberalen Ideen Frankreichs und zöge den „preußischen Zarismus" vor. Wichtig ist, daß Alexander davon überzeugt war, daß nur Frankreich den Krieg heraufbeschworen habe. Als die Kandidatur des Hohenzollern auftauchte, trat er bei König Wilhelm dafür ein, diese fallen zu lassen, was sofort geschah. Damit glaubte Alexander, den Frieden gerettet zu haben. Aber die Hartnäckigkeit Frankreichs, den Krieg weiter zu betreiben, ärgerte ihn, und er kam zur Erkenntnis, daß die Affäre mit dem Hohenzollern bloß ein von Frankreich gesuchter Vorwand war, um endlich den Krieg zu beginnen. Das französische Kriegsgeschrei und die Rufe „à Berlin" verstimmten ihn tief, und er fürchtete, daß die Franzosen, wie 1807, in Berlin einziehen könnten. Diese Furcht habe übrigens auch Preußen beseelt, und König Wilhelm habe sich in die Arme seines Neffen Alexander geworfen, der ihm auch Beistand versprochen habe. Alexander habe Wilhelm feierlich erklärt, daß nicht nur Rußland nicht in den Krieg eintreten werde, sondern er auch Oesterreich verhindern werde, sich am Kriege zu beteiligen. Thiers behauptet, daß dieses Eingreifen Alexanders die wahre Ursache der Neutralität Oesterreichs gewesen sei. Den Anregungen Thiers, einen Krieg zu beginnen, zeigte sich der russische Kronprinz außerordentlich zugänglich. Mit einer dänischen Prinzessin Dagmar verheiratet, war es natürlich, daß er gegen Preußen Abneigung hegte, und so erklärte er Thiers: „Wenn ich etwas zu sagen hätte, würden wir fest gegen Preußen auftreten. Ich wollte sehen, wer es wagen würde, mit uns Krieg zu beginnen." Allerdings, diese Gedanken seinem Vater zu suggerieren, mußte der Prinz ablehnen, da Alexander nicht auf ihn höre.

Als Thiers wahrnahm, daß er Rußland unmöglich in den Krieg hineinhetzen könne, versuchte er wenigstens bei Gortschakoff zu erreichen, daß Oesterreich an der Seite Frankreichs kämpfen dürfte. Der Fürst Gortschakoff lehnte diese Zumutung sehr kurz und fast brüsk ab: „Lassen wir das, es ist ein heikler Gegenstand. Hierüber besteht eine Verpflichtung des Kaisers, die unabänderlich ist." Uebrigens sei von den Oesterreichern nichts zu erwarten; sie sagten, Rußland verhindere sie, zu rüsten, aber das sei nur ein Vorwand, in Wirklichkeit dächten sie gar nicht daran, in den Krieg einzutreten. Von Oesterreich spricht übrigens Gortschakoff mit einer wahren Erbitterung, die sich Thiers mit den Ereignissen aus der Zeit des Krimkrieges erklärt, und dieser Haß gegen Oesterreich sei schuld, daß ein gemeinsamer Schritt der Neutralen zugunsten Frankreichs nicht erfolgen könne. Gegen ein Eintreten Italiens in den Krieg an der Seite Frankreichs hatte Gortschakoff nichts einzuwenden. Bei seinem vorletzten Besuch, am 2. Oktober, teilte ihm Gortschakoff mit, daß er sichere Nachrichten habe, Preußen wünsche den Frieden und sei geneigt, mäßige Be-

dingungen zu stellen. Er forderte Thiers auf, sofort nach Paris zu reisen, um auf die Mitglieder der Regierung einzuwirken, den Frieden zu schließen.

Am 21. Oktober trifft Thiers in Tours ein (über die italienische Reise findet sich kein Bericht vor). Seine Rundfahrt an die europäischen Höfe hatte nicht die gewünschten Ergebnisse. Außer dem italienischen Freikorps der Garibaldianer, wurde militärische Hilfe nirgends gewährt, ja, nicht einmal in Aussicht gestellt. (In dieser Hinsicht arbeitete die französische Diplomatie während des Weltkrieges zweifellos erfolgreicher!) So mußte der schwere Schritt getan werden, daß sich Thiers in das deutsche Hauptquartier nach Versailles begab, um dort wegen eines Waffenstillstandes zu verhandeln. Formell sollte dieser erbeten werden, um die Wahlen zur französischen Nationalversammlung zu vollziehen. Tatsächlich wünschte aber die französische Regierung der nationalen Verteidigung — wie aus den jetzt mitzuteilenden Akten hervorgeht — während dieser Zeit der Waffenruhe die Widerstandskraft von Paris zu erhöhen und Zeit zu gewinnen, damit vielleicht inzwischen die eingeleiteten diplomatischen Verhandlungen einen für Frankreich günstigen Umschwung herbeiführen.

Die Instruktionen, die Favre Thiers für seinen Besuch im deutschen Hauptquartier erteilte (31. Oktober) waren folgende: Frankreich habe den Vorschlag der vier Großmächte angenommen, wegen eines Waffenstillstandes bei Preußen vorstellig zu werden, damit die Wahlen zur Nationalversammlung stattfinden könnten. Aber es würde einen solchen nur unter der Bedingung annehmen, daß die Ernährung von Paris sichergestellt werde. Preußen müßte zusichern, daß die Wahlen auf dem ganzen französischen Territorium ungehindert stattfinden können, natürlich auch in den besetzten Gebieten. Damit dies geschehen könne, müssen die telegraphischen und postalischen Verbindungen in Frankreich ungehindert benützt werden dürfen. Der Waffenstillstand müsse wenigstens für 25 Tage geschlossen werden.

„Note exacte en tous points" notiert Thiers selbst auf dem folgenden Schriftstück, worin er seine Reise nach Versailles und die dort geführten Verhandlungen schildert. Er reist am 28. von Tours ab und kommt um 9 Uhr abends in Orleans an. Von der Tann besucht ihn und kündigt ihm an, daß alles auf dem Wege bereit sei, um ihn rasch nach Versailles zu befördern. Am 29. reist er nach Versailles, wo er am 30. eintrifft. Er sieht Moltke und Bismarck, die ihm beide erklären, daß sie seine Bedenken teilen und jetzt kein Wort von Geschäften reden wollen, ehe er nicht mit der Regierung in Paris Rücksprache gepflogen hätte. Alle Vorsichtsmaßregeln seien getroffen, damit er den Weg an den Vorposten gefahrlos zurücklegen könne. Die Zusammenkunft dauerte 10 Minuten. So

gelangt er um 10 Uhr abends nach Paris, beginnt die Beratung im Auswärtigen Amt, die bis 3 Uhr morgens dauert. Am nächsten Tage arbeitet Thiers lange mit dem Handelsminister, damit die Mengen von Lebensmitteln festgestellt werden, die verlangt werden müssen. Um 3 Uhr fährt er nach Versailles, Paris unter dem Eindruck des Falles von Metz zurücklassend. In Versailles steigt er im Hôtel des réservoirs ab, Bismarck läßt sogleich über sein Befinden Erkundigungen einziehen und anfragen, wann sie einander treffen könnten. Am nächsten Tage um Mittag soll die erste Zusammenkunft stattfinden. Es folgen in der Aktensammlung Entwürfe Thiers über den Waffenstillstandsvertrag. Die Dauer des Waffenstillstandes setzt er zunächst auf 25, später auf 28 Tage fest, mit Rücksicht darauf, daß nicht in kürzester Zeit die Wahlen, der Zusammentritt der Nationalversammlung, die Wahl des Präsidenten und die ersten Beratungen stattfinden könnten. Für Paris fordert er zur Verpflegung: 34 000 Rinder, 80 000 Schafe, 8000 Schweine, 9000 Kälber, 50 000 Zentner gesalzenes Fleisch, 200 000 Meterzentner Getreide, 30 000 Meterzentner Trockengemüse, 100 000 Tonnen Oel. Als Grundlage der Berechnung nimmt Thiers an: 1 Pfund Brot, ½ Pfund Fleisch pro Kopf, was er sehr bescheiden nennt. — In einem eingehenden Situationsbericht teilt Thiers der Regierung von Tours den Verlauf seiner Verhandlungen mit Bismarck mit: „Die Lage war schlecht, sehr schlecht, als sich Metz noch gehalten hatte. Der Fall von Metz macht sie abscheulich und dazu kommt, daß Deutschland wenigstens 300 000 Mann um Paris und von Orleans bis St. Quentin hat, alles ausgezeichnete Truppen von der besten Qualität. Der Fall von Metz habe zweifellos 200 000 Mann für Deutschland freigemacht. 40 000 werden verwendet, um die französischen Gefangenen abzuführen und werden bald zur Verfügung stehen. 160 000 marschieren auf Paris vor und werden ihm bald nahe sein. Alle sind zwar nicht für Paris bestimmt, sondern für Rouen, Havre, Amiens, Arras, Orleans, Tours, Angers. Gegen Paris führe Preußen noch immer schwere Artillerie herbei, aber ohne den Plan, sie zu verwenden, außer wenn die größte Notwendigkeit dazu zwingen sollte und in dem Falle, daß Paris so mit Lebensmitteln versehen wäre, daß es sich noch lange halten könnte. Die Furcht, Europas Mitgefühl wachzurufen, falls man die zivilisierteste Stadt Europas beschießen wollte, der Wunsch, mit deutschem Blut zu sparen, bewirken, daß man sich damit begnügen wird, die französischen Angriffe abzuwehren, und man wird abwarten, daß sich Paris, wie Metz, selbst übergebe, nachdem es sein letztes Stück Fleisch und Brot verzehrt habe. Man nimmt an, Paris werde sich bis zum 15. Januar halten (ob sich in dieser Hinsicht der deutsche Generalstab Illusionen hingebe, könne die Regierung in Paris

beurteilen). Den Widerstand, den Paris leisten werde, dürfte dieses wohl bezahlen müssen, da Deutschland seine Soldaten von französischem Gelde bezahle. Bei seinen Verhandlungen mit Bismarck habe dieser sämtliche Forderungen von Thiers, bis auf *eine*, bewilligt: Unterbrechungen der Kampfhandlungen für 28 Tage. Volle Freiheit der Wahlen, Bildung einer Nationalversammlung, die ihren Sitz wählen könnte, wo sie wollte, volle Freiheit ihrer Beratungen, besonders wenn sie sich wo anders versammelte als in Paris — bezüglich der Ernährung von Paris in dieser Zeit wurde nichts, nichts zugestanden. Würde man nämlich Paris für 14, 20 oder 28 Tage Lebensmittel gewähren, so hieße das, die Widerstandskraft der Stadt um diese Zeit verlängern, und dazu könnte Preußen niemand bewegen. Nunmehr sei folgendes festzustellen: Die Loirearmee kann auf 150 000 Mann veranschlagt werden. Die Truppen sind von gutem Geist erfüllt, aber erst neu aufgestellt und ohne Generäle. Dieser Armee stehen jetzt 50 000 Mann gegenüber. Dazu kommen aber 160 000 Mann, die von Metz heranrücken werden. Glaubt man, daß man gegen diese deutsche Uebermacht werde einen Sieg erringen können, zumal die deutsche Armee das Vertrauen auf den Sieg in sich trägt? Die Armee von Paris könne als unbezwinglich angesehen werden, solange sie zu essen habe. Kann diese sich durchschlagen, um sich mit der Loirearmee zu verbinden? Diese zwei Fragen müssen gestellt werden: ob man glaube, daß die Loirearmee die ihr gegenüberstehende deutsche Armee schlagen werde, und ob man glaube, daß Paris nicht angegriffen werde, aber blockiert bleiben werde und sich von dieser Umklammerung loslösen könne? Dann müsse dafür eingetreten werden, daß der Krieg ins Unendliche verlängert und um jeden Preis fortgesetzt werde. Könne man diese zwei Fragen nicht positiv beantworten, dann müsse man zur Erkenntnis kommen, daß die Dauer des Widerstandes anhalten werde, solange Lebensmittel in Paris vorhanden seien. Wenn aber die Armee von Paris sich werde übergeben müssen, wie die von Metz, welches werde der Friede sein? Das sei die wichtigste Frage. Die Metzer Armee, die nur über sich selbst zu entscheiden hatte, tat gut daran, daß sie bis zum letzten Augenblicke hielt, aber Paris habe über Frankreich zu entscheiden, und das sei dann eine andere Sache. Glaubt man nicht daran, daß beide obenerwähnten Fragen im positiven Sinne beantwortet werden könnten, so müsse man sich sagen, daß jeder Tag des Widerstandes zur Uebergabe durch den Hunger führen müsse, und daß er in Milliarden und in Gebietsabtretungen werde bezahlt werden müssen. Ein sofortiger Friede — wenn man nicht an ein Wunder glaube — könnte mit einer Provinz und mit 2 Milliarden bezahlt werden, ein aufgeschobener Friede werde mit 2 Provinzen und 4 oder 5 Milliarden bezahlt werden. „So steht das Problem, das ich

nicht lösen will, und ich protestiere gegen jene, die mich beschuldigen wollen, daß ich es lösen will. Lösen kann es nur eine Autorität: Frankreich selbst, d. h. eine freigewählte Nationalversammlung. 15 Tage genügen, um sie zu wählen, und der Feind ist entschlossen, diese in Freiheit stattfinden zu lassen."

Von größter Bedeutung ist der folgende Bericht von Thiers (Versailles, 5. November 1870):

Zwischen Bismarck und Thiers war vereinbart worden, daß jeder seinerseits ein Exposé über die Verhandlungen abfasse, das sie sich gegenseitig mitteilen wollten. Thiers' Exposé lautet folgendermaßen: „Herr Graf! Damit keinerlei Anfechtung darüber stattfinden könne, was bei unseren Verhandlungen gesprochen wurde, kamen wir überein, uns das Resumé mitzuteilen, welches wir über diese Verhandlungen abstatten wollten. Das tat ich in der beifolgenden Depesche, von der ich jetzt die Ehre habe, Ihnen eine Abschrift zu übermitteln. Sie wissen, Herr Graf, auf welche Weise ich in das Hauptquartier Seiner Majestät des Königs von Preußen geführt wurde. Nachdem ich von der Regierung der französischen Republik die Mission übernommen hatte, mit den Regierungen der Großstaaten Europas Beziehungen anzuknüpfen, konnte ich mich überzeugen, daß keiner dieser Staaten dem Kriege gleichgültig gegenüberstehe, daß alle darin ein Unglück für die Menschheit erkennen und eine ungeheuere Gefahr für das europäische Gleichgewicht, und daß alle den Abschluß eines annehmbaren Friedens für die beiden kriegführenden Völker lebhaft wünschen. . . . Am 1., 2. und 3. November hatte ich mit Ihnen, Herr Graf, lange und arbeitsreiche Konferenzen, worüber ich nunmehr das, wie ich hoffe, genaue Resumé abstatte. Vor allem erklärten mir Ew. Exzellenz, daß die preußische Regierung, um mit Frankreich zu verhandeln, zwischen zwei Regierungen stehe, zwischen der kaiserlichen und der republikanischen. Eigentlich hätte also Preußen die freie Wahl, mit welcher Regierung es verhandeln wolle. Ich darf, um wahr zu sein, hinzufügen, daß Ew. Exzellenz diese Freiheit der Wahl nicht allzu ernst nahmen, obwohl hinzugefügt worden war, daß der gestürzte Kaiser und die gestürzte Kaiserin gegenwärtig mit den gefangenen Marschällen in Kassel vereinigt seien und, wie man erzählt, daran dachten, den früheren Senat und die frühere Kammer einzuberufen. Ich erwiderte, daß ganz Frankreich die frühere Regierung verfluche, die, nachdem sie Frankreich in einen Abgrund gestürzt hatte, ihm nicht einmal den einzigen Trost gewähren konnte, daß es seinen Ruhm unbefleckt bewahrt habe, und indem sie die Kapitulation von Sedan unterzeichnete, ihre ewige Schande unterzeichnete. Frankreich würde die Schande, daß diese Regierung wiederkehre, niemals ertragen, und die preußische Regierung sei zu weise, um

mit dieser Regierung zu verhandeln. Natürlich nicht, erwiderten Sie, Herr Graf, wir denken nicht daran, Frankreich eine Regierung aufzuzwingen. Wir sind vielmehr entschlossen, uns jeder Einmischung in seine inneren Angelegenheiten zu enthalten, und indem wir zustimmten, mit Ihnen zu verhandeln, legen wir den Beweis ab, daß wir an eine Wiedereinsetzung des Kaisers nicht denken. Nach dieser kurzen Einleitung — der Gegenstand verdiente nicht mehr — kamen wir zum eigentlichen Thema, Grundlage des Waffenstillstandes, Zweck des Waffenstillstandes, Dauer, Lage der kriegführenden Armeen und Ernährung von Paris. Den Waffenstillstand ließen Ew. Exzellenz im Prinzip zu (einige Reserven über die Einmischung der Neutralen in diese Affäre wurden von Ihnen vorgebracht, Reserven, die ich anhörte, ohne ihnen zuzustimmen) und auch mit dem Zweck waren Sie einverstanden, daß nämlich in dieser Zeit Wahlen stattfinden sollen, damit Frankreich eine unanzweifelbare Regierung bekomme, mit der man in richtiger Form verhandeln könne. Für die volle Freiheit dieser Wahlen traten Ew. Exzellenz ein, auch in den besetzten Gebieten, und freien Verkehr innerhalb Frankreichs, soweit es der Zustand der Eisenbahnen gestatte, wollten Sie auch gewähren. In einem Punkte ergab sich ein Widerspruch, indem Ew. Exzellenz die Wahlen in den an Deutschland unmittelbar angrenzenden Gebieten des ehemaligen Frankreichs (einschließlich Elsaß) nicht gestatten wollten, da Sie nicht wollten, daß diese Gebiete durch Agitationen stark aufgewühlt würden. Ich erwiderte, der Waffenstillstand dürfe kein Präjudiz für irgend eine territoriale Frage sein. Um aber in dieser Hinsicht weder ein Präjudiz für oder gegen Frankreich zu schaffen, wurde beschlossen, über diese Frage noch eine beiden Teilen genehme Form zu suchen. Gegen die Dauer von 25 Tagen für den Waffenstillstand machten Herr Graf Einwendungen, weil dieser lange Waffenstillstand nicht den Zweck habe, über den Frieden zu verhandeln. Schließlich aber gewährten Ew. Exzellenz 25 Tage. Auch darüber kamen wir überein, daß die Kriegführenden alle Stellungen einhalten sollten, die sie am Tage der Unterzeichnung des Waffenstillstandes hätten. Ueber die Ernährung während dieser Zeit wurde viel gesprochen, und die Frage schien einer Lösung nahezukommen."

Bis dahin nahmen, nach dem Bericht von Thiers, die Verhandlungen einen glatten Verlauf. Doch am 3. November änderte sich das Bild völlig, wie aus dem Bericht des französischen Unterhändlers an die Regierung in Tours hervorgeht. (Dieser Bericht stimmt mit den Mitteilungen von Busch, a. a. O. Seite 189, überein.) An diesem Tage schien Bismarck wegen einiger Zwischenfälle, die in Paris stattfanden, verstimmt, namentlich wegen einer Proklamation, die von der Regierung in Tours veröffentlicht worden war, und die sich

mit der Kapitulation von Metz beschäftigte. Außerdem wurden Gerüchte verbreitet, daß die Pariser Regierung gestürzt worden sei, und in diesem Falle wäre Thiers ohne rechtsgültiges Mandat gewesen und die Verhandlungen hätten abgebrochen werden müssen. Was nun die Proklamation der Regierung von Tours anlangt, so bemerkte Bismarck, daß sie ihn um so mehr verstimme, als sie, statt die Leidenschaften zu beschwichtigen, worauf man im Interesse des Waffenstillstandes hinarbeiten müsse, dazu diene, alle Leidenschaften anzustacheln, zumal sie gegen die Armee von Metz die schwersten Vorwürfe erhebe. „Ich wies alle Angriffe auf die heldenhafte Armee von Metz zurück, die übrigens durch die Huldigungen, die ihr die Pariser Regierung im „Journal officiel" aussprach, genügend gerächt sei." Was die Gerüchte über den Sturz der Pariser Regierung anlange, so bemerkte Thiers, daß man darüber bei den Vorposten genaue Auskünfte einholen möge. Bismarck gewährte Thiers die Möglichkeit, bei den Vorposten Erkundigungen einzuziehen, und es stellte sich heraus, daß in Paris eine Meuterei stattgefunden habe, die übrigens niedergeschlagen wurde. Infolgedessen wurden die Beratungen an demselben Abend zwischen Bismarck und Thiers wieder aufgenommen. Es wurde die Frage der Ernährung besprochen. Thiers behauptete, es sei üblich, belagerte feste Plätze während eines Waffenstillstandes zu ernähren. Dieser Behauptung wurde von Bismarck so zaghaft widersprochen, daß Thiers schon glaubte, man werde über die Mengen der Nahrungsmittel zu sprechen beginnen. Thiers meinte, wenn die Ernährung einer belagerten Stadt während eines Waffenstillstandes nicht stattfinde, so könnte man diese eigentlich schon während des Waffenstillstandes erobern, da sie ja der Hunger während dieser Zeit zur Uebergabe zwinge. Bismarck erwiderte, daß der Waffenstillstand militärisch für Preußen ein Nachteil sei, da die deutschen Truppen unmittelbar vor den Mauern von Paris stünden. Sie davon abzuhalten, die Belagerungsoperationen fortzusetzen, bedeute für sie, im vollen Winter noch lange Zeit vor Paris liegen zu müssen. Ohne eine Entschädigung wollte demnach Bismarck die Ernährung von Paris nicht zugestehen. Als solche bezeichnete er die Uebergabe eines Forts von Paris. Thiers wies diese Zumutung sofort zurück, indem er erklärte, eines der Pariser Forts, das sei Paris selbst. Es sei ein genügender Vorteil für Deutschland, daß es erstens Blutvergießen erspare, zweitens den Sympathien Europas entgegenkomme und drittens die Bildung einer Regierung ermögliche, mit der es rechtmäßig verhandeln könne. Daß Paris während des Waffenstillstandes seine eigenen Lebensmittel verzehren solle, könne Bismarck unmöglich ernst meinen, denn das hieße, die Uebergabe der Stadt um einen Monat beschleunigen. Auch die andere Zumutung der Uebergabe eines Forts könne

Bismarck nicht ernst nehmen, denn die Forts seien wie eine Kette aneinander gereiht, ein Glied herausreißen, heiße, die Kette zerstören, heiße, Paris übergeben.

Thiers behauptet, daß er sich das brüske Ende der Unterhandlungen mit Bismarck nicht erklären könne, nachdem dieser sich bereit erklärt hatte, diese überhaupt zu eröffnen. Er erkläre sich diese Ablehnung einer der wichtigsten Forderungen Frankreichs damit, daß Bismarck auf die Verhandlungen nur eingegangen sei, weil er die Vorschläge der Neutralen nicht von vornherein zurückweisen wollte. — Mit einem begeisterten (übrigens wirklich ergreifenden) Hymnus auf die ewige Größe Frankreichs, das durch keine Prüfung gänzlich zerstört werden könne, schließt der Rapport.

Auf Thiers' Bericht an seine Regierung über die Verhandlungen mit Bismarck wird er von dieser (6. November) sofort aufgefordert, Versailles zu verlassen. Die Regierung motiviert diese Abberufung in einem ausführlichen Akt, worin auch erwähnt ist, daß Bismarck für Elsaß und Lothringen die Wahl von Abgeordneten nicht zugestanden, sondern die Vertretung dieser Provinzen im Wege der Ernennung gefordert habe. Daß Bismarck die Ernährung für 25 Tage nicht zugestehen wollte, bezeichnet die Regierung der nationalen Verteidigung in Paris als vollständige Zurückweisung des Antrages der Neutralen wegen Schließung eines Waffenstillstandes. Natürlich stellt sie es als Preußens Schuld hin, daß der Waffenstillstand nicht abgeschlossen wurde. Thiers wird der Dank für seine Verhandlungen ausgesprochen. Gleichzeitig wird er beauftragt, Bismarck mitzuteilen, daß er sich immer bereit halte, im Namen der französischen Regierung in Unterhandlungen mit ihm wegen Abschlusses eines Friedens einzutreten. (Unterzeichnet Favre.)

Mit Briefen des englischen, österreichischen, italienischen, spanischen, türkischen und russischen Botschafters, denen der Bericht über die Versailler Verhandlungen von Thiers übersandt worden war und die ihm ihren Dank aussprechen und das Mißlingen seiner Bemühungen bedauern, schließt diese inhaltreiche Aktensammlung. — —

Die Aufzeichnungen von Adolphe Thiers eröffnen Einblicke in Versuche, 1870 eine diplomatische und militärische Front gegen Deutschland zustande zu bringen, die damals freilich noch scheiterten und die erst zwischen 1914 und 1916 ihre Verwirklichung fanden. Als die Vorboten der „alliierten und assoziierten" Mächte, wie sie sich Deutschland im Weltkriege gegenüberstellten, müssen die Anstrengungen, die Thiers 1870 machte, angesehen werden. Es dauerte nahezu 50 Jahre, bis der Same in die Halme schoß, den Thiers auf seiner Rundreise an die europäischen Höfe ausstreute. Aber es kann keinem Zweifel unterliegen, daß manches von dem, was er sprach und

worüber hier resumierend berichtet wurde, Wurzel schlug. Der Gedanke einer Allianz zwischen Frankreich und England war für ihn ein politisches Glaubensbekenntnis, dem er eigentlich sein Leben lang anhing. Außerordentlich bezeichnend hierfür ist der reichhaltige Briefwechsel, den er mit dem König Leopold von Belgien während vieler Jahre führte, und der ebenfalls in seinem in der „Bibliothèque nationale" befindlichen Nachlasse vorhanden ist. So schreibt ihm u. a. — der Brief wird aufs Geratewohl herausgegriffen — Leopold aus Brüssel, am 26. Januar 1840: „Kürzlich wurde das Gerücht verbreitet, Sie seien einer Allianz mit England feindlich gesinnt. Ich war sehr zufrieden, als ich von Ihnen das Gegenteil hörte. 1836 war man in so guter Harmonie, ich bedauerte, daß man diesen so günstigen Augenblick nicht besser ausnützte."

Es wäre wertvoll, die Aufzeichnungen kennen zu lernen, die Gladstone und Granville nach ihren Begegnungen mit Thiers machten, namentlich zu erfahren, ob die Gedanken, die ihnen Thiers suggerierte, Wirkung ausübten und schon von diesen Besprechungen im Jahre 1870 bis zu dem Abschlusse der Entente cordiale eine gerade Linie führt.

Von besonderer Bedeutung erscheinen die Mitteilungen Thiers' über das Verhalten Oesterreichs im Kriege von 1870. Die Phrase, die patriotische Geschichtsschreiber Franz Joseph I. in den Mund legen, daß er sich am Kriege gegen Deutschland nicht beteiligte, „weil er ein deutscher Fürst sei", werden durch die Aufzeichnungen des französischen Staatsmannes widerlegt. Nicht an irgendeiner deutschen Gesinnung Franz Josephs I. lag es, daß er Oesterreich nicht an der Seite Frankreichs marschieren ließ, sondern an der Furcht, in Frankreichs Unglück hineingezogen zu werden, und an der Unsicherheit, die die slawischen Regimenter der Monarchie schon damals einflößten (ein Faktor, der bei Entfesselung des Krieges von Oesterreich gegen Serbien zweifellos nicht sehr in Rücksicht gezogen wurde).

Es erübrigt noch, mit kurzen Worten auf die Unterschiede zwischen den hier mitgeteilten (entweder eigenhändigen oder von Thiers durchkorrigierten) Aufzeichnungen und dem Buch der Frau Elise Dosne zu verweisen. Ihre „Notes et souvenirs de M. Thiers 1870—1871" eröffnet sie mit der Mitteilung der Unterredung zwischen Thiers, Beust und Andrassy (den sie konsequent „Andrássy" nennt). Es folgen (Seite 6—39) Unterredungen zwischen Thiers, dem Zaren und Gortschakoff. Hier scheint die geschichtliche Wahrheit stark verändert zu sein; dem Zaren und Thiers werden Worte in den Mund gelegt, worüber in den Akten nichts verlautet, während andere wichtige Einzelheiten in der Hinterlassenschaft Thiers' ausführlicher und anschaulicher dargestellt sind. Die Seite 41—42 mitgeteilten Unterredungen mit Beust und „Andrássy" besitzen keine Unterlagen in den Aufzeichnungen.

Der zweite Teil des Buches behandelt die Unterredungen wegen des Waffenstillstandes im November 1870. In den Akten fehlt die dramatische Schilderung, wie Thiers nach Paris gelangte (Seite 61—63). Seine Verhandlungen in Paris mit der Regierung werden von Frau Dosne durchaus anders (anscheinend willkürlich verändert) wiedergegeben, als die handschriftlichen Vorlagen dies gestatteten. Die Schilderung der ersten Begegnung zwischen Thiers und Bismarck (Seite 70) fehlt in den Akten, ebenso die Erwähnung der Tatsache, daß Bismarck durch eine Depesche Thiers' Gattin über dessen glückliches Eintreffen in Versailles beruhigte. Dagegen sind die Verhandlungen mit Bismarck außerordentlich kurz abgetan. Frau Dosne kommt sofort auf die Forderung der Uebergabe eines Forts zu sprechen. Anderes ist ausführlicher wiedergegeben. Ob Frau Dosne dabei mündliche oder andere schriftliche Mitteilungen von Thiers vorlagen, ist nicht zu erweisen. Seite 78 wird z. B. bei der Mitteilung über die Unterredung zwischen Bismarck und Thiers, des ersteren Begründung, warum Deutschland Elsaß-Lothringen haben wolle, mitgeteilt, worüber sich nicht ein Wort in den Akten findet. (Die Begründung, die Frau Dosne Bismarck anführen läßt, ist übrigens so töricht, daß sie als glatt erfunden bezeichnet werden muß.) Ob die Unterhaltungen über die Verletzung des Völkerrechts durch Deutschland (Seite 84—85) wirklich stattfanden, muß bezweifelt werden. Auch Aeußerungen Bismarcks über die Bourbonen (Seite 86—88) finden sich nicht in den Akten. Die von der Verfasserin mitgeteilte Unterhaltung mit Bismarck wegen der Friedensbedingungen (Bismarck soll erklärt haben, daß er es durchsetzen würde, daß Metz nicht an Preußen fallen würde) muß stärksten Zweifeln begegnen. — —

Zum Schlusse dieser Ausführungen möchte ich den Hinweis nicht unterlassen, daß die Schlußfolgerungen Hans Delbrücks in seinen Aufsätzen „Der Ursprung des Krieges von 1870" (Preußische Jahrbücher 70 [1892] Seite 729 ff.; auch in einer Sonderausgabe, Berlin 1893) und „Das Geheimnis der Napoleonischen Politik im Jahre 1870" (ebenda 82 [1895] Seite 1 ff.) durch die hier mitgeteilten Aufzeichnungen von Thiers gegenüber Wilhelm Busch „Die Beziehungen Frankreichs zu Oesterreich und Italien zwischen den Kriegen von 1866 und 1870/71" (Tübinger Universitäts-Schriften 1899/1900), ihre bedeutungsvolle Stütze erhalten. Delbrück meint, daß Napoleon den Krieg wollte. „Er stand in zweifelloser Vorbereitung auf den Krieg", allerdings in der Hoffnung, „daß er imstande sein werde, diesem Kriege sofort wieder ein Ende zu machen" (Jahrbücher 82, 21). Ein Bündnis mit Oesterreich und Italien verhandelte er zwar 1869, ohne es aber abzuschließen. Von Beust glaubt Delbrück (der durchaus anderer Ansicht ist, als Sybel), daß dieser dem Bündnis zu-

neigte. Mit Beziehung auf die Erinnerungen des Generals Lebrun stellte Delbrück fest, daß die militärischen Verhandlungen des Erzherzogs Albrecht in Paris, im Frühjahr 1870, und des Generals Lebrun in Wien ganz unter dem Gesichtspunkte einer zum Kriege drängenden Politik standen. Franz Joseph und Beust wollten den Gegenschlag gegen Preußen nicht von Frankreich allein führen lassen, sondern sich am Kriege beteiligen und die Neugestaltung Mitteleuropas gemeinsam mit den Franzosen durchführen.

Auch Oncken steht auf dem Standpunkt („Zeitalter Kaiser Wilhelms", II, 497), daß die zwischen Napoleon und Franz Joseph gewechselten Briefe die Verpflichtung Oesterreichs zur Waffenhilfe gegen Preußen enthalten. Warum sie unterblieb, warum sich der Wille Franz Josephs, Oesterreich in einen Krieg gegen Preußen an der Seite Frankreichs hineinzutreiben, nicht durchsetzen konnte, vermögen die Mitteilungen Thiers' aufschlußreich zu zeigen.

***

Der Dichter Ernst Droem

Eine Studie zur Verskunst der Gegenwart

von Dr. Conrad Wandrey

I.

Es ist nicht allzu oft Gelegenheit, auf das Erscheinen eines neuen Dichters hinzuweisen. Wollte man den Anpreisungen rühriger Verleger und skrupelloser Skribenten Gehör schenken, so dürfte dieses Ereignis freilich zu den alltäglichsten gehören, und schon die Bücherschau jeder Zeitung und literarischen Monatsschrift weiß in stattlichen Rubriken eine Fülle von Namen zu nennen, daß es scheinen möchte, als habe — vom Roman ganz abgesehen — Lyrik und Drama nie reicher geblüht. Nur verbürgt das äußere Ausmaß noch nicht die Qualität dieser Erscheinungen, der Verdacht liegt nahe, es möchte wie auf all und jedem Gebiete des geistigen und handelnden Lebens unserer Tage auch in der Kunst der Massenbetrieb, die Verherrlichung der Quantitas und des Durchschnitts ein Zeichen des Niedergangs sein und Ruhelosigkeit mit Aktivität, Vielspältigkeit mit Fülle verwechselt werden. Es sind nicht Allzuviele, die noch wissen, worum es in Kunst und Dichtung eigentlich geht. Mit verschwindenden Ausnahmen regelt sich auch ihre Produktion nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage, bewußt oder instinktiv ist besonders der Dichter in diesen Zirkel einbezogen, sodaß recht wohl die Frage aufgeworfen werden könnte, ob seine Arbeit noch ins Blickfeld der Aesthetik, oder nicht vielmehr in die Nationalökonomie gehört. Die Bequemlichkeit des großen Publikums leistet dieser Entwickelung den vorteilhaftesten Vorschub: time is money — und so darf der Genuß nicht aufhaltend und anstrengend sein. Man „genießt" Kunst und Dichtung in Surrogaten und hat sich ganz der Substanzen entwöhnt. Geschieht das Seltsame, daß ein echter Dichter seine Stimme erhebt, so wird er nicht gehört. Denn es ist nun einmal so und daran wird keine Zeit etwas ändern: jeder ursprüngliche Dichter zieht den Vorhang weg von einer noch unbekannten Welt oder er verleiht einer schon bekannten, aber durch das dichterische Wort noch nicht gestalteten Welt seine Stimme, so daß sie fest und Form wird. Nur der Dichter vermag das. Was sich so gewöhnlich „schöne Literatur" nennt, ist — bloße Literatur. Es täte Not, einmal einen Laokoon über die Grenzen von Dichtung und Literatur zu schreiben: eine Welt des Unterschiedes würde offenbar zwischen zwei Gebieten, die im Gefühl einer unsagbar kunstfremd gewordenen Oeffentlichkeit zur Kongruenz zusammenschlagen.

Der typische Vorwurf beim Erscheinen des Dichters pflegt seine Unverständlichkeit zu sein. Man versteht seine Sprache nicht. Er teilt das Schicksal seiner schaffenden Brüder aus dem Reich des Klanges. Von Goethe bis George, von Mozart bis Reger ist dieser Vorwurf erhoben worden, nur daß die Nachfahren ihre Stumpfheit nie gern Wort haben wollen und der billige Einwand bereit liegt, daß doch eben George kein Goethe und Reger kein Mozart sei. Wie staunten sie, würde ihnen mit Zitaten ästhetischer Urteile der weiland Zeitgenossen belegt, daß ihre Einwände gegen die heutigen Meister des Wortes und Tones mit denselben Argumenten arbeiten, die den Meistern der Vergangenheit das Leben und Schaffen sauer machten. Diese Liebhaber des Klassischen pflegen zu vergessen, daß die Bezeichnung „klassisch" ein Werturteil enthält. Ein Meister *wird* klassisch — das ist der Lorbeerkranz auf dem Grabe des Toten — aber er *ist* es nicht als leibhafter Mensch seiner Gegenwart, oder doch nur für die wenigen, die den heteronomen Maßstäben zu entraten frei, empfänglich und ehrfürchtig genug sind. Dubletten bleiben dort, wo nach dem Grad des Schöpferischen gemessen wird, vom Uebel, und jeder geborene Künstler stand noch vor der schweren Aufgabe, nach dem Maß seiner persönlichen Kraft in neue Reiche des Wortes, Klanges, Auges vorzustoßen. Wenn dann früher oder später die Menge der großen Leistung nachkommt, wenn jeder sieht, spricht, hört, wie es vordem nur ein einziger, der vorderste Pionier im Reiche der menschlichen Ausdrucks- und Gestaltungsmittel konnte, so ist das Gefühl für das Einzigartige, aristokratisch Einsame solcher Leistung bereits verblaßt — und eben dies bedeutet ja „Popularität", die immer bis zu einem gewissen Grad auf Mißverständnis, auf Mißkennung der geistigen Distanzverhältnisse beruht. Wenn heute jeder leidlich begabte Mittelschüler, jedes provinzielle Sonntagsblättchen seinen lyrischen Aufwand mit dem sprachlichen Pfunde bestreitet, daß Goethe als Erster und Einsamer vor 150 Jahren im titanischen Ansturm gegen die hohle Konvention des ersterbenden Rokoko eroberte, so ist dies ein Vorgang, ein periodischer Rhythmus von Führertum und Nachfolge, dessen Vorhandensein man beklagen, auch mit Schopenhauer pessimistisch als „Beschränkung menschlicher Kräfte überhaupt" entschuldigen kann, aber nie aus der Welt schafft, solange noch wahre Kunst geboren wird. Ihr Zeichen ist Neuartigkeit, Schwerverständlichkeit, sie ist zuerst einmal für die Wenigen da, die nicht gleich genießen wollen und mit einem Urteil bei der Hand, sondern „stille sind und sich bemühn" (Rilke). Ob und wie schnell der Kreis dieser Eingeweihten sich weitet, steht nicht in des Künstlers Macht, er schließt sich nicht willkürlich ab, wenn auch alle echte und große Kunst vom Schöpfer aus eine aristokratische Angelegenheit ist, er mag wollen oder nicht.

Es tut not, in unserer popularisierungssüchtigen Zeit auf diese allgemeinen Gesetzlichkeiten des historischen Ablaufs nachdrücklich hinzuweisen, ehe im folgenden vom Erscheinen eines neuen Dichters die Rede sein soll.

Aber zuerst ist noch einem möglichen Irrtum zu begegnen, der sich vielleicht erheben könnte. In unseren Tagen, wo alles wißbar und feil ist und zum Geschäft wird, haben betriebsame Literaten auf die Kunde vom Sprachschöpfertum des wahren Dichters diesen Rang zu usurpieren gesucht, indem sie der deutschen Sprache alle Gelenke brachen und einen Lallos der unmündigen ABC-Schützen als dichterische Intuition auszugeben die Stirn hatten. Nichts anderes bedeutet der Expressionismus, soweit er nicht auf bloßer Neurasthenie, Naivität und Mitläuferei oder fremdem, östlich-russischen Einfluß beruht. Aber bloßes Andersein, bloße Negierung der Alltags- und Feuilletonsprache um der Negation willen schafft noch keine neuen Werte. Der sprachschöpferische Dichter widerspricht der Konvention nicht um des Widerspruchs willen, der eine bloße, freilich notwendige Folge seiner Position ist, des Neuen, was er den Menschen zu bringen und zu sagen hat. Wer in der Lebensgeschichte großer Künstler Bescheid weiß, wird oft genug den Aeußerungen der Verwunderung begegnet sein, mit denen solche mißliebigen Neutöner dem Unwillen der Menschen antworteten, die über das Ungewohnte, das ihnen beschwerlich fiel, murrten. Für sie selbst war dies Neue eben immer das Selbstverständliche und Einfachste von der Welt. Freude am Dupieren war gewiß kein Ehrgeiz, der sie bei ihren schöpferischen Lüsten beschwerte.

Freilich gibt es nun keine logische Handhabe für den Unterschied des Neuen als des Ursprünglich-Echten oder des Imitatorisch-Unechten. Hier hat die ästhetische Begabung des empfänglichen Lesers und das lebendige Vermögen des kritischen Wegweisers einzusetzen und immer von neuem sich zu erproben. Das bedeutet nicht, daß es nur individuelle Geschmacksurteile gibt. Die ästhetischen Normen stehen ein für allemal fest, und nur die Inhalte wechseln im Wandel der Zeiten. Aber ebenso gewiß ist die Zahl derer, für die Kunst überhaupt zum Gegenstand und Vorgang werden kann, eine beschränkte. Die Welt unter der Kathegorie künstlerischer Formung zu erleben, ist ebenso eine Sache der Anlage und Geburt, wie die religiöse, heroische, erotische oder historische Grundeinstellung. Es gibt keine Kunst für alle, und Verwechselungen werden immer stattfinden. Darum war es Pflicht, vorerst jenen sozialistischen Foxtrott-Boys des Expressionismus ihre Stelle zu weisen, die den Büchermarkt mit einer Produktion überschwemmten, in der sprachliche Pseudo-Originalität die dichterische Impotenz maskieren soll, ehe wir uns nach Wegräumung möglicher

Schranken der einsamen Gestalt eines Dichters von Rang und Wuchs zuwenden.

II.

Was bei Ernst Droem, dessen „Gesänge" zu Anfang des vorigen Jahres in München (C. H. Beck) erschienen sind, zuerst auffällt, ist die Fremdartigkeit der Diktion. Man braucht in diesen schmalen Band nur hineinzusehen und fühlt sofort: hier ist ein Dichter, der nicht nur angeblättert sondern errungen sein will. Freilich — ob es nicht eine Enttäuschung gibt? Aber schon nehmen uns da und dort Prägungen von seltsamer Kraft gefangen, hinter der Fassade, einladend und abschreckend zugleich, scheinen Räume zu liegen, in die vorzudringen sich verlohnt, und vielleicht ist sogar eine innerste Zelle vorhanden, die Sinn und Norm des ganzen weitläufigen Gebäudes offenbart. Denn der Gehalt wird das Entscheidende bleiben müssen. Die neue Sprachform kann nicht Selbstzweck, l'art pour l'art, Form um der Form willen sein, sondern sie drückt etwas aus. Gewiß darf man im Dichter selbst diese Scheidung von vorgegebenem Gehalt und nachgeprägter sprachlicher Form noch nicht ansetzen, von ihm her ist einheitliches Phänomen, was dem Leser notgedrungen erst einmal in die Zweiheit von Sprachform und bergendem Gehalt auseinanderfällt. Das hängt mit Wesen und Gesetz des Raumes zusammen und gilt vom geistigen Raum nicht anders wie vom sinnlichen der Körperwelt. Hat ein Dichter von seinem Herzen her eine Welt geründet, so sieht und durchblutet er sie wohl von dieser Mitte aus, die jede Faser des Ganzen bestimmt, aber der reproduktive Leser kommt von außen und muß den Weg umgekehrt gehen: er trifft zuerst auf die Peripherie der Kugel, auf die Hautlichkeit, d. i. Sprachlichkeit des neuen dichterischen Werkes. Er muß mühsam, mit mannigfachen Stockungen, zur Mitte vorzudringen suchen, es werden bei diesem abenteuerlichen Vordringen unaufgeklärte Stellen genug am Wege liegen gelassen, die erst nach der Eroberung der Hauptfeste der terra incognita, bezwungen werden können. Ist diese Eroberung geglückt — und das wird meist ein unberechenbares Ereignis, ein intuitives plötzliches Einsehen und die schönste Belohnung der mannigfachen Anstrengung sein — dann ist der Prozeß der „Arbeit" beendet, Form und Gehalt durchdringen sich, das eigentliche Erlebnis des Dichters beginnt. Nun spielt sein Werk auf uns wie auf einem willigen Instrument, jetzt fühlen und sprechen wir mit dem Dichter selbst von seinem Zentrum aus, in das einzudringen uns verstattet war; seine Sprache, vordem dunkel und neu, ist nun auch uns nur natürliche Ausdrucksform seines Gehaltes, wir verstehen nicht mehr, daß man ihn vag und verschwommen finden konnte. Wie wenn Nebelschleier eines Gebirgspanoramas sich langsam

lüften, bis das Ganze klar, notwendig, ins Einzelne plastisch gegliedert, vor den staunenden Blicken liegt.

Es wäre fruchtbar und reizvoll genug, einmal diesen ganzen Prozeß der innerlichen Aneignung dichterischen Neulandes vom ersten befremdeten Draußenstehen bis zum letzten dauernden Besitz zu beschreiben. Geschähe das recht oft, vielleicht würde dann doch die umfängliche Geltung des Goetheschen Spruches: „Sie sagen, das mutet mich nichts an — und meinen, sie hätten's abgetan" mit der Zeit ein wenig eingeschränkt. Aber diese Studie darf ihre Grenzen nicht überschreiten. Genug, wenn die Haltung angedeutet ist, in der man einer Erscheinung wie Droem allein sich nähern kann. Wir wollen nicht des natürlichen Weges gehen und bei dem äußeren Bild der Sprachgestalt beginnen, sondern gleich den Kern des Droemschen Erlebens bloßlegen, die Seele seiner Dichtung. Durch welches Erleben wird er am nachhaltigsten erschüttert, welche Grundspannung wird bei ihm Gesang?

Droem scheint dem flüchtigen Blick ein Lyriker zu sein, ein Dichter, der das eigene Ich, seine Seele, ausfingt und Gott, Welt, Natur zum bloßen Stoff und Anlaß seiner Empfindungen hat: des Lyrikers Ich bleibt beherrschend im Mittelpunkt, wie er auch schweifen und hingebend sich verlieren mag. Nachdem im Lauf der modernen Entwicklung immer seltener die Erschütterung durch das Religiöse und das Heroische möglich geworden war, fand der bedürftige Dichter sich nur noch den Mächten des Pan und des Eros gegenüber. Natur- und Liebesgefühl — dies ist seit Goethe der beinahe einzige Gehalt, den der Lyriker trug und den man bei ihm suchte.

Droems „Gesänge" stehen am Ende dieser Entwicklung, janusköpfig blickt er zurück und voraus. Neben ganz neuen Inhalten tritt das Erotische zurück und nur die Natur behauptet ihre alte Macht. Die Gedichtreihe „Frau Holder" ist sein Buch der Natur und läßt die spezifische Art seines Naturgefühls ganz deutlich werden. Aber schon das erste Stück „Erwartung", das vom Frühlingsglück, vom Aufatmen und Lösung der Seele kündet, zeigt das charakteristische Symptom, daß dieses „Ich" nicht mehr das starke, naive, selbstbewußte der Lyrik von einst ist. Die psychologische Zerfaserung des ausgehenden 19. Jahrhunderts hat auch den Dichter ergriffen: er vermag es, sich zuzusehen, sich dem eigenen Erleben beobachtend gegenüberzustellen, ja er muß es; auch er ist gespalten, kaum mehr ein Ich, sondern ein Treffpunkt von Reizen; er vermag sein Ich als ein Du anzureden und zu objektivieren. Die Nachtigall singt statt seiner.

Möge von den süßen Kehlen
Eine dein Gelübde wählen,
In der Himmel Atem schick
Eine deiner Stunde Glück.

Hier klingt schon in einem scheinbar Zufälligen die ganze Tragik des zeitgenössischen Menschen auf, dessen Substanz zersetzt ist, der nicht mehr sein Leben lebt, sondern Leben sich geschehen läßt, der im Reigen dahintreibt, der müde, sehnsüchtig, verwundert zusieht, was an ihm geschieht. Wir nehmen eine Richtungsumkehr der treibenden Kraft wahr. Weitete der junge Goethe prometheisch-selbstherrlich sein Ich zur Welt in jenen unsterblichen Gesängen des straßburger Durchbruchs (Mailied, Willkommen und Abschied, Ganymed), so dringt nun die Welt auf das Ich ein, bedrängt es, sucht es zu verflüchtigen und zu zerstäuben. Natur wird aus dem Raum, den die Seele füllt, aus dem Stoff, den sie durchdringt, zur Macht, die sie bedroht und vernichtet. Das ist der Sinn und Atem eines so herrlichen Gedichtes wie „Frau Holder“: der volle Frühling wird nicht mehr als Aufblühen der menschlichen Seele gesungen, nicht um die Durchdringung beider im schönen Augenblick handelt es sich — die Frühlingsmacht wird zur gefährlich berückenden Magie, die den Menschen „und seine ärmlichen Werke“ verhüllt, Seele und Sinn verwirrt, verdirbt, erstickt. Hier steigt trotz, ja wegen der berückenden Farben und Düfte kein irdischer Frühling auf, sondern der sehrende Zauber des Kirkegartens, ein bunt-wollüstiger Klangrausch der Sprache, ein Entschweben in weitgespannten, lässig wogenden Rhythmen, ein verschwenderisch betäubender Naturzauber schon in der trunkenen Sprachperiode, die vier umfängliche Strophen syntaktisch in einen Satz zusammenwirbelt.

Und ganz ähnlich kennt Droem den Sommer nicht als antwortendes Gegenbild des reifenden, mittäglichen, männlichen Menschen, sondern nur als Auflösung seiner, als Vergeistung und Entschweben, als brüderliches Versinken und sich Einbeziehen in das triebhafte, herbstnahe Schwellen und Reifen zwischen Scholle und Aether. Diesem Dichter, der Natur nicht als ungestalten aber noch zu durchstaltenden Umkreis des Menschen und vom Menschen her, sondern von ihr, der Natur her und gegen den Menschen hin empfindet, wird das „Gewitter“ zum willkommenen Anlaß, elementares Geschehen und in ihm die Ohnmacht des Menschen zu singen, das Gewitter als fühl- und greifbare Vermengung der oberen und unteren Sphäre, der Erde und des Alls: Gewitter nicht als Stimme Gottes, wie in Klopstocks Frühlingsfeier, überhaupt nicht als Feier, sonders als blindes Verhängnis, als elementares Anrollen des äußeren Chaos, dem das innere Chaos der menschlichen Seele antwortet.

Du träumst im Herzen matt und selig,
Die Seele irrt ein schlimmer Zwitter,
Es blühen Gedanken wirr und schmählich
In Formen kühn wie der Blitze Gewitter

Jagend so durch der Wolken Almen
Die, schwere Gelände, lagern droben
Vor des Aethers Bläuen qualmen
Langsam wallen und weitertoben.

Hier ist der aktive Mensch nicht mehr antwortende Gegenmacht, hier hebt sich kein Blick mehr zum alliebenden Vater, der im Gewitter naht, seine Herrlichkeit den Menschen zu verkünden, hier ist nur noch Träumen des Herzens, Irren der Seele, Preisgegebensein. „Jede Tür in mir gibt nach", bekennt der Dichter Rilke. Welcher weite Weg, welche odysseische Irrfahrt der deutschen Seele von Klopstock bis zu diesen Kündern der innersten Pein unserer Tage! Aber eine Brücke bleibt über den Sturz der Zeiten geschlagen: die formende Gewalt deutscher Sprache im Munde der Meister. Man muß solche Verse, die aus dem Klingen geboren sind, auch zum Erklingen bringen, d. h. laut lesen, wenn ihr Gehalt sich auswirken soll. Nicht der „Sprachmusik" wegen, die ein billiges Vergnügen hohler Artisten bleibt, sondern weil im echten Gedicht Kern und Schale, Gehalt und Form als durchdrungene Einheit lebt. In Droems „Ziehendem Gewitter" ist die zehnfache Häufung des einen schweren A-Vokals, die achtfache Liquida nur die sprachliche Gestaltwerdung eines psychischen Druckes, einer Belastung, die sich unter dem brodelnden und quillenden Andringen der atmosphärischen Mächte bis zur Unerträglichkeit gesteigert hat. Man fragt unwillkürlich: wirkt überhaupt noch ein „Ich" sich aus?

Droem ist in seinen Naturgedichten ein Meister des dumpf Gärenden, Schwelenden, Zerlösenden, aber nie des klaren Tages, der Grenze und Gestalt. Das Ich wird gepackt, es packt nicht. Die Muse spricht aus dem Orkan, ja sie ist der Orkan:

Du packst wie Feuergarben aus den Flinten,
Du wirfst mein Haupt verzweifelnd auf den Tisch.

Die Natur als blind elementarische Macht. Oder als Phänomen. Die Sternennacht des Winters, zu dem Droem in der Gedichtreihe „Bilder und Schein" hinüberlenkt, ist in sich ruhender, menschenunbekümmerter Lichtzauber über dem Erdenjammer. Gott ist tot, nicht nur fern, es gibt kein Heil mehr.

Tageshaß und Nachtsehnsucht sind die Pole, zwischen denen Droems Psyche sich spannt. Die Dämmerung,

Sie endet ach in eine sanfte Wende
Des Tages Haß und seine Feuerbrände . . .
Fremdem Willen leihen wir den Schlaf,
Dich im Arme hält der Träume Graf.

Des „Niewiedererwachens wahnlos hold bewußter Wunsch" grüßt von Richard Wagners Apotheose des fesselosen

Entschwebens zu diesem Heutigen herüber, dessen schmerzlicher Hellsicht freilich die Gabe des lindernden Selbstbetrugs fehlt. Auch er liebt die Nacht, nicht den Tag, den er als Dichter kaum kennt, und mehr noch liebt er die Uebergangszeiten der Dämmerungen.

Die Dämmerung, die dich vom Dunkel scheidet,
Webt eine schöne Stunde für den Traum
Gleich jener, die das erste Frühlicht leidet
Voll Ahnung in dem angsterfüllten Raum.

Die Nacht, das ist die eigentlich Droemsche Zeit, und die Morgen- und Abenddämmerungen sind noch mehr die eigentlich Droemschen Stunden. „Nachtaufgang", „Einschlafensstunde", „Abendfrostlicht", „Silvesterlaterne", „Fluß in der Winternacht", „Erwachensstunde", „Nachtende" — das sind nur ein paar Titel, bei denen es sich aber nicht nur um Stoffe und Motive handelt, sondern die schon Wesen, Schicksal und den Rhythmus eines unentrinnbaren Erlebens ahnen lassen.

Was erlebt Droem in dieser seiner Nacht und den Dämmerungsstunden, richtiger gesagt, was widerfährt ihm? Nur das Gleiche, was Droem widerfährt, wenn ihm die Jahreszeiten begegnen: die Bedrängung durch außer- und übermenschliche Gewalten. Dem äußeren Ansturm der elementaren Natur in den Jahreszeiten entspricht in dieser Zone der Tageszeiten, des unablässigen Wechsels von Morgen und Abend, ein chaotisches Andrängen der elementarischen Mächte des Innern, die des menschlichen Erinnerungsvermögens sich bedienen, um ein ganzes Heer zügelloser und wüster Begierden und Bilder, Sehnsüchte und Verwünschungen auf das ängstlich eingeduckte Ich niederzupeitschen. Nie ist vor Droem im deutschen Gedicht eine solche wilde Jagd, eine solche mitleidslose Hast in die eherne Form des Verses gezwungen worden. Der Dichter wird zum Medium, nicht er dichtet, sondern es dichtet aus ihm heraus, er wird zum Mundstück fremder Gewalten.

Und wenn man dazu nun noch „historischer" Mensch ist, mit dem intellektuellen Erblaster des 19. Jahrhunderts im Gehirn! Nicht nur das zersetzte Instinktleben giert und geilt in brennenden Lüsten herauf und will Rede werden — ganze Kulturbreiten und Zeitalter bemächtigen sich des von Schauern geschüttelten Dichters, bieten sich ebenso willig wie gebieterisch dar, um als kostbarer Stoff ergriffen und in melancholisch-schleppenden oder atemlos-stürmenden Versreihen zu seltsamen, spiritistisch vivisziertem Scheindasein wiedergeboren zu werden. Gedichte, wie „Fluß in der Winternacht" oder „Feierabend" sind, historisch gesehen, eine letzte schwindelnde Höhe des babylonischen Turmes europäisch-christlicher Zivilisation vor dem Einsturz, ästhetisch-psychologisch sind sie Infernophantasien eines

Schwarzalben, ein irres Aufstöhnen unter der Fuchtel quälender Nachtmahre, eine Spukphantastik, vor der E. T. A. Hoffmanns geschwätzig wuchernde Prosa zu einer relativ harmlosen Angelegenheit bürgerlicher Literatur verblaßt.

Wenn irgend, so sind wir mit diesen Visionen im Zentrum der Droemschen Kunst und können das Parzengeschenk seines Urerlebnisses nennen, das in immer neuen Klängen und Bildern ausgesprochen als Lohe durch die Fülle der Gesichte hindurchscheint. Es ist das gnadelose Ausgeliefertsein des Menschen an die unteren Mächte. Wer dies nicht als schweres Schicksal des Dichters Droem und über ihn hinaus als drohendes Menetekel über einer am Abgrund taumelnden und zechenden europäischen Menschheit zu empfinden vermag, dem bleibt die Pforte zu diesem dichterischen Reich verschlossen. Und man glaube auch nicht, daß dergleichen heut allerorten zu finden sei. Nicht umsonst hat diese Studie so weit ausgeholt. Es wird jetzt verständlich sein, wenn wir sagen: die bloße Zersetzung, das Teilhaben am Chaos macht den Dichter noch nicht, nur der Sprachgewaltige lebt vor der Nachwelt als Zeuge einer riesigen Verfallswelt; und seine Sprache kann, ja muß (weil alle Dichtung „Form" ist) ein letzter Gegensatz des zu Formenden, sie darf, soll sie dauern, nicht selbst Wirrsal und Zersplissenheit sein, sondern gewachsen und gefügt, eindeutig und präzis bei allem Eingehen auf die Nuancen und Zerspellungen dessen, was sie verlautbart. Wohl teilt Droem seine menschlichen Inhalte mit der überwiegenden Zahl der Zeitgenossen, sein Empfinden deckt sich, wenigstens zum großen Teil, mit dem der Vielen, die um ihn herum dichten, aber „es schwingen viele den Thyrsus und wenige sind des Gottes voll". Wer Droem mit der lyrischen Geschäftsroutine, der sexuellen und sozialen Animierpoesie expressionistischer Grünschnäbel verwechselt, der ahnt nichts von dem Raum, in dem diese „Gesänge" zu tönendem Leben erwachen.

III.

Gnadeloses Ausgeliefertsein des Menschen an die unteren Mächte: von diesem Erlebnisschicksal her wächst das Droemsche Versbuch zur organischen Einheit, mit all der Wunderlichkeit seiner sprachlichen Ueberreife, seiner tagfernen Phantasie, seinen somnambulen Zwischenzuständen, seinem grenzentilgenden Chaos von Gott und Mensch, Tier und Dämon. Gewiß, daß dieser Dichter im Zustande der Intuition nicht sein soziales und gesellschaftliches Ich als ein erhöhtes, irgendwie gesteigertes empfindet, sondern dieses Tages-Ich in zunehmendem Maße absorbiert wird, daß dieser Dichter im Crescendo seines künstlerischen Aufstieges immer mehr außer sich und von sich kommt,

wenn ihn der Einfall packt, wie der Dieb bei der Nacht. Musik überflutet ihn, Träume nehmen ihn gefangen, die Geister der Verstorbenen schweben herbei, prunkvoller Gespensterspuk der großen Historie naht drohend dem seelischen Herd, lüstern nach warmem Blut, wie die Schatten in Odysseus' Unterwelt — und das letzte ist dann jene luziferische Geste des Dichters, eigentümlich und unvergeßbar, eine erstarrte Trauer, die zu sagen scheint nicht: dies geschieht an mir, sondern: seht, dies *ist*. Ein Blick aus liderlosen Augen, die kein Grauen mehr schreckt, scheint das Ende des Weges, der Droem zu schreiten von Anfang bestimmt war. Nach diesem Zielpunkt hin, von jenem Erlebnisschicksal her, wie um die Brennpunkte einer Ellipse, kreist das fahle und brennende Werk der „Gesänge".

Ganz absonderlich scheint meine Weise,
Ich kann meine eigene Zeit gar nicht lieben,
Ich bin in ihr wie Feuer in dem Eise.
Oftmals wünsche ich mich nach drüben,
Dennoch hindert ein Sinn am Leben
Zu vollenden das tödliche Streben.

Es muß jedem versenkten Leser auffallen, wie selten und leise der Gott Eros in diesem Werke den Stab der Führung ergreift. Aber ist Liebe als göttlicher Eingriff ins menschliche Einzelschicksal nicht höchste Hingabe und höchste Bejahung des Ich in einem, seliges Sichverlieren *und* hellste Steigerung der eigenen Kraft? Droem kennt nur das heischende, nicht das schenkende Antlitz des Gottes, und so wird ihm die Liebe Erinnerung, Feier statt Besitz, Objektivierung statt Einverleibung.

Du meine zärtlichste Gestalt
Vor der Erinnrung Nachtgewalt
Bewegst dich durch geschmückte Reihn,
Als schrittest träumend du allein.

Einmal streift ein Mädchenkind des Dichters Seele, treibt in der „Straßen schäumendem Pokal" an ihm vorbei, unendlich rührend, unendlich fern („Abendfrostlicht"). Der zart gebrechlichen Krankenschönheit junger Frauen antwortet und huldigt ein Mensch, der im Grunde nicht geliebt sein will, mit dem vibrierenden Pathos der Distanz. „Mädchen nach Feuerbach" —, der besondere Akzent dieser Ueberschrift, dieses „nach" gehört durchaus zu Droems geistiger Physiognomie: was ehedem Gehalt und Schwingung des lyrischen Dichters war, ist zum Stoff geworden, fühlend steht Droem *über* dem Gefühl. Und das geliebte Du ist Modell oder Impression. Neben vereinzelter malerischer Abschilderung („Toilette") steht die spirituelle Verflüchtigung und Transparenz („Gestalt in der Allee", „Junge Dame im Pelz"), nie der durchgeistete und durchblutete Leib.

Droems Psyche beherrscht die Musik nicht die Gestalt, der Tod und die Auflösung nicht der Tag und die Grenze. Erinnerungen an die Romantik wachen auf, jene Bewegung, die unterirdisch ein ganzes Jahrhundert durchzog und nie recht zur Ruhe kam. Ihre spielerische Verflüchtigung der Welt zum bunten Abglanz des Geistes liebte die gleichen Symbole und Zonen, die noch in den Versen des späten Droem bestimmend sind: Nacht und Tod, Musik und Traum. Von Novalis' Hymnen über Wagners Tristan führt der Weg zu Droems Apotheosen der Musik („Am alten Klaviere", „Der Geiger"), die hier nicht als Gestaltung — was sie ja immerhin auch ist, wenn auch nur in übertragenem Sinn —, sondern als das gepriesen und genossen wird, was in unseren Tagen mehr denn je Tausende und Abertausende deutscher Menschen bis zur Selbstverschleuderung in die Konzertsäle treibt: Musik als klingendes Morphium, als süße Seelenspeise und vages Schweifen der Phantasie.

Des Abends läßt am alternden Klaviere
Die Hand sich in geliebten Liedern aus . . .
Wie steigt aus eines alten Holzes Moder
Ein Duft so lieb, ein Ton so perlensüß
Wie Jünglingshaar und Sagenlores Vließ
Dann wild wie ein verdüsterndes Gelodder
Das wirr aus eines Harnisch Oede quillt . . .

Und doch stimmt die romantische Gleichung nicht recht. Droem ist ein Ende, Novalis ein Anfang, und damit verbindet sich wieder jene merkwürdige Richtungsumkehr der treibenden Kraft. Bei Novalis bleibt der Tod eine Station, die das Ich auf seiner grenzenlosen Wanderung ins All überschreitet. Und noch beim Liebestod der Isolde ist die Bewegung zentrifugal, der Mensch Quelle und Mitte der Erschütterung: er wirft sich ekstatisch in den Raum hinaus wie Rodins Verlorener Sohn. Der Romantiker ist noch aktiv, wenn auch seine Aktivität schon nach Ruhelosigkeit, bloßer Betriebsamkeit und Geschäftigkeit zu schmecken beginnt. Selbst Traum und Märchen der Romantik ist in seiner subjektiven Willkür geistgezeugt, Griff eines Geistes nach fremdem Stoff, der verarbeitet, aufgesogen werden soll. Traum und Märchen des Romantikers *bedeuten* immer, ihr Sinn liegt hinter den Bildern und Worten. Und nun lese man bei Droem ein Gedicht wie „Landgänger Tod" oder „Wahnträume". Hier ist der Tod keine Grenze vom Menschen her, sondern der gespenstisch groteske Dämon der Auflösung, der Feind von Leben und Bewegung, der Anwalt des Chaos, das in träger Ruhe verharren will, er kommt von außen, als Vernichter des seiner herrscherlichen Macht ausgelieferten Lebens von Mensch und Tier, Wind und Stern. Und die Droemschen Wahnträume sind nicht willkürlich bewußtes, von heimlicher Absicht getragenes Spiel souveränen

Geistes, sondern Halluzinationen, Ueberrennungen der Psyche, Emanzipation des Stoffes, „Bild in meinen Geist gefeilt", d. h. in ihn hineingeritzt: der menschliche Geist als Material und Mörtel, als Tummelplatz der unteren Gewalten.

Droem kennt das Geistern („Aus den Sarkophagen"), nicht den Geist, und Seele ist bei ihm nicht mehr die Lymphe des Leibes, sondern sein Derivat, unter Schmerzen herauskasteit, oder der schwelende Phosphorzunder über der Fäulnis.

> Wo wachsen unsre Herzen, unsre Seelen?
> Ich schwöre es sie wachsen nur empor,
> Wenn schon die Geier nisten vor den Kehlen
> Nah eurer Grube hocken an dem Moor.

Seele ist für ihn — ein öfters wiederkehrendes Bild veranschaulicht es eindringlich — das blaue Herz inmitten jeder Flamme, verflucht und verdammt zu ewiger Pein („Herzen", „Weihnacht", „Silvesterlaterne"). Einmal zeichnet er den vereinsamten alten Junggesellen, der auf dem Divan „zu kühlem Punsche der Silvesterwonnen" das leise Rinnen der Mitternacht heranträumt, mit der Seelenruhe des Todes verblichener Sommer gedenkt. Von draußen spielt der Schein der Gaslaterne ins Zimmer, und ihre flackernde Flamme wird zum Schicksalsbild eines verlorenen Postens, des tragisch vereinsamten Menschenlebens dieser späten Tage:

> Nur deine kleine Feuerzunge furche
> Umwallens dicht genahtes Schaudermeer —

ist es das Ende, von dem die eddische Seherin kündet: „Die Sonne verlischt, das Land sinkt ins Meer; es nah'n der Hel Leute dem Land"? Der Mensch vermag sein Schicksal nicht mehr zu schaffen, es bricht über ihn herein, verkündet in nächtlichen Gesichten:

> Mein Schicksal stößt, ein dumpfer Traum, empor,
> Das Bangen deucht ein finstrer Flammenbrand
> Aus Orkus' Reich zum Lichte aufgesandt.

So bleibt nur die Trauer über die entgottete Welt und die ironische Glossierung ihres Verfalls. Die wenigen Stellen, wo bei Droem die oberen Mächte genannt werden (denn es ist ein bloßes Nennen), lassen keinen Zweifel darüber, wie der Dichter in dieser Beziehung denkt. Die Götter haben sich in den Weltraum zurückgezogen, durchstrahlen das irdische Treiben nicht mehr, zwischen Gott und Mensch klafft eine unüberbrückbare Kluft. Wenn Droem im momentanen Aufschwung sein Lied als ein einstiges Halleluja vor Gott-Vater deutet, so ist Gott hier nur noch Metapher eines Blickes jenseits dieser Sternenperiode, vor dem alles, auch das verruchteste Geschehen, gleich notwendig, not-gewirkt war. Für

die Breite des Lebens tritt das religiöse Mysterium außer Kraft, der Leib des Heilands ist nicht mehr bannkräftig für die schweifende Seele („Ruf"). Wie Droem den Segnungen des Eros entraten muß und sein geliebtes Du lediglich Impressionen auslöst oder zum Modell wird, so kennt er die christliche Heilswelt wohl als müde und unfruchtbare Sehnsucht des Ermattenden („Schneeschläfer"), oder als Mythologie („Relief in Majolika"), aber Gott wirkt nicht mehr; er ist, wo die Menschen nicht sind.

Du kindlich Bild, du bittendes Gebild,
Aus keuschen Schläfen fragen deine Augen,
Wie soll mir deine liebe Reinheit taugen
Auf meinem Pfad in das Gebirge wild?
Euch wies Lenardo in der Felsen Wüten,
Ach in den Grottentraum azurnen Lichts:
Jesuskinder, die selige Mütter hüten,
Jesuskinder göttlichen Angesichts.

Und nun schlägt der Trübsinn über die entgottete Welt in gesalzene Ironie um, in Ironie, die Befreiung sein will, während die rasselnde Kette nachschleppt und des Ohnmächtigen spottet, der denn auch nach kurzem Aufbegehren wieder in die Lethargie des eigenen Nichts zurücksinkt. Ein schmerzhaftes Ausweiten der inneren Spannungen bis zur äußersten Grenze künden solche Verse:

Bitterkeit, lasziv und hohl
Ränkereich verrückt frivol,
Mischt sich zu Gottvaters Wunsch
Einen dunklen Schlummerpunsch.

Verse, deren masochistische Ungeniertheit nur dies entschuldigt, daß sie erlitten sind. Man ist mit solchem Erleben gestraft genug.

Die oberen Gewalten sind abgewandt von dieser Droemschen Welt. Dafür „nah'n der Hel Leute dem Land", christlich gesprochen: der Teufel fährt herauf mit großem Gestank. Wer wollte noch zweifeln, daß der Dichter Droem längst mit dem Herrn der unteren Heerscharen ein Sympathieverhältnis eingegangen, „an dieser Sphäre lang gesogen" hatte? Aber sein Hochzeitscarmen, wo sich Mensch und Teufel gatten, übertrifft denn doch alle Erwartungen! Trotzdem — das eine ist die Beschwörung des Teufels, ein anderes sein Advent. Und bleibt die „Hochzeit" noch im dichterischen Gleichnis, wer möchte seine Hand dafür ins Feuer legen, daß nicht eines Tages blutige Realität daraus wird und der Teufel in Person dem Herrn Droem erscheint, wie dem Iwan Karamasoff des Dostojewski? Man sollte mit den dämonischen Gewalten nicht auf gar zu vertrautem Fuße leben, am wenigsten, wenn man nur ihr Mundstück und Medium ist. Strindbergs Bekennerwut

und fanatischem Gottsuchertum steht dergleichen an, aber Droem ist wirklich nicht des Teufels Widerpart, sondern sein Domestik.

Liest man ein Gedicht wie „Hochzeit" oder die „Schafottlitanei", die so ganz zeitgemäß ist und bei aller Plastik des Einzelnen doch dadurch, daß die dichterische Phantasie sich aus dem Vorstellungsarsenal der französischen Revolution speist, eine prachtvolle, historisch-ironische Transparenz bekommt, so dominiert freilich die Bewunderung, wie meisterhaft der Teufel seinem willigen Schüler und Buhlen aufzuspielen weiß. Der metaphysische Katzenjammer ist ja der Humus, auf dem allein Droems goya-verwandte phantastische Untergangsvisionen gedeihen konnten. Am stärksten bleibt der Eindruck jener gespenstigen Kulturrevuen, wie sie im „Geiger", den „Wahnträumen", im „Fluß in der Winternacht", vor allem in „Feierabend" vorüberziehen. Feierabend, das schwierigste und großartigste dieser Gedichte, ist durchaus ein Novum an innerer Form, stärkste Einfühlungskraft und schmiegsamste Phantasie zur Rezeption des traumlogischen Bildertaumels von nöten. Ganze Zeiten und Zonen werden geballt und im Augenblick wieder verflüchtigt, ein Prestissimo von atembeklemmender Wucht rast vorüber, ein aus Nacht und Traum, Kultur und Chaos zusammengewirbelter Hexensabbath, in dem alle Register vom Schlachtendonner bis zum zarten Getön des aufblühenden Lilienstengels gezogen sind, ein Farben- und Klangwunder, wie es heut nur in deutscher Sprache möglich ist, die nach Rudolf Borchardts schönen Worten einem Urwald gleicht, keinem Lustpfad, sondern einer Schicksalswanderung, wie die durch Dantes drei Reiche.

IV.

Werfen wir daher, nachdem der Umkreis von Droems Gehalt angedeutet ist, einen Blick auf seine Form, auf die Sprachgestalt, so wird es jetzt, wo wir von innen nach außen sehen, leichter sein, das als Stil zu erkennen, was bei der ersten Bekanntschaft mit diesen Versen als Manier erscheinen könnte. Droem singt freilich nicht, „wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet", aber es bleibt eine harmlose Beschäftigung geringfügiger Talente, die nichts Besseres zu tun haben, heut volksliedhaft schlicht sein zu wollen, wo Zeit und Stunde vom Dichter gebieterisch nach dem Wort für ihre eigenen Nöte oder dem Wort für den Ausweg aus ihrer Not verlangen. Mit rousseauistisch-romantischer Rückkehr zur Natur wird dieser Pflicht so wenig genügt, wie mit dem Nachfahrentum der Deutschtümler, die in Wahrheit die Undeutschen sind. Eine ehrfürchtig gehegte Tradition in allen Ehren — der Künstler als innerst bewahrender Mensch kann sie nicht entbehren, und der Bolschewismus der Expressionisten, der sie entbehren zu

können vermeinte, erstickt ja allgemach am „Wiederkäuen der eigenen Absurditäten" — aber man soll neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen, und der primäre Dichter kommt gar nicht in diese Versuchung.

Nun steht es mit der sprachlichen Kultur des deutschen Verses gegenwärtig nichts weniger als schlecht, wir besitzen in Stefan George und Rilke und besaßen in Georg Heym Dichter, die schon rein sprachlich von einer Gewalt des Sagens sind, wie sie in den Jahrzehnten des Epigonentums nicht einmal geahnt werden konnte, und wenn die Höhe der Auflagenziffern ihrer Bücher über die wirkliche Einverleibung in das allgemeine Sprachgefühl etwas aussagte, brauchte man kaum ausführlich bei diesen Dingen zu verweilen. Aber wie dem auch sei, jeder Dichter bringt, seinem einmaligen persönlichen Gehalt entsprechend, auch wieder einen neuen Sprachton, der erlauscht sein will. Und bei Droem liegt der Fall noch besonders kompliziert.

Die „Gesänge" sind die (vorläufig) letzte Strecke eines Weges, dessen Ausgangspunkt wir in dem soeben erschienenen Band „Ex tenebris" kennen lernen, der Verse aus den Jahren 1898—1901 enthält; die Gesänge hingegen stammen in ihrer Urform aus der Zeit von 1906—09, erfuhren 1911—13 eine durchgreifende Bearbeitung und vor der Drucklegung 1919 eine letzte Durchsicht. Die sehr bemerkenswerte Tatsache, daß ein Dichter sein gesamtes Schaffen der Oeffentlichkeit so lange vorenthielt, der Grund des Zögerns in einer Zeit, wo die Unbedenklichkeit der Verfasser in der Publikation halb- und viertelreifer Werke oft bis zur Frivolität geht, ist vielleicht zum guten Teil in den Hemmungen zu suchen, die entstehen mögen, wenn der kalt überprüfende Tagesblick auf das fällt, was die Nacht gebar, was gegen den eigenen Willen, traumwandlerisch als Wort der Mächte und mit Ueberrumpelung der eigenen werten Privatperson entstand. Stets wird mit dem nüchternen Rückblick auf die Ekstasen des Schaffens ein Scham- und Scheugefühl verbunden sein, sicher, daß bei Droem, der seiner psychischen Veranlagung nach ein scheuer, verhaltener, gequälter Mensch sein wird, dieses Gefühl sehr stark entwickelt ist und am Ende zu jahrzehntelanger Verheimlichung seiner Gedichte führen konnte. Jedenfalls sind die „Gesänge" die späteste Stufe seiner Wanderung und Wandlung, seines persönlichen Sprachwegs, und ein Blick in das Buch „Ex tenebris" lehrt, daß diese Entwicklung weit ab führte von den tastenden Versuchen des Anfängers. Bis die Strecke zwischen „Ex tenebris" und den Gesängen erschlossen ist, kann man den Weg, den Droem nahm, nur ahnen. Der Dichter steht in den Gesängen als ein Ganzer, Eigener, Fertiger da, und es ist zu ihrem Verständnis auch schließlich nichts nötig als sie selbst. Die ästhetische Grundforderung, daß jedes Kunstwerk aus sich

selbst verständlich sei und der Erklärung von außen nicht bedürfe, erfüllt dieses Versbuch aufs schönste. Freilich sind die Schwierigkeiten nicht gering, und so werden ein paar Fingerzeige willkommen sein.

Die Schrullen der Interpunktion, oder vielmehr der Interpunktionslosigkeit mag Droem selbst verantworten. Er stand hier offenbar unter der Suggestion eines großen Vorbilds. Aber wenn Georges Sprache, die selten lange Perioden baut und raffinierte Syntax schachtelt, der reichlichen Zeichensetzung entbehren kann —, bei Droem macht eine äußerste Kompliziertheit der Faktur das Lenkseil der Interpunktion zum Bedürfnis. Es wird auch willige Leser verstimmen, wenn zu den notwendig mit der Sache gegebenen Schwierigkeiten noch die Weg- und Steglosigkeit einer technischen Druckanordnung tritt, die das Abenteuer eines solchen Gedichts — und die meisten der Droemschen Gedichte sind Abenteuer, in die man sich wohl oder übel einläßt — ins Unerlaubte und Unerwünschte steigert. Es könnte sogar einer auf den Gedanken kommen, daß die Interpunktionslosigkeit fließenden Rhythmus und Einfachheit vortäuschen möchte, die in Wirklichkeit nicht vorhanden wäre. Nun haben gottlob Droems Gesänge ihren Rhythmus, den keine Interpunktion in Frage stellen und zerstückeln kann, kein vernünftiger Mensch wird Droem mit dem Auge, sondern mit dem Ohre, d. h. laut lesen, — und hätten sie diesen Rhythmus nicht, wären sie nicht klang- sondern intellekt-geboren, die fehlende Interpunktion könnte wahrlich nicht den Mangel verdecken, den Rhythmus suggerieren. Möge Droem in einer hoffentlich recht bald nötigen Neuauflage seines Buches diesen ebenso leicht zu behebenden wie ärgerlichen Mangel abstellen.

Am nächsten liegen dem Dichter die jambischen Maße, der natürliche Sprachfluß der Rede, weil sein Ich von Natur weich und hingegeben ist, den Impressionen auch der Sprache sich willig fügt. Mit den jambischen Maßen in „Abendfrostlicht", „Silvesterlaterne", „Novembernacht" ist immer eine zarte, gelöste Stimmung verbunden, sie bieten sich unwillkürlich zur Aussprache dar. Noch öfter aber wird dieses empfängliche Ich aufgewühlt und erschüttert bis zum Grund: das unruhige Flackern gemischter Versmaße, „Einschlafensstunde", „Schiffer Mond", besonders das weitgedehnte bewegte Wogen in „Frau Holder" versinnlicht den entscheidenden Gehalt dieser Gedichte schon in der bloßen Tatsache ihres Rhythmus, noch ehe der Vorstellungsgehalt ganz erfaßt ist. Und am interessantesten ist zu beobachten, wo der Dichter zum Trochaeus greift, dem spanischen Nationalvers: er entspricht der steifen spanischen Grandezza, ist immer „Haltung", und man sollte meinen, daß er Droems mimosenhafter Natur sich unbedingt verschließt. Aber gerade in diesem Zeichen stehen die „Wahnträume", „Feierabend", „Hochzeit", „Bruder Mond" — und man be-

greift von neuem, wie sehr alle Kunst Form und Gestaltung ist, noch und gerade im Augenblick des formlosesten, fesselsosesten Ansturms vom Erlebnisse her. Sprache und Rhythmus werden zur Waffe, der Stil zum Bollwerk, das dem drohenden Hereinfluten des Chaos wehrt. Der inneren Haltlosigkeit antwortet die unbeirrbare Gehaltenheit des sprachlichen Griffs, der nicht nachläßt, bis die Gesichte bezwungen, in Form und Ebenmaß gebannt sind. Man verfalle ja nicht dem trügerischen Rückschluß von der sprachlichen Kompression und Gefeiltheit dieser trochäischen Gesänge auf ein ästhetisierendes Verhältnis des Dichters zu seinen Inhalten. Er liegt besonders nahe, denn der Droemschen Stoffwelt mit ihrem umfänglichen Hausrat einer in Auflösung begriffenen, Jahrhunderte alten Kultur entspricht eine Diktion, die freilich nichts weniger als einfach, wenn auch immer dem gemäß ist, was Droem zu sagen hat. Stellen wie die

Es beginnt von Mozarts Zeiten,
Von der goldnen Glorien Süd,
Sängen, die zu Walther leiten
Mild zurück zum Minnelied.

oder:

Ein stolzes Mädchen wandelt, in Bordeaux
Erglänzt das Haar: ein weinrot Kupfergold,
Das aus Westindiens grobem Sonnenstroh
Auf des Gewandes leichtes Feuer rollt

enthalten gewiß eine Belastung der Sprache, die dem Dichter auf den ersten Blick den Vorwurf einer „uneigentlichen" Ausdrucksweise eintragen könnte. Sie ist aber ganz „eigentlich" und bietet sich als nächster Ausdruck dar, wenn man im Zentrum der Droemschen Einheit von Leben und Dichtung steht und seine Sprache nun in die Einzelheiten nachprüft. Man fühle das zweite Beispiel einmal mit aller Ruhe in seinem sinnlichen Vorstellungsgehalt durch. Wenn das kupfergoldne Haar des Mädchens hier nicht aus einem Strohhut, sondern „aus Westindiens grobem Sonnenstroh" auf das feurig blasse Gelb des Gewandes rollt, so tut es das nicht deshalb, weil „Strohhut" ein unpoetischer Ausdruck ist, sondern weil der Dichter seine sinnliche Vorstellung nicht mit der abgegriffenen, entwesten, als bloß verstandesmäßige Umgangsmünze kursierenden Sprache des lieben Alltags einfangen kann.

Eher könnte man um gewisse syntaktische Eigenheiten der Droemschen Sprache rechten, den absoluten Gebrauch reflexiver Verben, die Reduktion der Komposita auf das Simplex, die kahlen Substantive, die indikative Anwendung des Conjunktiv praesentis:

Goldrote Himmel spannen (sich) über (das) Land . . .
An meinen Steintisch läßt sich Karl der Kaiser (nieder) . . .
(Der Schnee-)Teppich unten rufe (ruft) licht und schwer . . .,

man könnte das, wenn es expressionistische Manier, nicht innerlich bedingter Stil wäre. Zudem gehören diese syntaktischen Neubildungen seit Georges Vorgang zum unveränderlichen Sprachgut deutscher Dichtung, das nur in unbefugten Händen fehl am Orte ist. Droem hat nur in vereinzelten Fällen die Grenze des Zulässigen, d. h. ihm Notwendigen, überschritten. Jene schon erwähnten raffinierten Schachtelungen hingegen, das gesteigerte Ineinanderschieben von Sätzen und Satzteilen, wie es das charakteristische Gesicht der Droemschen Syntax bestimmt, wird nach momentaner Befremdung als willkommener Ausbau der Sprachmittel im Vers empfunden werden. Es ist einer architektonischen Gesinnung zu vergleichen, die das konstruktive Moment als ästhetische Komponente des Eindrucks unterstreicht, und Zeichen dafür, daß Droems Verse in der überwiegenden Mehrzahl weniger gewachsen als gemeißelt sind, jedenfalls in der endgültigen Redaktion der Gesänge.

Schließlich sei noch auf zwei öfters wiederkehrende Stileigentümlichkeiten aufmerksam gemacht. Einmal das plötzliche Einschalten steifer, trockener, formelhafter Wendungen. Hierher gehört der kanzleimäßig-nüchterne Gebrauch des Demonstrativpronomens (etwa in „Der Bote“ oder „Meines Vaters letzte Stunde“). Die Aesthetik kennt dergleichen als „Einschaltung von Differenzimpressionen“: es wird unvermittelt abgebogen, aus der Stimmung gerissen, es ist, wie wenn ein rollender Zug plötzlich stehen bleibt. Bei Droem hat die Anwendung dieses Sprachgriffs den unterbewußten Sinn, eine naturalistisch gefühlsmäßige Rezeption seiner Poesie zu unterbinden, wie denn sein kurzes Vorwort zu den Gesängen sich ausdrücklich auf Georg Simmel beruft: die Kunst als „Formung der Weltinhalte lebt nicht auf Borg von deren anderer Formung, die wir Wirklichkeit nennen“. — Die andere Eigentümlichkeit weist in die gleiche Richtung und besteht in der auffallend häufigen Einflechtung der Interjektion: „ach“. Sie ist beileibe kein Flickwort, sondern entspricht in ihrem psychischen Gehalt genau dem Verlaineschen „Hélas“!, das als stereotype Formel der Gefühlserweichung zu deuten ist, wobei der Akzent auf dem Stereotypen, nicht auf dem Gefühlsmäßigen liegt. Dieses Droemsche „Ach“, von dandyhaftem Aspekt und deutlich pariser Herkunft, wird zu einer Art pro domo und immer wieder aufgerichteter Warnungstafel: „Nur nicht gefühlvoll werden!“ Droem erleidet das typische Künstlerschicksal der Dekadenz, wie es Thomas Mann im „Tonio Kröger“ zeichnet: „Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt.“

V.

Droem hat seine Gesänge in fünf Gruppen angeordnet: Trinklieder, Frau Holder, Bilder und Schein, Schauer und innere Stimmen, Guter Mond. Es dürfte sich empfehlen, mit „Frau Holder" die Lektüre zu beginnen und dann die beiden folgenden Reihen anzuschließen. Unsere Betrachtung ist im wesentlichen diesen Weg gegangen und des Verfassers Ueberzeugung durchaus die, daß erst eine aus diesen Gruppen gewonnene Vertrautheit mit Droems Sprachform und Gehalt die Trinklieder erschließt und ganz besonders den „Guten Mond" erst zu vollem Verständnis bringt. Es sind durch ein bestimmtes Motiv zusammengehaltene Zyklen, wobei man Motiv im wörtlichen Sinn als das Bewegende, nicht als beliebigen „dichterischen Vorwurf" zu verstehen hat. „Episch durchbaute Sonaten" — diese Formulierung Droems aus den einleitenden Worten zu „Ex tenebris" bezeichnet in der Tat vorzüglich den Charakter der Trinklieder und Mondgesänge.

Droem hat einen ganz neuen Typus von Trinkpoesie geschaffen, etwas in jedem Sinn Hochstehendes und Exzeptionelles, das mit der harmlosen Kneipseligkeit des guten Scheffel nur noch den Namen gemeinsam hat. Zwischen dem metaphysischen Galgenhumor dieser Lieder und dem feuchtfröhlichen Rausch brav-bürgerlicher Behäbigkeit klafft ein Unterschied wie zwischen Gold und Geld. Der Wein ist bei Droem nicht Genußmittel, sondern magische Macht, das gefährliche Danaergeschenk der unteren Mächte, dessen sie sich, neben anderen, bedienen, um das Ich zu überwältigen und Chaos einfließen zu lassen, er ist Versuchung wie die Nacht und die Musik. Nur klingt die Instrumentation dieses Zyklus um einige Grade heller wie in „Frau Holder", „Bilder und Schein", „Schauer und innere Stimmen". Der „Trinker Zeitgenosse" mit seiner prunkvollen, aus der Rauschperspektive geborenen europäischen Kulturschau wird zum geschmückten Portal der Gesänge, und die „Letzte Flasche" zeugt von der beispiellosen Gewalt der gespenstigen Droemschen Traumphantasie, die freilich ihren Reichtum hier so eng stapelt, daß es ganze Nester dichterischer Vorstellungen auszuheben gilt. Die Virtuosität, mit der eine Fülle des Gehaltes in die knappste Sprachform gezwungen wird, legt die Vermutung nahe, daß zu dieser besonderen Gattung von Trinkpoesie Droems eigenes noch unveröffentlichtes Schaffen die Vorstufen enthält.

Im Schlußzyklus vom guten Mond verstummen die hellen Töne gänzlich. Von ihm muß das Wort gewagt werden, daß er zum Stärksten und Faszinierendsten gehört, was die deutsche Verskunst der Neuzeit hervorgebracht hat. Wenn irgend, so wird Droem in diesen Gesängen zum Dichter der Zeit, seine Stimme zur Zeitstimme, sein Werk zum Gleichnis der absinken-

den Epoche. Ohne die Zeitnöte einzeln bei Namen zu nennen, ohne in naturalistische Abschilderung zu verfallen, trifft doch der Sinn dieser durch und durch gleichnishaften symbolischen Vision ins innerste Herz einer organisch erkrankten europäischen Menschheit. Im „Guten Mond" kreist alles um ein kosmologisches Sinnbild, das mit deutenden Worten nur umstellt werden könnte, eben weil es echtes Symbol ist, geheimnisvoll offenbar, für alle und keinen: der Mond als nächtliche Lichtmacht der menschenfremden Landschaft, als dämonisch geheimnisstarker Hypnotiseur von Mensch und Tier, als spöttisch humorvoller, lockend verlockender Grenzentilger, als würdig zelebrierender Priester jeder Art von Tod und Untergang und Zurücksinken in die Ruhe des Nichts, aber auch als getreuer Eckart und Wahrzeuge jener verzückten Stunden des fesselnden Schweifens von Phantasie und Seele, des verantwortungslosen Traumes jenseits von Zeit und Raum. Hier ist alles im Reigen: der deutsche Michel und der Lotos vom Nil, Großstadtmorast und Morgenland, heilige Hingabe und zähnefletschender Zynismus, bohrende Reflexion und taumelnder Rausch. Die Hausgefährten des Dichters, Hund und Katze, werden zu okkulten Erscheinungen, zu Inkarnationen der Tag- und Nachtmächte, zwischen deren ausgespannten Polweiten der Mensch prokrustisch aus dem natürlichen Gefüge von Körper und Seele gezerrt wird. Epigone im umfassendsten Wortsinn, begreift und bejaht der Dichter sein „Epigonenschicksal". Der „Schiffer Mond" bannt als riesiges Finale die beiden letzten Weltalter, das antike und das christliche, gleichnisartig in ein Triptychon der Bewegung, der Lebensfahrt: die schlanke, befriedete Galeere des Altertums über bläulicher Flut, das graue schwere Schiff des Dante über dem toten Meer der Hölle, die ahasverische Seele des Dichters zur Fahrt der Mondsichel entschwebend, die ihre Bahnen durch den Aether zog, ehe denn es Welt- und Menschenalter gab.

Man genießt diese sprachgewaltige Apokalypse als schwere Ausschweifung, als Fieberrausch und Haschischorgie und gedenkt jener berühmten Worte Nietzsches, des ersten Menschen jenseits des großen Sumpfes, über den Tristan: „Die Welt ist arm für den, der niemals krank genug für diese Wollust der Hölle gewesen ist."

Und doch ist der „Schiffer Mond" noch nicht das Aeußerste von Droems Kunst. Zwei Gedichte, die aus dem Rahmen der Gesänge freilich herausfallen, lassen bereits einen neuen Ring im Schaffen Ernst Droems erkennen: „Afrikanischer Horizont" und „Seele am Firmament". Hier scheint ein Punkt jenseits der Welt gefunden, aus der heraus und die Droem singt. Der „Afrikanische Horizont" mit der unerhört erhabenen Raumwirkung des den Zenith erklimmenden und wieder entschwindenden Flamingozuges, ist nicht nur die magische Beschwörung

einer fernen Landschaft, er ist seelenlose, übermenschliche Sicht, gleichsam von einem anderen Stern her. Und die „Seele am Firmament" ist Verewigung einer zeitschicksal-verhafteten Seelenpein, die das Zurücksinken der Erde in den Ozean der Welten mit einem wahrhaft transzendentalen Blick vorwegnimmt:

Nur in späteren Jahrhunderts Traum,
Wenn der Drache seine Gottheit kennt,
Gleite sie durch den gestirnten Raum
Als ein zaubrisch Feuerornament.

VI.

Damit wären wir also füglich am Ende mit unserer Betrachtung, es wäre nichts weiter zu sagen, man hätte die plötzlich aufgetauchte Erscheinung dieses großen Dichters rückhaltslos zu begrüßen und seinen kommenden Werken — die Gesänge aus den Jahren 1917—20 sind für das Frühjahr 1921 angekündigt — mit ungemischter Freude entgegenzusehen?

Nein, wir sind nicht vorbehaltlos dieser Meinung. Und der Unterton, der in unserer Bewunderung der Droemschen Kunst vernehmlich mitklang, wird darüber keinen Zweifel gelassen haben. Nicht, daß von dem gespendeten Lob hinterher etwas zurückzunehmen wäre — es kam wahrlich nicht aus blindem Enthusiasmus, sondern einer klaren Ueberzeugung, wie sie das monatelange Zusammenleben mit diesem aufregenden Versbuch aus dem Wechsel von Empfänglichkeit und Zweifel, Irrtum und Einsicht schließlich zeitigte. Aber die Welt, zu der Droem gehört, ist eine versinkende. Und mitten aus dem chaotischen Meer der Wirrsal sind bereits die ersten Spitzen eines neuen, geistig-leiblichen Kosmos getaucht, der es mit sich bringt, daß die Trennung von Aesthetik, Religion, Philosophie als gesonderter Anschauungs- und Erlebniskategorien aus einer Selbstverständlichkeit zu einem Vorurteil wird.*) So gewiß die überwältigende Mehrheit der Zeitgenossen mit ihrem Sein der alten Welt angehört, sie werden doch, wenn ihr Bewußtsein in die Höhe hinaufreicht, in der geistiges Geschehen als primäre Wirklichkeit nicht als Ueberbau des vitalen Lebensablaufs empfunden wird, für die atmosphärischen Wandlungen dieser Region empfänglich sein, und das wird sich in ihrem Willen ausdrücken. Sie mögen wollen oder nicht, der geistige Barometerstand zwingt ihre Ehrlichkeit zu der

*) Um peinliche Mißverständnisse zu vermeiden: wir reden hier nicht etwa von den Segnungen des Bolschewismus, der eine asiatische Angelegenheit ist, ebensowenig von Sozialismus, „allgemeiner" Menschlichkeit und Völkerbund, die zur Dekadenz gehören, sondern von der geistigen Wiedergeburt Europas.

Konzession der Fragestellung: reicht eine rein ästhetische Weltformung und -betrachtung wirklich noch aus, oder müssen wir nun doch „auf Borg" gehen?

Es wird besser sein, diese Unschlüssigkeit offen zu bekennen, einzugestehen, daß die Welt im Zwielicht liegt, als vom klaren Licht eines Tages zu reden, dessen neue Sonne doch erst für die Wenigsten über den Horizont gekommen ist. Wie viele sind es, die in der Sphäre der Kunst diesem Zwiespalt fremd sind, die, seien sie nun Schenkende oder Beschenkte, mit ganz sicherer Stimme von sich aussagen könnten, daß es ein Entweder — Oder für sie nicht gäbe, daß sie ihrer ganz gewiß seien?

Soll Dichtung zuerst einmal als Dichtung um ihrer selbst willen hingenommen werden, so glauben wir dieser Forderung genügt zu haben und wären die letzten, eine „moralisierende Tendenz" von neuem in die Betrachtung künstlerischer Gebilde einzuschwärzen. Es heißt aber — unter der Optik eines neuen Lebens — nicht moralisieren, sondern unendlich viel mehr und Belangvolleres tun, wenn man die Frage nach dem, was einer ist, nach der Substanz, allen anderen Erwägungen, auch der der ästhetischen Zulänglichkeit künstlerischer Werke, voranstellt und überordnet. Und wir begegnen uns in dieser Gesinnung sogar mit dem Willen des Dichters Droem, der in der Einleitung zu „Ex tenebris" bekennt, daß die Folge seiner Gesänge eine „Entlastung aus den irrenden Seelenzuständen unserer Zeit" herbeizuführen und den „Wiederaufbau des Reiches des Irrationalen in Europa" mit anzubahnen berufen sein möchte.

Und da kommen uns Zweifel. Gewiß steht jedem Dichter frei, sein Schaffen zu interpretieren, die Wünsche zu nennen, die sein vollendetes Werk auf dem Weg in die Oeffentlichkeit begleiten. Aber stets ist es doch so gewesen, daß der Wille eines Dichters und sein Sein, daß das Wesen seines Werkes und die mit ihm verbundene Absicht zwei verschiedene Dinge, im Zwielicht und Zwiespalt der Uebergangszeiten sogar zwei sehr verschiedene Dinge waren. Droem scheint dieser nicht nur für ihn, sondern auch für Verständnis und Wirkung seines Werkes unheilvollen Verwechselung anheimgefallen, und so wäre denn noch einmal im Fluge zu erinnern, was er ist, damit es klar wird, was er wirken und wollen kann.

Droem stellt sich mit dem Gehalt seiner Dichtung als ein reiner Vertreter der europäischen Spätdekadenz dar, als solchen preist ihn Oswald Spengler in der Einführung zu den Gesängen. Und wie immer man über die Prophetie des berühmten Buches vom Untergang des Abendlandes denken mag, Spengler ist jedenfalls ein vorzüglicher Diagnostiker jeder Art heimlicher und offener Verwesung und im Fall Droem von überzeugender Kompetenz. Irreligiosität, Unfrucht-

barkeit, Zersetzung — die Merkmale des großstädtischen Zivilisationsmenschen, wie ihn Spengler zeichnet — sind auch die Merkmale des Menschen Droem und seiner Kunst.

Wie sollte nun daraus etwas Neues wachsen? „Zur Seelenbildung unseres Lebensalters" soll das Droemsche Seelentum (wir haben es kennen gelernt) hinführen, zur Vergeistigung aus den Banden des Materialismus das geisternde Schwelen seines Gespensterspuks, dieses Materialismus mit negativem Vorzeichen? Es ehrt Droems ethischen Willen, er träumt von dem Einen, was not tut, aber die Einsicht, gestützt auf Erkenntnis des Droemschen Seins, ist doch durchaus auf Seiten Spenglers, dessen Skeptizismus sich im strikten Gegensatze zu der Selbstinterpretation seines Dichterfreundes bewegt: hier ist nur Untergang, keine Neubildung mehr möglich. Droem ist ein Ende, kein Anfang oder auch nur eine Ueberleitung, wie er vermeinen möchte, denn „Ueberleitung" gibt es nur für den Historiker, nicht dort, wo Leben organisch aus einem neuen Kern herauswächst.

Die „gesteigerte Transzendenz" der Gesänge bedeutet denn auch in Wahrheit eine letzte Verflüchtigung des Lebens; Nerven- und Seelenfetzchen irren haltlos im Raum. Beginnliches Leben aber hat noch stets in der keuschen Einfalt der Knospe zusammengeschlossen, was später in die Vielfalt der gesonderten menschlichen Vermögen sich auseinanderlegte. Droem ist mit seiner Menschlichkeit viel zu sehr der Epoche verhaftet, die seine Gesänge zu Grabe läuten, als daß er ein Ausweg aus ihren Nöten sein könnte, mag er es noch so redlich und sehnsüchtig wollen.

„Nur aus dem Fernsten her kommt die Erneuung"

sagt der ebenso große wie *einfache* Stefan George, von dessen innerer Zusammengehörigkeit mit Droem unter dem Zeichen der Spätdekadenz die Spenglersche Einleitung vergeblich zu überzeugen sucht.

Doch das Droemsche Unvermögen zur Erneuung kann nicht der Verpflichtung überheben, sich mit diesem Dichter aufs ernsthafteste auseinanderzusetzen. Hier wird hohe Kunst unter Schmerzen geboren, die beinahe noch unser aller Schmerzen sind. Und hat wohl ein bequemes und sonderlich zufriedenes Leben, wer gezwungen ist, die Welt so zu sehen und zu singen, wie Droem sie sieht und singt? Er ist Stimme der Zeit und bannt ihre Nöte ins dichterische Gleichnis, aus Schicksal, nicht aus Willen; und Ruhm — wenn er Droem ereilen sollte — wird ein recht fragwürdiger Ausgleich sein für den, dem solches Schicksal zuteil wurde.

Aber er nehme es auf in seinen Willen, löcke nicht gegen den Stachel und lebe weiter nach dem Gesetz, nach dem

er angetreten! Droem würde, falls seine ethische Attitüde gegen sein schicksalhaftes Sein überhaupt etwas ausrichten könnte, mit der Tendenz zur Erneuung nur den Wert, die tragische Eindeutigkeit seiner Verfallskunst schmälern. Es ist wahrlich genug, zu den letzten dichterischen Stimmen einer Epoche, wie die abendländisch-christliche Kultur, zu gehören, mögen auch immerhin die Besten unserer Tage mit ihrem Wesen und Wirken schon einer anderen, kommenden Welt angehören. Diese Besten sind und bleiben vorerst die Wenigsten, und so wird Droem das Verständnis und die Bewunderung, ja vielleicht — wenn man seiner großen Leistung erst einmal nachgekommen ist — die Dankbarkeit der Vielen gehören, deren Himmel gleich dem seinen in Abendröte steht, ehe die Nacht kommt. Ueber ihn hinaus aber spähen die Vorposten der europäischen Menschheit nach den neuen Werten.

***

Die Bedeutung der Erziehungswissenschaft für die Gegenwart

von Professor Dr. Rudolf Lehmann, Breslau

Aus dem Gefühl der Unbefriedigung, der Verzweiflung an der Gegenwart und den Menschen, die sie leben und lenken, hat die Hoffnung auf das künftige Geschlecht stets die stärkste Nahrung gezogen. Daher sind denn auch die Zeiten, in denen ein solches Gefühl herrscht, immer geneigt, in der Erziehung die heilbringende Macht zu sehen, an die allein sich die Aussicht auf eine bessere Zukunft knüpft. Die großen erzieherischen Ideen, die schöpferischen Systeme sind zumeist in Perioden des Niedergangs, wie sie auf vernichtende Katastrophen folgen, oder auch des politischen und sozialen Druckes, der ihnen vorhergeht, entstanden. So schöpfte der vertriebene landflüchtige Amos Comenius im Elend des 30jährigen Krieges aus der Hoffnung auf das kommende Reich des ewigen Gottesfriedens den Antrieb zur Erneuerung des Jugendunterrichts, so entwarf Jean Jacques Rousseau im Anblick der Fäulnis des Ancien Régime und seiner Kultur das Bild der Erziehung des neuen Menschen, dessen Typus die Gesellschaft der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit begründen und tragen sollte. So wurde Pestalozzi durch das tiefe Mitleid mit dem armen Volke, das um ihn her in Druck und Elend lebte, zu seinen Entwürfen getrieben, die durch eine neue, eine wahrhafte Erziehungsschule die Jugend zu selbsttätiger Geistesfreiheit und zu wirtschaftlicher Kraft heranbilden sollte. So entwarf endlich Fichte in einer Zeit des Unglücks, die der unsrigen nur allzusehr gleicht, seinen Plan der deutschen Nationalerziehung und verkündete ihn mit flammenden Worten als das einzige und letzte Rettungsmittel, um das deutsche Volk wieder emporzuraffen und vor dem endgültigen Untergang zu bewahren.

Das gleiche Empfinden ist auch heute lebendig und verbreitet. Aus der trostlosen Gegenwart suchen wir den Ausblick in eine Zukunft, die von dem Glanze erhellt wird, der die blonden Häupter unserer Jugend umstrahlt, und wieder stellt sich die Erziehung als die Macht dar, die allein diese Zukunft verbürgt. Wie wäre es sonst zu erklären, daß der Zusammenbruch und die Revolution das Interesse für die Fragen der Jugendbildung nicht verschüttet und abgestumpft, sondern im Gegenteil in den weitesten Kreisen belebt und gekräftigt haben, daß eine Reihe von Gedanken und Idealen, die seit Jahren die engere Lehrerwelt bewegt hatte, jetzt erst fast plötzlich in ihrer allgemeinen Bedeutung erkannt und in den Vordergrund des Programms für das neue Staatsleben gerückt wird!

Die Logik, welche die Hoffnung auf die Zukunft mit dem Interesse für die Erziehung verknüpft, ist in der Tat so zwingend, daß sie keiner Rechtfertigung bedarf und es nur natürlich erscheint, wenn die Reform unseres Schulwesens eine der ersten Aufgaben ist, zu deren Bewältigung die junge Republik sich anschickt.

Man sollte nun meinen, daß aus diesem Interesse für die Jugendbildung auch die Wertschätzung der Erziehungswissenschaft sich ohne weiteres ergeben müsse und daß die Bedeutung der Pädagogik im gleichen Maße wie die der Erziehung anerkannt würde. Ist sie doch ihrem Wesen nach nichts anderes als methodisches Denken über die Fragen und Aufgaben der Erziehung, systematisches Forschen nach den Tatsachen, die ihre Grundlage bilden. Ist es doch ihr wesentlichster Zweck, die Lösung solcher Fragen dem Bereiche des Zufalls und der dilettantischen Meinungen zu entrücken und auf den festen Boden wissenschaftlicher Erkenntnis zu stellen. Allein von einer Einstimmigkeit hierüber zeigt sich bisher in unserem öffentlichen Leben nichts. Vielmehr besteht ein alter und sonderbarer Zwiespalt der Meinungen bisher unausgeglichen fort. Zwar hofft ein großer Teil derer, die im praktischen Erzieherberuf stehen, von der pädagogischen Theorie feste Grundlagen und Richtlinien zu erhalten, ja, er ist überzeugt, daß, wie die Wissenschaft überhaupt die Kraft und die Aufgabe hat, das Leben zu regulieren, so auch die Pädagogik dazu berufen ist, die Praxis der Erziehung und des Unterrichts zu leiten und zu bestimmen. So denken vor allem die Kreise der Volksschullehrer: daher der lebhafte Drang zu eigener Forschung und wissenschaftlicher Betätigung, der so viele von ihnen, zumal unter den jüngeren, in die Vortragssäle und Laboratorien zieht. Aber auch in den akademisch gebildeten Lehrerkreisen ist diese Ueberzeugung allmählich durchgedrungen. Nachdem hier lange die Neigung bestanden hat, alle Theorie der Erziehung als überflüssig und unfruchtbar abzulehnen und die Lösung erzieherischer Fragen ein für alle Mal der Praxis zu überlassen, ist in jüngerer Zeit eine deutliche Wendung eingetreten und gibt Grund zu der Hoffnung, daß die beiden Klassen von Lehrern, die bisher nach Vorbildung und innerer Einstellung scharf von einander geschieden waren, ja ein gemeinsames Band kaum zu kennen schienen, sich auf dem Gebiete der pädagogischen Forschung zusammenfinden und hier zuerst zu einem Verständnis für die Verwandtschaft wie die Verschiedenheiten ihrer Aufgabe gelangen werden. Demgegenüber jedoch neigen die Vertreter der Universitätswissenschaft, wenige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, vor wie nach dazu, den wissenschaftlichen Charakter der Erziehungslehre in Abrede zu stellen und zwar weisen sie nicht etwa nur auf die Unzulänglichkeit ihrer bisherigen Methoden und Ergebnisse hin, sondern sie leugnen über-

haupt die Möglichkeit, der Pädagogik einen wirklichen Erkenntnisgehalt zu verleihen und sie zu einem regulierenden Faktor unseres Bildungswesens zu erheben; sie begegnet hier zumeist einer geringschätzigen Gleichgiltigkeit, oft unverhohlener Ablehnung. Daher die befremdliche Tatsache, daß bisher keine preußische Universität einen ordentlichen Lehrstuhl für Pädagogik besitzt (mit einziger Ausnahme von Frankfurt a. Main, wo ein solcher aus privaten Mitteln begründet worden ist). Denn auch die Unterrichtsverwaltung hat bisher in dieser Frage keine entschiedene Ueberzeugung bekundet. Sie ließ und läßt sich bis heute von finanziellen Gesichtspunkten leiten, erkennt also der Erziehungswissenschaft jedenfalls keine entscheidende Bedeutung in unserem Bildungswesen zu.*)

So ist es denn kein Wunder, daß auch die weiteren Kreise des gebildeten Publikums noch entfernt davon sind, die Bedeutung der Pädagogik an sich und für die Praxis der öffentlichen Erziehung als etwas ebenso selbstverständliches anzuerkennen, wie etwa die der Nationalökonomie für die praktische Staatswirtschaft. Im allgemeinen herrscht hier noch immer die Meinung, daß auf dem Gebiete der Erziehung und besonders auch der Schule alles durch Herkommen und gelegentliche Kritik geregelt werden könne und zwar durch eine Kritik, die im wesentlichen aus persönlichen Erfahrungen und einem unmittelbaren Gefühl für das Unzulängliche oder Wünschenswerte hervorgehen könne und müsse. Rein praktische Anweisungen zur Kindererziehung wie des verstorbenen Adolf Matthias freundliches Buch vom Sohne Benjamin werden wohl gekauft und gelesen, aber wo findet man ein wirkliches Interesse für erzieherische Probleme? Wo auch nur ein Bemühen um tieferes Verständnis und sachliches Urteil? Wo hört man einmal eine ernste Diskussion pädagogischer Fragen? Höchstens, daß über den Vorzug der Gymnasien vor den Realanstalten gestritten wird — zumeist mit kläglicher Einförmigkeit und Oberflächlichkeit der Argumente — oder daß in jüngster Zeit der Aufstieg der Begabten, mehr nach der sozialen als nach der pädagogischen Seite hin eine leicht aufzubringende Zustimmung erweckt. Von irgendwelchem Bemühen um ein tieferes Verständnis, von einem Bestreben, die Erziehungsfragen im Zusammenhang einer Weltanschauung oder auch nur einer politischen Betrachtungsweise, die über die übliche Parteischablone hinausgeht, zu verstehen, ist nur ausnahmsweise hier und da einmal etwas zu spüren, und die Werke der Fachliteratur, die solchen Bestrebungen

---

*) **Wie verlautet, ist während des Druckes dieses Aufsatzes hier eine Wendung zum Besseren eingetreten: der Kultusminister beabsichtigt nunmehr mit der Begründung pädagogischer Lehrstühle zu beginnen und steht darüber bereits mit dem Finanzministerium in Verhandlung.**

dienen, sind in die weiteren Kreise, die auf den Namen der Gebildeten Anspruch erheben, nicht gedrungen.

In der Tat, ein seltsamer Gegensatz zwischen der allgemein anerkannten Macht der Erziehung und der untergeordneten Stellung, die ihrer Wissenschaft zugestanden wird! Auf allen anderen Lebensgebieten wird die Bedeutung wissenschaftlicher Forschung und Erkenntnis nach der Wichtigkeit ihres Gegenstandes eingeschätzt, und diese Art der Bewertung ist tief in der modernen Anschauungsweise eingewurzelt: macht man hier eine Ausnahme?

Auf die geschichtliche Entwicklung, die diese Frage zu einem Teil zu beantworten vermag, will ich hier nicht eingehen. Ich hebe vielmehr nur ein Moment dauernder, weil psychologischer Natur hervor, das der Abneigung gegen die pädagogische Theorie bei vielen Erziehern, berufsmäßigen und nichtberufsmäßigen, zugrunde liegt und vielleicht die letzte und tiefste Ursache jener verbreiteten Geringschätzung bildet. Der praktische Mensch empfindet von Natur leicht eine Abneigung gegen die Theorie seines Geschäfts, er betrachtet sie als eine überflüssige und müßige Sache, wie Goethe das in der Schülerszene des Faust drastisch in Mephistos Munde zum Ausdruck bringt. Aber wenn auf den meisten Gebieten des praktischen Lebens die fördernde Kraft theoretischer Einsicht doch auf die Dauer nicht verkannt werden kann, so scheint sich ihr das künstlerische Schaffen und alle ihm verwandte Tätigkeit ein für alle Mal zu entziehen. Nun ist Erziehung eine Kunst oder soll und will es doch sein; gerade der geborene Erzieher, der von der Natur berufene Lehrer fühlt sich dem Künstler verwandt und teilt mit ihm die Abneigung gegen das Theoretisieren über seine Kunst. Die unmittelbar produktive Wirkung, die seiner Tätigkeit wie der des schaffenden Künstlers eignet, das irrationale Moment, das in ihr liegt und aus dem ihre Kraft fließt, erzeugt instinktiv oder bewußt die Ablehnung aller Versuche, sie auf Begriffe oder Schemata irgendwelcher Art zu bringen. Auch liegt hierin zweifellos etwas berechtigtes: soweit eben nur jene unmittelbare Wirkung, nur das Verhältnis des Erziehers zum Zögling in Betracht kommt, bedarf der geborene Pädagoge keiner theoretischen Anleitung; je entschiedener seine Veranlagung, je ausgeprägter der erzieherische Sinn in ihm ist, desto weniger verdankt er, eben wie der schaffende Künstler, der erlernbaren Theorie.

Dieser Gesichtspunkt ist einleuchtend, aber doch trägt er nicht weit genug, um die Ablehnung der Theorie allgemein rechtfertigen zu können. Denn erstens sind nicht alle, die von Berufs wegen lehren müssen und erziehen sollen, geborene Pädagogen. Vielmehr werden diese unter den vielen Tausenden von beamteten Lehrern immer nur die Minderheit

bilden, wie denn auf jedem Gebiete produktiver Kulturarbeit viele berufen und wenige auserwählt sind. Was die Wissenschaften, was besonders psychologische Einsicht dieser Mehrzahl leisten kann, ist gegenüber jener elementaren Gabe freilich nur ein Ersatz, aber immerhin ein wertvoller Ersatz. Eine auf theoretischer Einsicht erwachsene Lehrerbildung, eine auf psychologischer Kenntnis aufbauende Anleitung zum Unterricht vermag, wie die Geschichte unserer Volksschule zeigt, den Durchschnitt der Lehrerleistungen auf eine sehr achtbare Stufe zu bringen, und dabei ist hier beides bisher noch vielfach unzulänglich und verbesserungsfähig gewesen. Zweitens aber ist es nicht allein das persönliche Verhältnis zwischen Lehrer und Schülern, wie es auf rein menschlicher Grundlage erwächst, was durch die Pädagogik bestimmt werden soll. In jeder Erziehung gibt es, außer dem Erzieher und dem Zögling ein Drittes, eine Macht, in deren Dienst sie beide stehen: so ungefähr lautet ein schönes Wort Fröbels. Dieses dritte aber ist der große allgemeine Zweckzusammenhang, der alle erziehende und unterrichtende Tätigkeit an das Kulturleben und seine Aufgaben bindet: ihn im ganzen und im einzelnen zu erkennen und vorzuzeichnen ist das eigentliche Ziel der pädagogischen Wissenschaft.

Und eben hiermit tritt die Bedeutung hervor, die ihr für die Gestaltung des Bildungswesens zukommt, in einer Zeit der Umwälzungen und Neubildungen doppelt zukommt. Der Blick des Lehrers und Erziehers ist naturgemäß auf seine nächsten Ziele gerichtet. Der Pädagoge bleibt, solange er nur aus persönlicher Erfahrung und unmittelbarer Eingebung schöpft, auf das Gebiet beschränkt, auf dem er wirkt, — schon viel, wenn er nur das unmittelbar angrenzende zu sehen und gerecht zu beurteilen vermag. Nun aber treten an Schule und Erziehung Ansprüche von außen heran, Bedürfnisse und Forderungen sozialer, intellektueller, technischer Art, alle durch wirkliche oder doch vermeintliche Notwendigkeiten, sei es im Hinblick auf die Gesamtheit oder auf einzelne Berufsklassen begründet. Ihre Vertreter stehen der Schule und dem Lehrberuf meist fern. Sie wissen von den Folgen wenig, die ihre Forderungen für die Gestaltung des Lehrplanes oder der Methoden nach sich ziehen und haben zumeist auch wenig Neigung, sich darum zu kümmern. Sie verlangen Anpassung, Umgestaltung des Bestehenden; ein Gegensatz zwischen der Schule und den ihr fremden Lebenskreisen macht sich geltend. Aber auch in die Reihen der Schulmänner selbst wird damit fast unvermeidlich ein Zwiespalt getragen: ein Teil von ihnen, zumeist der älteren Generation angehörig, wird die zerstörende Wirkung solcher Veränderungen rascher übersehen als die aufbauende; er wird geneigt sein, das, was er bisher vertreten und geübt hat, nach wie vor hochzuhalten, ja, als mehr oder weniger unantastbar zu

betrachten. Unter den Jüngeren dagegen werden viele dem Fortschritt und den Veränderungen zuneigen und zumal da, wo sie schon früher nicht von dem Bestehenden befriedigt waren, werden sie in neuen Forderungen willkommene Bundesgenossen sehen, um neue Werte durchzusetzen. Auch Standesinteressen mischen sich leicht in die sachliche Gegnerschaft, und der Streit der Meinungen bewegt sich um Prinzipien wie um Einzelheiten.

Wer soll in solchen Fällen entscheiden? Mehrheitsbeschlüsse in Kulturangelegenheiten? Kein Verständiger wird sie wollen. Die Schulbehörde? Gewiß, sie wird zuletzt bestimmen müssen. Aber gerade sie bedarf breiterer und sicherer Grundlagen als persönliche Erfahrungen und Ansichten sie verleihen können. Auch handelt es sich nicht bloß um einzelne Entscheidungen, Einrichtungen und Maßgaben. Die bedeutungsvollsten Wendungen, die eigentlich grundlegenden Anschauungen gehen nicht auf die Schulverwaltung zurück, wenn nicht etwa, was kaum in 100 Jahren einmal vorkommt, ein schöpferischer Geist sie leitet. Sie entstehen vielmehr in und aus dem Leben der Nation, werden von führenden Geistern ausgesprochen, verbreiten sich zumeist literarisch und treten nach und nach die Herrschaft über die Geister an, — die Regelung durch die Behörde ist erst der letzte Akt, der zumeist recht spät erfolgt. Darf man nun die Verbreitung und Erstarkung erzieherischer Tendenzen dem Zufall und dem Dilettantentum überlassen? Allzu lange freilich hat die pädagogische Oeffentlichkeit in Deutschland dieses Bild geboten, und allzu deutlich drängen sich auch heute noch die Spuren einer solchen Gewöhnung auf. Allein es ist klar, daß die Aufgabe, die hier erwächst, nur durch eine Beurteilung gelöst werden kann, die an wissenschaftlicher Betrachtungsweise geschult ist, nur von einem Standpunkt aus, der mit gleichmäßiger Objektivität, wie sie dem praktisch Handelnden unmöglich ist, die verschiedenen Ansprüche, Grundsätze und Interessen überschaut und gegeneinander abwägt.

Die Erziehungswissenschaft allein kann hier grundlegende Orientierungen schaffen, sichere Richtlinien geben, auf denen sich die Neugestaltung vollziehen muß, wenn sie nicht schweifen und gelegentlich irren, nicht falsche Wege einschlagen will. Natürlich, die Theorie kann und soll die Wirklichkeit nicht etwa überfliegen oder sie ausschalten, sie muß von ihr ausgehen und aus ihr schöpfen. Das pädagogische Denken darf es nicht verschmähen, aus den praktischen Leistungen der Lehrer und Erzieher zu lernen und aus vorhandenen Organisationen allgemeine Werte zu erkennen. Ferner: so wenig wie die Jugendbildung von dem Ganzen des Volkslebens losgelöst zu denken ist, so wenig kann die Theorie des Erziehers sich abschließen und abstrakte Gedankengänge aus sich selbst herausspinnen, wenn sie fruchtbar wirken will. Sie ist vielmehr auf alle die

Wissenschaften angewiesen, die das Gemeinschaftsleben nach seiner inneren Struktur wie nach seinen verschiedenen Richtungen hin erforschen und dasselbe aus der politischen, wirtschaftlichen und Geistesgeschichte zur Anschauung bringen. Neben die Psychologie also, deren Bedeutung für die persönliche Seite der Erziehungstätigkeit wir oben kennen gelernt haben, treten nunmehr die soziologischen und geschichtlichen Disziplinen als Hilfswissenschaften der Pädagogik. Es sondern sich damit innerhalb der pädagogischen Gesamtwissenschaft bestimmt umgrenzte Gebiete ab, nach Gesichtspunkten, Quellen und Methoden unterschieden, aber zusammengehalten durch den gemeinsamen Zweck, die Gesamtheit der erzieherischen und didaktischen Forderungen auf ihre Begründung hin zu untersuchen und ihre Wertansprüche festzustellen.

Allerdings wird dieses Ziel in einem umfassenden und wahrhaft wissenschaftlichen Sinn nur dann erreichbar sein, wenn hinter der Verschiedenheit der Bestimmungen und Werturteile *eine* grundlegende Gesamtansicht steht, eine bestimmte und umfassende Ansicht, nicht nur vom Wesen der Erziehung, sondern auch von dem der nationalen und überhaupt der moralischen Gemeinschaft und den Kulturwerten, die sie hervorbringt und in deren Dienst die Funktion sowohl wie die Organisation der Bildungsarbeit sich vollzieht: mit einem Wort, wenn die Erziehungslehre ihre letzte Rechtfertigung in einer Welt- und Lebensanschauung findet. Nur aus dem Zusammenhang von Wertbegriffen, den wir mit diesem Ausdruck zu bezeichnen pflegen, kann das erzieherisch Wertvolle im ganzen und im einzelnen bestimmt werden. Hier zeigt sich das Band welches die Pädagogik mit der Philosophie und insbesondere den philosophischen Wertwissenschaften verknüpft: die praktische Pädagogik geht in die Philosophie der Erziehung über, die von dem zeitlich Geltenden, dem Bedürfnis der Gegenwart aus, erfaßten Aufgaben der Erziehungslehre münden in überzeitliche und übergeschichtliche Werte aus. Dieser Weg aber entspricht nicht nur dem Aufstieg vom Einzelnen ins Allgemeine, den jede Wissenschaft, wenn sie sich vollenden will, nehmen muß, sondern auch dem tiefsten geistigen Drang unserer Zeit. Denn dieser gilt einer Synthese, die das, was sein soll, mit dem, was ist, zusammenschließt und der leidenden Menschheit einen Ersatz für verlorenen Glauben und zerstörte Hoffnungen verheißt. Hieran mitzuwirken vermag die Pädagogik in einem Maße, wie außer der Philosophie keine andere Wissenschaft, und in dieser im letzten und tiefsten Grunde erzieherischen Arbeit liegt auch ihre tiefste Bedeutung für unsere wie für alle Zeit.

***

Religion und Volkstum

Betrachtungen eines Freidenkers

von Justizrat Adolf Weißler †

Nachstehende Ausführungen wurden den „Preußischen Jahrbüchern“ aus dem Nachlasse zur Verfügung gestellt. Ihr Verfasser schrieb als „Benedictus Levita“ in dieser Zeitschrift den viel beachteten Aufsatz: „Die Erlösung des Judentums“ (vgl. Bd. 102, S. 131 ff., 515 ff.).

I.

In dem gewaltigen weltgeschichtlichen Ringen der geschichtlichen Religionen mit dem Freidenkertum hat dieses gesiegt. Unbestreitbar in seinen Grundlagen, unwiderstehlich in seiner Beweisführung, zwingt es Jeden in seinen Bann, der überhaupt die Frage zu stellen wagt. Es ergreift die erleuchteten Köpfe, fanatisiert die Massen, durchwühlt die Priesterschaft selbst, alle geistige Macht ist auf seiner Seite. Die Glaubensgewißheit des Frommen reicht nicht entfernt an die Stärke der freidenkerischen Ueberzeugung. Wer sich einmal, vielleicht blutenden Herzens, vom blinden Glauben losgerissen, kehrt nie mehr zu ihm zurück, er versteht ihn nicht mehr; dagegen der Fromme, beginnt er einmal nachzudenken, des Zweifels nicht frei wird, des Zweifels, der doch selbst schon Sünde ist. Die Verteidiger des Glaubens räumen eine Stellung nach der andern; den Glauben an Wunder und göttliche Inspiration lassen sie ganz oder halb fallen; und indem sie sich im letzten Grunde auf das nicht weiter erklärbare religiöse Erlebnis zurückziehen, geben sie in Wahrheit jeden Anspruch auf die Ueberzeugungskraft ihrer Lehre preis. Denn wenn Religion nur für den eine Wahrheit ist, der sie erlebt, also irgendwie in einem Augenblicke der Ergriffenheit intuitiv zur Erkenntnis gelangt, so ist sie eben nicht objektive Wahrheit. Kommt es auf den Beweis des Geistes und der Kraft an, so ist die Orthodoxie auf der ganzen Linie geschlagen.

Nicht zu diesem Beweise rechnen wir die Zahl; denn oft genug ist die Ueberzahl auf Seiten der Torheit gewesen. Aber selbst an Zahl sind die Freidenker den Gläubigen überlegen. Genaues wird sich darüber natürlich nie ausmachen lassen. Aber da die politischen Parteien sämtlich in der Theorie oder Praxis zu der weltbewegenden Frage Stellung zu nehmen gezwungen sind, so läßt sich aus ihrer Stärke ein Schluß auf die ungefähre Zahl der Anhänger der beiden religiösen Richtungen ziehen. Da sehen wir nun zunächst in den katholischen Ländern die Gläubigen in der unbedingten Minderheit. Frankreich, des Papstes älteste Tochter, hat ihm den Krieg erklärt, Italien hat seit lange eine freidenkerische Mehrheit;

neuerdings haben selbst Spanien und Portugal eine feindliche Stellung eingenommen. In Deutschland gibt die Kampfstellung gegen den Protestantismus der katholischen Minderheit ein Gemeingefühl, welches die Stellung des Einzelnen zur religiösen Frage verdunkelt. Rechnet man aber auch alle Wähler des Zentrums auf der einen, alle Wähler der konservativen Parteien auf der anderen Seite zu den Gläubigen — was für diese viel zu günstig —, so stehen ihnen die 13 Millionen Stimmen gegenüber, welche allein die Sozialdemokratie bei den Wahlen von 1919 aufgebracht hat und die sämtlich, sowie die weiteren Millionen Stimmen der anderen linksstehenden Parteien, die größtenteils als freidenkerisch angesprochen werden müssen.

Die hinter diesen stehenden Massen sind aber wirklich freisinnig, während die gegnerischen Parteien notorisch eine Unmenge solcher mitschleppen, die selbst nie über religiöse Fragen nachgedacht haben, blöde im Banne des Hergebrachten stehen oder aber selbst im Grunde seines Herzens mehr oder minder freidenkerisch sind.

Es gibt, sagt Holtzmann (Kultur der Gegenwart I, Abt. IV), süddeutsche Städte, da höchstens 30%, norddeutsche, da nur 3% der Bevölkerung zur Kirche gehen. Die Zahl derer, für deren geistiges Dasein Pfarrer und Kirche überhaupt noch in Betracht kommen, schätzt er auf den dritten oder vierten Teil der Gesamt-Bevölkerung.

Aber das Freidenkertum hat seinen Sieg, wie es scheint, nicht ausgenutzt. Wo sind seine Burgen und Festen, wo seine Schulen, seine Priesterschaft? Warum erhebt sich nicht neben jeder Kirche der Tempel des neuen Glaubens? Während sonst religiöse Bewegungen immer zum Zusammenschlusse der Gleichgesinnten geführt haben, man noch heute neue Sekten entstehen sieht, in der Regel strenger gerichtet, als die Landeskirche, zum namenlosen Erstaunen des Freidenkertums, so hat gerade diese, die unvergleichlich machtvollste aller solcher Bewegungen, nicht die Kraft der Gemeinschafts-Bildung bewährt.

Die Frage ist, auf welchem Grunde die große Macht der Religion beruht, welche bewirkt, daß trotz aller ihrer offenkundigen Unbegreiflichkeiten, Widersprüche, Absurditäten die ungeheure Masse des Volkes ihr treu bleibt und selbst die Freidenker sich nicht leicht von ihr trennen. Kennen wir diesen geheimnisvollen Grund, so werden wir auch erkennen, worin die Schwäche der freidenkerischen Bewegung liegt, ob ihr Verhältnis zur Religion richtig ist und wie es richtiggestellt werden kann.

Zu diesem Zwecke müssen wir zunächst den Kampfplatz abstecken. Was ist geschichtliche Religion? Wer ist Freidenker, wer gläubig? Wie ist Glauben überhaupt möglich?

Unter geschichtlicher Religion verstehen wir den Inbegriff der innerhalb einer Gemeinschaft überlieferten Vorstellungen von Gott und göttlichen Dingen. Den Gegensatz bildet die

natürliche Religion, die außerhalb der Gemeinschaft auf einem anderen Wege als dem der Ueberlieferung gewonnen wird. So klar und bekannt dieser Gegensatz ist, so oft wird er verwischt. Es ist insbesondere ein beliebter Schachzug der Gläubigen, auf das Feld der natürlichen Religion auszuweichen, durch sie die geschichtliche zu stützen. Durch den Vernunftschluß von der Lückenhaftigkeit alles menschlichen Wissens, von der Notwendigkeit alles Geschehens, oder aber durch das Gefühl der Unentbehrlichkeit einer göttlichen und sittlichen Weltregierung behaupten sie die Richtigkeit ihrer religiösen Ueberlieferungen zu erweisen. Es kann sein, daß diese Elemente einen Teil oder auch den Ausgangspunkt einer geschichtlichen Religion bilden. Aber sie decken sich nicht mit ihr; die geschichtlichen Religionen enthalten stets ein weites Gebiet von Vorstellungen, die über diese Grundelemente aller Religion hinausgehen. Die festeste Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, das demütigste Gefühl unbedingter Abhängigkeit von einer höheren Macht kann niemals zu den bestimmten, durch geschichtliche Ereignisse und Personen bedingten Vorstellungen der geschichtlichen Religion führen.

Darum beginnt *Schleiermacher*, der ehrlichste, schärfste und vielleicht genialste aller christlichen Theologen, seine Glaubenslehre mit der entschiedenen Absage an alle Versuche, „von allgemeinen Prinzipien ausgehend eine Gotteslehre aufzustellen. . . .“ „Denn“, sagt er sehr richtig, „was über diese Gegenstände von der menschlichen Vernunft, für sich betrachtet, ausgesagt werden kann, das kann in keiner näheren Beziehung zur christlichen Kirche stehen, als zu jeder anderen Glaubens- und Lebens-Gemeinschaft.“ „Daher kann auch“, sagt er an einer anderen Stelle (13), „eine wahre Aneignung der christlichen Sätze nicht auf wissenschaftliche Weise erfolgen; sondern sie erfolgt nur, wofern jeder selbst hat *wollen* die Erfahrung machen.“ „Beweisen“, gibt er zu, „läßt sich das Christentum nicht.“ Und seine vierbändige Glaubenslehre unterläßt wohlbedacht jeden Versuch eines solchen Beweises; sie will nach ausdrücklichem Bekenntnis nichts weiter sein als eine Darlegung der überlieferten Lehrsätze des christlichen Glaubens.

Hieraus ergibt sich der Gegensatz zwischen dem Gläubigen und dem Freidenker. Gläubig ist, wer die Ueberlieferungen der geschichtlichen Religion für maßgebend erklärt, Freidenker, wer dem widerspricht. Freidenker ist, wer da leugnet, etwas deshalb glauben zu müssen, weil es überliefert sei. Diese Stellungnahme, obwohl alles Entscheidende, betrifft zunächst doch nur die Quelle der Erkenntnis, nicht die Erkenntnis selbst. Sie sagt, in welcher Weise die Erkenntnis nicht gewonnen werden darf; sie bezeichnet aber die Erkenntnis des Gegners nicht ohne weiteres als falsch, noch weniger setzt sie eine

andere Erkenntnis an ihre Stelle. Es liegt zunächst nur ein Streit um die Methode des Erkennens vor.

Der Freidenker will nichts als frei sein in seinem Denken, frei auch gegenüber der heiligen Ueberlieferung, die er deshalb wie jede andere Ueberlieferung beurteilt, der Kritik und Forschung unterwirft. Dagegen ist die natürliche Religion ein neutrales Gebiet, auf dem sich Gläubige und Freidenker begegnen können. Der Freidenker leugnet nicht Gott, Seele und Unsterblichkeit, muß es nicht tun; er muß kein Materialist, Monist oder Häckelfreund sein. Das Weltbild, das er sich geschaffen, könnte mit dem des Gläubigen insoweit übereinstimmen. Und sogar eine ganze Reihe positiver, will sagen geschichtlich bedingter Vorstellungen der Religion kann er anerkennen, ohne damit aufzuhören, ein Freidenker zu sein. Nur daß er dazu auf verstandesmäßigem Wege gelangt.

Der Gläubige behauptet demgegenüber, zu seinem Glauben auf einem anderen als dem verstandesmäßigen Wege gekommen zu sein, nämlich entweder durch Autorität oder durch religiöses Erlebnis. Aber darin irrt er.

Das erste ist der katholische Standpunkt. Die Autorität ist die Kirche; was sie lehrt, ist unweigerlich anzunehmen. Die sofort einsetzende Frage nach dem Grunde solcher Lehrgewalt beantwortet der Gläubige kurzweg mit dem Hinweis auf göttliche Vollmacht. Diese steht ihm fest, weil man es ihn so gelehrt hat und er seinen Lehrern vertraut. Das ist nichts anderes als Ueberlieferung. Und die Ueberlieferung ist ihm deshalb beweisend, weil er sie glaubwürdig findet.

Es ist also ein durchaus verstandesmäßiger Weg, auf dem er zu seiner Erkenntnis gelangt, nämlich der eines logischen Schlusses, die Art seines Erkennens formal genau dieselbe wie die freidenkerische.

Etwas anders verhält es sich mit dem religiösen Erlebnis. Was dieses eigentlich sei, mag dahingestellt bleiben; wir erfahren in der Regel nichts über das, was denn nun erlebt worden ist und inwiefern es vermocht hat, die Ueberzeugung von der Wahrheit einer bestimmten Ueberlieferung zu erzeugen. Was Goethe in den Bekenntnissen einer schönen Seele darüber sagt, bringt uns die Sache nicht näher. Jedenfalls beseitigt es durchaus nicht die Verstandesmäßigkeit der darauf gegründeten Erkenntnis. Insofern das Erlebnis eine persönliche Erfahrung ist, ist der Glaube sogar empirische Erkenntnis und der Gläubige in diesem Punkte strenger Materialist.

Vergegenwärtigen wir uns ein religiöses Erlebnis. Das berühmteste ist das des Paulus. Er selbst erzählt es im ersten Korintherbriefe. Man erfährt hier, daß anerkannte Grundlage des ältesten Christenglaubens die Auferstehung Christi ge-

wesen. So, sagte er, habe ich es empfangen und so an Euch weitergegeben. Und diese Tatsache ist unwidersprechlich. Denn der Herr ist nach seinem Tode gesehen worden von Jacobus und den Aposteln, von fünfhundert Brüdern auf einmal, deren viele noch leben, zuletzt auch von mir. Hier bricht er ab; von den näheren Umständen dieses allerwichtigsten religiösen Erlebnisses erzählt er nichts; was die Apostelgeschichte darüber berichtet, ist bereits aus zweiter Hand. Sicher ist nur, daß eine Erscheinung die Grundlage seiner Ueberzeugung war, sein Glaube also auf einer Sinneswahrnehmung beruhte, einem gewiß verstandesmäßigen Erkenntnismittel. Ein Gesicht war sein religiöses Erlebnis; weil er gesehen, glaubte er. Schon von Haus aus fand er seine religiöse Ueberzeugung nicht anders wie der Forscher seine wissenschaftliche. Gänzlich auf verstandesmäßigem Wege vollzog er den Ausbau seines Glaubens. Wie er die Erlösungslehre, die Freiheit vom Gesetz, die Rechtfertigung durch den Glauben vorträgt, sind sie Erkenntnisse, nicht Gefühle („O welch eine Tiefe der Erkenntnis Gottes"), und aus der Schrift und mit Vernunftgründen werden sie bewiesen. Erkenntnismittel ist das Gesicht und die Schrift, Methode die Logik. Daß er dabei der Schrift in gleicher Weise wie der Logik Gewalt antut, ist für unsere Betrachtung gleichgültig.

Nun haben von den Millionen, die nach ihm geglaubt haben, die wenigsten ähnliche Gefühle und Erfahrungen gehabt; sie haben vielmehr des Paulus Bericht vertraut und aus ihm ihre Glaubensüberzeugung geschöpft. Dann war diese erst recht eine verstandesmäßige, nämlich auf dem Bericht einer Person beruhende. So ist auch Luther nicht durch eine plötzliche Erleuchtung zur Reformation gelangt, sondern auf wissenschaftlichem Wege, indem er weder das Lehramt des Papstes, noch die Unfehlbarkeit der Konzilienbeschlüsse in der Schrift begründet fand.

Anders wäre es, wenn man den Glauben überhaupt nicht als Erkenntnis, sondern als Gefühl auffaßte. Er würde alsdann irgendwie aus dem Triebleben hervorgehen, etwa wie die Mutterliebe, die auch mit dem Verstande nichts zu tun hat. Es ist nicht zu leugnen, daß die religiösen Grundbegriffe in dieser Form auftreten können. Wir können uns wohl ein Gefühl des Einssein mit dem Unendlichen, der Abhängigkeit von einer Weltregierung vorstellen, das verstandesmäßig nicht weiter erklärt werden kann als durch Zurückführung auf einen religiösen Trieb des Menschenherzens. Allein hier haben wir, wir wiederholen es, nicht mit solchen allgemeinen religiösen Vorstellungen, sondern mit denen der geschichtlichen Religionen zu tun. Diese aber können nicht auf solchem Wege gewonnen werden. Man kann nicht Christ, Jude oder Mohammedaner sein, ohne von Christus, Moses, Mohammed etwas zu wissen,

und man kann von diesen und von allem, was sich an sie anschließt, nicht anders etwas erfahren, als durch Ueberlieferung, also auf verstandesmäßigem Wege. Wohnt wirklich tief im menschlichen Gemüte der Trieb zum Glauben, so doch nicht der zum christlichen oder einem anderen positiven Glauben. Die geschichtlichen Tatsachen, von denen er ausgeht, können nicht gefühlt, nur erkannt werden. „Ihnen gegenüber", sagt Johannes Weiß (Das Urchristentum, S. 75), „ist die Forderung des Glaubens unverständlich und ohne Sinn. Entweder sind sie über alle Zweifel bewiesen, dann braucht man sie nicht zu glauben, oder sie sind unsicher, dann wäre solches Glauben, d. h. Unterdrückung oder Uebertäubung des Zweifels, eine Unehrlichkeit." Und diese Tatsachen sind grundlegende. „Ist Christus nicht auferstanden", sagt Paulus, „so ist unsere Predigt vergeblich, so ist auch Euer Glaube vergeblich." Und selbst, wenn es gelingen könnte, auf dem Wege des Gefühls zur Ueberzeugung von der absoluten Wahrheit eines der Obersätze der geschichtlichen Religion, etwa des göttlichen Ursprungs der heiligen Schriften, zu gelangen, so käme man auf diesem Wege doch unter keinen Umständen über die Zweifel hinweg, die Textkritik und Auslegung bereiten. Und was für Zweifel! Wenn die Auslegung, die die katholische Kirche dem „Weide meine Lämmer" gibt, unrichtig ist, so stürzt das ganze Machtgebäude des Papsttums zusammen. Und selbst, wenn sie richtig ist, so sind zu seiner Rechtfertigung noch eine ganze Menge geschichtlicher, also bestimmt verstandesmäßiger Nachweise nötig, daß Petrus Bischof von Rom gewesen, daß er das Lehramt auf seine Nachfolger übertragen, auf welchem Wege die Person dieser gültig bestimmt wird. Mit einem eingeborenen Gefühl kann man vielleicht das Dasein Gottes, aber nicht die Verfassung der katholischen Kirche rechtfertigen. Also auch auf diesem Wege ist Glauben, d. i. prüfungsloses Annehmen der Vorstellungen einer bestimmten geschichtlichen Religion, unmöglich.

Vielleicht aber ist es die inhaltliche Schönheit und Großartigkeit der Ueberlieferung selbst, die überwältigt und zum Glauben führt. Dann wäre es unbegreiflich, daß diese Wirkung sich ganz regelmäßig auf diejenigen beschränkt, die der Zufall der Geburt in die betreffende Religionsgemeinschaft geworfen. Eine Ueberlieferung, die durch ihren inneren Gehalt das menschliche Gemüt so erschütterte, daß es sie ohne Prüfung annähme, müßte doch die Besten und Erleuchtetsten auf dem ganzen Erdenrund für sich gewinnen. Aber was sehen wir?

Die christliche Ueberlieferung macht auf Moslems gar keinen Eindruck, die jüdische läßt jeden Christen kalt. Andererseits: die griechische Mythologie entzückt uns alle heute noch; aber sie zu unserem Glauben zu erheben, sind wir weit entfernt. Noch mehr, wir finden die Religionen und vielfach sogar

ihre verschiedenen Abspaltungen an gewisse Völker und Gegenden gebunden, wo sie sich mit Hartnäckigkeit forterbten. In gewissen Landschaften führt das religiöse Erlebnis oder was immer es sei, die Bevölkerung zum einmütigen Glauben an das unfehlbare Lehramt des Papstes, in anderen zur ebenso einmütigen Verwerfung desselben. Wie ist solch örtliche und volkliche Begrenzung möglich, wenn die Religion eine allgemeingültige, sich unwiderstehlich im Menschenherzen ankündigende Wahrheit ist?

Aber eins ist richtig: dem Gläubigen selbst erscheint die von den Vätern überlieferte Religion allerdings überwältigend groß und schön. Was sie auch an sich sein möge, ihm ist sie ein kostbarer Besitz, den er sich um keinen Preis rauben lassen will. Ein starkes Gefühl, ein fester Wille ist hier am Werke, und es ist ganz richtig, was Schleiermacher anmerkt, daß die religiöse Erfahrung nur dem zuteil wird, der sie hat machen *wollen*. Die Annahme der religiösen Vorstellungen beruht auf dem Willen, dieser auf der Wertschätzung. Wertschätzung aber kann sich steigern zur *Liebe*. Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weisfagungen aufhören und die Geschichte. Darum ist sie nicht zu überwinden durch Gründe und Beweise, darum duldet sie die gröbsten Unbegreiflichkeiten und Widersprüche; sie fragt nicht, sie forscht nicht, sie liebt nur. *Glaube ist Liebe*.

Ich wohnte einst dem Vortrage eines Evangelisten bei, der, das Unzulängliche rein gefühlsmäßiger Begründung einsehend, auf rein wissenschaftlichem Wege die Gottessohnschaft nachzuweisen versprach. Er ging von der geschichtlichen Tatsache aus, daß Jesus sich selbst Gottes Sohn genannt. Ist dies, so sagte er, so gibt es nur vier Möglichkeiten: daß er wahnsinnig oder ein Betrüger oder ein Schwärmer gewesen, oder aber, daß er die Wahrheit gesagt. Da keiner der drei ersten Tatbestände vorliege, so bleibe nur der vierte. Der Hauptbeweis aber, den sich der Vortragende zum wirkungsvollen Schluß aufgespart hatte, war der ex contrario. „Ist Christus nicht Gottes Sohn", rief er aus, „so ist sein Ausspruch eine rasende Vermessenheit gewesen. So ist er mit Recht gekreuzigt worden. Ist er nicht Gottes Sohn, so ist das Christentum ein gräßlicher Rückschritt hinter den reinen Gottesglauben des Judentums, die Anbetung Christi eine Beleidigung Gottes, alles, was ich geglaubt, unwahr, alles, was ich heilig gehalten, fluchenswert. Wer diese Folgerungen annehmen kann, der stehe auf und spreche: Ich glaube nicht an den Gottessohn." Ein prachtvoller rednerischer Kunstgriff! Logisch ein offenkundiger Zirkel, packt er doch mächtig ans Gemüt, trifft genau die Stelle, an der religiöses Bewußtsein am leidenschaftlichsten antwortet. Dem Gläubigen ist die Religion nicht eine wissenschaftliche Erkenntnis, die man aufgibt,

wenn sie sich als unrichtig erweist, sondern eine Sache des Herzens. Ihre Lehren dürfen nicht unrichtig sein. Die Frage danach darf gar nicht gestellt werden. Der Gläubige läßt sich nicht belehren, weil er nicht belehrt sein will, daß er sein Teuerstes dahingeben müsse. So ist das Rätsel, wie Glauben überhaupt möglich sei, zu lösen.

Nachdem der Verfasser den abweichenden Charakter des antiken Glaubens betont, insbesondere den der griechischen Religion geschildert hat, die „ein unantastbares Element des Volkstums, aber keine Gemeinschaft der religiösen Ueberzeugungen" mit Bekenntniszwang darstellte, fährt er fort:

II.

In diese Welt religiösen Volkstums oder volkstümlicher Religionen trat nun als etwas ganz neues das Christentum. Man hat gesagt, daß es zu seiner Beglaubigung keiner Wunder bedürfe, denn das größte Wunder sei seine Verbreitung über die Welt. Nun, wenn auch kein Wunder, so doch ein Rätsel aller Rätsel ist diese Ausbreitung.

Denn die Umstände, unter denen das Christentum in die alte Welt eintrat, waren die ungünstigsten. Alles an ihm widerstrebte dieser Welt.

Zunächst brachte es sehr sichtbare Zeichen seines nationalen Ursprungs aus einem kleinen, bis dahin wenig beachteten Volke mit, welches mit seltener Energie das Wesen der ganzen es umgebenden Welt ablehnte. Das strenggläubige Judentum hatte mit richtigem Instinkt in der hellenischen Kultur seinen größten Gegner gewittert. Der Makkabäer-Aufstand hatte sich vorzugsweise gegen das griechische Wesen gerichtet. Die junge jüdische Sekte, als welche das Christentum sein Dasein begann, nahm diese Richtung in sich auf und hat etwas davon lange bewahrt. Paulus, obwohl er Juden und Griechen gleichstellt, erkennt doch dem Judentume große Vorzüge und den Bund, die Verheißung, zu. Die Christen hielten sich für das wahre Volk Israel, das in den Besitz dieser Schätze eingetreten sei, selbst das alte Testament wollte man den Juden streitig machen. Und so hat das Christentum lange eine ablehnende Haltung gegen die hellenische Kultur eingenommen, Theater und Spiele, dieses unentbehrliche Bedürfnis der Menge, ja die ganze griechische Wissenschaft als heidnisch und sündhaft abgelehnt. „Was hat", sagte Tertullian, „Athen und Jerusalem miteinander gemein? Was die Akademie der Platoniker und die Kirche? Wir bedürfen keiner Wißbegier mehr seit Jesus Christus und keiner wissenschaftlichen Forschung seit dem Evangelium." Und er verbot den Christen, an den Rhetorenschulen zu lehren, überhaupt, Aemter anzunehmen und sich am gemeinen Wesen zu beteiligen, wo doch im antiken

Staat das gemeine Wesen den Mittelpunkt alles Denkens bildete. Und wenn auch dieser starre Standpunkt wohl nirgends festgehalten, klassische Wissenschaft und Kunst vom Christentum bald aufgenommen wurde, so blieb doch die strenge Ablehnung des Theaters, Zirkus und Bilderschmucks, die ganz andere Auffassung der Keuschheit, überhaupt der dem Altertum in diesem Maße unbekannte Ernst der Lebenshaltung.

Andererseits war das Christentum keine Volksreligion, die man hätte gelten lassen, wohl gar mit der eigenen verschmelzen können. Schon früh hatte es sich vom Judentum durch Aufgabe des mosaischen Gesetzes getrennt; es nahm Angehörige jeder Nation auf, war nicht über zusammenhängende Gebiete ausgebreitet, lebte andauernd in der Zerstreuung. Von Haus aus lehnte es jeden nationalen Charakter ab. Es trat mit dem Anspruche auf Allgemeingültigkeit auf. Der Gott der Christen ist nicht der Gott eines bestimmten Volkes, sondern der ganzen Menschheit; die Götter der anderen Völker können neben ihm nicht bestehen, sind eitel nichts und haben kein Leben, sind Götzen, Idole. Das hieß an einer der Grundsäulen des nationalen Lebens rütteln. Bei aller Duldsamkeit gegen religiöse Meinungen: aber den Volksglauben selbst umzustürzen hatte man niemals erlaubt. Eine Lehre, die alle Götter, auch die eigenen, angestammten, verwarf, mußte den Alten als das erscheinen, was wir heute atheistisch nennen; und in der Tat hieß es Götterlosigkeit, was den Christen zum Vorwurf gemacht wurde. Diese ganz neue Erscheinung unter einen der herkömmlichen Begriffe zu bringen, machte ernsthafte Schwierigkeiten. Man hatte solche zwar schon bei den Juden gehabt. Unter Tiberius, so erzählt Mommsen in Histor. Zeitschr. 64, 407, mußte gegen Juden eingeschritten werden, die durch Freilassung das römische Bürgerrecht und damit von selbst die römische Religion erlangt hatten, aber durch ihren Glauben verhindert waren, die römischen Zeremonien zu erfüllen; sie wurden ausgewiesen oder in Strafkompagnien gesteckt. Immerhin hatte man dort doch mit einem Volke und dessen Volksreligion zu tun gehabt. Hier aber war die für unentbehrlich gehaltene Beziehung zwischen Religion und Volkstum aufgehoben; und es verweigerten diese Menschen der Religion ihres eigenen Volkes jede Anerkennung und selbst die äußeren Zeichen der Ehrung. Das schien doch ein Staatsverbrechen zu sein. Plinius, der als Statthalter von Bithynien-Pontus diese merkwürdigen Leute in großer Zahl antraf, untersuchte ihre Einrichtungen, fand sie frei von den ihnen angedichteten Freveln und fragte beim Kaiser Trajan an, ob sie dessenungeachtet, bloß ihres Namens wegen, zu bestrafen seien. Der Kaiser wußte sich offenbar auch keinen Rat. Man merkt seinem Bescheide an, daß es ihm gegen den Strich ging, Leute bloß ihres Bekenntnisses wegen zu strafen, daß er aber aus dem

Banne der Anschauungen von Volks- und Staatsreligion nicht heraus konnte. Er verfügt also, daß die Christen allerdings zu strafen sind, wenn sie den Göttern zu opfern verweigern. Allein, man solle nicht von Amts wegen und auch nicht auf anonyme Anzeigen Anklagen erheben. Im ganzen war es ein ziemlich deutlicher Wink, die Leute ungeschoren zu lassen, und so ist es denn auch, abgesehen von den Zeiten der Verfolgung, gehandhabt worden. Das Christentum erfreute sich einer tatsächlichen Duldung, entbehrte aber durchaus einer gesicherten Rechtsstellung. Seine Stellung wurde unsicherer durch die Einrichtung des Kaiserkults. Es war arg genug, daß von allen Bewohnern des Weltreichs nur die Juden und Christen der göttlichen Verehrung des kaiserlichen Standbildes Widerstand entgegensetzten. Aber formal genommen verstieß dieser Widerstand gegen ein Staatsgesetz und konnte als Majestätsverbrechen betrachtet werden. Die Christen beklagten sich darüber, daß man bei den Juden davon absah, gegen die Christen aber die Strenge des Gesetzes walten ließ. Sie übersahen, daß die Juden wenigstens eine Volksreligion für sich hatten, die im alten Staate immer anerkannt wurde. Uebrigens richteten sich die Verfolgungen nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Verweigerung der Ehrenbezeugung; wer opferte, war frei und konnte seinen Religionsübungen wie vorher nachgehen. Die juristische Handhabe war später, als das Bürgerrecht allen Einwohnern des Reiches verliehen worden war, die, daß sie hierdurch von selbst Mitglieder der römischen Religion geworden seien, was ja durchaus nicht ausschloß, noch einer anderen Religion anzugehören. Es gab in der Tat eine Richtung unter den Christen, welche unter diesen Umständen das Opfern für erlaubt erklärte, und viele haben sich dazu verstanden. Die Kirche aber ist standhaft geblieben und hat damit jene Verfolgungen heraufbeschworen, die erst die Stärke der neuen Religion erwiesen.

Das Christentum bot aber noch eine besondere Reibungsfläche: das war sein Missionseifer. Wenn auch im antiken Staat das Werben für eine fremde Religion nichts Anstößiges hatte, sofern es nicht die Volksreligion umzustürzen unternahm, so fehlte doch beim Christentum eben diese Voraussetzung, da es nicht neben die Volksreligion, sondern an ihre Stelle treten wollte. Das meinten jene, die in Philippi den Paulus und Silas vor den Richter führten, weil sie eine fremde Religion verkündeten, „welche uns nicht ziemt anzunehmen noch zu tun, weil wir Römer sind". „Wenn für die römische Nationalität", sagt Mommsen a. a. O., „der römische Glaube nur ein anderer Ausdruck war, so hat der römische Staat gegenüber einem Proselytismus, der den römischen Glauben aufhob, in Selbstverteidigung gestanden".

Zu allen diesen Schwierigkeiten trat die vielleicht allergrößte: daß die neue Religion eine Dogmatik hatte. Derartiges war den alten Religionen ganz unbekannt gewesen; es war ihr Vorzug und der Grund ihrer Duldsamkeit, daß die Grenzen des Glaubens flüssig waren, nie durch eine starre Glaubensformel festgelegt wurden. Das Christentum hingegen setzte sofort mit einer unendlich verwickelten Lehre ein, die unüberwindliche Schwierigkeiten des Verständnisses bot. Der einfache Gedanke des einzigen körperlosen Gottes, der große werbende Kraft gehabt haben würde, ward sofort verdunkelt durch die besondere Ausgestaltung der jüdischen Messias-Idee. Wenn dem Messias, den Paulus noch nicht Gott zu nennen wagte, eine gottgleiche oder gottähnliche Stellung, ein Weltrichter- und sogar ein Weltschöpferamt zugewiesen, seine Verehrung so durchaus in den Vordergrund gerückt wurde, so mußte dies den Hauptgedanken schwer beeinträchtigen, das Verständnis erschweren und einen Zwiespalt im Denken hervorrufen. Es war eigentlich unverständlich, daß dem Christentum Götzenopfer und Menschenverehrung ein Greuel waren, da es ja selbst eine Gestalt göttlich verehrte, die notorisch ein Mensch gewesen war. Hierzu traten nun die unbegreiflichen Paradoxien von der geheimnisvollen Wirkung der Kreuzigung und Auferstehung, vom Erlösungswerk, das bereits vollzogen sei, während doch Tod und Sünde weiter bestehen, auch das jüngste Gericht noch erwartet wird, daß es nur des Glaubens bedürfe, um sich die Erlösung anzueignen, andererseits wieder nicht der Glauben und auch nicht reine Gesinnung und edle Tat dies bewirken, sondern nur die Gnade Gottes. Die Anerkennung des alten Testaments bildete mit der Behauptung, das Gesetz sei durch Christus aufgehoben, einen offenen Widerspruch. Die Vorstellung, daß man im Abendmahl Blut und Leib des Herrn verzehre, ist von den Heiden als widerlich empfunden worden. Die Christen selber leugneten gar nicht die Unverständlichkeit ihrer Lehren, priesen sie vielmehr als Vorzug. Ich bin gesandt, sagt Paulus, das Evangelium zu predigen nicht mit klugen Worten; denn es gefiel Gott, durch törichte Predigt selig zu machen, die daran glauben. „Wer dies nicht begreift", sagt Petrus Lombardus von dem Geheimnis der Dreieinigkeit, „der glaube es, und wer es glaubt, bete, daß er es begreifen lerne." Und auf die unausweichlichen Einwürfe, die degegen von den Ketzern erhoben werden, erwidert er: „Ich weiß es nicht, ich erforsche es nicht; ich tröste mich, da Engel es nicht wissen und Jahrhunderte es nicht fassen." Es war eine wirklich unerhörte Forderung, zu glauben und nicht nur nicht nach dem Warum, sondern nicht einmal nach dem Was zu fragen.

Wer nun aber über die Verzwicktheit der Dogmatik hinwegkam, der stand sofort vor einer neuen Verlegenheit: welcher

der bestehenden Gruppen er sich anschließen solle. Denn Spaltungen und Verkettungen haben das Christentum vom Anbeginn an begleitet und bilden eine seiner unbehaglichsten, von den Feinden oft verspotteten Erscheinungen.

Die Fremdartigkeit der ganzen Erscheinung wurde in so hohem Maße empfunden, daß man die Christen als eine besondere Menschengattung, als tertium genus (neben Römern und Juden), bezeichnete, der man odium generis humani (Menschenhaß) vorwarf.

Und dieser Glaube, unbegreiflich seinen eigenen Bekennern, unbeweisbar, unlehrbar, ein Glaube der Törichten und Geringen, dennoch unduldsam gegen jeden anderen, den er für Götzendienst erklärte, Alles verwerfend, was dem Altertume das Leben lohnend zu machen schien, todesernst und sittenstreng, die Welt verachtend und von ihr verachtet und verfolgt, in sich gespalten, dieser Glaube, dessen Annahme die Losreißung von der Familie, ja, von Volk und Staat in sich schloß, hat in kurzer Zeit die alte Welt erobert!

Nach einer Schilderung dieser Welteroberung heißt es weiter:

III.

Ist die Ausbreitung des Christentums ein Wunder, so ist es leider für seine Wahrheit nicht beweiskräftig, denn es wiederholt sich, und in größerem Maßstabe, beim Islam.

Ein Mann, der sich von Gott begeistert glaubt, sammelt eine Anzahl Leute um sich, die an ihn glauben. In seiner Heimat verfolgt, zerschneidet er das Band der Stammesgenossenschaft und flieht mit seinen Getreuen zu einem anderen Stamme, in dem er bereits Anhänger hat, hier eine Gemeinde bildend, die nicht mehr durch die Stammes-Angehörigkeit, sondern nur durch die Religion zusammengehalten wird. Schon diese Vereinigung verschiedener Stämme zu einem Staatswesen, dessen Ordnung u. A. die uralte Sitte der Blutrache aufhob, Frieden und Krieg gemeinsam machte, war für arabische Verhältnisse etwas Außerordentliches. Und dieses Gemeinwesen, das zur Zeit der Flucht sicher seine Angehörigen nach nicht mehr als Hunderten zählte, vollbringt in kurzen zehn Jahren, die der Prophet noch lebt, was keine Macht vorher und nachher hatte bewirken können: die Unterwerfung ganz Arabiens, die Einigung aller seiner wilden, ihre Freiheit über Alles liebenden Stämme zu einem politischen Staatswesen, das am Ende dieses Zeitraumes bereits seine Kräfte gegen die benachbarten Großmächte Byzanz und Persien zu erproben beginnt. Das geschah nun freilich vielfach durch Waffengewalt, in der Hauptsache doch durch friedliche Verhandlung. Mochte hierbei die politische Nachgiebigkeit, welche den Stämmen,

soviel es nur anging, ihre Unabhängigkeit beließ, ihre Habsucht durch Geschenke und die Aussicht auf Beutezüge befriedigte, noch so viel mitwirken, mochte selbst in religiöser Beziehung durch Uebernahme der Kaaba-Verehrung alten festwurzelnden Anschauungen entgegengekommen werden, so wurde doch unbeugsam an drei Forderungen festgehalten, die jedem Freiheitliebenden unannehmbar sein mußten: Ablegung des Glaubensbekenntnisses, welches die Verwerfung des Götzendienstes und die Unterwerfung unter die Gebote des Propheten aussprach, die Pflicht des fünfmaligen täglichen Gebets und die Abgabe des Zehnten. Als die Männer von Thakif baten, ihnen ihr Götzenbild, die Lat, noch drei Jahre zu belassen, um das Volk allmählich in die neue Religion überzuführen, erwies sich Mohammed unerbittlich; nicht zwei Jahre, nicht ein, nicht ein halbes Jahr Frist konnten die Leute erlangen, nur das eine Zugeständnis, das Götzenbild nicht eigenhändig zerstören zu müssen. Und dazu verstanden sich die stolzen Wüstensöhne, die wegen eines getöteten Kamels blutige Fehden führen konnten. Die Menschen, denen ein geordnetes Staatswesen bis auf den heutigen Tag ein Greuel ist, bequemen sich, im ganzen ohne Not, mit der Religion die unbedingt despotische Verfassung des islamitischen Staates, die ihm eigene Vermischung von Recht und Religion, den Zwang des Zeremonialgesetzes, sogar die Anfänge einer geregelten Finanzwirtschaft anzunehmen.

Die Hauptmasse dieser Verträge ist in den letzten zwei Jahren jenes zehnjährigen Zeitraumes abgeschlossen worden, und zwar durch Abgesandte, deren Erklärungen den Stamm verpflichteten. Also Religionsannahme durch Vertretung, durch juristisch verpflichtenden Akt. Es versteht sich, daß diese Art Annahme des Islam nur eine ganz äußerliche sein konnte, wie denn auch sofort nach dem Tode des Propheten eine gewaltige Erhebung der Araber alles Gewonnene einen Augenblick in Frage stellte.

Und nun das zweite Rätsel. Dieses eben erst bezwungene Volk von Schein-Moslems wird zum Angriff gegen die Großmächte Byzanz und Persien geführt und entwickelt darin einen religiösen Fanatismus, der in wildem Anlauf eine an Zahl, Bewaffnung und Kriegskunst weit überlegene Macht überrennt und in kaum zwanzig Jahren ein Reich gründet, das vom Oxus bis nach Karthago reicht, später sich noch weiter, über die Grenzen Indiens und Spaniens, ausbreitet und 100 Jahre nach des Propheten Tode mitten im Frankenreiche mit Karl Martell kämpft. Gewiß wirkten hier nicht nur religiöse Antriebe, sondern auch die Aussicht auf reiche Beute und ein bequemes Herrenleben auf Kosten der Unterworfenen. Denn diese hatten, wenn sie überhaupt Leben und Eigentum behielten, eine Kopf- und Grundsteuer zu zahlen, aus welcher jedem

Gläubigen, der sich am Kampf beteiligte, ein Jahresgehalt gewährt wurde. Und da dies auch den Neubekehrten zugute kam, so machte der Islam in den eroberten Ländern so reißende Fortschritte, daß man sich schließlich aus finanziellen Gründen genötigt sah, den Neubekehrten die Kopfsteuer wieder aufzuerlegen, eine Einrichtung, deren spätere Wiederaufhebung aufs neue massenhafte Uebertritte zum Islam zeitigte. Aber diese äußeren Gründe allein können es nicht gewesen sein, die jene Sturmgewalt erzeugten, mit der diese Religion ein Jahrhundert lang über die Erde brauste und sich Länder unterwarf, die, wie Syrien und Karthago, Mutterstätten des Christentums gewesen waren. Kleinasien, das ebenfalls zu diesen Stätten gehörte, ist später durch die Seldschucken und dann die Osmanen im Wege der Devastation und Kolonisation moslemisiert worden.

Es bleibt auch hier vieles rätselhaft. Allein die Sache liegt doch ganz anders als beim Christentum. Kam dieses arm, verachtet und verfolgt in die Welt, konnte es seinen Bekennern nur Verfolger zuziehen, so trat der Islam zeitig als Macht auf, die ihren Anhängern bedeutende Vorteile in Aussicht stellte. Mußte das Christentum eine ihm ganz fremdartige Welt voll hoher, ihm überlegener Kultur bezwingen, so stieß Mohammed auf verwandte barbarische Stämme, denen er eine besondere, wenn auch aus Judentum und Christentum entlehnte Kultur brachte. Und fehlten seiner Religion die rührenden und geheimnisvollen Elemente der christlichen, so hatte sie dafür den Vorzug einer einfachen, leicht verständlichen Dogmatik, eines strengeren Monotheismus.

Und nun ein neues Rätsel. An dieser Religion sind alle Anstrengungen des Christentums bis auf den heutigen Tag gescheitert. Es steht seit lange fest, daß auf moslemischem Boden jede Missionstätigkeit vergeblich ist. Noch mehr, die vom Islam unterworfenen christlichen Länder Syrien, Aegypten, Afrika, Kleinasien sind im Laufe der Zeit durchaus moslemisch geworden, obwohl die Christen nicht verfolgt, sondern in einer ganz erträglichen Stellung belassen wurden. Das Wunder der Ausbreitung des Christentums hat Halt gemacht am Islam.

IV.

Die alten Religionen sind so wie das Volk da ist; niemand weiß, wie sie entstanden. Und wo sie sind, erfassen sie das ganze Volk und das ganze Gebiet, das es bewohnt, bis zum letzten Hirten und zum letzten Winkel: da ist keiner ausgenommen. Aber darüber hinaus reichen sie nicht; das andere Land hat eine andere Religion, die es ebenso ausschließlich beherrscht. Die Religions-Gemeinschaft ist örtlich und völkisch begrenzt. Das wäre ein Wiederspruch, wenn sie eine Gemeinschaft der Ueberzeugungen wäre; denn eine solche könnte

nicht an den Grenzen eines Landes Halt machen, nicht ein Volk ausschließlich beherrschen. Sie ist also keine Gemeinschaft der Ueberzeugungen. Aber was ist sie dann? Nun, da sie mit der Volks-Gemeinschaft zusammenfällt, eine Gemeinschaft zur Pflege eines bestimmten Elements des Volkstums, welches in den religiösen Ueberlieferungen besteht.

Dagegen trat das Christentum von Anfang an als eine Gemeinschaft der Ueberzeugungen und demgemäß mit dem Anspruche auf Weltgeltung auf. Es hatte, nachdem es die jüdische Umhüllung abgestreift, nichts mehr von nationaler Beschränktheit an sich. Aber es zeigt ebenfalls den Trieb und die Kraft, das Volk, dem es verkündet wird, voll zu ergreifen. Wie die Bekehrung auch geschah, mit Kreuz oder Schwert, der Sieg ist zuletzt immer ein vollkommener. Nicht der kleinste Splitter des Heidentums in Deutschland, des Islam in Spanien hat sich erhalten; die Völker, nicht die Personen, sind christlich geworden. Auch die Herrschaft des Islam ist in den meisten Ländern Alleinherrschaft. Selbst für die Abspaltungen läßt sich das Gleiche beobachten. Der Arianismus wird seit Theodosius aus dem römischen Reiche verdrängt, behauptet sich eine Zeitlang bei den germanischen Stämmen, bis auch diese, dann aber vollzählig, zur orthodoxen Kirche übertreten. Rußland fällt ausschließlich der griechischen, Polen der katholischen Kirche anheim. Die Reformation, mit Windesschnelle um sich greifend, wird im ganzen Norden Europas Alleinherrscherin; die romanischen Völker bleiben katholisch. In Deutschland, wo beide Bekenntnisse nebeneinander wohnen, zeigt sich doch eine entschiedene landschaftliche Absonderung; gemischt ist nur eine kleine Zahl von Gebieten, und charakteristisch ist, daß in den Ostmarken Polnisch mit Katholisch, Deutsch mit Evangelisch zusammenfällt.

Es zeigen also die Religionen, auch die mit dem Anspruch auf Weltgeltung auftretenden, eine entschiedene Neigung, aus Ueberzeugungs-Religionen Volks-Religionen zu werden. Die Ueberzeugung, der wirkliche, innige Glaube wird immer nur das Eigentum der Wenigen sein, die Schleiermacher zur Gemeinschaft der unsichtbaren Kirche berufen wollte. Aber die religiöse Sitte ergreift jeden. Erst wenn ihre Gebräuche und Einrichtungen zur zwingenden Sitte oder gar zu einem Teile der Rechtsordnung geworden sind, hat die Religion in einem Volke sich durchgesetzt. Sie ist dann *ein Stück Volkstum* geworden, das vielleicht noch das Lehrgebäude mit anderen Völkern gemein hat, aber sonst sich bestimmt gegen deren Volksreligion abhebt.

Das englische Christentum hat mit dem spanischen so wenige Berührungspunkte, daß man sie kaum als Formen derselben Religion gelten lassen möchte; das abessynische gar wird als Zerrbild des Christentums bezeichnet. Und doch sind

die Grundlehren überall dieselben. Selbst wenn man in die einzelnen christlichen Bekenntnisse hinuntersteigt, so hat der deutsche Protestantismus mit dem englischen nicht allzu viel gemein; und sogar der ganz einheitlich regierte Katholizismus weist in den verschiedenen Ländern recht wesentliche Verschiedenheiten auf, von der Art der Weihnachts- und Neujahrsfeier und der Kirchensprache bis zur Priestertracht. In der Reformationszeit ist einmal ein ehrlicher Theoretiker mit dem Tode bestraft worden, weil er, die Gotteslehre Mohammeds für die bessere haltend, heimlich zum Islam übergetreten war. Der Tor! Als ob Moslem schon der wäre, dem die Gotteslehre des Islam gefällt! Und nicht vielmehr, wer Propheten-Verehrung, Kalifen-Autorität, Beschneidung, Speise- und Fastengesetze, die ganze Sitte und Denkung der Moslems übernimmt! Aehnliche Theoretiker sind es, die den Buddhismus nach Deutschland verpflanzen wollen. Der Buddhismus als philosophisches System mag seine Berechtigung haben: als geschichtliche Religion kann er mit seiner Vergottung Buddhas, seinen sieben oder siebzig Himmeln voll Götter, seinem Priester- und Bettelmönchswesen uns nur ein widerwärtiges Gemisch von Aberglauben und Unglauben sein. Erst wenn der mit dem Lehrgebäude seiner Religion Unzufriedene sich die Frage vorlegt, welche andere der bestehenden Religionen ihn wohl mehr befriedigen würde, wird ihm klar, daß er mit seiner angestammten Religion nicht bloß eine Gruppe von Lehrsätzen, sondern ein Stück seines Volkstums aufgeben würde.

Jetzt erst wird es verständlich, warum es früheren Jahrhunderten undenkbar erschien, innerhalb desselben Volkes mehrere Religionen oder auch nur mehrere Abspaltungen derselben Religion nebeneinander zu dulden. Weil zur Gemeinschaft des Volkes allerdings die Gemeinschaft der Religion gehört. Weil ihre Erinnerungen, Einrichtungen, Symbole so fest mit den Volkssitten verwurzelt sind, daß, wer diese nicht teilt, in der Tat nicht voll zur Volksgemeinschaft gerechnet werden kann. Wie denn auch den duldsamen Völkern des Altertums die Religionseinheit in diesem Sinne etwas ganz Geläufiges und Selbstverständliches gewesen war. Nur daß sie den ungeheueren Fehler vermieden, sie im Sinne von Glaubenseinheit zu nehmen, die von jedem Volksgenossen das Bekenntnis zu bestimmten Lehrsätzen fordert und erzwingt.

So ist denn auch das Christentum nicht die Gemeinschaft derer, die das christliche Lehrgebäude anerkennen — ist doch dessen Inhalt überaus bestritten! —, sondern derer, die an den christlichen Erinnerungen, Einrichtungen und Symbolen teil haben. Und das deutsche Christentum, wie viel oder wie wenig es sich von dem anderer Völker unterscheide, ist die Volksreligion der Deutschen. Es tut nicht not, nach einer deutschen Nationalreligion zu rufen, denn sie ist schon da. Ist

auch ihr Lehrgebäude durch die Angriffe der Freidenker aufs schwerste erschüttert, so bleibt ihr doch der feste Grund der Volkssitte. Schwände das Christentum aus der Volkssitte, so könnte es als Weltanschauung oder Philosophie wohl in manchen Köpfen weiterleben: als Religionsgemeinschaft wäre es vernichtet. *Auf der Verbindung mit der Volkssitte ruht die Kraft der Kirche.*

V.

Hieraus ergibt sich, daß das Freidenkertum bisher seine Angriffe gegen die unrichtige Stelle gerichtet hat. Es hat recht daran getan, die Entstehung der religiösen Ueberlieferungen zu verfolgen, ihre Schwächen, Widersprüche und Unrichtigkeiten mit den Waffen der historischen Kritik zu offenbaren, die Unlogik, Unvernunft und Willkür des kirchlichen Lehrgebäudes darzulegen. Aber es hat übersehen, daß die Religion ein wichtiges Stück Volkstum ist, das um seiner selbst willen zu erhalten ist wie die Muttersprache, bei der wir auch nicht fragen, ob sie schön, ob sie zweckmäßig, ob sie vernunftgemäß gebildet ist, sondern die wir ehren und lieben so wie sie ist, weil sie uns teuer ist als nationales Gut. Sind die Lehrsätze der Kirche falsch, so sind sie doch ehrwürdig durch uralte Ueberlieferung, durch das Blut, das um sie geflossen, durch den Trost, den sie Millionen gebracht; so sind doch ihre Einrichtunegn fest in der Volkssitte gegründet, durch keine Beweisführung zu erschüttern. Muß der Kampf gegen die Lehrsätze fortgeführt werden, weil wir nicht bekennen können, was unwahr ist, so folgt doch keineswegs, daß auch die Erinnerungen, Gebräuche und Symbole der Religion beseitigt werden müssen. Mindestens muß der Kampf in ganz anderen Formen geführt werden. Es ist wahr: was zu glauben die Kirche uns zumutet, ist arg, bei der christlichen am ärgsten. Aber darum dürfen wir nicht vergessen, daß wir auf heiligem Boden stehen, daß die Religion ein Versuch ist, den Sinn des Daseins zu deuten, den Menschen über sich hinaus zu erheben, eine großartige Veranstaltung des Idealismus, die jedenfalls mit Achtung behandelt werden muß. Es muß den Freidenkern einmal von einem der ihrigen gesagt werden, daß ihre Kampfesweise nicht nur diese Achtung, sondern oft genug jedes Mindestmaß von Selbstbeherrschung vermissen läßt. Was soll man dazu sagen, wenn ihr Hauptorgan, die sonst gut geleitete und für Gebildete berechnete Frankfurter Halbmonatsschrift „Das freie Wort" die Kirche nennen zu dürfen glaubt:

> die knechtende, hetzende, verdammende Brutanstalt des greulichsten Unsinns und die Erzeugerin unzähliger

> Greuel und Mißbräuche in der Vergangenheit und Gegenwart (achter Jahrgang, S. 508); die größte Feindin und Betrügerin der Menschheit, die angesichts der Wunder unseres Jahrhunderts noch einen Jenseitsschwindel aufführt, dessen sich jedes alte Weib schämen sollte (das. 509),

und den Katholikentag

> die Garde des schwärzesten Blödsinns, des verruchtesten Schwindels, der schamlosesten Lüge (510).

Von der Eucharistie heißt es (das. S. 552):

> Diese ganze Sache ist wohl das Wahnsinnigste und Tollste, was je von einem Pfaffenhirn ausgedacht worden . . . Wer an die Eucharistie glaubt oder ihr Verehrung erweist, kann unmöglich im Besitze der gesunden Vernunft und normaler Gehirnwindungen sein; sicher ist, daß er auf der tiefsten Stufe steht, auf die jemals menschliche Religionsvorstellungen gesunken sind.

Und Ludwig Gurlitt versteigt sich zu dem Ausspruch (das. 1909, 713):

> Gegen Rom wirken nur die allerstärksten Mittel: ein unversöhnlicher Haß, der nichts hören will von Vergleichen und von Beschönigung.

Man denke sich einmal die Forderungen des radikalen Flügels der Freidenkerarmee erfüllt: das Volk vollzählig aus der Kirche ausgetreten, die geschichtliche Religion verschwunden. Die Kirchen in Hörsäle verwandelt, in denen naturwissenschaftliche Vorträge gehalten werden. Priester gibt es nicht mehr. Die Kinder in den Schulen erfahren nichts mehr von Abraham und Christus; dafür lernen sie Moral (Moral als Lehrgegenstand! Schon bei dem Gedanken schläfert es einen). Taufe, Konfirmation, Sakrament und Beichte sind verschwunden, Eheschließung und Begräbnis rein bürgerliche Akte. Nicht mehr rufen die Glocken Sonntags zur Kirche, keine froh bewegte Menge drängt sich Ostern vor den Toren, keine glückselige Kinderschar um den Weihnachtsbaum.

Bleiben wir einmal bei Weihnachten. Ist das nun ein Fest der Gläubigen oder auch der Freidenker? Vielleicht gar auch der aus der Kirche Ausgetretenen? Ja, feiern nicht sogar die Juden es mit? Was ist das nur? Am heiligen Abend scheint unser ganzes Volk eine einzige gläubige Christengemeinde zu sein. In jedem Hause steht ein Baum, und, wenn seine Lichter aufflammen, stimmt alles ein in das Bekenntnis:

Christ ist erschienen,
Uns zu versühnen.

Dieses Fest der seligen Geheimnisse und glückstrahlenden Gesichter, fest verankert in der Sitte: wer wäre Schulmeister genug, es zu verachten, weil seine Grundlage ein Kindermärchen? Wer mächtig genug, es unserem Volke aus dem Herzen zu reißen? Nie hat ein Lehrgerichtshof, nie eine Inquisition es beschützt; es tat nicht not: selbst und frei ist es gewachsen, ein nationales Gebilde, das eben darum von Bibelkritik und Freidenkertum nichts zu fürchten hat.

Auf der anderen Seite muß die Kirche aufhören, im Bekenntnis und Lehrgebäude das Einigende zu sehen, aufhören die Allgemeingültigkeit ihrer Lehren zu behaupten. Was einer in religiösen Dingen glaubt, ist Wahrheit nur für ihn selbst, und kann daher nicht das Unterscheidungsmerkmal einer Gemeinschaft sein, in die er hineingeboren ist. Ist die Gemeinschaft sehr groß, umfaßt sie gar das ganze Volk, so ist die Anforderung, daß alle dasselbe glauben, offensichtlich undurchführbar. Es bliebe dann nur übrig, daß alle, die das gleiche religiöse Erlebnis gehabt haben, sich in freier Wahl zu einer Gesellschaft vereinigten, die dann aber keine Religionsgemeinschaft, sondern eine *Sekte* wäre. Will die Kirche das sein, so mag sie das Häuflein Gleichgesinnter um sich sammeln, mag den Anspruch aufgeben, daß die Zugehörigkeit durch Geburt erworben wird, anerkennen, daß sie ein gewöhnlicher Verein ist, dem man nur beitritt, wenn man seine Grundsätze billigt, darauf verzichten, eine nationale, Länder und Völker beherrschende Einrichtung zu sein, die auch das Widerstrebende in ihren Bann zwingt, einen gewaltigen Einigungsfaktor darstellt, große moralische Kräfte auslöst. Sie mag vor allen Dingen die unlösbare Aufgabe lösen, eine von allen anerkannte Instanz zu schaffen, die bindend das Mindestmaß an Grundsätzen feststellt, welches die unerläßliche Voraussetzung der Mitgliedschaft bildet. Will sie aber eine Volkskirche sein, so muß sie Glaubensfreiheit gewähren, so darf sie keinen ausschließen, der ihr angehören will. Sie kann es auch gar nicht. Sie kann einem, der das überlieferte Lehrgebäude nicht in allen Punkten anerkennen will, die Teilnahme an den kirchlichen Einrichtungen versagen; den Glauben an die kirchlichen Lehrsätze, die Ehrfurcht vor den religiösen Erinnerungen, die Einhaltung der religiösen Gebote kann sie ihm nicht verbieten. Er hat sich der Kirche nicht aufgedrängt, er hat nicht nötig, sich hinausdrängen zu lassen. Es hat niemand das Recht und auch niemand die Macht, ihm ein so wesentliches Element des Volkstums, wie die Religion ist, zu rauben. Er ist in seine Religionsgemeinschaft hineingeboren wie in sein Volk; er kann beides ohne seinen Willen nicht verlieren.

Darum ist die Aufforderung unberechtigt, welche die Orthodoxie an das Freidenkertum zu richten pflegt: Könnt Ihr unsern Glauben nicht teilen, so tretet aus, aber laßt uns

unsere Kirche wie sie ist. Sie sagt es auch nur, weil sie genau weiß, daß das Seil, an dem sie die Massen lenkt, lang, doch unzerreißbar, die Volkssitte ein viel stärkeres Band ist, als die Gemeinsamkeit der Meinungen. Mit richtigem Instinkt hat sich die katholische Kirche aufs äußerste gegen die französische Kirchengesetzgebung gewehrt, welche doch nichts weiter wollte, als ihr die Form eines freien Vereins zu geben; sie hat lieber auf ihr Gut verzichtet, als ihren öffentlichen, ihren Volkskirchen-Charakter aufzugeben. Die katholische Kirche beansprucht ihre Mitglieder für Zeit und Ewigkeit; sie läßt weder Austritt noch Ausschluß zu; der Codex juris canonici bestraft den Apostaten, erkennt ihn also als Mitglied der Kirche an, und der Ausschluß von den Einrichtungen der Kirche tritt ebenfalls stets als Strafe auf, bedeutet nicht den Ausschluß aus der Kirche selbst. Selbst das bürgerliche Recht kann sich diesem Standpunkte nicht ganz entziehen; hinterläßt ein Katholik, der aus der Kirche ausgetreten, Kinder, so sind sie katholisch zu erziehen; der Austritt, sagt das Kammergericht (Bd. 38 des Jahrbuches seiner Entscheidungen, S. 94), hat nur bürgerliche Wirkungen, im kirchlichen Sinne ist der Mann Katholik geblieben. Wie andererseits weder Taufe noch Konfirmation im Rechtssinne wesentliche Bedingungen der Kirchenzugehörigkeit, vielmehr die Geburt entscheidet (das., Bd. 35, S. 49).

Nein, nicht verschwinden soll die Kirche, sondern umgebaut werden in eine Gemeinschaft, nicht der Lehrsätze, sondern der Erinnerungen, die jeder Ueberzeugung Raum gewährt, eine nationale Gemeinschaft, die neben einem Schatz sittlicher und religiöser Wahrheiten vor allem auch ein kostbares Stück Volkstum hütet.

Aber lehrt nicht die Geschichte, daß die Volks-Religionen den Bekenntnis-Religionen unterlegen sind? Da sie ihnen doch so geringen Widerstand geleistet haben. Die Geschichte lehrt in diesem Punkte nichts, sondern gibt Rätsel auf, die wir bei der weiten Entfernung der Zeiten nicht zu lösen vermögen. Und lehrte sie etwas, so wäre es dies, daß schließlich doch die inneren Kräfte der neuen Religion einer der Haupthebel ihres Sieges über die Volks-Religionen gewesen sind und diese ihr auch gegen neue andringende Bewegungen den Sieg verbürgen würden. Allein was wissen wir? Ist das Christentum Menschenwerk, so wird es vergehen, vielleicht durch Bildungen von noch größerer Kraft und Tiefe ersetzt werden. Das sind Zukunftssorgen. Viel ernster als die von außen, ist die der Bekenntniskirche von innen drohende Gefahr. Die Forderung des Glaubens hat von Anfang an den Widerstand herausgefordert, zu Sektenbildungen geführt, die Flut des Freidenkertums anschwellen gemacht, die heut den ganzen Bau wegzuspülen droht. Die Bekenntniskirche ist heut, bei

aller äußeren Ausbreitung, innerlich völlig durchhöhlt. Gesund und stark aber und siegreich gegen alle Angriffe des Freidenkertums ist die Volkskirche geblieben.

VI.

Dem Leser wird vielleicht schon aufgefallen sein, daß einer der am meisten zwingenden Beweise für unsere Aufstellungen bisher übergangen wurde. Nun, das Ausgiebige, das Schlagende spart man sich für den Schluß auf. Zugleich ist hier die Gelegenheit für den Verfasser gegeben, sich seinen Lesern persönlich vorzustellen als Angehörigen der Gemeinschaft, von welcher sogleich gehandelt werden soll. Will man eine Volks-Religion in allerschärfster Ausprägung sehen, so muß man das Judentum betrachten. Hier decken sich nicht nur Volk und Religion, sondern in der Hauptsache auch heilige und profane Geschichte und sogar bürgerliches und geistiges Recht. Mit diesem Volke hat Gott seinen Bund gemacht, seinetwegen Aegypten mit zehn Plagen heimgesucht, vor ihm das rote Meer ausgetrocknet und es in das Land der Verheißung geführt. „Kein anderer Gott", sagt einmal Theodor Mommsen, „ist so von Haus der Gott nur der Seinen gewesen wie Jahwe und keiner es so ohne Unterschied von Zeit und Ort geblieben."

Dagegen war dieser Gott nicht immer der eifersüchtige Gott, als der er später erscheint. Er duldete, wie die antiken Götter überhaupt, andere Götter neben sich. Die ganze Königszeit zeigt ein Schwanken zwischen seinem Dienst und dem der fremden Götter. Selbst der fromme Salomo baute der Astaroth und dem Kamos auf den Höhen dicht vor Jerusalem Heiligtümer, die erst König Josia zerstörte. Ja es scheint, als ob erst die unter diesem Könige geschehene Auffindung des Gesetzbuches den Jehovadienst in seiner ganzen Strenge bekannt gemacht habe. Diese Kämpfe haben wohl zeitweise zu wilden Ausbrüchen geführt, wie zu der scheußlichen Ermordung der Baalspriester unter dem Bluthunde Jehu, aber doch nie zu Versuchen gewaltsamer Bekehrung der Fremden. Die Kriege, die damals geführt wurden, sind keine Religionskriege gewesen. Die antike Anschauung, nach welcher jedes Volk seine Götter hat, die ihm keinesfalls streitig gemacht werden, seine Religion, die jedem ebenso unveränderlich angeboren ist, wie sein Volkstum, hat auch das Judentum beherrscht. Erst mit der Bundeserneuerung durch Esra zog jener Geist der Ausschließlichkeit und Engherzigkeit ein, der wegen der Frage, an welchem Orte Jehova verehrt werden dürfe, die Kluft zwischen Samaritern und Juden schuf, im Uebrigen aber ebenfalls die fremden Völker nicht weiter belästigte, sich in den Grenzen der eigenen Religions-Gemeinschaft hielt. Und selbst innerhalb dieser

wurde eine gewisse Verschiedenheit der Ansichten, wenn sie nur nicht zum Umsturz der Volksreligion führte, sehr wohl geduldet. Es gab kein Lehrgebäude, an das zu glauben man verpflichtet gewesen wäre, wie denn die Essener eine Sekte bilden, die Sadducäer die messianischen Hoffnungen, Auferstehung und Jenseits offen leugnen konnten, ohne mit den Volksleidenschaften oder der Staatsgewalt, ja auch nur mit der Kirche (an deren Spitze sie ja selbst standen) in Kampf zu geraten. Auch Jesus hat lange ungestört, und sogar im Tempel, gelehrt. Und ob sein Prozeß ein religiöser oder politischer gewesen, steht doch noch sehr dahin. Berichte darüber haben wir nur von der einen Seite, und diese lassen vieles unklar, wie Pilatus an einem, der sich König der Juden nannte — der Zusatz: „mein Reich ist nicht von dieser Welt" findet sich bei den Synoptikern nicht — keine Schuld finden, ihn aber dennoch dem Volke ausliefern konnte, wie er dazu kam, die ganz unjüdische, nur den Römern bekannte Strafe der Kreuzigung zu fordern. Jedenfalls ist die junge Christengemeinde in der ersten Zeit nicht arg belästigt worden; man verbot zwar die neue Lehre, drückte aber die Augen zu, als Petrus und Johannes erklärten, das Verbot nicht beachten zu wollen. Es hat also selbst der den Nerv des jüdischen Monotheismus antastende Glaube an den Gottessohn noch nicht als todeswürdiges Verbrechen gegolten, sofern man nur, wie es die ersten Christen taten, am Gesetz und an der Volksreligion festhielt.

Das änderte sich mit dem Auftreten des Stephanus. Ihm wurde vorgeworfen, er wolle die Sitten ändern, die Moses gegeben. Das war ein Angriff auf das Gesetz, der nur durch Steinigung gesühnt werden konnte und die erste Christenverfolgung hervorrief, die ihrerseits den Mann an die Oberfläche brachte, der entschlossen das Gesetz vollends in Stücke schlug und damit eine bisher bedeutungslose jüdische Sekte aus enger nationaler Begrenzung heraushob zur Weltgeltung. Von Anfang an hatte in ihr, vielleicht unbewußt, ein solches Streben gewohnt. Jesus selbst, obwohl noch gesetzestreu, hatte doch manche Maschen des Gesetzes gelockert, und der Kampf seines Lebens hatte sich vorwiegend gegen die starre Gesetzlichkeit des Pharisäertums gerichtet; seine ganze Lehre wies ins Innere der Menschenbrust, war von Hause aus für den Menschen, nicht für den Volksgenossen, bestimmt. Aber nur der geborene Jude kann die Größe voll würdigen, die in dem Entschlusse des Paulus lag, das Gesetz, will sagen die Volksreligion, ganz aufzugeben und die neue Lehre den Heiden zu predigen. Es war die wichtigste Tatsache in der Geschichte des jungen Christentums, und mit Recht hat man Paulus deshalb den zweiten Stifter des Christentums genannt. Zum ersten Male entstand in der Welt eine Religion, die auf Ueberzeugung, nicht Vererbung, gegründet war, die

sich an alle Menschen, nicht bloß an die Volksgenossen, wendet, die die Welt zu erobern unternahm. Was die Propheten dichterisch erschaut hatten, daß dereinst alle Völker der Erde zum Berge Zion kommen würden, Gott anzubeten, wurde hier, freilich anders, als man es gedacht, Wahrheit.

Das Judentum hat nun diese Entwicklung nicht mitgemacht. Auch nach der Zerstörung seines Gemeinwesens hat es an der Volksreligion festgehalten; es hat sie bewahrt in der Zerstreuung, trotz Aufgabe der eigenen Sprache und Kultur, trotz grausamer Verfolgungen, die Jahrtausende hindurch. Auch dies ist ein Wunder, in dem zwei Gedanken wirksam waren: das Bewußtsein der Ueberlegenheit des eigenen Gottesgedankens über den durch Menschen-Vergötterung und Dreieinigkeitslehre verunreinigten des anderen Teiles und die Erhaltung des eigenen Volkstums, das nach Abschüttelung aller anderen Elemente nur noch in der Religion seinen Halt fand.

Aber von zwei Seiten waren Mächte am Werk, diese Gegensätze zusammenzubiegen. Auf der einen der starke Widerstand, den die Menschen-Vergötterungslehre im Christentum selbst von Anfang an fand, auf der anderen die Anpassung an das fremde Volkstum, die sich im Judentume vollzog. Das letztere, offenbar wirksamere Element, ist nun aber unter den verschiedenen Völkern sehr verschieden in die Erscheinung getreten, nämlich gar nicht bei den slawischen Völkern, in sehr hohem Grade bei den germanischen und romanischen. Es ist das eine Erscheinung, die bei dem germanischen Stamme wiederkehrt, der, nebenbei bemerkt, mit dem jüdischen auch jene mit widerwilliger Achtung gepaarte Unbeliebtheit gemein hat, die dem Aerger über die größere Geschäftstüchtigkeit des Gegners entspringt. Der Ostjude hat die Sprache und Sitte seiner Umgebung nicht angenommen; seine Umgangssprache ist bis auf den heutigen Tag jenes Judendeutsch geblieben, das er aus seiner deutschen, vor Jahrhunderten verlassenen Heimat mitgebracht hat und das in Grammatik und Satzbau durchaus als Deutsch anzusprechen ist. Er hat seine eigene Tracht, zum großen Teil sogar sein eigenes Recht, vor allem aber die eigene Religion bewahrt, ja, weitergebildet zu jenem entsetzlichen Gebäude von Zeremonial-, Speise- und Reinigungsgesetzen, welches allein genügt, den Menschen von seiner Umgebung abzusondern. So viel auch das Judentum neuerdings von Christen studiert worden ist, so ahnen doch die Wenigsten, welches Maß von Zwang schriftliche und mündliche Ueberlieferung in diesen Vorschriften aufgehäuft haben, die das Leben dieser Bevölkerung vom Morgen bis zum Abend beherrschen und von ihr mit eiserner Strenge gehalten werden. Wehe dem Uebeltäter, der am Sabbath einen Stock trüge, eine Zigarre rauchte, in einem Wagen sich fahren ließe! Der zum Passahfeste nicht jede Krume Brots in seinem Hause vernichtete! Der Fleisch von

einem Teller äße, auf dem Butter gewesen! Wehe aber vor allem dem, der sich erkühnte, über diese Gefängnismauern hinaus zu blicken! Etwa, indem er Deutsch richtig sprechen, lesen und schreiben lernte! Denn wie dereinst in der hellenischen, so sieht jetzt dieses Volk in der westlichen Kultur seinen ärgsten Feind. Und mit Recht. Denn vor ihrem Hauch zerfließt dieses ganze Wesen wie Schnee vor der Sonne. Darum werden die Mauern so hoch wie möglich errichtet, Luft und Licht, so gut es gehen will, abgesperrt. Da ist vor allem die Schule. Unter russischer Herrschaft ist es möglich geblieben, das Schulwesen in eigener Verwaltung zu behalten. Da ist keiner so arm, daß er nicht die Mittel zur Unterhaltung der dumpfen Höhlen aufbrächte, in denen seine Kinder von unwissenden Lehrern nach einer Jahrhunderte alten Weise mit Hebräisch überfüttert und vor jedem Hauch westlicher Bildung sorgfältig bewahrt werden. Die besseren Schulen, die reiche Glaubensgenossen mit großen Opfern errichtet und unentgeltlich zur Verfügung gestellt haben, stehen leer, weil darin neben allem Jüdischen doch auch einige profane Kenntnisse vermittelt werden. Um die Jugend in den alten Verhältnissen festzuhalten, verheiratet man bereits die Knaben. Dieses Volk weiß genau, daß Religion und Volkstum untrennbar sind: rüttelt man an der einen, so stürzt auch das andere. Es weiß aber auch, daß schon geringes Rütteln zum Sturze führt. Daher diese tödliche Angst, dieses in solcher Nacktheit nie und nirgends gesehene System der Volksverdummung. Diese Rücksichtslosigkeit, welche lieber das mit diesen Verhältnissen zusammenhängende wirtschaftliche Elend auf sich nimmt, als ein Tüttelchen von der Knechtschaft des Gesetzes aufgibt, in die es sich freiwillig begeben. „Der Verwesung lieber als der Freiheit."

Dagegen hat der westliche Zweig der Judenheit mit einer Anpassungsfähigkeit ohnegleichen sich Sprache, Sitte und Kultur seiner Umgebung angeeignet. An dem öffentlichen Leben seines Landes, an seiner Kunst und Wissenschaft, an allem, was bewegt, nimmt er mit einer Lebhaftigkeit Anteil, die das Staunen und zuweilen den Schrecken der anderen erregt. Mit der gleichen Zähigkeit, wie der ostjüdische Zweig sein angestammtes, verteidigt der westjüdische sein angenommenes Volkstum, den Anspruch als Angehöriger des Volkes, in dem er lebt, anerkannt zu werden. Der Kampf darum ist der Inhalt seines Lebens. Und weil er es mit seinem Herzblute erkämpfen mußte, darum ist ihm dieses Volkstum so teuer, viel teurer als sein angestammtes, durch tausenjährige Entfernung fast erloschenes. Und daraus bestimmt sich auch sein Verhältnis zur Religion. Das engherzige Gesetzeswerk Esras und die sich anschließende Ueberlieferung verwirft er schon deshalb, weil es auf Absonderung abzielt, da doch Anschluß sein

heißester Wunsch ist. Er verwirft es, weil es knechtet, da er doch nach Freiheit dürstet. Er verwirft es, weil er seinen Vorstellungskreisen aufs tiefste entfremdet ist. Der deutsche Jude, wenn er noch einmal die Synagoge besucht, bringt ihr noch ein objektives, sozusagen völkerkundliches Interesse entgegen, wie er es etwa einem muselmännischen Gottesdienste auch bezeigen würde. Die Religion ist das einzige an ihm, was dem Deutschtum, das ihn erfüllt, ganz fremd gegenübersteht. Und darin ist der große Unterschied zwischen dem jüdischen und dem christlichen Freidenker begründet. Der christliche ist durch seine Religion nicht in seinem nationalen Bewußtsein gehindert; im Gegenteil würde er, durch völlige Aufgabe derselben, wie oben gezeigt, ein wichtiges Element des Volkstums verlieren. Der jüdische Freidenker dagegen gibt mit seiner Religion das Letzte auf, was ihn von seinem Volke trennt. Und diese Aufgabe kostet ihm kaum noch einen Gefühlswert. Kann er sich andererseits auch für das Christentum nicht entscheiden, weil seine verstandesmäßige Erkenntnis diesem in seiner geschichtlichen Erscheinung die Anerkennung verweigern muß, der strenge jüdische Monotheismus insoweit in ihm noch lebendig ist, so muß doch das tiefe Einfühlen in die Gedankenwelt seines Volkes ihm zuletzt auch dessen religiöses Empfinden näher bringen. Auch er, der von außen zunächst nur mit dem Verstande an das Christentum herantritt, wird bewegt von dem Rührenden seines Ausgangspunktes, das keine andere Religion so aufweist, den starken sittlichen Kräften, die es entfesselt hat, der Energie seines Ausbreitungsdranges, der Schönheit seiner Feste. Dem Zauber des deutschen Weihnachtens haben auch wir uns nicht entziehen können. Und wenn in Bachs Passionsmusik das wunderbare „Wenn ich einmal soll scheiden" ertönt, so glauben auch wir etwas wie wirkliches christliches Gefühl zu empfinden. Es ist eine tiefe Sehnsucht in uns, auch in diesem wichtigen Punkte die Trennung aufzuheben, die noch zwischen uns und unserem Volke besteht.

Es vollzieht sich denn auch vor unseren Augen eine Entwicklung zum Christentume hin, welche ein jüdischer Statistiker (Ruppin, Die Juden der Gegenwart, 1911) als die gefährlichste Krisis bezeichnet, welche die Juden seit ihrer Zerstreuung bedroht hat. Die Orthodoxie ist im deutschen Judentum im Verschwinden begriffen; Ruppin schätzt sie auf 10—15%, und dieser Bestandteil wird sich durch Abtrennung der Ostmarken, in denen sie vorwiegend ihren Sitz hat, noch ganz wesentlich vermindern. Der Rest hat mit dem Gesetze, in seinen obersten Schichten, mit dem Judentum überhaupt gebrochen. Das Weihnachtsfest wird von den meisten Juden mit Baum, Lichtern und Geschenken mitgefeiert. Aber auch den unmittelbaren Weg zum Christentum haben viele gefunden.

Im 19. Jahrhundert sind über 200 000 Juden übergetreten, und zwar sind das, wie ein Jude (Philippson) zugesteht, „nicht nur faule, kranke Zweige; vielmehr verlassen uns zahlreiche geistig und materiell potente, sogar sittlich hochstehende Elemente". Sicherlich oft aus verwerflichen Gründen, sehr oft einer Heirat wegen, schließlich doch immer in dem Bewußtsein, sich selbst oder doch seine Nachkommen voll dem nationalen Leben zuzuführen. „Von all den Juden", sagt Ruppin, „die zur Zeit Moses Mendelssohns in Berlin lebten, hat heut kaum einer noch einen jüdischen Nachkommen." Viele, die selbst nicht übertreten wollen, lassen doch ihre Kinder taufen. Die Mischehen haben außerordentlich zugenommen; in Preußen seit 1875—1908 von 4,79 auf 11,19% aller jüdischen Ehen; in Berlin, Hamburg, München ist schon jede sechste oder fünfte jüdische Ehe eine Mischehe, und diese Zahl steigt noch bedeutend, wenn man die zahlreichen Ehen hinzurechnet, in welchen der jüdische Teil zum Christentum oder, was auch vorkommt, der christliche zum Judentum übertritt. Das Gerede unserer Feinde von der Unfruchtbarkeit dieser Ehen ist gänzlich haltlos. Im Gegenteil, da sie — abgesehen von denen in der Finanzaristokratie, die aber der Zahl nach nicht ins Gewicht fallen — meistens Neigungsehen sind, also voraussetzlich auf gesundem Zuchtwahl-Instinkt beruhen, so bringen sie, wie Sombart zugibt, oft Kinder von wunderbarer Schönheit und Begabung hervor. Würde heut ein freies Christentum gegründet, das jeder Ueberzeugung Raum gäbe, eine Volksreligion, der jeder Volksgenosse angehört, kraft seiner Volkszugehörigkeit und nicht kraft eines Bekenntnisses, deren Grundlagen so breit wären, daß sich auf ihnen alles, was überhaupt noch religiöse Bedürfnisse hat, zusammenfinden könnte, so würden die Juden ihm in Massen zuströmen.

Ginge nun wenigstens eine religiöse Erneuerung von dieser jungjüdischen Bewegung aus! Aber das ist ja das Eigen- und Widerspruchsvolle an ihr, daß sie auf die Religion keinen Wert legt, ja sich großenteils feindlich gegen sie stellt. *Sie trennt Religion und Volkstum*, da doch gerade das Judentum das Unmögliche solcher Anschauungsweise aufs deutlichste beweist. Ein Volk, dessen Geschichte fast ausschließlich Religionsgeschichte ist, soll bestehen können ohne seine Religion! Ein jüdisches Nationalbewußtsein möglich sein ohne das allerstärkste nationale Element! Ein Jude, der Beschneidung, Sabbath und Feiertage, Gesetz und Schrift, alle wesentlichen nationalen Einrichtungen des Judentums verwirft, soll ein inniges Verhältnis zum jüdischen Volkstum haben können. Da doch der Hauptgedanke der Bewegung selbst, die Rückkehr nach dem heiligen Lande, dem religiösen Gefühl entsprossen ist. Wie denn auch der Zionismus vor der äußersten Konsequenz, auch die *Taufe* für gleichgültig zu erklären, zurückschreckt.

Nein, es ist zu spät. Es ist viel zu spät. Der Zionismus kann uns nichts geben, wohl aber Teuerstes entreißen. Heißt es wählen zwischen Judentum und Deutschtum, so gibt es für uns kein Besinnen. Und wer das noch nicht wußte, der hat es gelernt in diesem fürchterlichen Kriege und dem fürchterlichen Frieden, der ihn beendete. Die das gemeinsam getragen haben, die sind zusammengeschmiedet für Zeit und Ewigkeit, und keine Höhe und keine Tiefe, weder Gegenwart noch Zukunft, weder Abkunft noch Religion vermag uns zu scheiden von der Liebe zu Deutschland, unserem teueren unglücklichen Vaterlande.

***

Besprechungen

Zur deutschen Geistesgeschichte im Zeitalter des Idealismus.

Als wir in diesen Jahrbüchern zum letzten Mal über unser Thema zu berichten hatten (zu Anfang des Jahres 1918)*), war der Weltkrieg in sein entscheidendes Stadium getreten. Heut ist er für uns verloren und dem Haß der Feinde scheinen die Mittel in die Hand gegeben, nach Willkür deutsches Wesen bis ins Herz zu treffen. Aber „nichts ist verloren, so lange der Geist nicht verloren ist", der Geist, kraft dessen unser Volk sich nach den schwersten Niederlagen immer wieder emporgearbeitet hat, und der seine höchste und reichste Entfaltung in den Tagen des „Deutschen Idealismus" gesehen hat. Weit entfernt, einer künstlichen Galvanisierung der Gedanken und Gestalten der Vorzeit das Wort zu reden, wollen wir doch die Kräfte, die zu jener Zeit sich auswirkten, unter uns wiederaufleben lassen, — denn es waren Wirkungen *unseres* Geistes, der sich auch heut wieder seine Ausdrucksform schaffen will. So tut uns eine gründliche Durchforschung und innere Aneignung der Gesamtkultur des deuschen Idealismus, vor allem nach seiner philosophischen und seiner künstlerischen Seite heute mehr not als je vorher; und wir müssen uns dabei bewußt bleiben, daß es sich hier um keine einzelne Lehre (etwa die Kantische) oder Stilrichtung (etwa die Weimarische), sondern um das ganze ungeheure, von gegensätzlichen Strömungen durchflutete Stück Geistesgeschichte handelt, in dem Heine so gut wie Fichte, Feuerbach wie Schleiermacher, Lavater wie Lessing sein Lebensrecht hat. Durch diese ganze unübersehbare Fülle der Erscheinungen aber geht die deutsche Art in immer wechselnden Gestalten wie eine Goethische Idee, wie eine „funktionelle Einheit" hindurch und will ohne parteiische Voreingenommenheit, ohne chauvinistische Verblendung als das uns Gemäße, als unsere Leistung und als unsere Kulturaufgabe gewürdigt sein.

Freilich, die wirtschaftliche Not der Zeit bringt auch unseren Studien schwere Gefahren. Der Druck und der Verkauf wissenschaftlicher Bücher stößt auf die größten Schwierigkeiten, die großen Zeitschriften, die Magazine der unentbehrlichen Kleinarbeit sind in ihrem Stande bedroht und, was fast noch schlimmer ist, die regelmäßig erscheinenden bibliographischen Verzeichnisse der ungeheuren Literatur sind zum großen Teil dem Untergange geweiht. So sind wir denn herzlich froh, daß vor Toresschluß noch zwei große Gesamtübersichten unter Dach gebracht werden konnten, an die nun alle künftige Forschung anknüpfen wird. Da liegt einmal die neue, um ein volles Drittel erweiterte Neubearbeitung der „Allgemeinen Bücherkunde" von Robert F. Arnold**) vor; schon die erste Auflage hatte sich rasch als unentbehrliches Hilfsmittel der Forschung erwiesen und ihrem Verfasser, der als Schriftsteller, als akademischer

*) Vgl. Bd. 174, S. 26.

**) Robert F. Arnold, Allgemeine Bücherkunde zur neueren deutschen Literaturgeschichte, zweite, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Berlin und Straßburg, Karl J. Trübner, 1919. XXIV, 429 S.

Lehrer und vor allem als Bibliothekar für seine Aufgabe vortrefflich gerüstet war, alle Ehre gemacht. Er bewährt auch diesmal hohe Unparteilichkeit und feine Witterung für das Wesentliche, erstaunliche Belesenheit und vielseitige Kenntnisse (auch sprachlicher Art), Geschick zu übersichtlicher Gliederung und knappster Darstellung; vor allem durchforscht er mit rühmenswerter Weitherzigkeit das ganze Gebiet deutschen Geisteslebens, soweit es für die Erklärung der Dichtung in Betracht kommt. Politische nnd Kulturgeschichte, Philosophie und Kunst im weitesten Sinn, Volkskunde und Theaterwesen, vor allem aber die großen, dem Germanisten nicht immer genügend bekannten biographischen und enzyklopädischen Sammelwerke, wissenschaftliche und literarische Zeitschriften finden hier ihre knappe Erledigung. Freilich, Arnold gibt eben nur eine allgemeine Bücherkunde, nicht eine spezielle zu den einzelnen Dichtern und ihren Werken. Hier setzt der altberühmte Grundriß von Karl Goedeke*) ein, dessen 4. Band (dem Hauptteil unseres Zeitraumes entsprechend) soeben in der dritten Auflage fertig geworden ist: ein Beweis für den ungeheuren Umfang der wissenschaftlichen Literatur und für den Bienenfleiß und die Sorgfalt der Mitarbeiter (unter denen sich besonders Karl Kipka ausgezeichnet hat) ist die Tatsache, daß dieser Teil in vier umfangreiche Bände gespalten werden mußte. Allein die Darstellung Goethes umfaßt drei von ihnen! Die ungeheure Masse droht uns zu ersticken, aber durch eine außerordentlich eingehende und geschickte Gliederung wird das Ganze mit wunderbarer Uebersichtlichkeit dargestellt, wie wir selbst bei der Neubearbeitung eines Kollegs über „Faust“ als äußerst wohltuend empfanden. Dabei umfaßt der „Faust“ allein 200 Seiten des Bandes IV. 3, wozu noch Nachträge in IV 4 kommen. Aber nicht bloß die Größen ersten Ranges und nicht bloß die Dichter im engern Sinne kommen zu ihrem Recht. Man lese im ersten Teil etwa den Abschnitt über Moses Mendelssohn und man wird, wenn man in den spröden Stoff einigermaßen eingearbeitet ist, billig erstaunen ob der Sorgfalt mit der hier das Material zusammengebracht und gemeistert ist. Wahrlich, wir haben allen Grund, für die beiden Werke aufrichtig dankbar zu sein und die Forschung wird diesen Dank nicht besser abstatten können, als dadurch, daß sie auf dem gegebenen Grunde weiterbaut und bald weitere Nachträge nötig macht. Aber auch der Literaturfreund, der tiefer in die Dinge eindringen will, kann an dieser Riesenarbeit nicht vorübergehen und ein Nachschlagwerk wie das von Arnold sollte auch in einem literarisch interessierten Hause nicht fehlen**).

Inzwischen können wir unseren Lesern eine ganze Anzahl von neueren Werken anführen, die unsere Kenntnis des idealistischen Zeitalters stark gefördert haben. Wir lassen absichtlich kleinere Schriften von geringerem Werte beiseite und führen nur an, was

*) Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 3. Auflage. Bd. IV, Abt. 1: Die klassische Zeit bis auf Goethe umfassend; Abt. 2: Goethes Leben und Beziehungen; Abt. 3: Goethes Leben und Werke; Abt 4: Nachträge. Dresden, Ehlermann 1910—18.

**) Zur Ergänzung für die spezielle Literatur der neuesten Zeit dient der treffliche „Grundriß der neueren deutschen Literaturgeschichte“ von Richard M. Meyer (2. Aufl. Berlin, Bondi 1907.).

auch für weitere Kreise sich förderlich erweist und was unsere Kenntnis von den Menschen und Werken wesentlich bereichert hat.*)

In die Vorgeschichte des Idealismus führt uns die nicht glänzend geschriebene, auch nicht immer ganz kritisch gehaltene, aber große Massen übersichtlich verteilende Schrift von W. v. Schröder ein, die Gottfried Arnolds mystischen Schriften und Gedichten gewidmet ist.**) Zwar geht der Verfasser auf Arnolds Hauptwerk nicht näher ein, auf die „unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", die auch am stärksten auf den jungen Goethe und seinen „Faust" gewirkt hat, das erste protestantische kirchengeschichtliche Werk von großem Zuschnitt, das noch heut einen Ehrenplatz behauptet. Aber er legt die Wurzeln von Arnolds Geschichtsschreibung und seiner viel geringeren und unselbständigeren Dichtung bloß und zeigt, wie die eine und die andere praktischen Zwecken dienen, die Menschen von dem starren Kirchenwesen ab und zur Religion des Herzens hinführen sollten. Und er stellt, an die Forschungen seines Lehrers M. v. Waldberg anknüpfend, Arnold hinein in die große Woge der spanischen, französischen und deutschen Mystik, er führt uns in die Gedankenwelt der h. Teresa und der Frau von Guion, Johann Arnds und Speners, des Engländers Bromley und des Holländers Ruysbrock ein. So spielt sich ein großes Stück allgemeiner Kulturgeschichte vor uns ab, in deren Mittelpunkt eine der reichsten, widerspruchsvollsten und doch anziehendsten deutschen Persönlichkeiten steht.

Eine mehr kulturgeschichtliche Art Literaturgeschichte verheißt uns auch (in seiner Vorrede) Waldemar Oehlke,***) dessen neue

---

*) Nach den verschiedensten Seiten wird die Kultur des deutschen Idealismus kurz, aber meist klar und scharf beleuchtet in dem wertvollen Sammelwerke „Vom Altertum zur Gegenwart", das der Teubnersche Verlag zur Verteidigung des humanistischen Unterrichts herausgegeben hat. In dem ersten Teile des Buches, der die Zusammenhänge zwischen Altem und Neuem, im allgemeinen beleuchtet, gehört der Aufsatz von Paul Hensel über den „Neuhumanismus" zu unserm Thema, in den Einzeldarstellungen des zweiten Teiles kommt die idealistische Epoche fast überall zur Besprechung. Natürlich bedingt der Gesichtspunkt, unter dem der Stoff betrachtet wird, immer eine gewisse Einseitigkeit der Auswahl und Beurteilung. Die nicht-antiken Bestandteile der deutschen Bildung, vor allem auch, was man heute mit einer m. E. recht unglücklichen Wendung „den gotischen Menschen" nennt, kommt nicht immer klar zum Ausdruck. Wie oft hat sich der deutsche Geist gegen die Einflüsse des Altertums behaupten müssen, wie oft ist er ihnen erlegen! Aber gerade die wichtigsten Abschnitte des Buches geben auch nach dieser Richtung wichtige Fingerzeige. Die Darstellung der Philosophie durch Max Wundt und der Religion durch H. Lietzmann bleibt freilich trocken und allgemein. Um so persönlicher ist Roethes gehaltvolle Skizze der Literatur geschrieben und geradezu erstaunlich ist die Bewältigung der Kunst (auf dem knappen Raum von 20 Seiten) durch den Archäologen L. Curtius.

**) William Freiherr v. Schröder, Studien zu dem deutschen Mystikum des 17. Jahrhunderts I. Gottfried Arnold. (Beiträge zur neueren Literaturgeschichte, Neue Folge, Bd. 9). Winter, Heidelberg 1917.

***) W. Oehlke, Geschichte der Deutschen Literatur. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1919. Derselbe, Lessing und seine

Lessingbiographie ein günstiges Vorurteil für ihn erweckt. Er will „die Literatur auf nationaler und philologischer Grundlage als einen Bestandteil der allgemeinen Kultur, als ein Organ des Gesamtbewußtseins der Menschheit begreifen“: ein großes Ziel für ein Buch von etwa 440 Seiten, von denen noch ein großer Teil auf die zahlreichen, meist recht gut gewählten Textproben und auf einige lesenswerte Anhänge über Buch und Presse, über Jugendlektüre und über das Studium der Literaturwissenschaft entfällt! Raum sucht der Verfasser dadurch zu gewinnen, daß er nicht alle Meisterwerke ausführlich bespricht, sondern jeweils einzelne Beispiele herausgreift und im übrigen knappe Daten gibt. Das ist kein schlechter Gedanke, nur daß er nicht gleichmäßig und nicht überall befriedigend durchgeführt worden ist. Mit den knappen Daten kann der Leser, auf den das Buch berechnet ist, oft gar nichts anfangen und die Besprechung der Beispiele ist bisweilen, z. B. bei dem gar zu mager behandelten Heinrich von Kleist (kaum zwei Seiten!) nicht genügend, um eine lebhafte Vorstellung von dem Kern des Mannes und des Dichters zu erwecken. Zu loben ist es, daß der Verfasser immer wieder auf die allgemeinen Kulturverhältnisse eingeht und seine ganz kurze Kennzeichnung von Kants Lehre scheint mir ihrem Zweck recht wohl zu entsprechen. Aber von Leibniz erfährt der Leser bei weitem nicht alles, was die ungeheure Bedeutung des Mannes für das deutsche Geistesleben ausmacht, z. B. nichts über seine für das Drama so wichtige Lehre von den petites perceptions, die sich mit ein paar Worten hätte umreißen lassen. Und was hat der Leser von den (auf S. 154) aufgezählten Namen religiöser Aufklärer von Teller bis Semler, wenn er nicht die geringste Vorstellung damit verbinden kann! Um so schmerzlicher vermissen wir jede eingehendere Belehrung über das Wesen der deutschen Mystik, an die auch die Darstellung des Pietismus in förderlicher Weise hätte angeschlossen werden können. Und wenn Oehlke den löblichen Grundsatz verfolgt, auch minder große Talente zu schildern, soweit „das stille Wässerlein ihrer Kunst einzig in ihrer Art geblieben ist“, so fehlt doch bei ihm wie in so vielen älteren Literaturgeschichten die ausführliche und gerechte Würdigung abseitiger Geister wie Günther und Heinse. Aber der erstere liegt ihm nicht und in den letzteren und seine ganz einzige Stellung im deutschen Geistesleben ist er nicht so tief eingedrungen, wie man nach den ausgezeichneten Forschungen von Walter Brecht erwarten sollte. Anderwärts wieder wird er vielen verkannten oder künstlich zurückgedrängten Gestalten, wie Fritz Reuter, Victor von Scheffel, Ernst von Wildenbruch besser gerecht als die meisten Vorgänger, ohne in irgend welche unkritische Lobhudelei zu verfallen. Kritisch, oft überkritisch ist seine Haltung z. B. gegen Hebbel oder Richard Wagner, aber gerade dadurch gewinnt seine Darstellung ihren eigenen, persönlichen Reiz, der seinen Abschnitt über die zeitgenössische Kunst besonders auszeichnet. Jedenfalls ein Buch, an dem man nicht vorübergehen sollte, das man nach dem ersten Lesen nicht in den Winkel seines Bücherschrankes stellt. Bei künftigen

---

Zeit (2 Bände, München, C. H. Beck). — Eine umfängliche Geschichte der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts von demselben Verfasser erscheint soeben im Verlag von Max Niemeyer in Halle.

Auflagen, die nicht ausbleiben können, wird gewiß noch mehr Gleichmaß und Klärung in die Darstellung kommen, besonders in diejenige der klassischen Zeit, um die es uns ja hier zu tun ist.

In die innere Geschichte dieser Zeit führt uns Karl Berger*), der uns die bislang zuverlässigste und reichhaltigste, vollständige Schillerbiographie beschert hat, mit einer Sammlung von zwölf Aufsätzen ein, die er unter dem Leitbegriff „Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken" zu einer gewissen Einheit zusammenfassen möchte. Eigentlich gehört dieser Teil nur den zwei Abschnitten des Buches über „Schiller und Kleist" und über „Wilhelm und Karoline von Humboldt". Politische Themata berühren aber auch reine Aufsätze über Karl Eugen von Württemberg, über den Grafen Reinhard und über „Schiller und die französische Revolution". Rein biographischen Inhalts sind Ausführungen über Schillers Vetter „Johann Friedrich Schiller", den Taufpaten des Dichters, von dem wir bisher recht wenig wußten und über „Schillers Doppelliebe" (mit taktvoller und vorsichtiger Charakteristik der beteiligten Persönlichkeiten). In die Schillerstätten führen uns die Abschnitte: „Auf Schillers Spuren in Schwaben" und „Aus Jenas Schillerzeit" ein und sein Eigenstes gibt Berger wohl in der Festschrift über „Schillers Kulturideal in seinem Werden und Wesen". Andere Aufsätze suchen die Bilder Seumes, der Freiheitssänger, des alten Blücher zu umreißen. Der Grundton, der durch alle diese kleinen Schriften hindurchklingt, ist der einer tiefen Wehmut, über die engen und gedrückten politischen Verhältnisse, unter denen sich die führenden Geister jener Zeit ihr Idealreich eroberten, bis dann die erwachte Seele des gebildeten Bürgertums in den neuen Staatsgedanken hineinwuchs. Berger wird wohl auch damit recht behalten, daß Schiller zwar vor der Entwicklung des Weltbürgerlichen zum Nationalen dahingegangen ist, daß aber diese Entwicklung ohne ihn nicht denkbar gewesen wäre. Ob sich sein Geist zum zweiten Male als Führer auf eine freie Höhe bewähren wird, die gleich fern abliegt von politischer Gleichgiltigkeit, parteilicher Verbohrtheit und lendenlahmen Chauvinismus? Wir wollen hoffen.

Auch eine Geschichte des deutschen Idealismus, nur unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkte, gibt die ausgezeichnete große Arbeit von Korff**): er schildert in großen Zügen und doch wieder mit liebevoller Versenkung in das kleinste, das ihm immer wieder zum Symbol weiterer Zusammenhänge wird, die Auseinandersetzung des deutschen Geistes mit Voltaires Persönlichkeit und Lebenswerk, und das heißt weiterhin mit dem Geiste des französischen Nationalismus überhaupt. Von schülerhafter Abhängigkeit über lebhafte und oft ungerechte Ablehnung zur wirklichen inneren Verarbeitung und Ueberwindung führt dieser Weg: denn Voltaire gehört nicht zu jenen Geistern vom Range Shakespeares, die jedem neuen Geschlecht

*) Karl Berger, Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken. Zwölf Bilder aus Schillers Lebenskreis und Wirkungsbereich. München, C. H. Beck, 1918.

*) H. A. Korff, Voltaire im literarischen Deutschland des 18. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes von Gottsched bis Goethe. (Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, Neue Folge, Bd. 10. 11). Heidelberg, Winter, 1918.

neues zu sagen, neue Lebenskräfte darzubieten haben, sondern sein Einfluß wird von einem bestimmten Zeitpunkte ab anonym: seine Gedanken und reine Forderungen wirken fort, aber sie sind in das Gesamtbewußtsein eines Geschlechtes übergegangen und zu jenen selbstverständlichen Bestandteilen der Bildung geworden, die niemand mehr nach Nam' und Art befragen mag. Indem nun Korff diesen Weg verfolgt und die Stellung der einzelnen Generationen zu Voltaire zu begreifen sucht, umreißt er selbständig und geistreich die ganze Kulturbewegung des 18. Jahrhunderts und formt eine Reihe von eindrucksvollen Charakterbildern ihrer Führer. So schließt er sich an Gundolfs glänzendes Werk über Shakespeare und den deutschen Geist an; die künstlerische Formvollendung seines Vorgängers ist ihm nicht gegeben, im Gegenteil wirkt sein Satzbau bisweilen schwerfällig, seine Darstellung etwas breit. Aber dafür erfreut uns durchweg eine schlichte Sachlichkeit und gibt uns das wohltuende Gefühl, auf gesicherter Grundlage zu stehen. Mit besonderer Wärme schildert er in seinem 1. Abschnitt („Voltaire als klassizistischer Autor") Lessings Auseinandersetzungen mit dem gallischen Geistesstil, wobei freilich die „Hamburgische Dramaturgie" m. E., gar zu schnell, als eine bloße „Zweckästhetik" abgetan wird. Das zweite Buch schildert Voltaire als „fortschrittlichen Autor" und schützt ihn in gescheiter Auseinandersetzung gegen den Vorwurf des Gesinnungswechsels in Sachen Shakespeares. Das dritte Buch bearbeitet den „gallischen Autor". den Verfasser der „Pucelle", dessen Einfluß auf Wieland z. B. vorsichtig abgewogen wird. Das vierte Buch mit dem nicht eben sehr geschmackvollen Titel: „Voltaire als Popanz" verbreitet neue Klarheit über den „scharfen Gegensatz", der zwischen dem Denktypus Voltaires und demjenigen Herders klafft" und von hier aus fällt dann wieder im letzten Abschnitt („Voltaire als Klassiker") reiches Licht auf Schillers Verhältnis zu den Idealen der Sturm- und Drangperiode und auf seine unleugbare Verwandschaft mit dem reflektierenden Geiste des französischen Skeptikers. Aus dem ganzen Buch aber spricht zu uns eine kräftige, selbständige, reife Persönlichkeit, die ihrem Gegenstande vollauf gerecht wird.

Solche Querschnitte durch die Gesamtentwicklung unserer klassischen Dichtung tun uns noch recht not; sie zeigen immer wieder die eigene Ursächlichkeit bestimmter Gattungen und Formen, Gestalten und Probleme. Welches Problem könnte z. B. für das Drama stärker in Betracht kommen als Krieg und Kampf? Ist doch sein ganzes Wesen auf den Zusammenprall kraftvollen Wesens hüben und drüben gerichtet. Es mußte nicht erst der Weltkrieg kommen, um dies Thema nahezulegen, aber nun nehmen wir das Buch, das Max Scherrer diesem Thema gewidmet hat*), als eine Frucht des ungeheuren Ringens für unsere Wissenschaft dankbar hin. Der Verfasser beherrscht nicht bloß eine schier unübersehbare Literatur, sondern meistert auch die Methode mit völliger Sicherheit, er gibt viel mehr als etwa eine große Sammlnng oder gleichmäßige Verarbeitung des Materials, er sieht auf Schritt und Tritt neue künstlerische Aufgaben, fragt, wie weit sie bewältigt wurden und eröffnet damit von einem ganz

*) Max Scherrer, Kampf und Krieg im deutschen Drama von Gottsched bis Kleist. Zur Form- und Sachgeschichte der dramatischen Dichtung. Zürich, Rascher & Co. 1919, 428 S.

bestimmten Gesichtspunkte her eine Fülle von Einblicken in die Möglichkeiten dramatischer Technik, er zeigt insbesondere, wie französische und Shakespearische Einwirkungen hier miteinander ringen und wie die deutsche Dichtung der klassischen Zeit zwischen beiden und über beide hinweg immer wieder ihren eigenen Weg zu finden weiß. Er ist dabei nicht blind gegen den schwachen Schluß des „Egmont“ oder gegen die zweifelhafte Stellung der dritten allegorischen Figur, des Habebald im zweiten „Faust“; er wird freilich auch manchen Einzelheiten nicht voll gerecht, wenn er z. B. das Gebunden-Militärische, ja den kriegerischen Egoismus in Alba zu stark betont. Aber er läßt uns tiefe Blicke in die starke innere Bewegtheit dieser Zeit tun, die nach ihrer philosophischen, religiösen und künstlerischen Art meist viel zu sehr als eine Zeit der klassisch-ruhigen Linie betrachtet wird. Damit tritt jede Einzelheit in einen großen Zusammenhang und kommt doch wieder zu ihrem eigenen Rechte. Wir erwähnen als Glanzstücke der Darstellung die Ausführungen über Goethes „Götz“ und „Egmont“, über den zweiten Teil seines „Faust“ und über Kleists „Prinzen von Homburg“, vor allem aber über „Wallenstein“ und die „Jungfrau von Orleans“, woneben die Fragmente Schillers vielleicht noch manches hergegeben hätten, was hier unter den Tisch fällt. Aber bei der ungeheuren Fülle des Stoffes (man denke an die Stürmer und Dränger, an die Soldatenstücke im Gefolge der „Minna von Barnhelm“ usw.) galt es zusammenzudrängen, um die großen Linien nicht zu verlieren, da galt es leider auch bei Kleist halt zu machen und nur noch Goethes weitere Entwicklung heranzuziehen. Wie hätte die Behandlung Grabbes oder Hebbels dieser eindringenden Schärfe und Gründlichkeit gelohnt! Durch seine Begrenzung des Stoffes aber hat es der Verfasser erreicht, in seiner langen Darstellung (auf über 400 eng gedruckten Seiten) an keiner Stelle langweilig zu werden, obwohl seine Darstellung nichts weniger als flüssig genannt werden kann. Scherrer erweist sich auch in stilistischer Hinsicht als moderner Schriftsteller, und wie ein moderner Zuschauer und Bühnenfachmann prüft er die klassischen Dichtwerke auf ihre künstlerischen Eigenschaften — als handelte es sich um Ausgeburten der Gegenwart — mit reifem Urteil und wohltuender Abklärung auf ihren Gegenwarts-, ihren Ewigkeitswert.

Einen Querschnitt wieder in anderer Richtung hat mit Umsicht und gutem Erfolge Frau Christine Touaillon versucht.*) Sie schildert mit oft ermüdenden Breite die Entwicklung des deutschen Frauenromans im 18. Jahrhundert. Die Umständlichkeit der Darstellung ist durch die mangelnden Vorarbeiten verursacht, sie wird aber noch fühlbarer dadurch, daß die Verfasserin an den Stellen kürzer verweilt, wo bereits einiges vorweggenommen war; da das immer die Hauptträgerinnen der ganzen Bewegung betrifft, so drängt sich in dem neuen Buche die Kleinware oft über Gebühr hervor. Dabei wird die Kenntnis der besprochenen Romandichtungen in weitem Maße vorausgesetzt, so daß die Darstellung oft den Charakter des farblos-nüchternen Referats annimmt. Andererseits darf sich die Verfasserin

*) Dr. Christine Touaillon, Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1919, VIII. 664 Seiten.

gründlichster Kenntnis und sicherer Beherrschung des umfänglichen Stoffes, eindringenden Fleißes und ruhiger, vornehmer Objektivität rühmen. Sie hat es ferner verstanden, die ganze Entwicklung der Gattung in einen weiteren geschichtlichen Rahmen hineinzustellen und entrollt vor jedem ausdauernden Leser schließlich doch ein wertvolles Kulturbild; sie versteht es auch, die persönliche Eigenart der Schriftstellerinnen, wie Sophie von Laroche, Karoline von Wolzogen, Charlotte von Kalb oder Dorothea Schlegel scharf zu umreißen und aus ihrer Entwicklung zu erklären, literarische Einflüsse kurz und bestimmt festzustellen und sucht den Tendenzen wie der darstellerischen Kunst der Schriftstellerinnen bis in die Sprache hinein gerecht zu werden. Die eindrucksvolle Stilanalyse Scherrers ist ihr nicht gegeben, aber sie ist auch hier entbehrlicher, wo keine so starken persönlichen Eigenwerte zur Besprechung kommen. Denn im ganzen verläuft die Entwicklung des Frauenromans in bescheidenen Grenzen und hält sich innerhalb des Strombettes, das die Meister des Männerroman gegraben hatten. In der Gruppe des empfindsamen Romans ragt die Verfasserin des „Fräuleins von Sternheim" hervor, in der klassizistischen Strömung die Wolzogen, Kalb und Sophie Mereau, unter den Romantikerinnen vor allem Dorothea Schlegel, sonst aber treffen wir wirklich nur Mittelware an, wie Benedicte Naubert, die das rationalistische Genre sowohl im Gegenwarts- als Vergangenheitsroman vertritt. Die Verfasserin ist sich dieses Verhältnisses sehr gut bewußt und sucht auch nachzuweisen, warum „das Frauenzimmer" im 18. Jahrhundert nicht gut über das von den Männern Geleistete wesentlich hinausdringen konnte; es bedeutete schon eine Errungenschaft, daß die Schriftstellerin überhaupt nur innerhalb dieser Grenzen zu Worte kam. Daß sie zur Vermehrung des Unterhaltungsfutters, der schwachen Durchschnittsware beigetragen hat, läßt sich nicht leugnen, aber man kann nicht sagen, daß sie die Literatur herabgedrückt hätte. Vielmehr ist ihre Wirkung auch von Segen gewesen. Die Frau als Dichterin hat wesentlich dazu beigetragen, die Wandlung des aufregenden, roh stofflichen und leichtfertigen Abenteuerromans in die psychologisch verfeinerte, wirklichkeitstreue Darstellung der Lebensverhältnisse des gebildeten Mittelstandes durchzuführen, den Ton zu schmeidigen und zu sittigen und die sozialen Fragen im menschlichen Sinne anzufassen; sie hat aber auch der kahlen Verstandesmäßigkeit gegenüber immer wieder das Recht des Gefühls betont und an ihrem Teil zur Durchdringung der erzählenden Gattung mit dem Geiste des deutschen Idealismus beigetragen. Das ist der Eindruck, mit dem wir von dem verdienstlichen, vom Verlage wahrhaft glänzend ausgestatteten Buche scheiden.

Einer der reichsten und fesselndsten, aber auch schwierigsten Persönlichkeiten des deutschen Idealismus hat der Münchener Germanist Christian Janentzky eine außerordentlich weitblickende und tiefgrabende Studie gewidmet*); in heißem Ringen sucht er des vielgestaltigen Proteus Lavater, des Menschen mit seinen tausend Widersprüchen Herr zu werden; diese Persönlichkeit, in der sich alle Tendenzen des Zeitalters begegnen, um im heftigen Ringen neue, eigene, aber kaum in Worte faßbare Werte zu erzeugen, ist ein Kreuz

*) Chr. Janentzky, J. C. Lavaters Sturm und Drang im Zusammenhang seines religiösen Bewußtseins. Halle a. S., Niemeyer, 1916.

für den Darsteller; jeder Anregung offen, spottet Lavater einer geschlossenen Darstellung im Sinne folgerechter Entwicklung, und mit seinem Eigenwillen macht er jede systematische Darstellung zunichte. Janentzky verzichtet denn auch auf jede strenge „Einordnung", setzt eine gründliche Kenntnis der literarischen Strömungen, der Schulen, ja der wichtigsten Probleme der Zeit voraus und sucht nun in ungefähr chronologischer Darstellung so etwas wie eine Entwicklung von Lavaters Geist an der Hand der ihn jeweils beschäftigenden Fragen nachzuweisen. Seine Darstellung liest sich nicht leicht und doch bewundert man die Klarheit, mit der er diesem ungewöhnlich schwierigen Gegenstande gerecht geworden ist. Vor allem treten die Grundgedanken der „Aussichten in die Ewigkeit" und seiner „Physiognomischen Fragmente" deutlich hervor, die ja Lavaters Namen durch die Jahrhunderte tragen durften; dann seine Beziehungen zu Herder und Goethe, zur Sturm- und Drangperiode überhaupt und zu Hamann und F. H. Jakobi insbesondre. Der Höhepunkt des ganzen Werkes aber dürfte der Abschnitt über Lavaters magischen Glauben sein. Auf diesem Gebiete hat sich Lavater bis zum Spielerischen und Törichten verirrt und doch wieder das Höchste gegeben, was er zu sagen hatte. Magie nennt der Fragmentist jene spezifisch menschliche Kraft, die uns „Ideen zu Gestalten realisieren läßt und diesen Gestalten Solidität und Leben verleiht." Auf diese Weise machen wir uns „die Geisterwelt so existent wie die Körperwelt." Als Menschen denken wir uns Gott durch Vergleichung notwendig persönlich, mag seine Persönlichkeit nun eine Realität sein oder nicht. Und wiederum ist und bleibt dieser persönliche Gott nur ein Schattenriß des Unanschaulichen, das die Welt trägt. Aber weit entfernt, die Glaubensobjekte in psychologisch notwendige Gedankengebilde des Menschen aufzulösen, hält er sofort wieder an der Realität des persönlichen Gottes fest. Seine Existenz ist nicht von unserer magischen Vorstellung abhängig. Im Gegenteil kommt diese Vorstellung erst dadurch zustande, daß die allgegenwärtige Gottheit auch in uns lebt und wirkt. In der Magie kehrt das wahre, übersinnliche und überempirische Ich gleichsam zu sich selbst zurück. Wenn wir beten, so wirkt eine Ahnung von dieser höheren Herkunft in uns, die uns zu unserm Ausgangspunkt zurücktreibt. Nirgends stärker wirkt dies Göttliche im Menschen, als in der Seele des Genies. Das Ahnungsvermögen leitet es über alle empirischen Schranken hinweg zum Weltzentrum; Natur und Geschichte werden für die gläubige Intuition zu Offenbarungen der Gottheit, die aber durch Vernunft schlechterdings nicht zu erfassen ist. „Ein Atheist ist mir viel begreiflicher als ein Deist" sagt Lavater und tatsächlich schmeckt so manche seiner Aeußerungen nach dem ersteren, keine nach dem letzteren. Schließlich sind ihm alle Formen und Formeln der geoffenbarten Religion doch wieder nur Symbole des Gefühlten, aber eben wegen ihrer symbolischen Kraft hält er sie fest und wegen ihres starken Gefühlsgehalts verteidigt er plötzlich wieder ihre buchstäbliche Wahrheit, über die er sich in anderen Augenblicken kühn hinwegsetzt. Die Philosophie, vor allem die Leibnizische, muß ihm dazu dienen, seine Gedanken zu stützen, aber er ist weit entfernt, sich ihr mit Haut und Haaren zu verschreiben. Weitherzige Duldung und engherziger Buchstabenglaube stehen scheinbar unvermittelt nebeneinander und doch gibt es hier eine höhere Einheit in jener „emo-

tionalen Religiosität", in dem starken und warmen Gefühl des Geborgenseins in Gott, das in der ganzen Generation vielleicht niemand stärker erlebt hat als Lavater. Und dies Erlebnis weiß Janentzky in dem willigen Leser wieder zu erzeugen, was gewiß kein geringes Verdienst ist.

Das vornehmste Hilfsmittel für jedes tiefere Eindringen in die Welt unserer Klassiker werden immer die großen wissenschaftlichen Ausgaben ihrer Werke bilden, denen die philologische Herausgebertechnik der Gegenwart in reichstem Maße zugute gekommen ist. Die älteste und ehrwürdigste unter ihnen, die Lessingausgabe Karl Lachmanns*), war in der zweiten Bearbeitung durch Maltzahn in ungeeignete Hände gekommen. Um so schöner ist dann die sorgfältige Arbeit belohnt worden, die Franz Muncker ein ganzes Menschenalter hindurch an die Erneuerung und Ausgestaltung dieser Musterausgabe gewendet hat. Und es gereicht dem Verlage zur hohen Ehre, das er in den Jahren des Krieges und des Zusammenbruchs die Ausgabe in der würdigsten Ausstattung zu Ende geführt hat. Die beiden Teile des Schlußbandes bringen Stammbuchblätter und kleine Aufzeichnungen Lessings, sowie Nachträge zu allen früheren Bänden, der zweite Halbband aber zugleich ein unentbehrliches Verzeichnis der „Drucke von Lessings Schriften von 1747—1919." Mit dieser außerordentlich sorgfältigen, genauen und vollständigen Bibliographie ist der Forschung ein unentbehrliches, nie versagendes Hilfsmittel in die Hand gegeben.

Auch Goethes Werke sind in der klassischen Weimarer Ausgabe nun endlich zum Abschluß gelangt. Der Ergänzungsband der ersten Abteilung (53) hat die Sünden seiner Vorgänger gut gemacht und die seiner Zeit durch „höhere" Eingriffe verschuldeten Lücken ausgefüllt, vor allem die „sekretierten" römischen Elegien, Priapeia usw. zum Abdruck gebracht, aber auch sonstige Nachträge gegeben; ein ausführliches Namenregister in zwei Bänden (54 und 55) endlich macht den Inhalt der ganzen ersten Abteilung, der Werke im engeren Sinne bequemer zugänglich. Ganz unentbehrlich aber war ein solches Register bei der dritten Abteilung, den „Tagebüchern"**) mit ihren unzähligen kurzen und oft recht ungenauen Erwähnungen von Menschen, Stätten und Büchern usw. Hier wird das Register zum objektivsten Kommentar. Einen solchen hatte das Weimarer Goethe-Archiv schon unter Suphans Leitung beschlossen. Gelehrte wie Leitzmann, Hecker u. a. haben daran gearbeitet und Hans Gerhard

*) G. E. Lessings sämtliche Schriften. Herausgegeben von Karl Lachmann. Dritte aufs neue durchgesehene und vermehrte Auflage, besorgt durch Franz Muncker, Band XXII. 2 Teile. Preis M. 4.50 und 15.—. Berlin, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger (Goeschen). 1915 und 1919.

**) Goethes Werke, herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. I. Abteilung, 53. Band (Nachträge zu den Gedichten, zum Divan, zu den Dramen, Jugendschriften, Aufsätzen über Literatur und Kunst; Operndichtungen, Ansprachen, Zeugnisse amtlicher Tätigkeit, Testamente, Aus Notizbüchern usw.) 54. Band (Register A—L), 55. Band (M—Z). III. Abteilung, 14. Band, Register A—L, 15. Band, 1. Abteilung: M—S. 2. Abteilung: T—Z. Goethes Schriften, Nachträge und Berichtigungen. Weimar, Böhlaus Nachfolger 1914—19.

Gräf, dessen Goetheforschungen wir hier schon früher reiches Lob spenden durften, hat das Ganze einheitlich zusammengefügt. Leider ist ja nur ein Namen-, nicht ein Sachregister gegeben, das hoffentlich einmal von anderer Seite in Angriff genommen wird und hier ebenso nützlich sich erweisen dürfte, als bei Goethes Gesprächen. Aber das Namenregister umfaßt doch wenigstens alle geschichtlichen und mythischen Personen, alle Ortsnamen und die Bezeichnungen religiöser, künstlerischer, gelehrter und anderer Gemeinschaften, ja die anonymen Erzeugnisse der Volksliteratur usw. Die beigefügten Erklärungen der Namen sind kurz, aber zuverlässig; ob nicht hier und da etwas mehr hätte gegeben werden können, wird in solchen Fällen immer eine Frage des persönlichen Taktes sein. Ein besonderes Register endlich verzeichnet sämtliche Erwähnungen von Goethes eigenen Werken. Jedenfalls haben wir allen Grund, uns der neuen Gabe von Gräfs Fleiß und Sorgfalt zu freuen. Sie erleichtert jede wissenschaftliche Goethearbeit ganz bedeutend.

Eine Art anschaulicher Goethebiographie gibt uns das große Bilderwerk von Franz Neubert*), dessen Ausstattung dem Weberschen Verlage alle Ehre macht. Zwar sind bei weitem nicht alle Tonbilder gleich gut geraten und einige prächtige Graffsche Köpfe oder das ausgezeichnete Karl August-Bild von Jagemann erscheinen hier reichlich verschwommen. Im großen ganzen aber ist die Auswahl wie die Wiedergabe der Bilder (nicht immer ihre Anordnung) zu loben. Neuberts Werk behält seinen Wert auch neben dem von ganz andern Gesichtspunkten aus zusammengestellten wissenschaftlich

*) Franz Neubert, Goethe und sein Kreis. Erläutert und dargestellt in 651 Abbildungen. Mit einer Einführung in das Verständnis von Goethes Persönlichkeit. Leipzig, J. J. Weber. XXX, 220 S. geb. 25 M.

Eine andere Spiegelung als in diesen Bildern empfängt Goethes Wesen in den Briefen seiner Freundinnen, wie sie Gertrud Bäumer mit feinem Takt ausgewählt und kundig erläutert hat. Das treffliche Buch („Goethes Freundinnen", Leipzig und Berlin B. G. Teubner) erscheint schon zum zweiten Male, in würdiger Ausstattung und um zwei Abschnitte vermehrt (Frau „Aja" und „Friedrike Brion"). — Ebenfalls um Goethe kreist das Werk von Th. Klaiber, Die deutsche Selbstbiographie (Stuttgart, Metzler 1921), das uns soeben erst zugeht und darum hier nur erwähnt werden kann. Es führt von den Mystikern (Suso) bis zu Bismarck. Aus der Zeit des Idealismus kommen etwa noch Friedrich der Große, Schubart, Jung-Stilling, weiterhin Hebbel u. a. in Betracht, deren autobiographische Schriften hier nach Gehalt und Form eindringlich und feinsinnig erläutert werden (Korrekturnachtrag).

In die Sturm- und Drangperiode führt uns auch das Werk A. M. Wagners über W. H. v. Gerstenberg ein, dessen erster Band (Goethes Leben, Schriften und Persönlichkeit) soeben bei Winter in Heidelberg erschienen ist. Der Verfasser hat aus dem reichen Material ein anschauliches Bild der widerspruchsvollen Persönlichkeit und mannigfachen Beziehungen herausgeholt und dem an sich spröden Stoffe eine lebendige Behandlung angedeihen lassen. Besonders beachtenswert scheinen uns seine Hinweise auf die Zusammenhänge zwischen Sentimentalität und Geniewesen, doch sei auf diese Dinge näher eingegangen, wenn der Schlußband des Werkes mit seiner eingehenden Würdigung von Gerstenbergs eigenen literarischen Leistungen vorliegt.

wertvollen Bilderatlas zur deutschen Nationalliteratur von Könnecke: es bringt weit mehr Porträts und vor allem eine Fülle von Bildern der „Goethehäuser“ und Goethestätten. Mit besonderer Freude begrüßen wir die vielen Schauspielerbilder vom Weimarer Theater, die Darstellungen der Lauchstädter Bühne usw. Trotzdem wäre noch Platz für ein weiteres „Goethebilderbuch“, das sich die Werke des Dichters zu erläutern vorsetzen dürfte. Wir würden darin nicht bloß zahlreiche Handschriftenproben, Titelblätter und Kupfer der Originalausgaben suchen, wie sie Könnecke sehr reichlich und Neubert fast gar nicht geboten hat, sondern vor allem solche Bildwerke, die auf Goethes Dichtungen, vor allem auf den Faust nachweislich eingewirkt haben. Neubert erläutert seine Auswahl durch eine biographische Einführung, die über eine trockene Beschreibung des äußeren Lebensganges hinausstrebt und erfreulicherweise sehr oft dem Dichter und seinen Zeitgenossen das Wort gönnt. Dazu kommen kurze, alphabetisch geordnete Notizen über die dargestellten Personen. Die dabei oft versuchten Charakteristiken in knappster Form sind nicht immer gut gelungen, das ganze Werk aber begrüßen wir in diesen Tagen mit doppelter Freude und sind auch dem Goethe-Nationalmuseum in Weimar für seine Unterstützung zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Unter den Schriften über Goethes Werke ist vor allem Ernst Traumanns Faustkommentar hervorzuheben, der nun schon in 2. Auflage vorliegt.*) Der Vf. hat manche Lücke ausgefüllt und viele seiner Erklärungen, wie z. B. seiner Hypothese über die Entstehung der Szene „Wald und Höhle“ in den ersten Weimarer Jahren des Dichters, unter der unmittelbaren Nachwirkung seiner Harzreise, besser zu begründen versucht. Uns haben seine Ausführungen nicht überzeugen können: aber daß Erinnerungen an jene Harztage und daß manches andere Erlebnis in der ersten Hälfte oder der Mitte der „zehn Jahre“ zwischen dem Eintreffen in Weimar und dem Aufbruch nach Italien auf die „italienische“ Faustdichtung reichlich nachwirkten, steht gesichert fest. Das stimmt ganz zu der Art, wie Goethes Einbildungskraft arbeitete und wird auch durch die sorgfältigen Beobachtungen Traumanns erhärtet. Im übrigen ist die eigentlich philologisch-geschichtliche Erklärung seine Stärke nicht und die massenhaften Literaturausgaben geben doch nur eine nicht immer einwandfreie Auswahl, so daß sein Buch nicht wohl als Grundlage für künftige Goetheforscher wird dienen können, wärend es dem gebildeten Laien wertvolle Winke gibt. Was die Technik anlangt, so bleibt auch da manches zu wünschen übrig. Wieviel hätte, um nur eins hervorzuheben, gerade ein größeres Publikum, an das sich Traumann doch wendet, von einer Betrachtung des ersten Faustmonologs (u. a. Szenen) unter dem Gesichtspunkt des „lyrischen Dramas“ gewinnen können, dessen Geschichte und Formenwelt Albert Köster in diesen „Jahrbüchern“ so feinfühlig und weitblickend behandelt hat**). Dagegen gibt Traumann sein Eigenstes und Bestes in der feinfühlenden, tiefgreifenden und vollendet stilisierten Paraphrasierung des Textes, worin er so gut wie alle seine Vorgänger überragt. Tiefe und weite literarische Bildung und hohe menschliche Kultur, vor allem aber

*) E. Traumann, Goethes Faust. Nach Entstehung und Inhalt erklärt. 2 Bände. 2. Auflage. München, C. H. Beck, 1919.

**) Vgl. Bd. 68, S. 188 ff.

eine ungewöhnliche und wohlgepflegte schriftstellerische Begabung vereinen sich hier, um etwas Außerordentliches zu schaffen.

Zu denjenigen Forschern, die uns Goethes naturwissenschaftliche Schriften wieder im Zusammenhange mit seiner geistigen Arbeit überhaupt und in ihrer Bedeutung für die Heutigen haben verstehen lehren, gehört neben Rudolf Magnus vor allem der Gießener Botaniker Adolf Hansen. Schon vor 12 Jahren hatte er der „Metamorphose der Pflanzen" eine eindringliche, durch reichliche Abbildungen unterstützte Darstellung gewidmet; jetzt ergreift er noch einmal das Wort, um Goethes Entdeckung in ihrer Selbständigkeit und ihrer geradezu epochemachenden Bedeutung gegen alte Vorurteile und neue Einwände zu verteidigen und zugleich in einen weiteren Zusammenhang zu rücken.*) Mit Goethe faßt die heutige Botanik so gut wie allgemein die Entstehung gewisser Pflanzenteile, besonders der Fortpflanzungs-, Kletter- und Speicherorgane (also etwa der Blüten, Ranken und Wurzelknollen) als Umwandlungen der ursprünglichen Organe: Stengel, Blatt und Wurzel auf. Damit ist Goethe weit über die alte sozusagen metaphysische Theorie hinweggekommen, die alle jemals auf der Welt erzeugten Pflanzen vom Schöpfer im voraus erschaffen, die Tochter jeweils in unsichtbarer Kleinheit in die Mutter eingeschachtelt glaubte und nun die ganze Fülle der Individuen sich in Aeonen nach und aus einander entwickeln ließ. Ebenso aber wie über diese „Präformationstheorie" drang Goethe auch über die mechanische Entwicklungslehre seines „trefflichen Vorarbeiters" K. F. Wolff hinaus, nach dem die Blätter und Blütenteile der Pflanzen gleichsam auf dem Wege der Erstarrung aus anfangs zähflüssigen Tropfen entstanden wären; freilich hatte auch Wolff schon gelegentlich die Blütenteile als „modifizierte Blätter" bezeichnet, aber nur im Sinne einer logischen, von ihm willkürlich hergestellten Beziehung, eines „Als-ob", wie auch Linné vergleichsweise von der „Metamorphose" der Pflanzen gesprochen hatte, indem er ihre Entwicklung neben die der Insekten stellte. Für die heutige Pflanzenlehre dagegen handelt es sich um eine höchst reale Umwandlung der Organe und nicht der Blüten allein; daß Goethe den Vorgang genau so real auffaßte, haben heutige Botaniker oft übersehen, wie ja denn die eindringende Beschäftigung mit der Geschichte des Faches bei unserer so kräftig voraneilenden Naturwissenschaft selten genug ist. Hansen läßt Goethe sein volles Recht; ohne ein törichtes „Zurück zu Goethe" anzustimmen**), stellt er noch fest, wie weit er vor 129 Jahren gekommen ist: „Es sind zwar namentlich von Göbel und Klebs eine Reihe interessanter neuer Tatsachen der Metamorphose entdeckt worden, aber theoretisch und in bezug auf eine chemische Kausalität ist man nicht weiter gelangt als Goethe". Von Goethes Pflanzenlehre wie von seiner

*) A. Hansen, Goethes Morphologie. (Metamorphose der Pflanzen und Osteologie). Ein Beitrag zum sachlichen und philosophischen Verständnis der morphologischen Begriffsbildung. Gießen 1919, A. Töpelmann. (Das ältere Werk: Goethes Metamorphose der Pflanzen, mit 9 Tafeln von Goethe und 19 Tafeln vom Verfasser, ist 1907 ebenda erschienen).

**) Vgl. auch seinen Aufsatz in der „Internationalen Monatsschrift", Jahrgang 14, Spalte 229 ff.

Osteologie aber gilt, was Hansen (im Verein mit Lubosch) gegenüber den angeblich „Historisch-kritischen Studien über Goethe als Naturforscher“ von dem Holländer Kohlbrugge (1913) erhärtet: daß er in seltenster Weise die Gabe besaß, das Problem der Allgemeinheit zu erfassen und Allgemeines und Einzelnes in Einklang zu bringen. Das gilt nicht bloß von dem Naturforscher Goethe. Auch in menschlichen Dingen, wie er sie als Denker oder als Dichter zu bearbeiten hatte, galt ihm ein Fall für tausend Fälle, und der Begriff der „Idee“ im Sinne einer „funktionellen Einheit“, wie ihn Cassirer so fein und bedeutend aus seinen naturwissenschaftlichen Schriften entwickelt hat, will auch zur Erklärung des „Faust“, vor allem des zweiten Teils verwandt sein.

Schillers Beziehungen zum griechischen Drama —, eine Frage, von der man glauben sollte, daß ihr längst eine eingehende Untersuchung gewidmet worden sei, und die letzten Endes doch noch ungelöst ist. Auch nach der fleißigen Arbeit von Melitta Gerhard*) wird noch manches über die inneren geistigen Beziehungen zwischen Schiller und Sophokles zu ermitteln sein, aber dazu hat sie einstweilen eine sichere Grundlage gelegt. Sie verfolgt Schillers Griechenstudium und mustert dessen Nachwirkung auf seine Dichtung. Sie weist überzeugend nach, daß jenes spät genug einsetzte und erst für die Dramen der Reifezeit Früchte getragen hat. Sie steckt aber auch dem oft dilettantisch überschätzten Umfang dieser Entwicklung feste Grenzen ab. Nur ganz wenige eigentliche Darstellungselemente des attischen Dramas hat Schiller „übernommen“ und dabei ist noch zu berücksichtigen, wie stark seine eigene reflektierende Natur z. B. zur „Sentenz“ neigte; fernerhin, daß der angebliche „griechische Fatalismus“ in Wahrheit in der Auffassung der Zeitgenossen (besonders seit Lenz) bestand, die freilich wieder durch die ganze Zeitstimmung bedingt war, also auch Schiller nicht fremd sein konnte. Das eigentlich „Griechische“ oder was Schiller dafür halten mochte, ist das Streben der späteren Dramen nach großen, ruhigen Linien, während die Betonung des Allgemein-Menschlichen doch wieder aufs tiefste mit Schillers eigenster Natur zusammenhängt, die erst allmählich in seiner Dichtung zum Vorschein kam. Auch hier hat sich der deutsche Geist in scheinbarer freiwilliger Abhängigkeit von fremden Mustern zum klaren Bewußtsein, zur Betätigung innewohnender, noch verborgener Kräfte durchgerungen, die sich denn freilich doch wieder nicht ganz rein und frei entfalten konnten. Das Problem der „Griechheit“ hat auch die Romantik nicht rein gelöst.

Als zuverlässigste Einführung in die innere Geschichte der Frühromantik behauptet Rudolf Haymś klassisches Buch immer noch seinen Ehrenplatz.**) Kein Herausgeber wird es wagen, an dem Wortlaut zu rütteln, der nun einmal so wie er da steht, der Ausdruck eines ganz persönlichen Erlebnisses ist. Wohl aber wünscht der jüngere Germanist (und auch mancher ältere), der das Buch zu

*) Melitta Gerhard, Schiller und die griechische Tragödie (Munckers Forschungen zur neuen Literaturgeschichte, Bd. 54). Weimar A. Duncker 1919.

**) Rudolf Haym, Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. 4. Aufl. besorgt von O. Walzel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung.

Studienzwecken in die Hand nimmt, im ganzen und in Einzelheiten über die ungeheure Arbeit unterrichtet zu werden, die an die weitere Erforschung dieser für die Gegenwart in mancher Hinsicht bedeutsamsten Epoche des Idealismus inzwischen verwandt worden ist. Und mit besonderer Freude wird er dabei eine kluge Auswahl und einige kritische Weisungen begrüßen, die ihn die Spreu vom Weizen scheiden lehren. Für diese Arbeit konnte kein Berufenerer gewonnen werden, als Oskar Walzel, dessen Beiträge zu den „Jahresberichten über neuere deutsche Literaturgeschichte“ seit einem Vierteljahrhundert daran gearbeitet haben, der Forschung über das romantische Schrifttum ihren wissenschaftlichen Ernst zu erhalten. Freilich haben sich unsere Anschauungen seit Haym in vielem gründlich gewandelt und Walzels eigene Auffassung der Epoche weicht wahrlich nicht bloß in Einzelheiten von dem Grundbuch ab, was auch in seiner Vorrede zum Ausdruck kommt. Um so dankbarer ist die Entsagung anzuerkennen, mit der er sich der Neubearbeitung des älteren Werkes mit seiner kühl abwägenden Beurteilung der romantischen Gestalten, Probleme und Werke von innen und von oben her nun schon zum zweiten Male unterzogen hat. Um die Arme frei zu bekommen für sein „bibliographisches Nachwort“, hat er Hayms eigene Nachträge in den Text der Darstellung selbst hineingearbeitet — eine nicht leichte Aufgabe, die aber wohl durchweg als geglückt bezeichnet werden darf. So hat uns Walzel den „alten Haym“ aufs neue genießbar und fruchtbar gemacht.

Einer der Punkte, die in Hayms Werke über die Romantik noch nicht endgültig erledigt waren und ernster Nachprüfung bedurften, war die politische Haltung der Führer, vor allem August Wilhelm Schlegels. Darüber unterrichtet uns nun die gründliche, flott geschriebene, wenn auch mit Anmerkungen oft über Gebühr belastete Arbeit von Otto Brandt.*) Wie die Bergerschen Schilleraufsätze bewegt sich das neue Buch in dem von Friedrich Meinecke geschaffenen Rahmen; Brandt zeigt uns, wie Schlegel den Weg vom blassen Weltbürgertum über den Gedanken der Kulturnation und den deutschen Universalismus zur Anerkennung des Nationalstaates früher und zielbewußter als sein Bruder Friedrich und andere führende Zeitgenossen gefunden, wie er vor allem sehr bald festen Anschluß an den preußischen Staatsgedanken gesucht und seine Träume von einer Herstellung des mittelalterlichen Reiches zurückgedrängt hat. Diese Wandlung schildert auf weitem, geschickt beleuchtetem Hintergrunde der erste Abschnitt: „August Wilhelm Schlegel und die politischen Anschauungen der Frühromantik“ (1789 — 1806). Wichtig ist vor allem der Nachweis der Selbständigkeit Wilhelms gegenüber seinem Bruder Friedrich Schlegel, dessen politische Ausführungen in den „Lessingbüchern“ geradezu durch den älteren Bruder angeregt zu sein scheinen. Fußt Brandt hier immerhin auf einer Fülle guter Vorarbeiten, so ist die weitere Entwicklung, die uns an dieser Stelle weniger angeht, fast ganz sein Eigentum. Auf Grund sorgfältiger Quellenstudien entwirft er ein farbiges Bild von Schlegels publizistischer Tätigkeit (1806—15) erst an der Seite der

*) Otto Brandt, August Wilhelm Schlegel. Der Romantiker und die Politik. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1919. M. 9,60, gebunden 12,80 M. (vortrefflich ausgestattet.).

Frau von Stael, dann im Dienste von Bernadotte; er wird dabeder kühlen menschlichen Art Schlegels, die sich doch zu einer gei wissen Wärme im Kampf gegen Frankreich durchrang, wie seinen glänzenden schriftstellerischen Fähigkeiten (und ihren Grenzen!) vollauf gerecht. Diese Tätigkeit endet 1815, aber für die Biographie Schlegels (zu deren wichtigsten Vorarbeiten das Brandtsche Buch gehört) ist doch auch der Schlußabschnitt wichtig, der „das spätere Verhältnis zur Politik“ (1816—45) zusammenfaßt. Schlegels ganze Entwicklung hat für uns eine weit über unsere Teilnahme an dem einzelnen Mann hinausgreifende Bedeutung durch die Art, wie hier nationales Gefühl und Menschheitsbewußtsein einander beeinflussen und durchdringen. Und damit ist einer der Punkte erreicht, wo das Studium des deutschen Idealismus im Lichte der Gegenwart und ihrer Fragen und Sorgen einen ganz besonderen, sozusagen aktuellen Reiz gewinnt.

Hamburg. Professor Dr. Robert Petsch.

Theater

Großes Schauspielhaus: Gerhart Hauptmann, Florian Geyer.

Am 5. Januar 1896 wurde unter Brahm der „Florian Geyer“ zum erstenmal in Berlin gespielt. Das Ergebnis war einer der berühmtesten Skandale der deutschen Theatergeschichte. Man begnügte sich nicht damit, zu pfeifen und zu lärmen. Man schlug in den Pausen leidenschaftlich aufeinander los. Duellforderungen jagten sich. Zwei Parteien standen einander haßerfüllt gegenüber. War dieser Theaterskandal ein Ausdruck deutschen Kulturtemperaments? Wahrhaftig nicht! Wann hätte das deutsche Publikum jemals seine Leidenschaft für eine Kulturangelegenheit verpufft? Nein, es ging vielmehr wieder einmal um eine neue Doktrin, und für eine solche schlagen sich die Deutschen von altersher gern die Köpfe ein. Es handelte sich hier um die verhaßte naturalistische Doktrin, die der Dichter der „Weber“ im „Florian Geyer“ nun gar auf ein Stück Geschichte anzuwenden wagte. Der deutsche Bürger, den Klassizismus oder die Romantik im Herzen und Freytags „Technik des Dramas“ in der Tasche, war in seinen heiligsten Gefühlen gekränkt. Selbst dogmentreue Naturalisten blieben einen Augenblick verdutzt. War das historische Drama nicht endgültig totgesagt? Und nun „Florian Geyer“ von Gerhart Hauptmann? Dieser Dichter wagte es hier, den naturalistischen Stil seiner „Weber“ auf die Gestaltung der Bauernrevolte von 1525 zu übertragen. Er lehnte es dadurch ab, diesen Stil auf gewisse Gegenwartsstoffe zu beschränken. Er zeigte vielmehr, daß der Naturalismus nichts ist als eine Methode, die Menschen aller Zeiten in ihrer nackten individuellen Wirklichkeit zu gestalten. „Florian Geyer“ wurde so das erste naturalistische Geschichtsdrama. Der Mißerfolg seiner Uraufführung war — außer auf Parteigehässigkeit — auch auf die intellektuell-kalte, völlig unnaive Darstellung Emanuel Reichers zurückzuführen. Erst als im Jahre 1904 der unvergessene Rudolf Rittner den Florian Geyer übernahm, als die ganz unreflektierte einfache Kunst dieses großen Schauspielers ein erschütterndes Charakterbild des schwarzen Ritters erstehen ließ, erst da setzte sich Hauptmanns Werk durch. Lange Jahre blieb das Werk

unaufgeführt, bis nunmehr im Jahre 1921 der Regisseur Karlheinz Martin es wagte, den schwarzen Ritter im Großen Schauspielhause wieder aufzuwecken.

Wie stehen wir heute zum Florian Geyer?*) Die Leidenschaften für oder wider den Naturalismus sind längst erkaltet. Als Kunstwerk betrachtet, ist „Florian Geyer" von einer Formlosigkeit, die durch die gebotene übermäßige Wirklichkeitsfülle bedingt ist. Eine Menge von Gestalten treten auf, die gleichgültig bleiben, obgleich sie der Wirklichkeit entnommen sind. Das Personenverzeichnis behielte selbst der nicht, der das Werk zum zehnten Male sähe. Ein Uebermaß zuständlicher Schilderung wuchert. Vor allen Dingen: in diesem Werke steckt ein gefährlicher Kompromiß des Herzens. In den „Webern" war der Dichter tief ergriffen von einer unpersönlichen leidenden Menge vor uns hingetreten. Die Bauern von 1525 haben ihn nicht in gleicher Weise erschüttern können. Sie waren zu fern, zu mittelbar für ihn. Er war gezwungen, sie, anstatt mit leibhaftigen Augen, durch den überlieferten Wust historischer Dokumente zu sehen. Es war für ihn schlechterdings unmöglich, sie so unmittelbar zu erfühlen wie seine schlesischen Weber. Hauptmanns Mitleiden mit diesen war ein Schrei der Empörung, ein ausgestoßener Naturlaut. Sein Mitgefühl mit den Bauern ist von einer historischen Sachlichkeit, die kalt läßt. Vielleicht war dieses Gefühl einfach nur von den Webern auf die Bauern projiziert worden. Die künstlerische Unmöglichkeit einer solchen Projektion leuchtet ein. Statt seines Herzblutes gab ihnen der Dichter eine Fülle durch eifriges Quellenstudium erworbener Wirklichkeitszüge. Sein Herz gehörte im Innersten gar nicht ihnen, sondern seinem Florian Geyer von Giebelstatt, einem ausgesprochenen dramatischen „Helden". In diese Gestalt, der die festen geschichtlichen Umrisse fehlen, nistete sich seine Phantasie ein, — und echte große Dichtung blühte aus dieser unmittelbaren Liebe zum Geyer. Ich denke da an den Tod Tellermanns und an die Tränen des schwarzen Ritters bei den Tönen der Ballade:

Der Florian Geyer vor Weinsberg lag,
Da nahm er die schwarze Fahn und sprach . . .

Leider blieb diese Liebe Hauptmanns zu seinem Helden auf halbem Wege stehen. Zwar nannte der Dichter sein Werk nicht die „Bauern", sondern folgerichtig „Florian Geyer". Aber er hatte nicht die Kraft, seinen Helden wirklich voll in den seelischen Mittelpunkt zu stellen, sondern ließ ihn von einer historischen wirklichkeitstreuen Stoff-Fülle überwuchern und manchmal fast erdrücken. Er zeigt uns nicht, wie der Ritter Florian Geyer freiwillig zum Bauern wird. Er schweigt über das tiefe Elend der Bauern, das Geyer zu diesem Entschlusse bringt. Die Taten des schwarzen Ritters, sein Sieg bei Weins-

*) Auch der historische Geyer ist inzwischen einer uneinheitlichen Auffassung unterworfen gewesen. Nun hat Hermann Barge (Florian Geyer, eine biographische Studie. Teubner 1920) die Einwände, die einst Max Lenz gegen Zimmermann erhoben, überprüft und ist zu dem Resultat gelangt, daß das historische Charakterbild Geyers dem poetischen, wie es Hauptmann gezeichnet, keineswegs unähnlich ist.

berg, die Katastrophe von Königshofen werden nicht gestaltet, sondern brechen als zuständliche Resultate unvermittelt in das Drama ein. Die geschichtliche Wirklichkeit der Bauern, zu denen Hauptmann noch dazu das unmittelbare Verhältnis fehlt, bestimmt hier nur allzu sehr den Gang des Geschehens. Dieses Drama ist ein gefährliches Auf-dem-Wege-stehen-bleiben, ein Kompromiß. Halbheit und Zerrissenheit des Herzens gegenüber den Bauern auf der einen und Florian Geyer auf der andern Seite. Kurzum: trotz der meisterhaften, tönenden Sprache des 16. Jahrhunderts spüren wir nicht die schlichte bezwingende Einheit des großen Kunstwerkes.

Und doch, und doch, so seltsam es klingen mag: alle diese Schwächen kümmern uns heute nicht. Denn in der uns soeben gebotenen Aufführung verlernten wir es mit einem Schlage, dieses Drama noch irgendwie geistig-genießerisch als Kunstwerk zu betrachten. Es begab sich das Wunder, daß ein naturalistisches Geschichtsdrama, aller Zeitlichkeit entkleidet, uns zu einer unbegreiflichen *Prophetie* wurde. Wir fühlten plötzlich, wie ein seherischer gottbegnadeter Mensch vor 25 Jahren ein unerhörtes *tragisches Symbol unserer Zeit* gestaltete. Es ist die Tragödie des deutschen Volkes, die uns hier anrührte. Wieder einmal ist ja in Deutschland „der Zwietracht kein End". Viele mittelmäßige Köpfe kochen ihre eigenen Suppen am Feuer der deutschen Kraft. Zahllose jämmerliche Opportunisten von der Art des Wilhelm von Grumbach suchen ihr Schäfchen ins Trockene zu bringen. Der überragende Geist fehlt oder wird von den Vielzuvielen lärmend erdrückt. Halbe kopflose Taten überall, dafür endlose Reden von herrschsüchtigen Dummköpfen wie im Bauernausschuß. Ein Versäumen aller fruchtbaren Augenblicke des Handelns, eine erschütternde Revolutionstragödie. „Wißt ihr denn, was ihr getan habt? Den besten Handel, die edelste Sache, die heiligste Sache, . . . eine Sache, die Gott einmal in eure Hand geben hat und vielleicht nimmer, — in euren Händen ist sie gewest wie ein Kleinod im Saustall." In wessen Händen? In den Händen der „Hanswürste", von denen ein jeder wie der Narr in der Komödie dachte: „Ich sollt billig König sein." Atemlos läßt man diese tiefe Tragik der eigenen Zeit sich ins Herz strömen und vernimmt sehr wehmütig Hauptmanns leise Vertröstung auf eine lichtere Zukunft. In keiner früheren Aufführung ging es deshalb wohl den Hörern so nahe, wenn Geyer mit den flammenden Worten „Der deutschen Zwietracht mitten ins Herz!" sein Messer wuchtig in den Kreidekreis stößt. Hier war ein elementarer Widerhall in tausend hoffenden Herzen.

In diesem Florian Geyer erschien alle Hoffnung, aber auch die Tragik des besten deutschen Menschen verdichtet. Er besitzt den Geist und den Mut zu großer Tat. „Ein brennend Recht fließet ihm durchs Herz." Er hat auch die Kraft zu seinem Werke. Aber ihm fehlt jene verbrecherische Faust, die allein die Gemeinheit roher Instinkte zügelt. Ihm fehlt die machiavellistische Rücksichtslosigkeit, die siegverheißende Tücke und schlangenhafte List. Er ist *schwach aus Güte*. Er vertraut den bäurischen Hauptleuten, und gerade dieses Vertrauen verdirbt ihn. Er ist nicht Verbrecher genug, um in solcher Zeit zu siegen. Diese *Schwäche aus Güte* gibt dem Florian Geyer (wie auch früher Hauptmanns Montezuma) einen unvergleichlichen tragischen Adel. Ich liebe diesen schwarzen Ritter, der so deutsch

und so schwach ist und der dennoch selbst für eine verlorene Sache trotzig sein Blut verspritzt. Nur ein großer Dichter konnte ihn zum Leben erwecken.

Die Aufführung in der Arena war unendlich peinlich. Was von dem Dichter übrig blieb, erhielt sich trotz einer barbarischen Regie. Nicht daß die Bauernpeitschung, sowie Schertlins kräftige Verslein, wie früher bei Otto Brahm, ängstlich gestrichen waren, war das Aergste. Schlimmer war, daß der Regisseur Karlheinz Martin völlig in technischen Dingen stecken blieb. Große Massen, bunte Bilder, Beleuchtungseffekte, — darauf verstand er sich. Die feine geistige Atmosphäre der Schauplätze bei Hauptmann blieb er uns schuldig. Er hatte selbst eine dreigeteilte, sehr ausdruckslose Felsenhöhle entworfen, die alle vorkommenden Schauplätze vergegenwärtigen sollte. So illusionsraubende Dekorationen hätten von einem mittelmäßigen Theatermaler bequem vermieden werden können. Auch das viereckige Loch in der Arena, durch welches man in das Schloß zu Rimpar gelangt, störte empfindlich, besonders wenn man zeitweilig nur den abgeschnittenen Oberkörper der eintretenden Gestalt erblickte. Einen trostlosen Anblick gewährte weiterhin der riesige, scheußlich graue Tisch der Bauernversammlung, der, solange er noch unbesetzt war, den ganzen Raum beherrschte und von der Dichtung ablenkte. Die Unzulänglichkeit der Arena zeigte sich besonders in dem fortwährenden Blickwechsel, den man vornehmen mußte. Der Regisseur hatte nämlich Bilder gestellt, die unmöglich mit zwei Augen überhaupt umfaßt werden konnten. Darsteller, die 100 Meter weit voneinander aufgestellt waren, sprachen zueinander. Kein Wunder, daß der Hals der Zuschauer den ganzen Abend hindurch gymnastische Uebungen auszuführen hatte, bis er, total verrenkt, endlich seine Bemühungen aufgab. Auch das aufnehmende Ohr streikte zuweilen. Manches verstand man, manches verstand man nicht. In den Zwischenakten waren Bühnenarbeiter und Statisten in der nur unvollkommen verdunkelten Arena deutlich zu sehen. Lobend sei die sorgfältige Sprachbehandlung hervorgehoben, sowie das vortreffliche Bild des die schützenden Partisanen hochwerfenden Geyers, der sich von der Anklage des Verrats reinigt. Vor allem aber die Besetzung des Florian Geyer mit Eugen Klöpfer. Es ist keine Kleinigkeit, den schwarzen Geyer nach Rudolf Rittner spielen zu müssen. Klöpfer hätte die Probe voll bestanden, wenn man ihn mit der Arena verschont hätte. Blondes Haar, über einem blassen, energischen Gesicht. Prachtvolle süddeutsche Mundart, die zum ersten Male die Gestalt auf ihren eigenen sprachlichen Mutterboden stellt und Hauptmanns Sprachschöpfertum glänzend gerecht wird. Klöpfer ist von gesammelter unpathetischer Kraft, erfüllt und durchglüht von einer Idee, fast von gespenstischer Besessenheit und dennoch von herzhaft aufgeschlossenem wahren deutschen Wesen, adlig und vertrauend bis zur Schwäche. Wenn die Flügel des Todes ihn umrauschen, zertrümmert die Arena naturgemäß seine feinsten seelischen Schwingungen. Der treue Tellermann wurde von Wilhelm Dieterle viel zu ungeschlacht und äußerlich auf den großen Raum eingestellt und verpuffte trotz weidlichen Stimmaufwandes. Geyers Feldschreiber Löffelholz dagegen war bei Friedrich Kühne in sehr guten Händen. Auch er hatte einen Schatten zu verdrängen, nämlich den des unvergleichlichen Oskar Sauer, der einst

den Löffelholz gab. Kühne bestand vortrefflich und zeichnete das scharfe einprägsame Bild eines treuen, bäurisch-fanatischen Menschen. Auch er würde außerhalb der Arena wohl noch gewachsen sein. Trotz aller Zirkusnöte, die keine künstlerische Einheit duldeten, verließ man das Theater mit dem lebhaften Gefühl, einem Dichter von tiefer seherischer Gewalt nahe gewesen zu sein.

Dr. Felix Emmel.

Literatur

Leo Spitzer, Studien zu Henri Barbusse. Bonn 1920, H. Cohen.

Henri Barbusses Kriegsroman gilt vielfach als die bedeutendste literarische Leistung des Weltkriegs; jedenfalls ist sie die erfolgreichste gewesen. Aber es waren nicht künstlerische Werte, die Le Feu zum Modebuch der Jahre 1917—1919 machten. Vielmehr nahm die Unerschrockenheit des Mannes ein, der in den Zeiten, da es hüben und drüben so gänzlich an bürgerlichem Mut, an geistigem Widerstand gegen Kriegspsychose und Zeitungsphrase mangelte, solchen Besitz bewährte, laut den Fluch herausstieß, welcher stumm auf Millionen zager Zungen lag und in prophetischer Zuversicht von einer besseren, haß- und kampferlösten Zeit und Menschheit redete, nach der in vergehenden Herzen maßlose Sehnsucht schrie. Hier rief nicht ein Kunstwerk das uninteressierte Wohlgefallen des ästhetischen Menschen wach, hier erging ein An- und Aufruf an den handelnden; nicht Gestalt war das Wort hier, sondern Tat. Wie aber wird über dieses Buch ein späteres Geschlecht urteilen, welches nicht mehr mit praktischem Interesse ihm gegenübertritt, sondern mit der theoretischen Kühle einer Betrachtung? Wirklich bestehen wird es nur dann, wenn es außer den vergänglichen Werten der (sei's auch ethischen) Aktualität noch die überzeitlichen Qualitäten des reinen Kunstwerks an sich trägt. Freilich, auch die Nachfahren werden es ob seines gewaltigen dokumentarischen Werkes gelten lassen, ja hochschätzen müssen. Denn mit einer Rücksichtslosigkeit, die nicht ihresgleichen hat, ist in diesem Buche das wahre Antlitz des Krieges gezeigt, ohne den leisesten Verschönerungsschnörkel und in den grellsten Farben der Palette. Aber gerade diese fanatisch durchgeführte Absicht — — Ce serait un crime de montrer les beaux côtés de la guerre, même s'il y en avait! heißt es einmal — benimmt der Dichtung von vornherein die von Flaubert so hochgehaltene impassibilité des reinen Kunstwerks und stempelt sie zur Tendenzschrift. Und wirklich führen alle Einwände, die gegen Komposition, Charakteristik, Technik und Stil des Buches sich aufdrängen, letzten Endes zu dem tendenziösen Ausgangspunkt zurück. Das kann hier nicht im einzelnen dargelegt werden. Doch sei wenigstens vermerkt, daß die Kompositionsidee: die Schrecken des Krieges in allmählicher Steigerung von Kapitel zu Kapitel sacht hinanzuführen bis zu dem an Umfang und Grauen gewaltigsten, das die eigentliche Schlacht schildert, und als Gipfelpunkt des Buches auch selber dessen Titel trägt; daß diese treffliche Idee um ihren eigentlichen Sinn gebracht wird, wenn dennoch von Anfang an immerfort die Greuel gehäuft und die Nerven des Lesers dergestalt schon stark abgehärtet sind, ehe das die Nervenerschütterung

erst zu besorgende Kapitel einsetzt. So darf es denn nicht wundernehmen und auch nicht als politische Kabale gedeutet werden, wenn heute in Frankreich von einsichtigen Leuten das schöne Ethos des Feuer-Dichters wohl anerkannt, über seine literarische Bedeutung aber recht hart geurteilt und dem Kriegsbuch nur ein dokumentarischer Wert zugebilligt wird (vgl. Otto Grautoff im Lit. Echo XXII, Sp. 1480). — Leo Spitzer, der dem vielgenannten Franzosen eine liebevolle, von schöner Begeisterung getragene Studie (die erste selbständige Veröffentlichung über ihn in deutscher Sprache) widmet, hat sich um die nötige Unterscheidung von ethischem Gehalt und ästhetischer Gestaltung im Schaffen Henri Barbusses nicht viel gekümmert. Er, der von seinem eigentlichen Arbeitsgebiet, der Sprachforschung, aus in der Hoch-Zeit des Völkerhasses eine Reihe mutiger, für Menschenliebe und Völkerversöhnung werbender Streitschriften hat ausgehen lassen, fühlt sich dem gleichgerichteten Geiste des Dichters zu nah verwandt, als daß er mit der scharfen Sonde der Kritik ihr an den Leib zu rücken vermöchte; auch schreitet er wohl über den ihm nicht ganz vertrauten Boden der Literaturforschung mit minder sichern Schritten. Die wahre Ursache der Unterlassung ästhetischer Kritik liegt aber zweifellos in der Methode, die Spitzer hier an sein Objekt wendet, und ihrem Ausgangspunkt. Was er nämlich in dem ersten und wertvollsten der drei in dem angezeigten Büchlein vereinigten Aufsätze darbietet, ist ein Versuch, die Konstanz der dichterischen Motive und ethischen Probleme im gesamten Schaffen Barbusses aufzuzeigen, zu erweisen, daß der spezifische Gehalt und Charakter von Feu und Clarté, weit entfernt, Ausnutzung einer Konjunktur zu bedeuten, in folgerechter Entwicklung des Autors sich ergab, daß auch „seine politisch-sozialen Reformideen nur einen Ausschnitt aus seiner Lebensbetrachtung darstellen". Diese, von der zünftigen Literaturforschung noch viel zu wenig genützte Methode der Motivanalyse haben die geisteswissenschaftlich gerichteten Adepten der Freundschen Psychoanalyse aufgebracht, deren heuristischen Wert Spitzer in dieser wie in früheren Schriften auch sonst zu nutzen weiß. Doch ist es der Psychoanalyse, als einer Gesetzeswissenschaft, um ein allgemeines zu tun, und so bewirkt ihre unmittelbare Anwendung auf die Literaturgeschichte die Unterschätzung des eigentlich Künstlerischen, des Einzigartigen am Werke zugunsten des gemeinhin Menschlichen im Schöpfer; es wird bei der Auslösung des poetischen Materials — als welches doch auch Ideen und Motive zu gelten haben — Halt gemacht, während doch hier erst das eigentliche Problem des Künstlers: wie hat er dies Material verarbeitet, — sich auftut.

Noch in einer dritten Hinsicht wird Spitzer der Aufgabe des Literaturforschers nicht ganz gerecht. Er betrachtet seinen Autor ganz isoliert, versucht gar nicht, ihn in den Entwicklungsgang seiner französisch-nationalen oder der alleuropäischen Weltliteratur einzuordnen: doch wären gerade hier interessante Feststellungen zu machen gewesen. Nur an seltenen Stellen nennt Spitzer Zolas Namen, aber weniger um Barbusse mit ihm zu vergleichen, als um jenen von diesem abzuscheiden. In der Technik aber ist Barbusse doch offensichtlich Zolas Nachfolger, vor allem in dem primitiven Kunstgriff, seine Helden durch verschiedene Milieusphären zu führen und bei solcher Gelegenheit eben diese mit strenger Sachlichkeit abzuschildern;

ja sogar seine Aesthetik, die „Wahrheit“ (im Sinne des Naturalismus) rundweg mit Schönheit identifiziert, ist die Zolas. Und daß Barbusse, der in seinen Anfängen die Sprache der Symbolisten schrieb, auch stilistisch zum Realismus übergegangen ist, lehrt uns ja Spitzer selbst (S. 45). Dennoch ist ein Unterschied zwischen der Sprache Zolas und Barbusses; diese hat etwas von dem pittoresken Schmelz des Symbolismus behalten, und zugleich übersteigt sie noch die naturalistische Ausdrucksweise, übertreibt sie zur bewußten und wirkungskräftigen Karikatur. So erscheinen etwa auch in den Dramen jungdeutscher Expressionisten verwandt und doch verändert die Dialogeigentümlichkeiten der „Freien Bühne“. Das eben ist das Charakteristische von Barbusses literarischer Persönlichkeit, daß er in Technik und Menschengestaltung als Naturalist, im Stil*) und in der revolutionären Gesinnung als Expressionist erscheint. Und wenn Spitzer mit gelinder Uebertreibung behauptet, in seinen letzten Leistungen setze Barbusse den dramatischen Roman an die Stelle des psychologischen, so ist das nur eine neue Bestätigung seiner expressionistischen Entwicklung.

Aber vielleicht tut man den Verfasser Unrecht, wenn man dergleichen literaturkritische und literaturhistorische Betrachtungen in seinem Buche vermißt, das doch keine abschließende Würdigung, sondern nur gelegentliche Studien vorlegt und den Beweis, um welchen es ihm vor allem zu tun ist, lückenlos erbringt: „daß Barbusses Gedankenbau fertig war, bevor der Weltkrieg ihm Gelegenheit gab, einige seiner Perspektiven im Detail auszuarbeiten.“ Nur irrt Spitzer, wenn er es als ein besonderes Verdienst und Merkmal seines Autors ansieht, daß bei ihm „dieselben Motive durch alle Werke durchgehen und das Thema *eines* Romans in Miniaturform gewöhnlich in den andern vor- oder nachgebildet ist“ (S. 96); das ist bei jedem ernsthaften Schriftsteller ebenso, nur ist es bisher allzuwenig beachtet worden.

Seiner wertvollen Studie über „Einheit und Entwicklung im Schaffen Henri Barbusses“ hat Spitzer noch zwei an Umfang und Bedeutung weit geringere angeführt, deren eine bloß ein paar schon anderwärts veröffentliche Glossen zu Le Feu überflüssigerweise nochmals abdruckt, während die andere eine „Psychoanalyse des Barbusseschen Stils“ darbietet, d. h. „etwas wie eine Sexualisierung seines Stils“ aufzeigt. Freilich hätte diese an sich ja sehr interessante Untersuchung in einer gelehrten Zeitschrift besser ihren Ort gefunden, und dort hätte der Verfasser nicht die verlegenen Entschuldigungen wegen der aufgereihten Beispielmassen und der unverblümten Nennung verpönter Vokabeln vorbringen müssen, die ihn beim schöngeistigen Leser doch nicht freisprechen, den zünftigen Leser aber ärgerlich machen dürften.

Prag. Prof. Dr. Jos. Körner.

---

*) Vgl. z. B. das geradezu futuristische Bild in Le Feu S. 200: „Volpatte, à l'intérieur de ses passe-montagnes et lainages, ressemble à un trouc d'arbre ambulant: une découpure en carré présente une face jaune, en haut de l'épaisse et massive écorce du bloc qu'il forme, fourchu de deux jambes.

Faust. Wegweiser-Verlag. 1920.

Durch Anschläge an den Reklamesäulen und durch Versendung einer illustrierten „Werbeschrift“ hat sich der „Volksverband der Bücherfreunde“ Mitglieder zu verschaffen gesucht. Als seinen Zweck gibt er „die Herstellung und Verbreitung in jedem Sinne vollkommener Bücher“ an und verspricht, sie „durchschnittlich bis zu 50% unter dem Ladenpreis gleich wertvoller Bücher zu liefern“. Nach den Satzungen wird man durch Vorausbezahlung von 4 M. Mitglied dieses neuen Vereins, verpflichtet sich aber zugleich, die im laufenden Verbandsjahre im „Wegweiser-Verlag“. G. m. b. H., erscheinenden vier Bücher zum Preise von 22 M. zu kaufen, wobei auf jedes Buch eine Mark nachgelassen wird, so daß man für den gezahlten Jahresbeitrag ein vollwertiges Aequivalent zurückerhält. Wer diesen Erwerbsverein mit idealem Anstrich gegründet hat und an seiner Spitze steht, wird uns nicht verraten. Bis jetzt wissen wir nur, daß als drei Bücher der ersten Jahresreihe Goethes Faust, Grimmelshausens Simplizius Simplizissimus und in Uebersetzung aus dem Holländischen Max Blockzyls „der Kries“ zur Ausgabe an die Mitglieder bestimmt sind. Wirklich erschienen ist nur Goethes Faust erster und zweiter Teil in einem Bande von 494 Seiten. Der für den Februar zugesagte zweite Band ist bis heute (6. April) den Mitgliedern noch nicht geliefert worden. Wie bis zum 30. Juni noch die beiden weiteren versprochenen Jahreslieferungen zur Verteilung kommen sollen, ist gar nicht abzusehen. Doch halten wir uns an das, was einstweilen vorliegt.

Das wichtigste ist natürlich die Frage, ob in dieser neuen Ausgabe des herrlichsten Kleinods unserer Literatur ein korrekter Text geboten wird. Dr. A. Sörgel, der „die kritische Durchsicht besorgte“, hatte eine sehr leichte Aufgabe. Er brauchte eigentlich nur den von Erich Schmidt herausgegebenen Faust der Sophien-Ausgabe in die Druckerei zu geben. Etwa die „Ausgabe letzter Hand“ zugrund zu legen, hätte sich nicht empfohler, da dies bereits in der billigen und gut lesbaren Taschenausgabe des „Alfred-Kröner-Verlages“ geschehen ist. Zum Vergleich und zur Ergänzung hätte sich höchstens noch die sorgfältige, aber klein gedruckte Ausgabe von Georg Witkowski heranziehen lassen, von der 1919 die fünfte Auflage erschienen ist. Leider ergab jede Stichprobe, die wir gemacht haben, daß der „Volksverband der Bücherfreunde“ seinen Mitgliedern einen fehlerhaften Text in die Hand gespielt hat. Wir hätten es nicht für möglich gehalten, daß nach so pomphaftem Ansagen eine solche Mißgestalt zur Welt kommen würde, wenn wir nicht gleich auf der ersten Seite in der „Zueignung“ die berüchtigte Verballhornung: „mein Lied ertönt der unbekannten Menge“ statt „mein Leid usw.“ gefunden hätten. Dadurch stutzig gemacht, schlugen wir auf gut Glück Seite 221 f. auf, um eine Probe auf die Korrektheit des Textes zu machen. Es ist die Szene aus dem zweiten Teil, die Goethe mit „weitläufiger Saal mit Nebengemächern“ überschrieben hat. Wir waren erstaunt, wie viele Abweichungen von dem durch Erich Schmidt hergestellten korrekten Texte auf wenigen Seiten zu konstatieren waren. Um die Nachprüfung zu erleichtern, verzeichnen wir die Fehler mit Angabe der freilich in dieser neuen Ausgabe fortgelassenen Zeilenzahl. So fanden wir Z. 5073: „Erbat sich erst das Recht der Macht“ statt „zur Macht“. Z. 5117: „Doch kein Markten

finde statt“ statt „findet statt“. Z. 5190: „Gabst dem andern stillen Wink“ statt „seinen Wink“. Und das ganz unsinnige Z. 5274: „Schalt mich einer Maskenstock“ statt „einen Maskenstock“. Das sind auf einem halben Bogen einer Faust-Ausgabe so viele Fehler, daß man in dieser neuesten Leistung nur einen Rückschritt erkennen kann. Dieselbe Schludrigkeit habe ich dann noch weiter festgestellt, will aber mit den Ergebnissen dieser Kollationierung des Wortlautes hier zurückhalten. Dagegen muß besonders hervorgehoben werden, daß die von Sörgel beliebte, von der bisherigen stark abweichende Interpunktion durch ihre Willkürlichkeit das Verständnis erschwert und sehr häufig sinnstörend wirkt. So geht z. B. (S. 219) der Witz des vom Teufel zur Seite gesprochenen Verses: „Den Weg dahin wüßt' allenfalls zu finden“ als der Kaiser ihm droht: „Dich, wenn Du lügst, zur Hölle senden“, vollständig verloren, weil der Herausgeber dahinter einen Punkt und Gedankenstrich gesetzt hat. Ist es nicht geradezu eine Versündigung, wenn in Gretchens bekanntem Lied am Spinnrocken (S. 148) der herrliche Fluß des Gefühlsergusses, der zuweilen die Schranken der Strophen überschwemmt und das Ganze zusammenhält, durch sinnlose Interpunktion gestört wird? Wir müssen die vier letzten Strophen hierher setzen, um diesen Unfug zu kennzeichnen:

Und seiner Rede
Zauberfluß,
Sein Händedruck,
Und ach, sein Kuß (fehlt !)

Meine Ruh ist hin,
Mein Herz ist schwer, (statt ;)
Ich finde sie nimmer
Und nimmermehr.

Mein Busen drängt
Sich nach ihm hin, (st .)
Ach dürft ich fassen
Und halten ihn. (statt ,)

Und küssen ihn,
So viel ich wollt,
An seinen Küssen
Vergehen sollt!“

Im allgemeinen ist die Interpunktion viel zu reichlich ausgefallen, so daß man beim Lesen oft überflüssigerweise gestört und die Aufmerksamkeit abgelenkt wird.

Bei einem Drama in Versen liegt ein besonderer Reiz des Dialogs in der Lebhaftigkeit, die dadurch entsteht, daß die Gegenrede einen angefangenen Vers erst vollendet, ehe der gleichmäßige Fluß sich erneut. Das wird in unseren Drucken durch das Einrücken solcher Schlußteile eines angefangenen Verses dem Auge angezeigt. Diese Ausgabe gewährt uns eine solche Hilfe nicht, sondern beginnt auch den abschließenden Halbvers immer genau am linken Rande des Spiegels. Für das Nachschlagen ist es eine große Erleichterung, wenn auf jeder rechten Seite über der Kolumne die Szene angegeben wird. Das geschieht selbst in der billigen Taschenausgabe des Krönerschen Verlages. In der Ausgabe des Vereins der Bücherfreunde steht mit furchtbarer Monotonie auch auf jeder

rechten Seite Faust erster Teil oder Faust zweiter Teil, was vollständig überflüssig ist. Ein großer Mangel ist es auch, daß die Verszählung, wie sie z. B. die handliche Ausgabe von Witkowski bildet, weggeblieben ist; das Aufschlagen eines Zitates und jede Textvergleichung wird dadurch sehr erschwert. Ich muß also an der Arbeit Sörgels eine Reihe Ausstellungen machen, die er bei größerer Sorgfalt vermieden haben könnte.

Professor Dr. Rieß.

The Autobiography of Margot Asquith. Thomson & Butterworth.

Es ist das Erinnerungsbuch weniger der Frau des führenden englischen Politikers in einer der wichtigsten Jahrzehnte europäischer Geschichte als der klugen, temperamentvollen, lebensfrohen Tochter aus dem fürstlich reichen Hause der Tenants. Eine der neuen Familien Englands ist das, die sich solch fürstliches Vermögen zusammen-„brauten", daß ihrer Tochter von der adligen Tafelrunde, deren Gawan Arthur Balfour war, der Platz an ihr nicht geweigert wurde. Als Margot Tenant durfte sie unter den Rittern wählen. So wurde sie die Frau des Mannes, der die größte Zukunft versprach und dies Versprechen hielt. Ein Erinnerungsbuch eines solchen Lebens hätte ein politisches Buch sein können und wurde eine Sensation. Es ist für unseren Geschmack überhaupt kein politisches Buch, keins, aus dem wir über die Männer, die die Geschichte der letzten Jahrzehnte zu einem wesentlichen Teile mitbestimmten, ernstlich etwas lernen könnten, obwohl die, die es schrieb, alle, und die meisten aus großer Nähe, kannte. In England, wo auch heute noch Gesellschaft und Politik enger miteinander verknüpft sind, als es je bei uns der Fall war, geschweige jetzt ist, mag dies etwas anders sein. Es ist ein Buch, über das recht zu urteilen uns schwer fällt, denen die Kenntnis, aber auch das Interesse mangelt an dem zu persönlich und zu oberflächlich gesehenen Treiben und Wesen der „guten" englischen Gesellschaft der letzten Jahrzehnte vorigen Jahrhunderts. Es sei darum mit ein paar Sätzen eines klugen Engländers über das so ganz englische Buch referiert.*) — „Nur wenige von uns können wirklich reden. Wir haben nicht die Spannkraft dazu oder nicht den Wortschatz. Wenn darum Indiskretion ihren Mund auftut, soll man die Möglichkeit nicht verachten, daß er manche tiefe oder klägliche Weisheit über Menschenart und -wesen mag entschlüpfen lassen, ein Bild entfaltend entschwindender Zeit, einen Abschnitt unserer Geschichte kartend, der bisher unerforscht blieb. Solche Erwartung freilich wird hier getäuscht. — Dies Buch ist nicht unmoralisch, nur unkonventionell. Es erzählt kein Geheimnis, das nicht an zwanzig Frühstückstischen von jener stets sich gleichen Art ewig junger Geschöpfe in kurzen Röcken und gepuderten Gesichtern Tag für Tag die letzten sechs Jahre hindurch wäre durchplaudert worden. Ein gut Teil des Lebens, das es zeichnet, ist von geringer Bedeutung, und wenn es anders wäre, so ist nun alles längst vorbei. Doch

*) The Nation Nov. 1920.

ist es weder boshaft noch falsch gesehen. Hätte die Schreiberin das Leben eines Künstlers voll harter Arbeit und Nervenüberspannung gelebt, sie hätte etwas geschaffen, das man in zehn Jahren noch gelesen und die Times auf einer halben Rückseite statt auf vier Vorderseiten besprochen hätte. Wie die Dinge liegen, ist sie die begabte Amateurin, wie sie im Buche steht.

Setz sie zur Jagd in das Feld und sie reitet wie eine Lady Gay Spanker und schreibt darüber mit einem Hauch von Lewers Freude an der Bewegung eines Pferdes und den vorübereilenden Wandelbildern der Jagd. „Was ich am besten konnte und am liebsten hatte, war das Reiten, und ich träumte von Ober-Leicestershire. Ich hatte gejagt in Cheshire, wo Du drei Füchse am Tage zur Strecke brachtest und Dich unter dem Getrappel der Hufe zwischen Hütten und Wäscheleinen fandst, oder zwischen Wagen und Volk, die den Weg sperrten; ich kannte den zähen Boden und das famose Pferd von Yorkshire, wie das elende Gras in Leicester. Ich hatte mich über die mächtigen Hecken und kleinen Gehege von Grafton gekämpft und war eine Heldin gewesen in Burton mit seinen prächtigen Feldern und starken Bächen. Beaufort hatte den Morgen meines Fuchsjagens gesehen, aber Melton war ein Name, der mir einen Ausblick in meine Zukunft öffnete auf all das, was darin wild, toll und schick war."

Gib ihr eine sonderbare Situation wie ihr „Gebet" Gespräch mit General Booth, und sie kann sie malen mit Geist und Humor; quere ihr Leben mit einem mauvais sujet, und sie kann eine dramatische Geschichte aus der raschen Verwicklung und klugen Lösung machen, und da sie ein gut Teil natürlichen und angenehmen Wesens hat, zusammen mit einem wundervollen Körper, so wird es den Anschein erwecken, als hätte sie durchlebt, was man gemeinhin eine schöne Zeit nennt, und was im Grunde nur eine zerstreute ist. Aber gib ihr England zu zeichnen, und sie wird den Tag einer vornehmen Dame schildern und die Leute, die man dabei trifft, und, wenn sie die Neugierigen in die halboffenen Fenster von Whitehall und Mayfair blicken läßt, einen gewaltigen Lärm schlagen mit Zeitungsgewäsch, das ähnliches Geschwätz herausfordert und den Besonnenen wünschen läßt, sie möchte hier und da etwas weniger oder etwas sorgfältiger gesprochen haben. Aus der Geschichte eines so äußerlichen, so ganz leiblichem Vergnügen gewidmeten Lebens ist weder ein Tagebuch des inneren, noch ein treues Bild des öffentlichen Lebens Englands während des 19. Jahrhunderts zu gewinnen. Mrs. Asquith selbst ist ein Stück des Lebens, das sie beschreibt — eine glitzernde und angenehme, ja eine geistvolle Erscheinung. Aber der allgemeine Eindruck ist nicht der einer wirklich kräftigen, oder mannigfaltigen, oder nur im Wesen heiteren Landschaft, sondern der einer ziemlich fleckigen und verblichenen, wie die Topfpflanzen und Büsche, mit denen die Abendgesellschaften ausgeputzt werden, gesehen im grauen Licht des Morgens."

Dr. Kurt Busse.

Georg Steinhausen, Die Grundfehler des Krieges und der Generalstab. Gotha 1919. F. A. Perthes. 2. veränderte Auflage.

Georg Steinhausen, Die Schuld der Heimat. Berlin 1919. A. Scherl. Flugschriften des Tag, Nr. 5.

Besonders die erste Schrift des über die engeren Fachkreise hinaus weithin bekannten Kulturhistorikers hat durch die Aktualität ihres Gegenstandes ein sehr weitreichendes Interesse gefunden. Ist doch die Frage, ob Deutschland auch militärisch das gewaltige Völkerringen falsch berechnet hat, einer der Angelpunkte zur Stellungnahme gegenüber den großen Problemen der Gegenwart, wie sie emporgewachsen sind aus dem entsetzlichen Schicksalsweg unseres Volkes während der letzten Jahre. Der Verfasser, ein im tiefsten und besten Sinne deutscher Mann, durch ein erfolgreiches Forscherleben ein Kenner des geschichtlichen Werdeganges unserer Nation, durch seinen militärischen Rang und durch ausgebreitete Beziehungen zur deutschen Armee mit militärischen Gedankengängen vertraut, kann für die von ihm aufgerollten Probleme ein kompetentes Urteil wohl für sich in Anspruch nehmen. Anlaß genug, sich mit dieser Schrift zur Zeitgeschichte grundsätzlich auseinanderzusetzen.

Im Mittelpunkte der Gedankengänge Steinhausens steht die These von der Unterschätzung der Gegner Deutschlands, mit denen es im Kriegsfall zu rechnen hatte, durch den Generalstab, und zwar auf Grund einseitig militärischer Erwägungen, denen sich die politische Führung widerspruchslos angeschlossen habe. Steinhausen fundamentiert seine These durch indirekte Beweisführung. Nach seiner Ansicht *müssen* die militärischen und staatlichen Kräfte des Feindbundes von seiten der verantwortlichen militärischen Stellen unterschätzt worden sein; denn sonst hätte die Zuversicht auf die militärische Ueberlegenheit Deutschlands für zwei furchtbar folgenschwere Schritte niemals stark genug sein können: Deutschland erklärt den Krieg und bricht die belgische Neutralität. Durch diese verhängnisvollen Entschlüsse wird der blutige Waffengang entfesselt. Deutschland belastet sich vor dem Forum einer oberflächlich urteilenden Welt mit dem Odium des Friedensbrechers. Uebermächtige moralische und materielle Kräfte werden gegen Deutschland verfügbar. Der Schlieffensche Plan erscheint Steinhausen im Lichte dieser Gedankenfolge als der militärische Exponent einer gefährlichen Unterschätzung der Gegner durch den deutschen Generalstab. Auf diese Formel etwa wird man den materiellen Inhalt der Steinhausenschen Schrift bringen können. Es erhellt aber schon jetzt, daß Steinhausens Beurteilung der Lage Deutschlands inmitten der Kräfteverteilung der Staatenwelt von 1914, seine Kritik des deutschen Verhaltens bei Kriegsausbruch, seine Stellungnahme zur deutschen Kriegführung bis zum bittern Ende, in politischen Gedankengängen wurzelt und im Politischen und Völkerpsychologischen ausmündet.

Mannigfach sind die Stimmen für und wider, die, von politischen und militärischen Gesichtspunkten aus, Steinhausens Angriff auf den Generalstab begleiteten und von seiner Schrift ausgelöst wurden. Eine fruchtbare Fortführung der Diskussion bedeutete aber erst die mit den schneidigen Waffen überlegener Sachkenntnis,

scharfer Pointierung und bitterer Ironie geführte Verteidigung des Generalstabs durch den General v. Kuhl.*) Dieser hervorragende Offizier hat lange Jahre hindurch an entscheidender Stelle im Generalstab unser großartiges militärisches Abwehrwerk gegen die überwältigende Gefahr eines europäischen Konfliktes mitschaffen helfen, war dann während des Krieges Stabschef der durch Belgien vorwärtsgeschleuderten rechten Flügelarmee und schließlich Chef des Stabes der Heeresgruppe Kronprinz Rupprecht. Und er belegt, indem er nicht ohne Willkür das Problem der obersten Führung beiseiteschiebt, mit einwandfreien Tatsachen, daß eine Unterschätzung der militärischen Kräfte unser Gegner durch den Generalstab nicht stattgefunden hat, daß sich vielmehr der Generalstab der erdrückenden Schwere der Aufgabe voll bewußt war. Die Steinhausensche These scheint also durch Kuhls positive Angaben widerlegt zu sein.

Doch bleibt noch ein sehr erheblicher Rest der von Steinhausen aufgeworfenen Probleme ungelöst; ja seine Fragestellung scheint nicht einmal durch Kuhls Widerlegungen in ihrem Lebenspunkte berührt. Das in sich durchaus geschlossene Werk des Generals beschränkt sich ausschließlich auf die technischen Fragen der Kriegführung. Der moderne Völkerkrieg ist aber nicht nur eine Frage des militärisch-technischen Kalküls, sondern zugleich auch im eminentesten Sinne psychologische Aufgabe. An diesem entscheidenden Punkte muß sich das politische Denken mit dem militärischen zu einer großen, die realen Verhältnisse in ihrem inneren Kern ergreifenden Gesamtanschauung über die Führung eines Völkerschicksals vermählen. Hier müssen die obersten Gesichtspunkte auch des militärischen Handelns gefunden werden. Es geht nicht an, wie Kuhl es tut, die ganze Last dieser Aufgabe auf die politische Führung abzuwälzen. Es war psychologisch falsch und sachlich unfruchtbar, daß der Generalstab, gerade weil er die ungeheuere militärische Stärke der gegnerischen Koalition klar erkannte, sich darauf beschränkte, die optimistischen Traditionen der deutschen Armee, wie sie eine ruhmvolle kriegerische Vergangenheit geschaffen hatte, auswirken zu lassen. Man durfte sich nicht damit genug sein lassen, das Strohfeuer der ersten patriotischen Kriegsbegeisterung möglichst lange zu nähren. Neue geistige Kräfte galt es, auch in der Armee zu erwecken. So hätte es ganz sicherlich einer zeitgemäßen Abwandlung des doch wohl zu starren Autoritätsgedankens bedurft. Diese bildete sich unter der jahrelangen, gemeinsam getragenen Kampfeslast wohl an der kämpfenden Front heraus, fand aber bereits nicht mehr ausreichend Eingang in deren Beziehungen zu den mittleren und höheren Kommandostellen. Der Offizier im allgemeinen blieb zu ausschließlich der Träger einer ungeheuren Autorität, wurde zu wenig der Kamerad des kämpfenden Volkes und sein Erzieher. Dies fand in seiner äußeren Stellung verhängnisvollen Ausdruck. Hier hätte auf Grund richtiger psychologischer Einschätzung der entscheidenden geistigen Faktoren schöpferische Neuarbeit geleistet werden müssen. Nicht nur die Armee brauchte einen ständigen Zustrom geistiger Kräfte aus der Heimat,

*) Hermann v. Kuhl, Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges. Berlin 1920. E. S. Mittler und Sohn; besprochen durch General Gröner im Augustheft der Preußischen Jahrbücher.

wie Ludendorff will, sondern auch die Heimat mußte die Entfaltung frischer geistiger Kräfte in der Armee spüren. Daß es daran fehlte, vielleicht dazu zu spät war, empfanden einsichtige Offiziere, besonders an der Front, deutlich genug. Auch hierin muß eine Wurzel des letzten großen, des entscheidenden Unglücks, eine Ursache des Zerfalles der Kampfesgemeinschaft zwischen Heer und Heimat gesucht werden. Sicherlich tritt im Sinne der Steinhausenschen Ausführungen eine Ueberschätzung des gewordenen, in großen Zeiten der Vergangenheit bewährten geistigen Fundaments der Armee zu Tage, ein zu ausschließliches Vertrauen auf den Sieg der optimistischen Auffassung auf seiten der für Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges verantwortlichen militärischen Stellen. Darf man nun mit Steinhausen so weit gehen, eine ohne Zweifel vorhandene falsche Einstellung des Generalstabes auf die psychologischen Erfolgsbedingungen eines solchen Krieges, der sich von Anfang an als Daseinskampf darstellte und schließlich emporwuchs zum Ringen ganzer Volksindividualitäten bis auf das letzte Kräfteaufgebot, verantwortlich zu machen für die deutsche Niederlage, indem man auf diesen Grund die Kritik militärischer Berechnungen basiert? Darf man schon jetzt das Maß der Verantwortung abwägen zwischen militärischer und politischer Führung, zwischen der Vorbereitung und Durchführung des Kampfes durch den Generalstab und der Organisationsarbeit der Kriegsministerien? Hat nicht überhaupt der Verfassungsbau des deutschen Kaiserreiches, hinreichend bewährt und politisch genügend beweglich im Frieden, im Kriege dadurch versagt, daß er für den Kriegsfall allzu sehr zugeschnitten war auf eine überragende Persönlichkeit an höchster Stelle, auf politische Führer von Bismarckischer Prägung? Alle diese Fragen sachlich zu entscheiden, fehlt der heutigen Generation trotz der Fülle des bereits vorliegenden Materials sicherlich noch der geschichtliche Abstand. Wohl aber muß es die Aufgabe historisch denkender Geister sein, intuitiv den inneren Gründen des deutschen Zusammenbruchs nachzugehen. Da ist es das Verdienst Steinhausens, daß er über die Abwägung der materiellen Leistung hinaus sich erhebt zu dem grundsätzlichen Standpunkt, daß die stärkeren geistigen Kräfte letzten Endes über den Fortgang der Geschichte entscheiden, und daß er in der Schöpfung dieser geistigen Kräfte nicht nur die politische, sondern auch eine militärische Hauptaufgabe erkennt. Deshalb ist Steinhausens Schrift, trotzdem auch er in der politischen Grundlegung seiner Gedanken stellenweise die von Bülow verpönte „Konjekturalpolitik“ streift, trotzdem manche positive Angabe durch Kuhl korrigiert wird*), doch groß und bedeutend. Von den tiefsten ethischen Gründen des deutschen Zusammenbruchs nimmt Steinhausen aber den Schleier, indem er mit aller Deutlichkeit hinweist auf die seit langem eingerissene Verfälschung des deutschen Idealismus durch materialistische Ueberwucherung, durch einen Geist des Strebertums, der Aeußerlichkeit und der Gunstbuhlerei in allen Schichten des Volkes, auch in der Armee. Hier liegt in der Tat die innere Ursache, daß Deutsch-

*) Im Märzheft 1920 des „Neuen Deutschland“ hält Steinhausen unter Berufung auf die nach seiner Schrift erschienenen Veröffentlichungen besonders von Tirpitz und Bethmann seine Folgerungen in den wesentlichen Punkten aufrecht.

land unter tausend Schmerzen den Neubau seines geistigen, staatlichen und wirtschaftlichen Seins wieder in die Höhe führen muß.

Die notwendige Ergänzung zu Steinhausens Generalstabsschrift bedeutet seine wahrhaft patriotische, tief ethische Flugschrift „Die Schuld der Heimat", die jeder Deutsche kennen sollte, der in der Selbstbesinnung den einzigen Wegweiser sieht in ein Zukunftsland wiedererweckter deutscher Größe. Einer der besten Zeitgenossen schreibt hier zur deutschen Kulturgeschichte des großen Krieges. Schonungslos wird die Drückebergerei in den höheren Schichten und in den breiten Massen aufgedeckt. Dieser traurigen, im Laufe des Krieges immer häßlicher sich vordrängenden Fäulniserscheinung wird die fast übermenschliche Aufopferungsfähigkeit, wie sie die kämpfende Front beseelte, ohne unechte Verhimmelung gegenübergestellt. In fast dramatischem Fortgang sieht der Leser den äußeren Sieg der Minderwertigen sich vorbereiten, während auf den Schlachtfeldern die Besten dem Tod in die Arme gehen. Von neuem durchlebt man schreckenvoll und beschämt den allgemeinen Rückgang der Moral, die wachsende Begehrlichkeit und Verwilderung der Jugendlichen und eines Teiles der Arbeiterschaft, das widerwärtige Emporblühen des Kriegsgewinnler-, Schieber- und Wuchertums. Aber auch das geduldige Ausharren unendlich vieler Daheimgebliebener, ihre treue, aufopfernde Arbeit, der Leidensweg des Mittelstandes findet seine Stätte mitten in dem düsteren Gemälde. Man ermißt die vielfachen Fehler einer Regierung, die den entsittlichenden Wirkungen eines unerhört langen und opferreichen Krieges nicht genügend entgegenzuwirken wußte. Man lernt aber auch die gewaltigen Schwierigkeiten richtig bewerten, die sich gerade in Deutschland, das unter der Last einer ganzen Welt von Feinden ächzte, der Aufrechterhaltung einer in sich geschlossenen, innerlich starken Volksmoral entgegentürmten. Ein großes Streben nach Gerechtigkeit geht durch die ganze Schrift. Diese hohe ethische Haltung macht die Bahn frei zu einer weit über parteipolitische Gedankenenge und oberflächliche, nur negative Kritik hinausstrebenden Erörterung der „Schuld am deutschen Zusammenbruch." Dessen Hauptursache erkennt Steinhausen auch in dieser Schrift in einem äußerlichen, ethisch nicht verstrebten Optimismus, wie er in falscher Wertung der wirklichen Verhältnisse von den leitenden Stellen obendrein noch unterstützt wurde. Wer dächte da nicht an die Saugpumpe von Verdun, an die Erfolgsberechnung des Tauchbootkrieges, an die verbrauchten Jochschen Reserven? Diesem Optimismus fehlte der hohe moralische Schwung, das Ethos starker im sozialen Körper lebendiger sittlicher Grundsätze. Im Schatten dieses innerlich morschen Optimismus mußten, durch keine kategorischen Postulate der moralischen Welt gehindert, alle die von Steinhausen gekennzeichneten widerwärtigen Krankheitserscheinungen im deutschen Wesen emporwuchern. Hier findet Steinhausen die wahre, die furchtbar schwere Schuld der Heimat. Einer großen Führung hätte sie bedurft, um die verderblich angewachsenen Giftstoffe im Volksorganismus unschädlich zu machen. Statt dessen aber die entsetzlich einsichtlose Behandlung der preußischen Wahlrechtsfrage, die alle Mißstimmungen im schwerleidenden Volkskörper politisch wirksam werden ließ, und auf der anderen Seite die ängstliche Scheu vor energischem Zugriff gegen das parasitäre Ueberhandnehmen der tief unsittlichen kriegsgeborenen Zerfallserscheinungen

im deutschen Volksleben. Im Geiste einer solchen Führung konnten der Heimat die moralischen Abwehrkräfte für die Stunde der schwersten Prüfung nicht mobilisiert werden. Die Bahn war frei für den deutschen Zusammenbruch, die Heimat versagte dem schwer ringenden Heere in jenen düstern Novembertagen von 1918 die moralischen Stützen und brach ihm das Rückgrat. Diese furchtbare Gedankenkette führt Steinhausen zu der Ueberzeugung, daß das tatsächliche Ende, die niederschmetternde Auferlegung eines schmachvollen Diktatfriedens die äußere Folge des Abfalls der Heimat von den edelsten Gütern des deutschen Wesens gewesen sei. Doch aus der inneren Not dieser bittern Erkenntnis von dem moralischen Niedergang des deutschen Volkes, wie er sich in der glänzenden Zeit höchsten Aufschwunges heimlich vorbereitete und weiterfressend in der Schicksalsstunde der Prüfung unser Volk ins tiefste Unglück stürzte, erhebt sich der große Gedanke, in dem allein der Wiederaufbau geleistet werden kann. Ihn sieht Steinhausen in der Abwendung von der materialistischen Weltanschauung des vergangenen Zeitalters, in der Wiedergeburt des deutschen Idealismus aus der schwersten Not heraus. Während des deutschen Daseinskampfes war er in unsern Besten lebendig und hat diese Zeit doch auch zur größten Heldenzeit unseres Volkes, zu einer Zeit von sagenhafter Größe gestaltet. In diesen Gedankengängen Steinhausens geht es in der Tat um das Ganze der deutschen Seele. Und an der Spitze der Schrift steht, ein Bekenntnis der Zuversicht, das herrliche Treitschkewort:

„Kein Vergangenes geht unter, jede Tat ist unsterblich."

Dr. Otto Haintz.

Georges Demartial, Die Schuld am Kriege, die Vaterlandsliebe und die Wahrheit. Mit einem Vorwort von L. Brentano. Berlin 1921. Hans R. Engelmann.

Peter Hartmann, Französische Kulturarbeit am Rhein. Leipzig 1920. K. F. Koehler.

E. D. Morel, Der Schrecken am Rhein. Mit einem Vorwort von A. Ponsonby Berlin. Hans R. Engelmann.

In alten Zeiten, wo man dem Indizienbeweis mißtraute oder auch ihn nicht zu führen verstand, galt im Strafprozeß der Grundsatz: „Confessio est regina probationum". Um aber das ersehnte „Geständnis" des Angeklagten und damit die Möglichkeit eines Urteils herbeizuführen, gab es als bewährtes Mittel die aus romanischen Ländern stammende Tortur. In alten Zeiten? Der jeder Billigkeitserwägung Hohn sprechende „Gerichtshof" an der Seine machte es dem deutschen Inkulpaten gegenüber heute ebenso. Um strafen zu können, brauchte er das famose „Schuldbekenntnis" Deutschlands, das „Recht" des „Siegers" in Form brutalster Gewalt war das Foltermittel, das die große Lüge des Artikels 231 der Friedensbestimmungen erpreßte. Aber jede verrinnende Minute bringt uns trotz verzweifelter Anstrengungen seiner Urheber — die in grotesker Weise Mittäter-, Ankläger-, Richter- und Henkersknechtseigenschaft in sich vereinigen — dem Zeitpunkte näher, wo die Geschichtsfälschung von Versailles in ihrer erbärmlichen Nacktheit enthüllt, das „Friedens"-dokument ein Fetzen Papier werden muß, wenn anders wir Deut-

schen noch an einen Sinn des Weltgeschehens glauben sollen. Die Schrift Demartials wird das ihre dazu beitragen. Ihr Verfasser, Offizier der Ehrenlegion, beschmutzt nicht das eigene Nest und denunziert auch nicht nach Art unserer „Radikalen", den heutigen „Vorwärts" leider eingeschlossen, — dann wäre er kein gültiger Zeuge, um so stärker wirken seine Ausführungen, deren klare Logik zeigt, daß der Geist Descartes' jenseits des Rheins noch nicht getötet ist. Was die Vorgeschichte des Krieges im weiteren Sinne angeht, so kann nachgerade auch der Böswilligste von einer Alleinschuld Deutschlands nicht mehr reden, ohne sich lächerlich zu machen. D. behandelt lediglich die kritischen Tage von 1914, wo gewisse Maßnahmen unserer Diplomatie den Fälscherkünsten der Feinde in die Hände arbeiteten. Die ruhige Besonnenheit des Verf., der nicht durch Worte, sondern durch die Kraft seiner Argumente wirken will, weiß auch für diese Zeit Form und Wesen zu trennen, vergißt über Deutschlands unglücklichen Kriegserklärungen nicht die zeitlich voraufgehenden Kriegshandlungen Rußlands, das die Entente von heute bei der Erörterung über den Kriegsausbruch so gern ignoriert. Schonungslos wird aber dazu die ganze Doppelzüngigkeit und Verlogenheit der französischen amtlichen Politik während der Krise ins Licht gerückt. Ob die Führer anderer Demokratien nicht auch die Fähigkeit des Herrn Wilson besitzen, schwarz und weiß zu verwechseln, „sollte das französische Volk zu ergründen suchen, wenn es tatsächlich den Worten Recht, Freiheit und Zivilisation, die man sonst wirklich nicht mehr nennen hören könnte, ohne sich zu erbrechen, noch einige Bedeutung beimißt." So schließt D. sein letztes Kapitel: „Die Pflicht von heute". Und im Anhang gibt er eine Probe von jener optischen Merkwürdigkeit bei einer führenden Persönlichkeit Frankreichs: Wie Damaszenerklingen armseliges Theaterrüstzeug, so läßt D. die Aussagen Vivianis im Caillauxprozesse an der Wucht gegenübergestellter Tatsachen zerspringen. —

Zuckerbrot und Peitsche nach bewährten Mustern! Wenn es sich um „französische Kulturarbeit am Rhein" handelt, so verschwindet der eben noch in Artikel 231 gebrandmarkte deutsche Gesamtschuldner, und der ostelbische, slawisierte Preuße trägt allein das Joch weiter. Nur so kann man ja begreiflicherweise um die Seele des Rheinländers werben. Die Hartmannsche Broschüre — hinter dem Pseudonym steht eine gutorientierte Persönlichkeit — ist in hervorragender Weise geeignet, auch dem Gleichgültigsten die Augen darüber zu öffnen, welche ungeheure Gefahr dem deutschen Westen durch die virtuos gehandhabte, in hundert Kanälen eindringende französische Propaganda droht. Man sollte meinen, daß dieses ohne alle lärmende Nervosität und Pathetik vorgelegte Material auch selbst bei Gallomanen vom Schlage der „Gazette de Voß" seine Wirkung nicht verfehlen kann. (Allerdings ist bei diesem Blatte in der Beziehung auch das Unwahrscheinliche möglich, wofür Referent den Beweis angetreten hat.) In welch' fluchwürdiger Art unsere Flagellantenliteratur, außer der bekannten Presse z. B. insbesondere der Bund „Neues Vaterland", den französischen Chauvinisten und Militaristen das Wasser auf die Mühle treibt, zeigt sich bei Hartmann wieder einmal deutlich.

Zu jener „Kulturarbeit" gehört — und dies Kapitel wird hoffentlich seine Wirkung nicht verfehlen — auch die fortdauernde Be-

setzung deutschen Gebiets durch „schwarze Franzosen". Zähneknirschend müssen wir diese gemeinste Schmach durch den Erbfeind an uns verüben lassen. Denn das von einer wohlmeinenden Amerikanerin empfohlene Mittel der Selbsthilfe nach dem Muster des „Ku-Klux-Clan" in den Südstaaten wird leider für die geknechtete Bevölkerung der Rheinlande nicht anwendbar sein. Um so nötiger ist die geistige Reaktion, der nie schweigende Protest; um so dankenswerter und wichtiger, wenn dabei von außen Hilfe kommt. E. D. Morel, der mutige Vorkämpfer für eine gerechtere Auffassung des Kriegsproblems (vgl. sein im wesentlichen auch ins Deutsche übersetztes Buch: „Ein gerechter Engländer über die Schuld am Kriege", Verlag H. R. Engelmann), hat, wie Ponsonby einleitend bemerkt, „alle wichtigen Tatsachen und Umstände sorgfältig untersucht und legt den Fall ohne Uebertreibung dar". Wir alle kennen aus den Zeitungen, soweit sie nicht tendenziös dergleichen verschweigen, das Entsetzliche, trotzdem wirkt der nüchterne, gleichsam statistische Bericht Morels von neuem erschütternd. Er appelliert an die Frauen, an die internationale Arbeiterschaft, an die Menschenfreunde, vor allem an die englische Regierung. Wie es scheint, vergeblich, denn soeben melden die Blätter neuen Import der schwarzen Pest in deutsches Land. Der Völkerbund in Genf aber huldigt dem französischen Genius, und Herr Briand fordert in widerlicher Eitelkeit, daß man den Hut vor Frankreich lüfte. Wie sagt doch Demartial? Man könne die Worte Recht, Freiheit und Zivilisation nicht mehr hören, ohne — —. Wenn aber vergeblich, was dann? Die Schändernation, die den Revanchebegriff prägte, kann es uns lehren! Vor dem Kriege zerbrach man sich den Kopf über die Ursachen des „Deutschenhasses" in der Welt. Vielleicht werden spätere Generationen sich die Frage beantworten müssen, woher nach 1918 der „deutsche Haß" stammt! Denn noch sind hoffentlich bei uns trotz widersprechender Erscheinungen, besonders der Großstadt, diejenigen in der Ueberzahl, die Unzucht und Gemeinheit als solche empfinden.

Heinrich Otto Meisner.

S. Miles Bouton, And the Kaiser abdicates, the story of the death of the German Empire and the birth of the Republic told by an eye-witness. New Haven, Yale University Press, 1920.

In dem vornehmen und einflußreichen Verlag der Yale Universität — Harvard und Yale gelten widerspruchslos als die führenden amerikanischen Universitäten — veröffentlicht S. M. Bouton einen interessanten und dabei durchaus objektiv gehaltenen Bericht über Deutschlands Zusammenbruch und die darauf folgende Entwicklung bis zum Versailler Frieden. Wer, wie der Referent 1914—1920 die Entwicklung von Amerika verfolgt hat, wird sich herzlich freuen, daß hier dem gebildeten Amerikaner ein schlichtes und um so eindringlicheres Bild von der deutschen Tragödie entworfen wird, nachdem die Milliarden-Propaganda in Schrift, Wort (die „4 Minuten"-Redner!) und Bild (Plakate und Kino!) auch nach Waffenstillstand und Frieden jedem Verständnis für das besiegte todwunde Deutschland den Weg verbaute. Zudem hatte der Staatssekretär

Volk amerikanischen Journalisten am 13. November 1918 den Eintritt nach Deutschland verboten, so daß wir also drüben nur die „offiziellen“ Nachrichten erhielten. Der Verfasser kam am 18. November hierher, als erster feindlicher Journalist, und zwar von Kopenhagen, wo er im Winter 1917/18 bei guten Beziehungen die deutsche Entwicklung beobachten konnte. Da er vor dem Kriege Associated Preß-Korrespondent in Berlin war, während des Krieges bis 1917 alle deutschen Fronten besuchte und 1917 auch in Rußland war, ist er wie kein anderer berufen, seinen noch immer mißtrauischen Landsleuten von dem ehrlichen Streben des deutschen Volkes zu erzählen. Deutsche Staatsform vor dem Kriege, deutscher Staatsbegriff werden sine ira et studio einleitend gegeben, deutschen Flagellantismus tief beschämend. Am deutschen Sozialismus wird das Abstrakt-Dogmatische herausgestellt, seine Herrschaft über die (in Amerika rein ökonomisch orientierten) Gewerkschaften, die Erleichterung des Internationalismus bei dem Partikularismus und dem Mangel an völkischem Bewußtsein in Deutschland. Die Hungerblockade, der Kohlrübenwinter, vom Verfasser und seiner Familie erduldet, werden in ihrer für Gesundheit und Moral verderblichen Wirkung dargestellt und werden hoffentlich auch immer weitere amerikanische Kreise von den Nachkungen überzeugen. Es folgt die Geschichte der revolutionären Propaganda der Unabhängigen und ihrer russischen Affilationen, der Streiks und Meutereien. Verfasser glaubt, daß die Mehrheitssozialisten von dem Umfang der Propaganda keine Ahnung hatten, daß sie von der Revolution vollkommen überrascht wurden und daß sie ihr Bestes versuchten, die ihnen entgleitenden Massen zu halten. Die Wirksamkeit der amerikanischen Propaganda wird durch G. Creels eigene Worte belegt. Die erschreckende Kopflosigkeit der alten Regierung in den letzten Monaten, die Feigheit und Nachgiebigkeit gegenüber der Straße werden verdeutlicht, bis nach dem Umsturz in Noske endlich ein wirklicher Mann erscheint. Mit großer Spannung liest man die letzten Kapitel, die die Spartakusunruhen, Weimar und den nach des Verfassers Ansicht unmöglichen, Europa balkanisierenden Frieden erörtern. Für den Deutschen besonders interessant sind die Urteile des Verfassers über die merkwürdige deutsche Unfähigkeit, die Psyche anderer Völker zu verstehen, die sich, wie früher rechts, nun links in der Erwartung der Solidarität der Arbeitermassen der Welt zeigt. Während einer Sitzung des Vollzugsrats schreibt der Autor in sein Tagebuch unter dem 18. Dezember 1918: „Die Schüler eines Debattierklubs einer amerikanischen höheren Schule haben einen schärferen Sinn für praktische Fragen als die große Majorität dieses Kongresses!“ Die Art, wie die Mehrheitssozialisten sich scheuten, den aufrührerischen Elementen zu Leibe zu rücken, nach entschuldigenden Gründen suchten, erscheint ihm spezifisch deutsch, ein Zug, der es dem Durchschnittsdeutschen unmöglich mache, ein praktischer Politiker zu werden.

Ob der Deutsche das doch noch werden wird, davon wird es nicht zuletzt abhängen, wie des Autors Schlußkapitel zu beantworten ist: Roter oder weißer Internationalismus?

Dr. Georg Kartzke.

G.Q.G. Von Jean de Pierrefeu. Paris 1920, zwei Bände.

Unter den kriegsgeschichtlichen Werken unserer Zeit nimmt Pierrefeus „G.Q.G." (Grand Quartier Général) eine ganz besondere Stellung ein, die sich daraus ergibt, daß der Verfasser mit der Kriegführung als solcher niemals etwas zu tun hatte. Er war weder verantwortlicher Heerführer noch Generalstäbler, nicht einmal Berufsoffizier, sondern ein wegen Verwundung evakuierter Reserve-Unteroffizier, der dank wirksamer Protektionen als Journalist von Beruf in das Große Hauptquartier abkommandiert wurde, um dort die täglichen Generalstabsberichte (Communiqués officiels) zu redigieren.

In diesem seinem bescheidenen Dienst stand Pierrefeu, trotz seiner Leutnantsuniform, gewissermaßen über den Verhältnissen des G.Q.G.; es blieben ihm jene Eifersüchteleien und Anfeindungen erspart, die aus der Rivalität der einzelnen Büros gegeneinander naturgemäß erwuchsen. So darf man ihm wohl glauben, wenn er in seiner Vorrede sagt, daß ihm bei Abfassung seines Werkes „jedes niedrige Gefühl der Ranküne oder des gekränkten Ehrgeizes fremd gewesen sei". Jedenfalls steht es fest, daß nur ein hochbegabter Schriftsteller, und auch dieser nur unter den besonderen Verhältnissen seiner Stellung das Material für ein Werk sammeln konnte, in dem, wie es heute vor uns liegt, der düstere Ernst einer kriegswissenschaftlichen Studie durchsetzt und verklärt wird durch den Reiz intimen Erlebens, durch die bald pittoreske, bald gemütvolle Kleinmalerei eines Künstlers, auf dessen Palette keine Farbe fehlt, auch nicht die des Humors und der Satire.

Das Pierrefeusche Buch führt den Leser nicht nur mit den einander ablösenden Oberkommandierenden, Joffre, Nivelle und Pétain, mit ihren Kabinettchefs (z. B. Pellé, de Castelneau, Alenson u. a. m.) und den einflußreichsten Offizieren der einzelnen Ressorts zusammen, sondern auch mit vielen Männern, die man im G.Q.G. nicht gesucht hätte. So war es André Tardieu, der heute so vielgenannte Berater Clemenceaus bei seinem „Friedenswerk", der als Kapitän im G.Q.G. dem Informationsdienst seine erste grundlegende Gestaltung gab. Wir hören von ihm, daß er schon im Jahre 1915 den Entwurf eines Waffenstillstandes niedergeschrieben habe, der dem späteren des Marschall Foch in den wesentlichsten Punkten als Vorbild gedient haben dürfte. Wir begegnen ferner Herrn François Marsal, dem nachherigen Finanzminister der Republik, der im G.Q.G. Mittel fand, die Engländer — ihrem Geschäftssinn zuwider — zur schärfsten Durchführung der Blockade zu veranlassen, um Deutschlands Nahrungssorgen immer mehr zu steigern. Wir lernen weiter dort Marcel Prévost kennen, dem es 1916 im Propagandadienst des G.Q.G. gelang, die Herren Northcliffe und Burnham, die englischen Zeitungsmatadore, gelegentlich eines Besuches im Hauptquartier durch bestimmte Propagandaverträge an das französische Interesse zu binden.

Die chinesische Mauer, hinter der das G.Q.G. seine Geheimnisse barg, hielt ihm übrigens den Besuch gewisser offizieller Gäste nicht fern, die man dort lieber nicht gesehen hätte. Es waren die Regierungsmitglieder und Parlamentarier, die aus Paris herüberkamen, um schon durch ihre bloße Anwesenheit daran zu mahnen, daß Frankreich eine Republik und die bürgerliche Regierung der

Militärgewalt vorgesetzt sei. So weilten z. B. Clemenceau und Poincaré öfters im großen Hauptquartier, wo sie gelegentlich den Eindruck hinterließen, als wenn „Schulinspektoren ein Pensionat visitiert“ hätten. Die Zahl der interessanten Angehörigen und Gäste des G.Q.G. während Pierrefeus Dienstzeit daselbst war so groß, daß der Index am Schlusse seines Buches eine Fundgrube für biographische Notizen ist, die durchweg ebenso charakteristisch wie lebenswahr anmuten.

Pierrefeu ist natürlich voll Bewunderung für alles Französische und steht allem Deutschen feindlich gegenüber. Seine Bewunderung wie sein Haß machen ihn aber nicht blind. Er spöttelt über die Schneidigkeit der Generalstäbler, denen es doch an dem wünschenswerten „intellektuellen Wert“ (valeur intellectuelle) fehle. Er spricht verächtlich von den „mensonges“ der deutschen Generalstabsberichte, versöhnt den Leser aber durch die Erzählung, wie er selbst seine „Communiqués“ frisiert habe. Er zieht zu Felde gegen die Zerstörungen, die die deutschen Heere bei ihrem Rückzuge zur Hindenburglinie hinter sich gelassen, aber er spricht mit großer Anerkennung von dem neuen Hindenburgsystem und Ludendorffs „elastischer Verteidigung“.

Mit der deutschen Politik beschäftigt sich Pierrefeu in seinem Buche nur wenig. In dem Moment allerdings, da durch den Frieden von Brest-Litowsk und eine Summe anderer Erfolge die Lage Deutschlands eine besonders günstige geworden schien, spricht er die Meinung aus, daß damals die Völker einem Ausgleichsvorschlage von deutscher Seite wohl nicht widerstanden hätten. „Wenn Deutschland eine Regierung gehabt hätte, die diesen Namen verdiente“ — so schreibt er —, „es hätte eine solche Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, den Krieg in Schönheit zu enden.“ Er fügt aber die Ueberzeugung des Generalstabes hinzu: „Die Deutschen werden sich nicht um den Frieden kümmern, sie werden unfehlbar angreifen. Sie sind vor allem Militärs, und die Militärs führen alles in Deutschland. Niemals wird ein Militär, der eine solche Kriegsmacht in Händen hat, dem Wunsche widerstehen, sich ihrer zu bedienen.“

Victor Abramowski.

Politische Korrespondenz

Prolegomena zur Außenpolitik 1921.

Angesichts der Verhandlungen über die deutsche Wiedergutmachung — recte Kriegsentschädigung — und der in einigen Monaten zu erwartenden Entscheidung über das Schicksal Oberschlesiens ist es gut, sich gewisse Grundsätze des internationalen politischen Lebens und das Unwandelbare in den politischen Charakteren der hauptsächlich handelnden Nationen recht nüchtern klar zu machen, um sich vor Enttäuschungen zu bewahren, und soweit wir selbst Handlungsfreiheit besitzen, diese ehernen Elemente von vornherein richtig in Rechnung zu stellen. Von den in Frage stehenden Nationen hat noch keine jemals eine internationale Handlung aus anderen Motiven als um eines daraus für sie entspringenden politischen Vorteils willen getan. Es ist schlechterdings nicht wahr, daß irgendeine dieser Nationen in ihrer Auswärtigen Politik der Idee unter Hintansetzung ihrer eigenen politischen Interessen gedient habe. Ebensowenig ist irgendein Gefühl ausschlaggebender Impuls gewesen. Dabei soll nicht bestritten werden, daß sehr häufig Ideen und Gefühle sowohl zur Täuschung anderer als zur Rechtfertigung der ersehnten oder erlangten positiven Vorteile, zur Begeisterung der unpolitischen Massen benutzt worden sind. Je nach dem Grade der Politisierung einer Nation haben solcherlei ideale oder sentimentale Ziele und Motive eine größere oder kleinere Rolle gespielt, so daß sie unter gewissen Umständen als gleichberechtigte Faktoren mit den positiven politischen Vorteilen oder doch als selbständige Faktoren, wenn auch zweiten Ranges, in Erscheinung getreten sind. Nicht zu vergessen sind übrigens jene Zielsetzungen, in denen sich positiver politischer Nutzen mit einem politischen Ideal vollkommen deckt. Derartige Zielsetzungen sind in allen Kämpfen gegen einen auswärtigen Unterdrücker, um die Wiederherstellung der politischen Freiheit und die Souveränität des Staates von vornherein gegeben. Solche materiell und ideell gleich gerechtfertigten Kämpfe und Bestrebungen hat es natürlich bei allen stolzen und starken Völkern im Laufe der wechselvollen Geschichte jederzeit gegeben.

Unsere Gegner haben den Weltkrieg unter dem rauschenden Banner hoher Ideale geführt, denen sie gegen uns als deren Verächter zum Siege zu verhelfen sich angeblich verpflichteten. Mit Ausnahme weniger Toren hat das niemand in Deutschland geglaubt, und die Weltgeschichte hat uns Zweiflern Recht gegeben. Jeder unserer Gegner war von politischem Eigennutz angetrieben und gebrauchte die Ideale nur als Phrase, um den Eigennutz zu verdecken und die vielen hundert Millionen Ahnungsloser, die sie in ihre Kämpfe gegen uns einstellten, gefühlsmäßig bei der Stange zu halten.

Wir Deutsche sind vielleicht das einzige Volk, das für Ideen ohne Rücksicht auf seinen politischen Vorteil in Kriege gezogen ist. Die Religionskriege beispielsweise sind ein weltgeschichtliches Ereignis, das nur bei den Leidenschaften der germanischen Rasse möglich gewesen ist. Die Gegner des Protestantismus, die Habsburger, die Spanier und die sich als ihre Rivalen zuletzt in den dreißig-

jährigen Krieg einmischenden Franzosen haben in den Kämpfen des dreißigjährigen Krieges nur imperialistische oder dynastische Ziele verfolgt. Im Weltkrieg freilich war unsere Position ziemlich ideenarm. Wollte man den Sinn unserer deutschen Kriegsaufnahme 1914 auf eine Formel bringen, so könnte man höchstens sagen, daß wir gegen die damals schon evidente englische Weltherrschaft für unsere volle Gleichberechtigung in den Krieg gezogen sind. Idee und erhoffter Vorteil deckten sich auf der ganzen Linie. Unser Krieg war — das sollen wir uns zur Wiederaufrichtung unseres bedrohten Nationalstolzes täglich sagen — ein gerechter Krieg.

Freilich, er war ein dummer Krieg. An dieser Stelle kann ich nicht wiederholen, was ich schon verschiedentlich angedeutet habe, warum wir Deutsche diesen Krieg hätten vermeiden müssen und wie wir ihn durch eine bessere Politik hätten vermeiden können. An der großen Politik vor 1914 haben sich nicht nur die Bülow und Holstein und viele andere Verantwortliche versündigt, sondern auch die Masse unseres Volkes, das ein unpolitisches oder wenigstens ein politisch noch nicht erzogenes Volk ist.

Die oben gemachten Feststellungen, daß Engländer, Franzosen, Italiener und Belgier stets nichts anderes oder in erster Linie ihren politischen Vorteil im Auge haben und meistens ideale Rücksichten, Gefühle, ja selbst die Gesetze der Sitte und Sittlichkeit in ihrer internationalen Politik nicht respektieren, ist nämlich kein absoluter Vorwurf. Im Vergleich mit jenen Völkern mögen wir uns besser dünken, jene aber sind die politischen. Die Homogenität von Politik und einem idealen Sinn der Weltgeschichte, den der größte Denker in sie projizieren könnte, wäre übrigens eine Vollkommenheit, die dem menschlichen Geschlecht nur schwer erreichbar sein wird.

Nach diesen Vorbemerkungen versuche ich einige Nutzanwendungen zu ziehen. Nichts ist komischer, als das Rätselraten, ob die Ententestaaten unter sich einig bleiben werden, oder ob die deutsche Politik hoffen kann, die Gegner untereinander auszuspielen und aus ihrem Streit Kapital für sich zu schlagen. Besonders wird auf englisch-französische Gegensätze spekuliert. Die öffentliche Meinung spielt indessen mit diesen Hoffnungen nur sehr furchtsam und stößt, angesichts täglich sich wiederholender Enttäuschungen, fortwährend auf neue Zweifel. Es war nicht unbekannt geblieben, daß England in den Wochen unmittelbarer Bedrohung Warschaus durch die Bolschewiken sich uns sehr stark genähert hatte. Eingeweihte wollen von direkten Verhandlungen über Revision des Vertrages von Versailles und Bündnis zur Abwehr des Bolschewismus von Deutschland und Westeuropa näheres wissen. Freilich sollen diese Verhandlungen so vorsichtig und von solchen Beauftragten geführt worden sein, daß Inhalt und Beauftragte jederzeit desavouiert werden konnten. Als das Schicksal bei Warschau sich wendete, brachen die Verhandlungen ab oder schliefen allmählich ein. Die folgenden Auseinandersetzungen zwischen Deutschland und der Entente standen im allgemeinen mit England auf demselben Fuße wie mit Frankreich, wenn auch die Verhandlungsweise mit den Engländern eine angenehmere war, was aber bei dem mehr gentlemanlike-Charakter dieser Nation und ihrer Staatsmänner immer der Fall gewesen ist. Viele brave Deutsche konnten sich nicht erklären, daß die Engländer nach diesen Annäherungsversuchen und da die Zu-

kunft sehr leicht neue Situationen heraufführen kann, in denen es für die Engländer nützlich und angenehm wäre, sich zu verständigen, daß nach und trotz alledem sich England schweigsam, trocken, ablehnend verhielt und in Fragen, die für uns selbst von erheblicher Wichtigkeit und großem gefühlsmäßigen Belang waren, kein Entgegenkommen bewies, sondern fest an der Seite Frankreichs und bei dem Vertrage von Versailles stand. Die Erklärung ist so einfach: gerade wenn England weiß, daß es eines Tages durch die Verhältnisse gezwungen werden könnte, mit uns zu arbeiten, d. h., wenn es für unsere Unterstützung oder, bescheiden ausgedrückt, Gefolgschaft oder, diplomatisch ausgedrückt, für das Bündnis mit uns, einen Preis, irgendeine Konzession wird machen müssen, hat England heute Interesse daran, das Opfer so klein wie nur möglich sein zu lassen und ihm doch die größtmögliche Bedeutung für uns zu geben. Jede „vor Eintritt in dies Geschäft" gewährte Erleichterung, gemachte Zusage, gegebene Unterstützung, dargebrachte Sympathie oder Anzeige internationaler Solidarität leert den englischen Beutel und verringert den Wert der Gegenleistung, die England für ein Abkommen mit uns zu bringen hätte. Die Wirkung der plötzlichen und vollkommenen Schwenkung, des einmaligen Verzichts auf alle kleinen und großen Prärogativen und Rechte des Vertrages von Versailles, wozu England sich vielleicht eines Tages entschließen könnte, wird durch jeden vorzeitigen Akt des Wohlwollens ganz gegen sein Interesse beeinträchtigt. Diese Taktik hat nur eine Grenze: England, wenn es heute irgendwie bestimmt auf uns rechnet, wird neue schwere Beeinträchtigungen unserer materiellen Kraft zu vermeiden wünschen, wodurch wir als Bundesgenosse oder Beauftragter Englands entwertet werden könnten. Es erscheint also als durchaus glaubhaft, daß es beispielsweise der Abtretung Oberschlesiens widersprechen wird, weil wir an dieser Verstümmelung verbluten könnten und damit für England das politische Interesse verlieren würden. In der Frage der Reparation ist das englische Interesse nicht in gleichem Grade berührt. England hat, ob mit Grund oder nicht sei dahingestellt, die Ueberzeugung, daß wir bis auf weiteres irgendwelche beträchtlichen Leistungen zugunsten der Entente aufbringen können, ohne uns daran zu ruinieren. Englands einziges Interesse dürfte in diesem Punkte darin bestehen, daß es eine rasche wirtschaftliche Erholung Frankreichs auch nicht wünscht. Es wird also versuchen, den französischen Anteil an den deutschen Zahlungen zu beschränken und selbst dabei soviel als möglich zu profitieren. Je reicher die englischen Ansprüche an der deutschen Entschädigung bemessen werden, um so leichteres Spiel hat England sowohl uns gegenüber, wenn es eines Tages die deutsche Reparationslast überhaupt sollte streichen wollen, als auch Frankreich gegenüber, das dann als noch immer entkräfteter Partner nicht viel Einspruchsmacht gegen England wird aufbringen können.

An der Wahrheit, daß auch Frankreich stets nur seinen politischen Vorteil bei allen internationalen Aktionen im Auge gehabt hat, ändert nichts die Tatsache, daß die Franzosen ihre wirklichen Vorteile oft nicht erkannt haben und auch zur Zeit nicht erkennen. Psychologisch scheint es fast ein Rätsel, daß die vielgerühmte Klarheit und Leichtigkeit des französischen Intellekts in Fragen der Politik so oft versagt. Gefährliche und törichte Leidenschaften haben

wieder und wieder den politischen Blick der Franzosen getrübt. Unermeßlicher Ehrgeiz, Rachsucht und Furcht gaukeln Bilder einer Zukunft vor, über welche der Verstand die Wirklichkeit zu vergessen scheint.

Mit den Fehlern, die die Franzosen in der Vergangenheit gemacht haben, wollen wir uns hier ebensowenig beschäftigen, wie mit unsern eigenen. Wir konstatieren nur, daß die Franzosen zur Zeit noch immer ihren Vorteil auf falschen Wegen suchen. Frankreich hält seinen Platz an der Sonne nur für gesichert, wenn wir in den Schatten gedrängt bleiben. Bei allem bunten Wechsel der Präsidenten und Regierungen ist die Linie der französischen Politik noch kaum vom chauvinistischen Grundgefühl abgewichen, daß es französischer Vorteil wäre, entweder sich an unserm Fleisch gesund zu mästen, solange wir nur irgend auszuschlachten sind, und sollten wir als nacktes Gerippe liegen bleiben, oder wenn man schon nicht auf Deutschlands Kosten gesunden kann, doch auf alle Fälle die Genesung Deutschlands zu verhindern, indem man uns täglich von neuem schwächt und nichts unversucht läßt, unsere Kraft an der Wurzel zu treffen, unser Volk und unsern Staat zu zerreißen. Neben dieser Politik der Regierungen gibt es zweifellos Strömungen im Volke, in denen die Vernunft hochkommen will gegenüber der Rachsucht, und hin und wieder ein Funke von Verständnis dafür, daß die Erholung Frankreichs nur zugleich mit der Genesung Deutschlands erfolgen kann. Auf der anderen Seite wird der Chauvinismus der Regierungspolitik übertroffen von jenen, die Frankreich als militärischen Sieger im Weltkrieg betrachten und hoffen, daß mit dem neuen Zeitalter des technischen Krieges noch einmal Frankreich Gelegenheit gegeben sei, imperialistische Politik größten Stils nicht nur auf dem Kontinent sondern sogar gegenüber England zu treiben. Ob und wann Frankreich zur Einsicht kommt seiner wirklichen Lage und der europäischen Bedingungen seines Wiederaufbaus, ob und wie außer einer durch die Natur der Umstände eines Tages erzwungenen deutsch-französischen Kooperation eine dauernde Verständigung zwischen beiden Nationen erfolgen kann, das ist schwer zu sagen, und insbesondere haben wir keine Veranlassung, über weiter reichende Kombinationen zu sprechen, nach dem, was wir von Frankreich im Frieden von Versailles erfahren haben, und solange die territorialen und politischen Ungerechtigkeiten weiterbestehen, die Frankreich gegen uns aufgehäuft hat. Immerhin müssen wir darauf aufmerksam machen, daß die Vernunft Frankreich unter Umständen von seinem englischen Bundesgenossen eingetrichtert werden kann, und daß es klug wäre, wenn Deutschland bei konkreten Gelegenheiten Frankreich jede moralische Demütigung ersparen, vielmehr Entgegenkommen zeigen würde. So ist es wahrscheinlich, daß Frankreich eines Tages sich des zähen Widerstandes bewußt werden wird, den England der bisherigen französischen Politik in der Frage Oberschlesiens entgegensetzt, und es erscheint denkbar, daß Frankreich seine Politik über Oberschlesien ändert, um das hierin liegende Einlenken auf die deutschen Interessen in der Frage Oberschlesiens zu benutzen zu direkten, für Frankreich vorteilhaften Verhandlungen in der Frage der Reparation. Sollte eine solche Kombination eintreten, würde es großer Geschicklichkeit der deutschen Diplomatie bedürfen, Frankreich auf diese Basis der Verhandlungen folgen zu können, ohne den Kontakt mit England zu verlieren.

Im großen und ganzen genommen wird das diplomatische Spiel auf Deutschland, England und Frankreich beschränkt bleiben, die übrigen Mächte werden in den Fragen der nächsten Gegenwart eine sekundäre Rolle spielen, teils weil sie verhältnismäßig wenig interessiert sind, teils weil ihr Gewicht nicht von gleichem Rang ist, wie das der Hauptspieler. Eine unmittelbare Bedeutung dürften in der allernächsten Zukunft nur noch Italien und Amerika gewinnen. Die Bedeutung Italiens steigt und fällt nach dem Grade der Diskrepanz zwischen Frankreich und England. Zwar ist Italien durch Geographie und Geschichte zum Parteigänger Englands bestimmt und auch viele konkrete Fragen der Stunde bringen Italien eher in Gegensatz zu Frankreich als zu England. Trotzdem hat die italienische Politik es verstanden, die französisch-englischen Gegensätze auszunutzen und wenn sie nichts anderes damit erreicht hätte, würde ihr doch das eine gelungen sein, durch einen Beweis ihrer relativen Freiheit sich England interessanter und wichtiger zu machen. Kein Zweifel, daß uns besonders für die Frage Oberschlesiens Italiens Haltung wichtig ist, wenn es England an die Seite treten wird, um französische Raubpläne zunichte zu machen. Mit solcher Haltung Italiens darf man rechnen, weil sie im natürlichen Interesse Italiens in jener fast über die Sache erhabenen Auseinandersetzung der politischen Kräfte gelegen ist. Dieser Grund dürfte wichtiger sein, als das Interesse Italiens an Freundschaft mit Deutschland. Ganz gewiß ist dieses Interesse nicht gering. Italien muß die Wiederkehr der Habsburger und die Wiederherstellung ihrer Monarchie verabscheuen, Italien muß Wert legen auf direkte reichsdeutsch-italienische Grenzen; Italien hat daher eine natürliche Sympathie für den Anschluß Oesterreichs an Deutschland und für die großdeutsche Lösung; Italien rechnet mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf in Auseinandersetzungen mit Frankreich Deutschland immer an seiner Seite zu haben; Auseinandersetzungen mit Frankreich liegen durchaus im Bereich der Möglichkeit, sowohl der großen Mittelmeerfrage wie insbesondere der Adriafrage wegen und der Gegensätze, in denen sich Italien zu dem von Frankreich protektionierten jugoslawischen Staate befindet. Alles dieses zugegeben; trotzdem sind auf diesen Notwendigkeiten und Möglichkeiten aufgebaute Motive nicht immer und durchaus zwingend. Beispielsweise konnte Italien sein Interesse an der großdeutschen Lösung recht gut zurückstellen, sobald ihm Frankreich bindende Zusicherungen machte, die Wiederkehr der Habsburger und die Wiederaufrichtung der Monarchie nicht zu gestatten. Im übrigen werden alle Motive für Verständigung mit Deutschland für Italien ein neues Interesse gewinnen, wenn wir es vermeiden, uns ihm aufzudrängen. Die italienische Politik hat von England viel gelernt; und wie England den Vertrag von Versailles für Verständigung mit Deutschland behandelt, so tut es Italien Deutschland gegenüber mit Südtirol (gegenüber Ungarn oder den Kroaten mit Fiume). Angemessen und vorteilhaft wäre es, die Italiener wissen zu lassen, daß Deutschland kein brennendes Interesse an der Verständigung mit Italien hat. Die italienische Wirtschaft braucht uns, und nicht umgekehrt wir sie. Die italienische Wirtschaft braucht ein zahlungsfähiges Deutschland, daß ihm seine Luxusprodukte, Seide, Obst, Wein usw., abnehmen kann. Italien hat daher ein eigenes Interesse daran, daß Deutschland nicht durch den Raub Oberschlesiens in vollständigen Ruin

gerät und so die Zeiten für immer dahin sein werden, daß Italien einen Großabnehmer seiner Ausfuhr besitzt, seiner Ausfuhr, die ihm weder Frankreich noch England als Produzenten gleicher Werte und mit ihm konkurrierend abnehmen werden. Im Vergleich zu seinem politischen Gegner Jugoslawien ist dieser Staat für uns wirtschaftlich ungleich interessanter, da er lebenswichtige Rohstoffe und Nahrungsmittel liefern kann. Selbstverständlich wird Deutschland jede Gelegenheit aufrichtig und gern ergreifen, die Italien schafft, um den alten Verkehr der Vorkriegszeit zwischen beiden Ländern wieder herzustellen.

Viel weiter vom Schuß bleiben die Vereinigten Staaten von Amerika. Ihre Politik ist durch den Wechsel in der Präsidentschaft vorläufig noch sehr in Dunkel gehüllt. Aus den gelegentlichen stark frondierenden Bemerkungen Hardings gegen die deutschfeindliche Politik seines Vorgängers läßt sich Programmatisches noch nicht erkennen. Aber alle Verhandlungen Europas stehen gewissermaßen unter dem Schatten Amerikas. Immer droht oder leuchtet diese ungeheure Masse von politischer Kraft, militärischer Macht und finanziellem Gewicht, die Amerika in den fünf Jahren des europäischen Krieges aufgehäuft hat. Zweifellos ist dieses auch jederzeit imstande, entscheidend in europäische Verhandlungen einzugreifen; das Kreditbedürfnis zum mindesten aller kontinentalen Staaten Europas ist so enorm, daß allein an diesem Hebel die Welt von Amerika bewegt werden kann. Deutschland hat ein sehr großes Interesse an freundschaftlichen Beziehungen zu Amerika. Nicht nur weil unser Wiederaufbau garantiert wäre, wenn es gelänge, eine unmittelbare Verbindung zwischen unserer industriellen Organisation und dem amerikanischen Kapital zu schaffen; auch in Hinblick auf die großen Ostfragen, die Wiederherstellung Rußlands und das Spiel der politischen Kräfte, das sich auf diesem Boden entfalten wird, ist deutsch-amerikanische Verständigung von äußerster Wichtigkeit. Dagegen hat Deutschland gar kein Interesse daran, sich in englisch-amerikanische Streitigkeiten zu mischen, wie sie jetzt in der Presse beider Länder Ausdruck finden, in den Debatten über Konkurrenz beider Völker in Finanz, Schiffbau, Handelsflotte und Kriegsflotte. Im Gegenteil wünschen wir, daß es den verantwortlichen Leitern beider großen Mächte gelingen möge, zu einer Verständigung zu kommen, die zwischen Deutschland und England seinerzeit leider gescheitert ist, was den Krieg zur Folge hatte. Ganz unsinnig scheint der Gedanke, bei einer englisch-amerikanischen kriegerischen Auseinandersetzung profitieren zu können. Als Partner Amerikas würden wir wiederum schutzlos einem europäischen Ringe von Feinden preisgegeben sein, als Partner Englands würden wir den Schlußstein in das stolze Gebäude der englischen Weltmacht einschlagen helfen. Die Zukunft sollte in einer Verständigung gerade dieser Mächte liegen, und deutsche Politik sollte es sein, Amerika einen aufrichtigen Beweis guten Willens zu geben, nach unseren bescheidenen Kräften von heute es in der friedlichen Sicherung seiner Position zu unterstützen.

26. 1. 1921. Walther Schotte.

Hinweise und Anzeigen

Adelheid von Schorn: Zwei Menschenalter. Erinnerungen und Briefe aus Weimar und Rom. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Das neue bereits in 3. Auflage vorliegende Buch gehört längst zum „eisernen Bestand“ der deutschen Memoirenliteratur, ist es doch das klassische Werk über Weimars nachklassische Zeit. Die zweite Blüte der thüringischen Residenz unter Carl Alexander hat durch Adelheid von Schorn, die mitten in dem buntbewegten, ungemein regen Kunstleben stand, und alles mitgenießen durfte, an deren Haus keiner der dauernd oder vorübergehend in Weimar anwesenden Meister vorüberging, eine umfassende Darstellung gefunden. „Was ist doch alles an der Tochter des früh verstorbenen Kunsthistorikers Ludwig von Schorn vorübergewandert!“ sagt Friedrich Lienhard in seiner schönen, Wesen und Art der alten Freundin „Tante Adelheid“ treu und liebevoll nachzeichnenden Vorrede zu der neuen Auflage. „Neben Liszt mit seinen glänzenden Konzerten und Aufführungen, sonderlich Wagners, ein Cornelius, Lassen, Raff, Bülow, Bronsart, Bruckner, Klindworth — man weiß kaum, wo aufhören, wenn man sich nur allein die musikalische Welt vorstellt, die um Adelheid von Schorn lebendig war! Und von Auerbach oder Bechstein bis hinüber zu Wildenbruch, Voß und Hans Olde (und Lienhard, fügen wir hinzu) sehen wir eine Fülle von Dichtern, Schriftstellern und Malern bei ihrer Mutter oder in ihrem eigenen Salon verkehren — wenn das etwas tönende Wort „Salon“ überhaupt in diese stille und gesammelte Welt paßt.“ Eine wundervolle, vorbildliche Geselligkeit wurde in diesen mit Zeichen der Freundschaft erlesener Menschen geschmückten Räumen gepflegt, so recht zusammenstimmend mit dem Geist Weimars. Und all die vielen Besucher sind nun auch bei uns zu Gast, da Adelheid von Schorn sie uns in lebensvoller Erzählung vor die Seele zaubert. — Die würdige Ausstattung des Buches, dem 18 Abbildungen beigegeben sind, verdient besonders Lob. H. A.

„Ein deutscher Offizier im Kriege“, Tagebuch von Max Franz Hahn. Verlagsanstalt Arthur Collignon, Berlin.

Keine prunkenden Worte, sondern einfaches Schildern des persönlich Erlebten. Jedes Ding wird mit seinem rechten Namen genannt, Leistung und Versagen nicht übertrieben oder beschönigt. Der Rahmen ist nur eng und umfaßt doch ein Leben, das das Schicksal Tausender war. Man sollte das Buch lesen. C. F.

Oskar Bernmann, „Die Agrarfrage in Estland“. Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Oskar Bernmann, allem Anschein nach ein vorzüglicher Kenner der agrarpolitischen Entwicklung und der heutigen Lage Estlands, schildert in seinem Buch die historische Entwicklung der Agrarfrage der jetzigen Republik Eesti und die durch das radikal-sozialistische Agrargesetz geschaffene Lage. In Estland hat man seit anderthalb Jahren mit den Sozialisierungsexperimenten begonnen und diese auf landwirtschaftlichem Gebiet mit äußerster Konsequenz durchgeführt. Das Resultat ist, wie Bern-

mann zeigt, ein erschreckender Rückgang in der Produktion und ein Verfall der landwirtschaftlichen Großbetriebe. Auf die wirtschaftliche Lage Estlands, das in erster Linie ein Agrarstaat ist, hat diese Agrarpolitik vernichtend gewirkt. Die Arbeit, die sich auf reichhaltiges offizielles Material stützt, ist für jeden, der sich für Ostfragen, für Sozialisierung und Agrarpolitik interessiert, von zweifellosem Wert.

B. v. Ue.

Bei der Redaktion eingegangene Bücher und Schriften:

(Hinweis oder Besprechung behält sich die Schriftleitung vor).

Kleinwächter, Friedr. v. — Lehrbuch der Nationalökonomie. 3. Auflage. Geh. 36 M., geb. 44 M. Leipzig 1921. C. L. Hirschfeld.

Knigge, Adolph Frh. von. — Die Reise nach Braunschweig. Geh. 14 M., geb. 17 M. Essen 1920. W. Girardet.

Kohl, Ludwig. — Das Ziel des Lebens. Br. 16 M., geb. 21 M. München 1921. Georg Müller.

Koser, Reinhold. — Zur preußischen und deutschen Geschichte. Aufsätze und Vorträge. Geh. 28 M., geb. 40 M. Stuttgart J. G. Cottasche Buchhdlg.

Laubert, Manfred. — Die preußische Polenpolitik von 1772—1914. Berlin 1920. Preußische Verlagsanstalt.

Lienhard, Friedrich. — Das klassische Weimar. Geb. 5 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Lienhard, F. — Einführung in Goethes Faust. Geb. 5 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Liffauer, Ernst. — Gloria Anton Bruckners. Stuttgart 1921. Geb. 15 M. Wilh. Meyer-Jlschen.

Litt, Th. — Berufsstudium und Allgemeinbildung auf der Universität. Geh. 3 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Ludwig, Emil. — Goethe. Geschichte eines Menschen. II. Bd geh. 20 M., geb. 32 M. III. Bd. geh. 26 M., geb. 38 M. Stuttgart 1920. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Maaß, Harry. — Die Pflanze im Landschaftsbilde. Geh. 6 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Madsera, Wolfgang. — Der Minne Sang und Sehnen. 35 Minnelieder alten Sängen nachgedichtet. Wien. Berlin. Wiener Literar. Anstalt.

Mausbach, Joseph. — Aus katholischer Ideenwelt. Geh. 36 M., geb. 40 M. Münster 1921. Aschendorffsche Buchhandlung.

Mayne, Harry. — Immermann. Geb. 60 M. München 1921. Oskar Beck.

Meißner, Bruno. — Babylonien und Assyrien. 48 M. Heidelberg 1920. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Mentz, Ferd. — Ortsnamenkunde. Geh. 4 M., Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Morre, George. — Muslin. Bd. I und II. Leipzig 1920. Bernh. Tauchnitz.

Müller, Adam. — Zwölf Reden über die Beredsamkeit. München 1920. Drei Masken Verlag.

Nicklisch, H. — Der Weg aufwärts. Geh. 20 M., geb. 25 M. Stuttgart 1920, Carl Ernst Poeschel Verlag.

Niemeyer, Th. — Die völkerrechtlichen Urkunden des Weltkrieges. München 1920. Duncker & Humblot.

Pieper, August. — Gemeinschaftsgeist im Wiederaufbau. 2.20 M. Freiburg i. Br. Herder & Co.

Rakos, Franz. — Revolutionäre Gerichtsbarkeit. Wien 1920. Verlag der Arbeiter, Buchhandlung.

Ratzel, Friedrich. — Deutschland. 4. Auflage. Berlin 1920. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Romains, Jules. — Donogoo-Tonka. Geh. 8.80 M. geb. 11.50 M. München 1920. Der Neue Merkur.

Rommel, Friedr. — Die Verfassung des Deutschen Reiches. — Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Seidel, Willy. — Der Buschhahn. Geh. 10 M., in Pappband 18 M. Leipzig 1920. Insel-Verlag.

Soederblom, Nathan. — Einführung in die Religionsgeschichte. Geb. 5 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Solf. — Afrika für Europa. Neumünster 1920. Th. Dittmann Verlag.

Scharrelmann, Wilhelm. — Jesus der Jüngling. Geb. 11 M., geb. 18 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Scharrelmann, Wilhelm. — Die Fahrt ins Leben. geh. 9 M., geb. 15 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Scharrelmann, Wilhelm. — Piddl. Hundertmark. Geb. 14 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

—„— Schweigende Liebe. Ein Liebesalmanach. 212 Seiten. Geb. 18 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Schiemann, Th. — Deutschlands und Kaiser Wilhelm II. angebliche Schuld am Ausbruch des Weltkrieges. Geh. 3 M. Berlin 1921. Vereinigung wissenschaftlicher Verleger.

Schmidt-Leonhardt, Hans. — Das zweite Proletariat. Geh. 4 M. Leipzig 1920. Theodor Weicher.

Schneider, Paul. — Lebensglaube eines Arztes. Geh. 22 M., geb. 35 M. Leipzig 1921. S. Hirzel.

Schröer, Gustav. — Die Leute aus dem Dreifatale. Geh. 16 M., geb. 24 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Schumacher, Fritz. — Vom Baume der Erkenntnis. Geb. 18 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Statistisches Jahrbuch für den Preußischen Staat, herausgegeben vom Preußischen Statistischen Landesamt. Berlin 1920. Selbstverlag.

Steinhausen, Georg. — Die deutsche Kultur vom 18. Jahrhundert bis zum Weltkrieg. Geb. 24 M. Leipzig 1920. Bibliographisches Institut.

Stern, Alfred. — Geschichte Europas von 1848 bis 1871. Stuttgart 1920. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Storm, Th. — Ein grünes Blatt. Geb. 1.50 M. Leipzig 1920. Ph. Reclam.

—„— Ein Fest auf Hadersleyhuus. Geb. 1.50 M. Leipzig 1920. Ph. Reclam.

—„— Märchen und Spukgeschichten. Herausg. von Walther Herrmann. 182 S. Geh. 3 M. Ph. Reclam.

Voigt, A. — Wasservogelleben. Geb. 5 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Waetzoldt, W. — Kunstschulreform. Geh. 10 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Warda, Arthur. — Briefe an und von Johann George Scheffner. Geb. 9 M. München 1920. Duncker & Humblot.

Wiedemann, A. — Das Alte Aegypten. 30 M. Heidelberg 1920. Carl Winters Universitätsbuchhandlung.

Wünsch, L. Georg. — Die Bergpredigt bei Luther. Geh. 14 M. Tübingen 1920. J. C. B. Mohr Verlag.

Wygodzinski, W. — Einführung in die Volkswirtschaftslehre. 4. Aufl. Geb. 5 M. Leipzig 1920. Quelle & Meyer.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.

Die strategische Grundfrage des Weltkrieges

Mit Benutzung ungedruckter Aktenstücke

von Hans Delbrück

Der Ausgangspunkt aller strategischen Betrachtungen über den Weltkrieg ist der Plan des Grafen Schlieffen. Er soll darin bestanden haben, daß die deutsche Armee sich gegen die Russen zunächst defensiv verhielt und mit möglichst gesammelter Kraft die Franzosen anfiel; da deren Front gegen Deutschland zu kurz und zu stark befestigt war, so sollten sie durch Belgien umgangen werden; um diese Umfassung so wirksam wie möglich zu machen, sollte unser linker Flügel im Elsaß nur schwach, der rechte aber, der die Umfassung auszuführen hatte, möglichst stark gemacht werden. „Macht mir nur den rechten Flügel stark" soll der Graf Schlieffen noch in seinen Todesphantasien gerufen haben.

Streitfrage ist, ob wir gescheitert sind, weil dieser Plan nicht seiner Anlage und seinem Geiste nach richtig ausgeführt wurde, oder weil er von vornherein nicht richtig gedacht war. Tirpitz wirft unserm Generalstab sein „absolutes Vertrauen in das Siegesrezept des toten Schlieffen" vor. Andere beklagen umgekehrt, daß der Nachfolger sich an Schlieffens Geiste versündigt habe, indem er seine geniale Idee verdarb.*)

Ich bin durch die Vergleichung der verschiedenen Publikationen und der Generalstabsakten zu der Ansicht gekommen, daß der ebenso berühmte wie angefochtene Schlieffensche Plan, praktisch gesprochen, gar nicht existiert hat. Was Schlieffen hinterlassen hat, war auf 1914 angewandt eine Idee, aber kein Plan.

Schlieffens Plan eines Vormarsches durch Belgien und der Umfassung des feindlichen linken Flügels stammte aus dem Jahre 1905 und hatte zur Voraussetzung daß Rußland, das damals infolge der mandschurischen Niederlage und der Revolution in Anarchie aufgelöst erschien, militärisch sehr wenig leistungsfähig sei. Schlieffen war sich ganz klar darüber, daß, wie groß auch immer unser Sieg in Frankreich sein würde, wir dennoch nicht imstande sein würden, die Armee dort weg-

*) Der Marnefeldzug 1914 von H. von Kuhl, General der Infanterie a. D., Dr. phil., 1914 Chef des Generalstabes der 1. Armee. Mit 2 Karten und 18 Skizzen im Text. Berlin 1921. Verlag E. S. Mittler & Sohn.

Graf Schlieffen und der Weltkrieg. Erster Teil. Die Deutsche Westoffensive 1914 bis zur Marneschlacht von Wolfgang Förster, Oberstleutnant a. D. im Kriege, zuletzt Chef des Generalstabes des Generalkommandos z. b. V. Nr. 66. Mit 2 Karten. Berlin 1921. Im gleichen Verlage.

zunehmen und gegen die Russen zu führen; er weist darauf hin, daß selbst nach einem so absoluten Erfolg, wie 1870 bei Sedan, die deutsche Armee nicht frei geworden wäre; wir würden tatsächlich nicht imstande gewesen sein, auch nur einen einzigen Mann für die Fortsetzung des Krieges in Frankreich zu entbehren. Schlieffen will deshalb von vornherein auch eine Armee gegen die Russen aufstellen: aber wie groß soll diese Armee sein? Schlieffen meinte, mit etwa 6 Armeekorps auskommen zu können. Sechs Armeekorps!

Das läßt sich hören für das Jahr 1906, geht aber nicht mehr für das Jahr 1914, wo Rußland mit erstaunlicher Verjüngungskraft sein gewaltiges Kriegswesen wieder vollständig aufgebaut hatte. Im Sommer 1914 betrug die Kriegsstärke der vereinigten Mittelmächte $3^1/_2$ Millionen, der vereinigten Gegner 6 200 000 Mann, wovon fast $3^1/_2$ Millionen Russen.*) Wie sollten die Oesterreicher mit knapp $1^1/_2$ Millionen diesen $3^1/_2$ Millionen, wozu noch gegen 300 000 Serben kamen, widerstehen, wenn wir an der Ostgrenze nur 6 Armeekorps, gleich höchstens 240 000 Mann aufstellten?

Man könnte sich darauf berufen, daß ja Hindenburg tatsächlich mit etwa 6 Armeekorps**) eine russische Armee bei Tannenberg geschlagen und dadurch ihre ganze Nordfront zurückgeworfen hat. Aber das brachte doch nur eine momentane und lokale Hilfe. Die Oesterreicher verloren gleich darauf die Schlacht von Lemberg und Galizien; Divisionen über Divisionen mußten der Westfront entzogen und der Ostfront zugeführt werden; die Westarmee wurde für ihre Aufgabe zu schwach.

Auch Graf Schlieffen hat sich der Abwandlung der Verhältnisse, die sich noch zu seinen Lebzeiten vollzog, nicht entziehen können, und hat auch, obgleich seit 1906 nicht mehr im Dienst, weiter über das große Problem nachgedacht. Noch im Dezember 1912 hat er Betrachtungen niedergeschrieben, die die verschiedensten Möglichkeiten, namentlich auch neben der Umfassung einen Durchbruch durch die französische Front in Aussicht nehmen. Die ganze feindliche Front soll gleichzeitig angegriffen werden. Die deutsche Front soll mit dem rechten Flügel bis ans Meer reichen. Wie man auch die Einzelheiten beurteile, auch Oberstleutnant Förster, der die Aufzeichnung publiziert, fügt hinzu, daß die zahlenmäßige Stärke der deutschen Armee für eine so gewaltige Operation natürlich nicht ausge-

*) Nach Kuhl S. 7. Graf Montgelas hat vor dem parlamentarischen Untersuchungsausschuß berechnet 135 deutsche und österreichische Infanterie-Divisionen gegen 215 feindliche, die einen erheblich höheren Mannschaftsbestand hatten als die unsrigen. Für England sind dabei nur 6 Divisionen angesetzt.

**) Dabei sind schon die Truppen, die zur Schlacht bei Tannenberg noch herangezogen wurden, eingerechnet; ohne diese waren es nur 10 Divisionen.

reicht hätte, und dabei ist die Hauptfrage, wie wir uns der Uebermacht der Russen erwehren, und ob die Operation in Frankreich schnell genug durchgeführt werden konnte, um einen Teil der Armee nach Osten hinüberzuführen, gar nicht einmal erwähnt.

Die Schlieffenschen Ideen, sowohl von 1912 wie von 1905, sind also vom Standpunkt des Weltkrieges von 1914 tatsächlich nichts weiter als Ideen, die wohl anregen, aber keine Pläne, die besser oder schlechter ausgeführt werden konnten.

Moltke ist denn auch tatsächlich 1914 mit einem wesentlich abweichenden Grundplan ins Feld gegangen. Zwar den Durchmarsch durch Belgien und die Umfassung des feindlichen linken Flügels behielt er bei, wollte aber nicht die Ausdehnung unserer Front bis ans Meer, sondern hoffte, daß die Franzosen sich verlocken lassen würden zu einer Offensive nach Lothringen hinein; dann sollten sie hier durch kurzes Einschwenken von rechts und links umfaßt und geschlagen werden. Dieser Gedanke erscheint zuerst in der Aufmarschanweisung für das Jahr 1909/10; als sein geistiger Vater gilt der Oberst Ludendorff, der am 10. April 1908 Chef der Aufmarschabteilung geworden war. Der linke Flügel (die VII. Armee) wird verstärkt, und während Graf Schlieffen das ganze Elsaß südlich von Straßburg hatte preisgeben wollen, wird jetzt beschlossen, das Land gegen einen französischen Einfall zu decken und zu diesem Zweck zwei Armeekorps am Oberrhein aufzustellen. Die VII. Armee, heißt es in der Aufmarschanweisung, ist zunächst am Rhein zurückgehalten, bereit, auf dem linken Flügel der VI. Armee (in Lothringen) einzugreifen oder auf einen anderen Kriegsschauplatz abbefördert zu werden. In den nächsten Jahren wird dieser Gedanke immer weiter ausgebildet. Die VII. Armee erhält noch weitere Verstärkungen, und für den Fall, daß die Franzosen nicht zu dem erwarteten Angriff in Lothringen vorgehen, sollen die VI. und VII. Armee selber die Offensive ergreifen „um durch Vorgehen gegen die Mosel und Meurthe den Gegner zu täuschen und ihn am Abtransport seiner Kräfte nach dem linken Flügel zu hindern". Im nächsten Jahr erscheint dieser Angriffsgedanke abermals verstärkt durch die Instruktion, das Fort Manonvillers zu nehmen, wofür Angriffsmittel bereitgestellt werden. Das Ergebnis ist also, daß nicht mehr, wie Graf Schlieffen beabsichtigt hatte, alle Kraft in den rechten Flügel gelegt, sondern die Truppen ziemlich gleichmäßig über die ganze Front verteilt wurden. Erst nach dem erwarteten Siege in Lothringen sollten hinter unserer Front weg Kräfte vom linken Flügel auf den rechten gezogen werden. Zu diesem Zweck wurde ein großer Eisenbahnapparat bereitgestellt.

Man hat diesem Plan vorgeworfen, daß er zu kompliziert gewesen sei; daß er zwei Zwecke zugleich verfolgte, den Sieg in Lothringen und die Umfassung mit dem rechten Flügel durch

Belgien; die Deckung des südlichen Elsaß und Badens erscheint kleinlich, da sie der großen taktischen Entscheidung mehrere Armeekorps entzog. Aber mir scheint, es läßt sich zur Verteidigung des Entwurfs doch wohl einiges sagen. Generalleutnant Tappen hat ihn damit erklärt, daß mehr Armeekorps als tatsächlich geschehen auf dem rechten Flügel gar nicht unterzubringen gewesen seien. Kuhl wendet dagegen ein, daß die überschüssigen Korps als tiefe Staffelung hätten folgen können. Wiederum war möglich, daß der Vormarsch durch Belgien in der Enge zwischen Antwerpen und Namur zum Stocken kam, während die Franzosen in Lothringen eine mächtige Offensive unternahmen; dann wäre die übermäßige Stärke des rechten Flügels als ein Fehler erschienen. Die beiden Korps am Oberrhein aber deckten nicht nur das Land, sondern, wenn es wirklich zu der großen Schlacht in Lothringen kam, auch die Flanke der dort kämpfenden Armeen, und war es denn so sicher, daß die Voraussetzung der großen Schwenkung des Nordflügels, der Handstreich auf Lüttich gelang?

General v. Stein, der Generalquartiermeister, schreibt in seinen „Erlebnissen“ doch gewiß mit Recht: „Im Westen bot der Aufmarsch noch keine Gewähr für eine bestimmte Operation. Der Feind konnte uns zuvorkommen; sein Bahnnetz ließ es möglich erscheinen.“ Der Gang eines Feldzugs nach dem ersten Aufmarsch ist eben, wie der Feldmarschall Moltke wiederholt ausgeführt hat, immer unberechenbar. Schließlich scheint es mir aber auch nicht unmöglich, daß der Ludendorffsche Plan mit der Abwandelung der Verhältnisse im Osten zusammenhängt. Weder die Generalstabsakten noch Aussagen der Beteiligten bekunden darüber etwas, aber aus dem Lauf der Ereignisse selbst möchte sich etwas schließen lassen. Das eigentliche strategische Problem lag ja nicht nur in der Besiegung der Franzosen, sondern darin, ob dieser Sieg schnell und groß genug sein würde, um rechtzeitig mit genügenden Kräften umkehren zu können gegen die Russen. Man mag sich also vorgestellt haben, daß, wenn der Plan auch auf unsicheren Voraussetzungen beruhte und kompliziert war, er doch dafür die Chance eines schnelleren und sehr viel größeren Sieges bot.

Am 21. August trat der Generaloberst von Moltke mit leuchtenden Augen unter die Offiziere seines Stabes und teilte ihnen mit, der große Sieg in Lothringen sei erfochten. Es wurde beschlossen, nicht weniger als sechs Armeekorps nach dem Osten hinüberzuschicken.

Sehr schnell aber änderte sich das Bild. Der Sieg in Lothringen erwies sich als ein nur mäßiger Erfolg; zwar einige französische Korps wurden zerschmettert, aber das Gros hielt sich. Statt der sechs Armeekorps konnten wir nur zwei nach dem Osten senden, aber schon der Ausfall dieser beiden Korps schwächte unsern rechten Flügel so sehr, daß die geplante

Umfassung scheiterte und wir an der Marne wieder zurückmußten; die beabsichtigte Verstärkung des rechten Flügels vom linken aus um die Front herum (VII. Armee) kam zu spät.

General v. Kuhl nun in seinem jüngsten Buch über den Marnefeldzug legt dar, daß wir trotz allem diesen Feldzug hätten gewinnen können, wenn nicht sowohl von der Obersten Heeresleitung wie von einzelnen Armeeführern gewisse Fehler gemacht worden wären. Mit diesen Fehlern hat sich die Kritik schon lange beschäftigt. Wer war der Schuldige? Kriegsgeschichtlich ist diese Untersuchung natürlich von wesentlichem Interesse. Weltgeschichtlich aber ist es kaum nötig, darüber eine Entscheidung zu treffen. Was trägt es aus, ob der Schuldige Moltke oder Hentsch oder Bülow hieß? Kuhl beweist in seinem Buche, daß wir einen vollen Erfolg davongetragen haben würden, wenn der Generaloberst von Bülow nicht im Hinblick auf die Lücke, die zwischen ihm und Kluck entstanden war, ohne wirkliche Nötigung zurückgegangen wäre. Es mag sein, daß er recht hat. Es wird schon so sein, daß auch schon früher und auch an andern Stellen Fehler gemacht und glückliche Gelegenheiten nicht benutzt worden sind. Aber eine fehlerlose Kriegführung gibt es nicht. Auch Friedrich und Napoleon, Gneisenau und Moltke haben Fehler genug gemacht. In dem Feldzuge von 1815 standen sich die drei größten Feldherren der Epoche, Napoleon, Wellington und Gneisenau gegenüber. Der sehr bedeutende englische Feldmarschall Wolseley hat einmal ein Buch geschrieben, worin er nachweist, wie alle drei immer einen Fehler über den andern gemacht und sich als recht mäßige Führer erwiesen hätten. Es ist, namentlich von Charras, einleuchtend nachgewiesen worden, daß Napoleon hätte siegen können, wenn er am 15. Juni eine Meile weiter marschiert wäre; wenn am 16. sein Korps Erlon entweder bei Ligny oder bei Quatrebras eingegriffen hätte, statt zwischen den beiden Schlachtfeldern hin und her zu marschieren, wenn am 17. die Franzosen von Ligny einige Stunden früher aufgebrochen wären; wenn sie am 18. bei Belle-Alliance einige Stunden früher angegriffen hätten. Alles das ist völlig wahr und beweist doch gar nichts. Dann wenn man Napoleon so operieren läßt, wie es hinterher die wohlweise Kritik als das Richtige hinstellt, so muß man dasselbe Prinzip auch auf die Gegenseite anwenden, und wie wäre das Ergebnis dann geworden? Wenn das Korps Bülow bei Ligny und das Gros der Wellingtonschen Armee bei Quatrebras rechtzeitig eingetroffen wären? Daß Napoleon mit seinen 128000 Mann gegen 124000 Preußen und 96000 Verbündete dem Siege so nahe kam, wie er es tatsächlich erreicht hat, ist eine strategische Leistung, die trotz der schließlichen Niederlage von nichts in der Weltgeschichte übertroffen wird. Gerade in meiner Biographie seines genialsten Gegners und eigentlichen Ueberwinders Gneisenau konnte und mußte ich das

nachweisen. Im Kriege siegt nicht der, der keinen Fehler macht, sondern der, der einen Fehler weniger macht als der Gegner. Die Berechnung, daß wir an der Marne hätten siegen können, wenn kein Fehler gemacht worden wäre, ist also, so interessant sie vom Standpunkt der Kritik sein mag, doch unter höherem Gesichtspunkt abzulehnen. Wenn unser Kriegsplan richtig war, mußten wir siegen können, selbst dann, wenn Fehler, und sogar erhebliche Fehler vorkamen. Natürlich hat das seine Grenzen. Die Fehler dürfen nicht gar zu viel schlimmer sein, als sie der Gegner auch macht. Waren denn aber die Fehler, sei es der Obersten Heeresleitung, sei es der einzelnen Armeeführer so unerhört groß? Der Befehlsapparat der Obersten Heeresleitung, sagt man, funktionierte mangelhaft; man hätte Heeresgruppen bilden müssen. Ganz richtig, aber nicht unnatürlich, da die Erfahrung in der Lenkung so unerhörter Massen ja noch fehlte. Die beiden Armeekorps wurden zu früh nach dem Osten gesandt. Ganz richtig. Aber man glaubte, den Sieg im Westen bereits sicher zu haben. Der Generaloberst v. Bülow hat unter dem Einfluß des von der Obersten Heeresleitung entsandten Oberstleutnant Hentsch, eines besonderen Vertrauensmannes Moltkes, den Rückzug angetreten, ohne daß es unbedingt notwendig war. Mag sein. Aber das Armeekommando hatte den Eindruck, daß seine Armee (die zweite) „zur Schlacke" geworden sei und vor einer Katastrophe bewahrt werden müsse. Wer will so sicher sagen, daß die Katastrophe nicht eingetreten wäre? Jedenfalls war dieser Rückzug nicht entfernt zu vergleichen mit dem Rückzug des ersten Armeekorps unter dem General v. Bonin bei Trautenau am 27. Juni 1866, wo die Preußen davoneilten, obgleich viele Truppenteile noch gar nicht gefochten hatten und die Verluste der Oesterreicher dreimal so groß gewesen waren als die preußischen. Prinz Friedrich Karl wagte einige Tage lang nicht in Böhmen einzurücken und dem Kronprinzen zu Hilfe zu kommen, obgleich seinen drei Armeekorps nur drei Husarenschwadronen gegenüberstanden. Nicht entfernt so grobe Versager und Fehler sind der deutschen Armee im August und September 1914 nachgewiesen worden. Aber 1866 siegten wir trotz aller Fehler, weil die innere Ueberlegenheit der preußischen Truppen über die österreichische und der geniale Grundplan Moltkes (das Größte, was er gemacht hat) alle Fehler ausglich. Den Marne-Feldzug verloren wir, weil bei dem Kräfteverhältnis schon mäßige Friktionen und Unzulänglichkeiten in unserer Führung dem Feinde das Uebergewicht geben mußten. Wir waren also zu schwach. Die Franzosen allein hatten ebensoviel Divisionen im Felde wie wir (79), und dazu kamen noch sechs belgische und sechs englische. Die sechs Ersatz-Divisionen, die wir noch heranholten, konnten nur das Gleichgewicht herstellen, uns aber kein Uebergewicht geben. Wenn man feststellt, daß wir dem Siege ganz nahe gewesen

sind, so beweist das noch nicht, daß wir stark genug waren, sondern kann auch heißen und heißt in diesem Fall, daß die Fehler des Gegners uns trotz unserer Schwäche so weit kommen ließen. Die Franzosen wurden durch unser Vorgehen überrascht; sie hatten zwar erwartet, daß wir durch Belgien kommen, aber nicht, daß wir so weit ausholen würden, wie wir es getan haben. Sie hatten nicht damit gerechnet, daß wir unsere Reservekorps mit in die erste Linie einstellen würden. Trotz des ungeheuren Vorteils, den wir damit gewannen, indem wir auf diese Weise den französischen Operationsplan völlig über den Haufen warfen, scheiterten wir schließlich dennoch, weil unsere Kräfte nicht ausreichten. Der Kriegsplan war also falsch. Der ursprüngliche Schlieffensche Plan von 1905 hätte — darin ist Kuhl und Förster sicher zuzustimmen —, so wie sie Dinge gelaufen sind, größere Chancen des Erfolges gehabt als die Moltkesche Umformung, aber die Feststellung, die schon Schlieffen selber gemacht hatte, daß nämlich auch nach erfochtenem Siege wir nicht schnell genug mit genügender Kraft gegen die Russen umkehren konnten, bleibt bestehen. Hiergegen war von 1905 bis 1914 ein Heilmittel nicht gefunden worden.

Jetzt verstehen wir, weshalb der Generaloberst v. Moltke so ungern und zögernd den Entschluß zum Kriege fand; weshalb der Kaiser am 30. Juli, zwei Tage vor unserer Mobilmachung jene verzweifelte Randbemerkung niederschrieb, daß wir „zugrunde gehen" und uns „verbluten" müßten; weshalb Tirpitz in seinen „Erinnerungen" schreiben konnte, daß die Reichsleitung schon deshalb unmöglich den Krieg gewollt haben könne, weil sie von Anfang an überzeugt gewesen sei, daß wir nicht siegen würden.

Die Frage ist, ob ein anderer Operationsplan möglich war. Auch Napoleon konnte 1815 gegen die ungeheure Uebermacht Blüchers und Wellingtons unmöglich siegen; dennoch tadelt ihn die militärische Kritik nicht, daß er die heroische Herausforderung des Schicksals wagte, weil dieser Versuch unter allen Möglichkeiten immer noch der war, der die größte Chance bot. Hätte der französische Kaiser abgewartet, bis auch noch die Russen und Oesterreicher kamen, so hätte er vielleicht ohne Kampf die Waffen strecken müssen. Lagen die Dinge 1914 etwa ähnlich? Unsere militärischen Kritiker Kuhl, Foerster, Müller-Löbnitz, der ungenannte „Generalstäbler", sind darin einig, daß die Idee, zunächst einmal die westlichen Gegner anzugreifen und zu schlagen, die selbstverständlich richtige war. „Der Grundgedanke, daß die Vernichtung des feindlichen Heeres das Ziel der deutschen Operation sein mußte, ist unbestreitbar, und bedarf keiner Erörterung", schreibt Foerster (S. 18). „Der westliche Gegner mußte zerschmettert werden, ehe die russische Dampfwalze sich herangewälzt hatte", schreibt der Generalstäbler (S. 78). Ich habe dem gegenüber auf Friedrich den Großen hingewiesen, der eben-

falls im Siebenjährigen Kriege einer sehr überlegenen Koalition gegenüberstand und dennoch 1756 nicht darauf ausging, den nächstliegenden Feind, also Oesterreich, niederzuwerfen, ehe die andern herankommen konnten, sondern sich im ersten Jahr damit begnügte, die kleine sächsische Armee gefangenzunehmen und von Sachsen Besitz zu ergreifen. Selbst im zweiten schlesischen Krieg, wo er zunächst gar keinen Feind im freien Felde vor sich hatte, ist er wohl einige Märsche tiefer in Böhmen eingedrungen, hat sich aber sehr wohl gehütet, einen Vernichtungsfeldzug in der Art, wie es Napoleon später tat, zu unternehmen.*) Daß es einmal drauf und dran schien, daß er die halbe österreichische Armee in Prag gefangen nahm, 1757, war nicht von ihm vorgesehn, sondern ein Zufallsergebnis und eine Tücke des Schicksals, wie Clausewitz gesagt hat, da die Einschließung von Prag sich als eine Ueberspannung erwies, die zu dem Zusammenbruch von Kollin führte. Friedrich hatte auch ursprünglich gar keine Offensive für das Jahr 1757 geplant, sondern wollte den Feind in Sachsen erwarten, um ihn erst anzugreifen, sobald er sich seinerseits ihm nähere. Sehen wir also von dem Offensivfeldzug, den er dann doch unternahm und der schließlich bei Kollin scheiterte, ab und halten uns an das Verhalten des Königs im ersten Kriegsjahr und seinen ursprünglichen Plan für das zweite und fragen, ob wir im Weltkrieg nach diesem Muster zu handeln in der Lage gewesen wären. Wobei natürlich die Worte „Muster“ oder „System“ oder „Methode“ nicht im Sinne eines Schemas oder eines Rezepts zu verstehen sind. Die Strategie richtet sich immer nach den Mitteln und Umständen, wie sie einmal gegeben sind; sie ist, um jenes freilich ziemlich inhaltlose Wort des Grafen Moltke zu wiederholen, ein System der Aushilfen. Hat man die Kräfte, den Feind zu vernichten, so tut man es; hat man sie nicht, so muß man sich bescheiden. Das ist alles selbstverständlich. Es handelt sich aber darum, ob wir 1914 so stark waren, daß wir vernünftigerweise die Niederwerfung des Feindes anstreben konnten, wie es Napoleon zu tun pflegte, oder ob wir, wie Friedrich der Große, trotz augenblicklicher günstiger Chancen im Hinblick auf das Kräfteverhältnis im ganzen uns von vornherein mit dem Zer-

*) Kuhl (S. 21) beruft sich umgekehrt darauf, daß Friedrich sich 1744 die Niederwerfung Oesterreichs zum Ziel gesetzt habe. Daran ist soviel richtig, daß Friedrich zwar nicht für das erste, aber für das zweite Jahr des Krieges einmal eine Redewendung über einen Marsch auf Wien, indem sich alle Verbündeten vereinigten, gebraucht hat. Am Schluß des ersten Feldzuges aber wollte er 20 Meilen vor Wien Halt machen und Winterquartiere nehmen. Selbst wenn also jene vereinzelte Redewendung, daß er den Oesterreichern den Fuß auf die Gurgel setzen wolle, mehr gewesen sein sollte, als eine rhetorische Floskel, so hat dieser auf zwei Jahre verteilte Feldzug doch mit moderner Strategie nichts zu tun. Vgl. meine „Geschichte d. Kriegskunst“, Bd. 4 S. 377.

mürbungsgedanken hätten begnügen sollen. Ich habe den Satz aufgestellt, daß das Letztere nicht genügend erwogen worden sei, weil unser Generalstab in mangelhafter Kenntnis der Strategie des großen Königs ausschließlich auf den Niederwerfungsgedanken eingestellt gewesen sei. Er war zu einseitig geschult. General v. Kuhl weist diesen Vorwurf zurück. Hätten wir die Tragweite der Absperrung geahnt, mit der uns die Länge des Krieges bedrohte, so hätte uns das nur in dem Bestreben bestärken müssen, eine möglichst schnelle Entscheidung herbeizuführen (S. 21). Ganz recht, antworte ich, wenn es uns möglich war. Wenn es nun aber nicht möglich war? Wenn wir keine Aussicht hatten, den einen Feind „abzutun", während wir den andern abwehrten? Wenn wir uns schon vor 1914 klargemacht hätten, daß wir dazu zu schwach waren?

General v. Kuhl hat selber keineswegs die Auffassung, daß wenn wir an der Marne siegreich gewesen wären, Frankreich definitiv niedergeworfen gewesen wäre und wir den Weltkrieg gewonnen hätten. Er schreibt (S. 262): „Nach den Augustschlachten hätte ein zweiter Sieg an der Marne, wie die Franzosen zugeben, die größte Tragweite gehabt und auf die Stimmung in Frankreich niederschmetternd gewirkt. Paris und Verdun, die beiden Eckpfeiler der französischen Front, wären voraussichtlich gefallen. Wären wir danach imstande gewesen, die Operationen fortzusetzen? Gewiß nicht sofort und in dem bisherigen Zeitmaß. Wir mußten umgruppieren, die Verbindungen regeln und die Versorgung des Heeres sicherstellen. Dann konnte die Offensive weitergeführt werden." Gut so, soweit uns die Russen dazu Kräfte ließen. Aber nun kommt die Frage, die bei allen solchen Erwägungen so oft ausgelassen wird, und die doch erst die Entscheidung gibt — was wäre dann von der Gegenseite geschehen? Kein Zweifel, daß die Engländer sofort die allgemeine Wehrpflicht eingeführt hätten und die Amerikaner schon damals in den Krieg eingetreten wären. Man weiß jetzt, daß schon im September 1914 drei amerikanische Botschafter, Bacon, Herrick und Sharpe, den Franzosen die amerikanische Hilfe in sichere Aussicht gestellt haben. Denn die Amerikaner wollten zwar nicht gerade, daß Deutschland unterliege, aber sie wollten unter keinen Umständen dulden, daß es siege. Hiergegen hätten sie stets früher oder später die ganze Wucht ihres Hundertmillionenreichs in die Wagschale geworfen. Die Franzosen hätten sich hinter der Loire und noch hinter der Garonne geschlagen, bis die Helfer kamen, oder vielleicht auch einen Frieden geschlossen, wie Preußen in Tilsit, um nach einem Jahr gestützt auf gigantische Heere der Ueberseeer von Neuem anzufangen. Aus dem Napoleonischen Siegeszuge wäre also schließlich doch der Stellungskrieg geworden. Darauf aber kommt es an. Hätten wir einen wirklich genialen, schöpferischen Kopf an der Spitze unseres Generalstabs gehabt, so hätte er schon im

Frieden voraussehen müssen oder wenigstens die Möglichkeit in Betracht ziehen müssen, daß unsere Kräfte für einen Krieg in Napoleonisch-Moltkeschem Stil gegen zwei Fronten, hinter denen immer neue Kräfte auftauchten, nicht ausreichten. Er hätte sich also gesagt: da es napoleonisch nicht möglich ist, muß es friderizianisch gemacht werden. Suchen wir in Anlehnung an die Erscheinungen des Siebenjährigen Krieges eine Vorstellung zu gewinnen, wie sich dann das Kriegsbild gestaltet haben würde; natürlich nicht in dem Sinne eines sozusagen nachträglich entworfenen Kriegsplans, noch weniger in der Meinung, daß Friedrich gerade so und nicht anders gehandelt haben würde, sondern um in einer konkreten Ausgestaltung zu zeigen, daß tatsächlich ein solches Gegenbild möglich ist. Damit erhebe ich selbstverständlich nicht der Anspruch, daß ich vor dem Kriege oder während des Krieges alle diese Dinge schon so klar gesehen hätte wie heute. Mir fehlten ja nicht nur die Unterlagen, die der Generalstab hatte, sondern ich fühle mich auch immer nicht als Militärschriftsteller, sondern nur als Historiker. Das allerdings darf ich behaupten, daß ich aus prinzipiellen Gründen für eine Anfangsoffensive gegen Rußland und nicht gegen Frankreich war, daß ich den Durchmarsch durch Belgien, den Angriff auf Verdun und den unbeschränkten Tauchbootkrieg mit sehr kummervollen Augen angesehen, mich aber öffentlich natürlich sehr vorsichtig ausgesprochen habe. Heute kann die ganz offene historisch-kritische Betrachtung uns in den inneren Kämpfen, die wir zu bestehen haben, nur nützen, in den äußeren nicht mehr schaden.

Die erste Folge des Entschlusses, auf eine schnelle Entscheidung zu verzichten und einen Zermürbungskrieg ins Auge zu fassen, wäre eine weitgehende wirtschaftliche Vorbereitung des Krieges gewesen. Der alte Feldmarschall Moltke hat 1890 geäußert: „Wenn der Krieg, der schon mehr als 10 Jahre lang als ein Damoklesschwert über unsern Häuptern schwebt, wenn dieser Krieg zum Ausbruch kommt, so ist seine Dauer wie sein Ende nicht abzusehen. Es sind die größten Mächte Europas, welche gerüstet wie nie zuvor gegeneinander in den Kampf gehen; keine derselben kann in einem oder in zwei Feldzügen so vollständig niedergeworfen werden, daß sie sich für überwunden erklärte, daß sie auf harte Bedingungen hin Frieden schließen müßte, daß sie sich nicht wieder aufrichten sollte, wenn auch erst nach Jahresfrist, um den Kampf zu erneuern. Es kann ein siebenjähriger, es kann ein dreißigjähriger Krieg werden." Graf Schlieffen war der umgekehrten Auffassung und meinte, lang sich hinschleppende Kriege seien „zu einer Zeit unmöglich, wo die Existenz der Nation auf einen ununterbrochenen Fortgang des Handels und der Industrie begründet ist". Da der Generalstab nunmehr in dieser Auffassung erzogen wurde, sind naturgemäß auch keine Vorbereitungen im entgegengesetzten Sinne getroffen worden.

Des weiteren wäre die Frage, ob man den Vorteil der schnellen Mobilmachung zu einem Offensivstoß nach Osten oder nach Westen verwenden solle, in ein anderes Licht gerückt worden. Man hat sich 1914 für die Offensive gegen Frankreich entschieden, weil die Russen die unbeschränkte Ausweichungsmöglichkeit hatten und deshalb gegen sie keine Entscheidung zu erzielen war. Das war richtig gedacht vom Standpunkt der Niederwerfungsstrategie. Unter dem Gesichtspunkt der Ermattungsstrategie aber wäre es tunlich gewesen, sich mit einem großen Erfolg gegen die vorgeschobenen Teile der Russen in Polen, Litauen, Wolhynien zu begnügen und gegen Frankreich in der Defensive zu bleiben. Dann war der Durchmarsch durch Belgien nicht nötig, und es erscheint gerade nach den jüngsten Veröffentlichungen sehr fraglich, ob es der englischen Regierung gelungen wäre, die öffentliche Meinung ihres Landes überhaupt oder wenigstens so schnell in den Weltkrieg hineinzureißen. Eben erst hat Cambon, damals französischer Botschafter in London, seine Erinnerungen aus den ersten Augusttagen 1914 veröffentlicht, welche die Aussage des russischen Botschafters Benkendorff bestätigen, daß es nämlich bis zur Nachricht von unserem Einrücken in Belgien durchaus zweifelhaft war, ob sich nicht die öffentliche Meinung in England für die Neutralität entscheiden werde. Cambon war in voller Verzweiflung über die Haltung Sir Edward Greys und seine matte Rede im Unterhaus.

Angenommen aber, der Kaiser und seine Berater hätten den Durchmarsch durch Belgien auf alle Fälle für unvermeidlich gehalten, und der Krieg wäre so eingeleitet worden, wie es 1914 tatsächlich geschehen ist, so hätte sich doch die Durchführung wesentlich anders gestaltet. Im August 1914 war all unser Tun darauf gerichtet, den vereinigten französisch-belgisch-englischen Armeen eine schlechthin vernichtende Niederlage beizubringen. Das ging über unsere Kräfte und wir sind dabei gescheitert. Verzichteten wir aber von vornherein auf eine solche Entscheidung, so unterblieb nicht nur der vergebliche Ansturm bei Nancy mit seinen schweren Verlusten, sondern auch die Umgehung auf dem andern Flügel über die Marne, und wir hätten uns statt dessen mit der Besetzung der Kanalküste, etwa bis zur Sommemündung, begnügt. Dieser Erfolg war uns vollständig gesichert; Dünkirchen, Calais, Boulogne, Abbeville, wären in unserer Hand geblieben und hätten uns nicht wieder entrissen werden können, da unsere Verteidigungslinie dann kürzer und stärker gewesen wäre, als sie es nachher wurde, und wir einen großen Teil der schweren Verluste gespart hätten. Wir hätten dann ganz nach dem Muster Friedrichs gehandelt, der im ersten Feldzug des Siebenjährigen Krieges auf den ihm in sicherer Aussicht stehenden Sieg über das österreichische Feldheer verzichtete (Lowositz war nur ein unausgeschlagenes Gefecht mit Teilkräften),

um sich durch die Besitznahme Sachsens für den weiteren Krieg möglichst stark und breit zu basieren. General v. Kuhl hat freilich gemeint, wir hätten die Kanalküste nicht behaupten können, wenn wir nicht das französisch-englische Heer schlugen. „Siegten wir, so fiel uns die Kanalküste von selbst zu. Wurden wir geschlagen, verloren wir sie, auch wenn wir sie vorher besetzt hatten. Es wäre ein Fehler gewesen, das Heer vor der Entscheidung durch Entsendung an die Küste zu schwächen." (Tag v. 11. 12. 20.) Diese Argumentation ist wieder unanfechtbar unter dem Gesichtspunkt der Niederwerfungsstrategie. Aber eben darin zeigt sich zugleich, daß unser Generalstab ausschließlich in dieser Denkweise geschult und die Friderizianische Strategie ihm fremd geblieben war. Freilich, zugleich die Kanalküste zu besetzen und die große Entscheidung zu suchen, war unmöglich. Sehr wohl möglich aber und sogar ganz sicher war die Besetzung der Kanalküste, wenn man auf die Entscheidung verzichtete. Die Besitznahme Belgiens und Nordfrankreichs hätte dann einen ganz ähnlichen Charakter gehabt, wie die Besitznahme Sachsens durch Friedrich im Jahre 1756. Wir hätten dann, ganz wie Friedrich in diesem Jahr, zwar keinen zerschmetternden Schlag geführt, aber eine strategische Stellung gewonnen, aus der uns die Gegner schwerlich wieder hätten vertreiben können.

Der große dauernde Gewinn, den wir von der Offensive 1914 gehabt haben, daß wir den Krieg in Feindesland trugen und neben Belgien ein erhebliches Stück von Nordfrankreich in der Hand behielten, ist, wie man nicht übersehen darf, mit einen analogen Verlust auf der andern Front erkauft worden: Die Oesterreicher verloren die Schlacht von Lemberg und mußten fast ganz Galizien räumen. Dieser Verlust hätte vermutlich vermieden werden können, wenn wir von Anfang an die Oesterreicher mit einigen Armeekorps unterstützt hätten. Nicht nur das. Oesterreich-Ungarn lebte in dem Widerspruch zwischen dem Staatsgedanken und dem Selbstgefühl seiner zehn Nationalitäten. Die Nationalitäten haben schließlich den Staat und die Armee gesprengt. Beim Ausbruch des Krieges aber war der alte Staats- und Großmachts-Gedanke noch sehr stark, sogar nicht ganz ohne Halt bei den Tschechen. Hätte man nicht gleich im Beginn die Niederlage erlitten, statt dessen vielleicht gar einen Sieg erfochten, so hätte auch die Moral der Armee sich viel besser behauptet, als es nachher geschehen ist. Auch dieser ungeheuere Verlust muß eingerechnet werden in den Preis, mit dem wir den Versuch einer schnellen „Entscheidung" gegen Frankreich bezahlt haben. Diesen Verlust hätten wir vermeiden können. Die Besitznahme Belgiens und sogar der Kanalküste bis Abbeville wäre uns aber trotz der Schwächung unserer Westfrontarmee nicht weniger sicher gewesen, wenn wir nur auf den Gedanken der Entscheidung verzichtet und, wie Friedrich im ersten Jahre des

Siebenjährigen Krieges, bloße Gebietsnahme ins Auge gefaßt hätten.

General Baumgarten-Crusius in seinem Buch über die Marneschlacht schreibt: „Damit (Verlust der Marneschlacht) war der Weltkrieg für die Mittelmächte tatsächlich verloren. Daran vermochte der heldenhafte vierjährige Widerstand des deutschen Volksheeres und seiner Verbündeten nichts mehr zu ändern, trotz aller Waffensiege und Landeroberungen". Diesem Urteil vermag ich in keiner Beziehung zuzustimmen. Wenn man auch mit falscher Einschätzung der gegnerischen Kräfte in den Krieg eingetreten war, in der Vorstellung, ihn mit gewaltigen Schlägen zur Entscheidung zu bringen, so hätten wir, nachdem wir mit diesem Vorhaben gescheitert waren, doch noch zu den Grundsätzen der Zermürbungsstrategie übergehen und Deutschland damit retten können. Ich habe in einer früheren Untersuchung gezeigt, daß General v. Falkenhayn tatsächlich auf diesem Wege gewesen ist. Sein Versuch auf Verdun war sogar eine Ueberspannung des Zermürbungskrieges und deshalb verfehlt. Ludendorff aber ist von den Vorstellungen der Niederwerfungsstrategie niemals frei geworden. Zunächst freilich verfiel er in Frankreich in die reine Defensive, verstärkte sie 1917 durch das unheimliche Mittel der Gebietsverwüstung, führte einen aktiven Schlag gegen Rumänien und erhoffte die Entscheidung durch den Tauchbootkrieg.*) Im Jahr 1918 aber war er wieder in der Lage, große strategische Entscheidungen zu treffen. Rußland war aus der Kriegführung ausgeschieden, und wir konnten an der Westfront eine gewisse numerische Ueberlegenheit einsetzen. Aber für eine Entscheidung reichte sie doch wieder nicht aus. Die Franzosen hatten mit ihrem dichten Eisenbahnnetz und ihrer Fülle von Automobilen und Materialvorräten immer die Möglichkeit, wenn die Deutschen an einer Stelle durchbrachen, so schnell und so viel Verstärkungen an den bedrohten Punkt zu bringen, daß unser Stoß schließlich doch abgefangen wurde. Die Offensive hätte nur gelingen können, wenn wir durch eine Reihe von Einzelangriffen zunächst alle Reserven der verbündeten Feinde verzehrten und dann doch noch so viel Kraft übrigbehielten, um an einer Stelle mit gewaltiger Ueberlegenheit aufzutreten. Dazu reichte es nicht. General v. Kuhl freilich ist anderer Auffassung („Tag" v. 11. 12): Er meint über die Art der Ausführung ließe sich streiten, aber „angreifen mußten wir. Das ganze Heer hätte es nicht begriffen, wenn wir uns wiederum auf die furchtbaren Abwehrschlachten eingelassen hätten". Aber vielleicht wären die Angriffe gar nicht so furchtbar ge-

*) Während man sonst oft klagt, daß wir mit dem Tauchbootkrieg zu spät eingesetzt hätten, meint nun General v. Kuhl (S. 19), daß er möglichst spät hätte kommen müssen, erst in Verbindung mit der Offensive von 1918.

worden. Ist es überhaupt so sicher, daß die Feinde angegriffen hätten, ohne die Hilfe der Amerikaner abzuwarten? Da sie doch wußten, daß wir uns aus dem Osten sehr erheblich verstärkt hatten? Da wir, wie sie sich wohl auch ausgerechnet haben, in der Ueberzahl waren? Bloß abwartend in der Defensive zu bleiben, bis die Amerikaner kamen, war für uns allerdings nicht angängig. Aber es gab für uns andere Angriffsmöglichkeiten, die, wenn die Franzosen-Engländer auch ohne die Amerikaner Angriffslust verspürten, als Ablenkung gedient hätten.

Im besonderen kommt in Betracht, daß die beste strategische Chance, die uns in dem ganzen Weltkrieg geboten worden ist, das ist die völlige Abschneidung und Vernichtung der italienischen Hauptmacht durch einen Angriff aus Tirol, nicht ausgenutzt worden ist. Daß das durchaus möglich war, hat der österreichische General Krauß schlagend nachgewiesen. Man stelle sich die Wirkung vor, wenn wir die italienische Armee bei Venedig gefangen genommen hätten, bis Mailand und Genua gelangt wären und die Franzosen mit einem Einbruch in das Rhonegebiet bedroht hätten. General v. Kuhl weist diese Vorstellung als phantastisch ab, da der Uebergang über die Alpen viel zu schwierig und die Bedrohung unserer Verbindungslinie von Mittelitalien her viel zu gefährlich gewesen sei. Ganz recht. Aber es ist ja auch nicht nötig, daß man die Alpen wirklich überschritten hätte. Schon die bloße Bedrohung wäre sehr wirksam gewesen, und vor allem hätten die Franzosen und Engländer es gar nicht vermeiden können, ihrerseits mit großen Massen den Italienern zu Hilfe zu kommen. Wenn es wirklich gelang, wofür gute Aussichten vorhanden waren, nicht bloß das Land zu gewinnen, sondern auch die italienische Heeresmacht zu vernichten, so hätten ihre Freunde sich ganz gewaltig anstrengen müssen, um es mit der durch den Sieg moralisch gehobenen österreichischen Armee, verstärkt durch einige deutsche Korps, aufzunehmen. Zum wenigsten waren solche Gedanken doch wohl erwägenswert. Man hätte dann nach dem Grundsatz gehandelt, den Friedrich in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges und seinem militärischen Testament entwickelt, daß wenn man die Hauptmacht des Feindes nicht schlagen könne, man suchen solle, seine Detachements zu überwältigen. Im Verhältnis zur Hauptmacht der Entente konnte die italienische Armee als ein solches Detachement angesehen werden. Im Gesichtskreis des Generals Ludendorff sind solche Gedanken aber offenbar nicht einmal aufgetaucht. Sie konnten es gar nicht. Sie waren ihm, wie er selber geschrieben hat „weltenfern." Denn er lebte ausschließlich in der Vorstellung, daß es die Aufgabe einer gesunden Strategie sei, die „Entscheidung" zu suchen. Und eine „Entscheidung" konnte ein Sieg in Italien allerdings nicht bringen. Wenn aber im Westen gar keine „Entscheidung" erzielt, sondern nur

durch kräftige Schläge der Feind „friedenswillig“ gemacht werden sollte, so war der strategische Fehler nur um so größer, da man sich für solche Schläge nicht die stärkste, sondern die schwächste Seite der feindlichen Front aussuchen muß.

Die deutsche Armee hat unter der Sturmfahne des Niederwerfungsgedankens nicht nur glänzende Erfolge im einzelnen erfochten, sondern ist auch dem vollständigen Siege mehrfach ganz nahe gekommen. Auch der unbeschränkte Tauchbootkrieg hat, wenn er auch schließlich unser Unglück geworden ist, doch England zeitweilig in sehr große Bedrängnis gebracht. Aber im Kriege gilt schließlich nur ein Erfolg, und das ist der Enderfolg. Auch Napoleon ist bei Belle-Alliance dem Siege ganz nahe gekommen, aber darum nicht weniger zugrunde gegangen. Man verdunkelt den kriegsgeschichtlichen Zusammenhang, wenn man unsere endliche Niederlage auf den Verrat im deutschen Volke selber, in der Marine und in der Armee zurückführt. Unsere Niederlage war bereits entschieden und unabwendbar, als erst die Kopflosigkeit Ludendorffs mit seiner Waffenstillstandsforderung binnen 36 Stunden und dann die Meuterei und Revolution sie zu jener fürchterlichen Katastrophe steigerten. Ohne diese innere Bewegung hätten wir immer noch einen Frieden schließen können, der uns, wenn er uns auch schwere Bedingungen auferlegte, doch die Souveränität ließ. Ich will die Verantwortung der Meuterei für unser Unglück wahrlich nicht verkleinern. Die Zurückführung unserer Niederlage auf den Dolchstoß von hinten ist aber nicht nur eine Entstellung der Wahrheit, sondern steht auf derselben Höhe und wird ja auch von denselben Leuten getragen, die 1915 verkündeten, die Engländer wünschten nicht das amerikanische Bündnis, sondern fürchteten es, weil ihnen die Neutralität der Vereinigten Staaten nützlicher sei. Noch im Frühjahr 1918, bei Beginn der großen Offensive, war trotz des allmählichen Sinkens und Verbrauchs der Lebensgeister die Haltung und Stimmung unserer Truppe tadellos, und erst im Sommer, als die Verkehrtheit der Führung und Hoffnungslosigkeit der Lage bis nach unten hin empfunden wurde, hatte die revolutionäre Wühlerei tatsächlichen Erfolg.

Trotz der schweren Verluste, die uns die unnützen Angriffe 1914 kosteten, trotz der zeitweiligen Knappheit der Munition, trotz der ungenügenden wirtschaftlichen Vorbereitung des Krieges, haben wir dennoch der Ueberlegenheit der Feinde mehr als vier Jahre lang Widerstand geleistet. Wie viel leichter wäre uns dieser Widerstand geworden, wenn wir den Krieg von vornherein auf die lange Dauer angelegt und auf das Entscheidungsuchen verzichtet hätten! Eine solche Strategie bedeutet keineswegs bloße Defensive. Clausewitz hat Friedrich den offensivsten aller Feldherren genannt. Aber Friedrich hat seine Offensive auch immer wieder einzuschränken

verstanden. Eine seiner Grundregeln war, keine „Pointen" zu machen, nicht zu tief in das feindliche Land einzudringen. Daß er 1744 in Böhmen noch 18 Meilen südlich von Prag, bis nach Budweis, vorgedrungen war, hat er sich selbst als einen Fehler angerechnet, den er nicht wieder machen werde. Nach dem glänzenden Siege von Hohenfriedberg ging er trotz großer Ueberlegenheit doch nur bis Königgrätz vor. Nach Soor ging er sogar, weil es schon Herbst war, über das Gebirge nach Schlesien zurück. 1762 begnügte er sich, obgleich, solange die Russen bei ihm waren, erheblich überlegen, mit der Belagerung und Wiedernahme von Schweidnitz.

Wir haben im Weltkriege zuweilen ähnliche kurze Offensivstöße gemacht, aber was bei Friedrich richtig war, wurde bei uns, weil es nicht in den Gesamtplan paßte, zum Fehler.

Die Besitznahme von Livland, das Vorgehen bis in die Krim (Februar-März 1918) waren an sich sehr schöne Unternehmungen, verdienen aber den schärfsten Tadel, weil sie der gleichzeitig unternommenen großen Offensive im Westen Kräfte entzogen. Wenn Ludendorff diese Offensive einmal wollte, hätte er sich im Osten nicht nur nicht ausdehnen, sondern eher einschränken müssen. Man kann ihn damit entschuldigen, daß auch Friedrich bei Kollin und Kunersdorf mit viel zu schwachen Kräften zum Angriff geschritten ist, aber bei Friedrich waren das Fehler im Einzelnen, Ludendorffs strategisches Denken war falsch orientiert von Grund aus.

„Die einzelnen Feldherren waren nicht von vornherein Vertreter entweder der Ermattungs- oder der Vernichtungsstrategie, sie gehörten nicht der einen oder anderen Schule an, sondern sie handelten, wenn sie wirkliche Feldherren waren, nach den Umständen", sagt Kuhl. Handelt ein Feldherr, der sei es den Feind zu vernichten, sei es ihn zu ermatten strebt, etwa nicht nach den Umständen? Handelt Gneisenau, indem er, als Einziger im Lager der Verbündeten, „napoleonisch" handelt, etwa nicht „nach den Umständen"? Das „Nach-den-Umständen-Handeln" hebt den Gegensatz von napoleonischer und friderizianischer Strategie nicht nur nicht auf, sondern bringt ihn zum Ausdruck: der ist der rechte Feldherr, der die Umstände so richtig beurteilt, daß er weiß, ob er auf die Niederwerfung oder auf die Ermattung des Feindes auszugehen hat. General Ludendorff hat sich die Frage gar nicht vorgelegt.

Die unerläßliche Ergänzung des strategischen Ermattungsgedankens wäre natürlich die Bescheidung im Kriegsziel gewesen. Auch Niederwerfungsstrategie schließt die Mäßigung im Kriegsziel keineswegs aus. Das haben die Friedensschlüsse von 1866 und 1871 gezeigt. Aber wir wissen auch, daß es Bismarck keineswegs leicht geworden ist, diese

Mäßigung durchzusetzen, und 1871 hat er sich durch die Größe des militärischen Erfolges über das hinausdrängen lassen, was er selber eigentlich anstrebte; er hätte sich am liebsten mit der Sprachgrenze begnügt und auf Metz verzichtet, weil das französisch sprechende Metz für die Franzosen schlechthin unverwindlich war. Der Knoten unseres Schicksals im Weltkriege ist ja recht eigentlich geschürzt worden durch unsere Kriegsziele. Das Wort von der Herrschaft über die Flandrische Küste war es, was mehr als alles andere die Welt gegen uns vereinigt und jeden Gedanken eines Verständigungsfriedens im Keime erstickt hat. Jeder Deutsche, der einmal jene Parole des Großadmirals von Tirpitz nachgesprochen hat: „Wenn wir Belgien nicht behalten, haben wir den Krieg verloren", ist dadurch für seinen Teil mitschuldig geworden an unserem Elend. Daß so große Teile unseres Volkes aber von einem solchen Wahngedanken ergriffen und erfüllt werden konnten, hängt naturgemäß zusammen mit jener Vorstellung, wir würden imstande sein, vermöge der Unvergleichlichkeit unserer Armee und der Geschicklichkeit unserer Führung die Feinde trotz ihrer Ueberlegenheit völlig zu besiegen. Hätte das Volk von vornherein gesehen, daß ein so hohes Ziel gar nicht ins Auge gefaßt wurde, sondern daß wir uns beschieden, uns in dem uns aufgedrungenen Kriege, mochte es auch noch so lange dauern, zu behaupten, und den Feinden nicht nur in der Verteidigung, sondern auch mit gewaltigen Offensivstößen zu beweisen, daß sie uns nicht niederringen konnten, so hätten sich auch die Ideen von den ungeheuerlichen Kriegszielen nicht so durchgesetzt, und die Tür zu einem Verständigungsfrieden wäre offen geblieben*).

*) Ich glaube die Leser der Preuß. Jahrb. kaum daran erinnern zu müssen, daß in meinen Augen ein Verständigungsfriede keineswegs identisch zu sein brauchte mit dem glatten status quo ante. In Nr. 25 der „Hamburger Nachrichten" vom 16. Januar veröffentlicht W. Spickernagel einen Brief von mir an den General Ludendorff vom 24. Dezember 1915, in dem ich diesen für den Gedanken des Verständigungsfriedens zu gewinnen suche. Der Brief enthält nichts anderes, als was ich auch in den Preuß. Jahrb. nachher öffentlich vertreten habe. Diese Aufsätze sind wortgetreu neugedruckt in dem Buch „Krieg und Politik 1914—1918." Die Hauptpunkte sind die Integrität von Belgien und Frankreich, dagegen Kolonialreich und Zurückdrängung Rußlands. General Ludendorff hat Spickernagel den Brief offenbar zur Verfügung gestellt in der Meinung, damit etwas zu enthüllen; er will daraus schließen, daß ich nicht die moralische Berechtigung hätte, Andere wegen zu weitgehender Kriegsziele anzuklagen. Es ist richtig, daß auch meine Wünsche schon recht weit gingen, aber was ich anstrebte, war doch wenigstens annähernd erreichbar, und ich habe daher keine Veranlassung, auf das Recht zu verzichten, Politiker, die schlechthin Unmögliches und Törichtes forderten, anzuklagen. Spickernagel bringt noch eine Reihe von anderen Anschuldigungen gegen mich vor, auf die ich nicht einzugehen brauche, da sie sich für jeden

Kehren wir von hier noch einmal zu unserem Ausgangspunkt zurück und fragen, weshalb unser Generalstab auch unter einem so geistvollen Chef wie Schlieffen den Rettungsweg nicht zu finden vermocht hat, sondern schließlich auf das schlimmste aller Hilfsmittel, den belgischen Neutralitätsbruch verfallen ist.

Zunächst stand im Wege jener orthodoxe Dogmatismus, der eine Strategie, die nicht auf die Niederwerfung des Feindes ausging, nicht anerkannte. Zwar hat eine Sektion der historischen Abteilung des Generalstabes schon im Jahre 1899 eine Untersuchung über die Strategie Friedrichs herausgegeben, die dem Irrtum, daß der König dem Grundsatz der Niederwerfung gehuldigt habe, widersprach. Aber diese Erkenntnis drang nicht einmal durch bis zu der Nebensektion, die das große Werk über die Kriege Friedrichs redigierte, noch viel weniger zu der Operations-Abteilung, die den zukünftigen Weltkrieg vorzubereiten hatte. Die falschen Anschauungen behaupteten sich um so mehr, als auch die angesehensten Historiker der älteren Zeit, Duncker, Droysen, Sybel, Bernhardi (Vater), Treitschke, Dove, ihr huldigten. Ein viel stärkeres Hindernis aber, als das falsche Dogma, bildete die die ganze Welt beherrschende Vorstellung, daß lange Kriege wirtschaftlich unmöglich geworden seien. Wenn jemand damals den Grundsatz aufgestellt hätte: „Wir müssen uns der Feinde erwehren, indem wir sie ermatten", so würde die Antwort gelautet haben: „Dann sind wir sicher verloren, denn auf die Dauer schnürt uns die Blockade den Hals zu." Jetzt wissen wir, daß wir die Blockade vier Jahre lang aushalten konnten, und daß es sehr wohl möglich war, daß ein Krieg, den wir nach friderizianischer Art führten, nicht nur nicht länger, sondern sogar kürzer dauerte, als der napoleonisch angelegte Krieg, der

---

einigermaßen aufmerksamen und denkfähigen Leser von selber erledigen. Als Beitrag zur Charakteristik General Ludendorffs aber füge ich hier an, was er über mich einem Interviewer gesagt hat, oder gesagt haben soll (Staatsbürgerzeitung vom 23. Juni 1920): . . „Professor Delbrück ist ein Politiker, wenn Sie wollen, auch ein großer Schriftsteller auf dem Gebiet der Politik, aber nie und nimmer ein Kritiker der Strategie. Nicht einmal als Geschichtsforscher können wir ihn gelten lassen. Er versteht nichts von den militärischen Problemen. Sie müssen gesehen haben, daß ich in meiner Erwiderung ihm nicht die Autorität zugestand, meine Kriegserinnerungen zu kritisieren. Professor Delbrück hat die Naivität, anzunehmen, daß die Massen die großen Männer führen und daß sich die Persönlichkeit ihrem Gebot unterwerfen muß. Die Masse hat keinen bewußten Willen, denn dieser wohnt nur in der Persönlichkeit, in der Auslese, die von der Macht des Staates gehalten werden." Der Leser der „Preuß. Jahrb." sieht, daß meine politischen Anschauungen dem General Ludendorff ebenso unbekannt sind, wie meine „Geschichte der Kriegskunst", mein „Gneisenau" oder mein „Clausewitz".

verunglückte. Denn der friderizianisch angelegte Krieg schloß von vornherein den Gedanken des Verständigungsfriedens ein, und die Elemente, die diesen wünschten, waren sehr stark, sowohl in Rußland wie in England.

Wäre es also zu einer Verständigung gekommen, worüber man freilich verschieden denken kann, so wäre sie jedenfalls früher erfolgt als nachher der Ludendorff-Erzbergersche Waffenstillstand. Der Einwand, daß wir bei einer Kriegführung auf Ermattung noch sicherer zugrunde gegangen wären als bei einer Kriegführung auf Niederwerfung, ist also hinfällig. Aber man muß zugestehen, daß das sehr schwer vorauszusehen war.

Nicht nur im deutschen Generalstab, sondern in allen Generalstäben der Welt gab es schwerlich irgend einen Offizier, der Deutschland eine solche Kriegführung empfohlen hätte, hätte vielmehr alles einmütig gegen eine solche Idee protestiert. Nur ein echter Seher hätte diesen Blick in die Zukunft tun können.

An einem solchen Seher an der entscheidenden Stelle hat es uns gefehlt, und die Menschen sind es, die die Weltgeschichte machen. Mit Recht schreibt General v. Kuhl am Schlusse seines Buches: „Nicht das System, die führenden Persönlichkeiten haben versagt". Man hat so häufig die Klage gehört, daß uns in dieser Generation kein Bismarck beschieden gewesen sei, es fehlte uns aber auch an einem Moltke. Vielleicht war es symbolisch für diese Epoche unserer Geschichte, daß wir den Namen hatten, aber nicht den Mann.

Schluß-Anmerkung.

Um diesen Aufsatz nicht mit längeren theoretischen Deduktionen zu beschweren, verzichte ich hier auf eine Auseinandersetzung sowohl mit der etwas abweichenden Formulierung, die Hobohm meiner Lehre von der zweifachen Art der Strategie zu geben wünscht, wie mit der Auffassung, die Oberstleutnant Dr. v. Szczepanski im Januarheft der meinigen entgegengesetzt hat. Es genügt mir, daß auch Szczepanski die alte Lehre, daß es nur *eine* wahre Grundform der Strategie gäbe, nicht mehr aufrecht erhält. Daß Clausewitz die Entdeckung, daß es eine doppelte Art des Krieges gäbe, zwar gemacht, sie aber in dem Werke, so wie er es hinterließ, nicht mehr vollständig durchgeführt hat, so daß sich widersprechende Stellen bei ihm finden — das habe ich bereits selber gesagt. Meine theoretische Auseinandersetzung mit Clausewitz findet sich in der Schrift „Die Strategie des Perikles erläutert durch die Strategie Friedrichs des Großen", und ist Szczepanski allem Anschein nach unbekannt geblieben. Der fundamentale logische wie praktische Irrtum, in den er verfallen ist, ist der Satz (S. 131), daß Deutschland nur in der Gestalt des absoluten Krieges mit dem kriegerischen Ziel der Niederwerfung des Feindes dem Vernichtungswillen der Anderen habe begegnen können. Daß dem nicht so war, ist das eigentliche Beweisthema dieses meines Aufsatzes. Einen speziellen Widerspruch möchte ich noch erheben gegen die Bezeichnung des Feldmarschalls Blumenthal als „Scheingröße". Blumenthal war unzweifelhaft ein echtes strategisches Ingenium, und ich

habe in diesem Punkt die allgemeine Meinung auf meiner Seite. Ich erinnere mich eines Gesprächs mit dem Kriegsminister Paul Bronsart von Schellendorff, der Moltke, Blumenthal und Goeben als die drei wirklichen Generale unserer großen Kriegsepoche bezeichnete, und meine Frage, ob er nicht auch Manteuffel dazu zähle, verneinte. Auch Szczepanski wird Bronsart wohl als urteilsfähig gelten lassen. Nicht weniger abwegig ist auch Szczepanskis absprechendes Urteil über Schlichting, den er nur als Truppenführer und Truppenbildner gelten lassen will, der aber ganz gewiß auch ein strategischer Denker ersten Ranges war. Ich verweise auf die beiden prächtigen Bücher des Generals d. Inf. von Gayl „General von Schlichting und sein Lebenswerk"; und des Generalleutnants v. Caemmerer „Die Entwickelung der strategischen Wissenschaft im 19. Jahrhundert." Ich kann nur annehmen, daß diese beiden Bücher Szczepanskis ebenso unbekannt sind, wie meine „Strategie des Perikles". Denn wer in ihnen die Entwicklung des strategischen Denkens von Moltke bis zu Schlieffen verfolgt, muß mit dem höchsten Respekt vor der Schlichtingschen Gedankenarbeit erfüllt werden. Das hat, wie ich einem Gespräche mit Schlichting entnommen habe, auch Schlieffen selber anerkannt. Kaiser Wilhelm II. freilich wollte Schlichting nicht in dem Maße schätzen.

***

Neues vom Dichter der „Lucinde"

Mitteilungen aus Friedrich Schlegels jüngst entdecktem handschriftlichen Nachlaß

von Professor Dr. Josef Körner (Prag)

In dem feinen Nachwort, das Oskar Walzel einem jüngst erschienenen Neudruck des meistbeschreiten romantischen Buches[1]) beigegeben hat, wird die bedenksame Frage gestellt, ob Weg und Ziel, so die letzter Zeit emsig betriebene Lucindenforschung genommen hat, auch wirklich die rechten waren. Sind doch seit einem halben Säkulum, von Rudolf Haym[2]) bis Carl Enders[3]), die Literarhistoriker einzig darauf aus, die binomische Gleichung zwischen dem hybriden Liebesroman und Fr. Schlegels Leben auszurechnen, betrachten die „Lucinde" weniger als literarisches, denn als ein menschliches Dokument. Die „Erlebnis und Dichtung"-Formel hat hier wie anderwärts, ob auch ihr Begründer es anders meinte, ein bedauerliches Ueberwiegen des Biographischen vor dem Aesthetischen bewirkt, die künstlerische Arbeit des Poeten wird unterschätzt oder übersehen, sie wird im Geiste vernichtet, um den rohen Stoff besser, um ihn ganz zu erfassen. Dergestalt suchte man in der „Lucinde" weniger den idealen Formwillen, der hier nach Ausdruck ringt, weniger die revolutionären Absichten eines gewaltigen (sei's auch mißlungenen) artistischen Planes, als die realen Menschlichkeiten des Verfassers. Wer aber einmal die so gewonnenen Kenntnisse besitzt, wem Julius stets als Friedrich Schlegel, Lucinde als Dorothea Mendelssohn vor dem inneren Auge steht, dem ist dieses Auge verdorben, um den Roman als Kunstwerk zu schauen. „Ich beneide jeden", schreibt Walzel mit offenherzigem Freimut, „der ohne alle Dichtungs- und geistesgeschichtliche Schulung an das Buch herantreten kann." Also vorurteilsfreier Betrachtung müßte und würde sich manches von bisher ungesehenen gedanklichen und formalen Absichten des Büchleins zu erkennen geben, mögen dieselben auch nur in geringem Bruchteile zur tatsächlichen Ausführung gelangt sein.

Wie ungeheuer aber die Spannung zwischen dem geträumten Werke und dem der Oeffentlichkeit übergebenen Bruchstück war, wie unorganisch die jetzt scheinbar seinen Hauptinhalt bildende autobiographische Episode in eine aus ganz anderem Material erzeugte Kette eingefügt ist, in welche sie

[1]) In der Insel-Bücherei Nr. 295.

[2]) Die romantische Schule. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Geistes. (Besorgt von O. Walzel, ist kürzlich die 4. Auflage des 1870 ausgegebenen klassischen Werks erschienen.)

[3]) Friedrich Schlegel. Die Quellen seines Wesens und Werdens. (Leipzig 1913).

anscheinend bloß aus Verlegenheit geriet, das wäre für immer verborgen geblieben, hätte nicht ein günstiges Geschick uns aus den Jahren der Vorbereitung wie der mißglückten Fortführung des Romans eine Anzahl von Heften erhalten, in die Fr. Schlegel als in ein Gedanken-Tagebuch, ein Ideen-Magazin seine Einfälle, Entwürfe und selbst ausgeführte Abschnitte eingeschrieben hat.[1]) In ihnen kann man das allmähliche Werden, Wandeln, Wuchern und Welken des nahezu zwei Jahrzehnte lang festgehaltenen, je länger je mehr ins Grenzenlose, ins Unbetretene, Niezubetretende sich verlierenden Planes verfolgen. Als ein festgezimmertes Gebäude war der freilich niemals im Kopfe seines Schöpfers aufgerichtet, und seine proteische Natur gestattet nicht, ihn in einer bestimmten Gestalt zu umreißen; dennoch ermöglicht das neue Material, diesen Plan in großen, in den wesentlichen Zügen zu rekonstruieren.

Da wird zunächst offenbar, was bisher nur von wenigen Forschern und nur sehr schüchtern geahnt worden ist: daß das Programm der „Lucinde" in des Dichters Intention ein viel weiteres war als der überhastet aufs Papier gewühlte, auf den engen Bezirk von Liebe, Ehe und Sexualethik beschränkte erste Teil erkennen läßt; daß Schlegels Roman nicht minder und nicht anders als der des Novalis eine universale Darstellung romantischen Geistes werden und innerhalb derselben vor allem naturphilosophische Ideen und Tendenzen zum Ausdruck bringen sollte: denn darauf weist ja schon der Lichtname der Heldin überdeutlich hin.

Und nicht nur der geistige Gehalt, im selben Maße auch die künstlerische Form, die der eigentlichen „Lucinde" zugedacht war, läßt sich nunmehr richtiger erkennen und besser verstehen als bisher. Freilich hätte schärferes Nachdenken auch ohne den neuen handschriftlichen Fund vor manchem Mißurteil bezüglich Gehalt und Form bewahren können; denn daß die Frauengestalt, von der das Buch den Namen trägt, im ausgeführten Teile so wenig zu Handlung und Geltung kommt, hätte stutziger machen, die Tatsache, daß ein mit der Dichtung in allzu engen Zusammenhang gebrachter programmatischer Aufsatz über Romantechnik[2]) erst nach ihrem Erscheinen

[1]) Ueber die von mir in den Jahren 1913 und 1914 aufgefundenen Autographen habe ich im ‚Literarischen Echo' XVI, Sp. 949/54 erste Mitteilung gemacht; hierzu vgl. man noch J. Minors Anmerkung in den ‚Göttinger Gelehrten Anzeigen' von 1910, S. 90. — Den Besitzern der Handschriften, der Stadtbibliothek in Trier und dem ebendaselbst ansässigen Herrn Landgerichtsdirektor Dr. Eduard Braun, die mir ihre Schätze zu mehrmonatlicher Benutzung freundlichst überließen, habe ich schuldigen Dank zu entrichten.

[2]) „Brief über den Roman" im 3. Band des „Athenäums"; in der von J. Minor veranstalteten Ausgabe von Schlegels Jugendschriften II, S. 367/75.

geschrieben ward, davor hüten sollen, in der „Lucinde“ nichts anderes zu sehen, als das frostige Exempel zu einer ausgetifftelten Theorie.

* * *

Romandichter zu werden, hat Fr. Schlegel einen doppelten Impuls empfangen: vom Erleben her kam der eine, aus der Literatur und der daran geknüpften ästhetischen Meditation der andere. Ungleicher Herkunft, ungleicher Richtung, ungleicher Intensität waren diese Impulse, aber was aus ihnen zu Plan und Werk wurde, das zwang zuletzt die ungeduldige Willkür des Poeten zu widerspenstiger Einheit zusammen — und die Unform, der „Unroman“, trat ans Tageslicht.

Fr. Schlegels Briefen an seinen Bruder August Wilhelm [1]) ist zu entnehmen, daß er bereits im Sommer 1794 als Romanschriftsteller aufzutreten gedachte; aber da die Arbeit schlecht von statten ging, ließ er sie bald wieder liegen. Dies frühe Zeugnis bekommt Wert und Verstand erst, wenn man es neben eine „Idee zu einem Roman von 1794“ überschriebene Eintragung [2]) hält, die sich in einem aus dem Herbst 1798 stammenden Notizheft [3]) Schlegels findet. Danach leidet es keinen Zweifel, daß Friedrich in jenem Romane das tiefe Herzenserlebnis aussprechen wollte, das ihm die Begegnung mit Caroline, der Braut seines Bruders, gebracht hatte (Sommer 1793). Die leidenschaftliche Erregung jener Tage durchpulst noch die gedrängte Episode der „Lucinde“, wo in feierlichen Worten von jener „einzigen Frau“ geredet wird, die den Helden „zum ersten Mal ganz und in der Mitte traf“ (S. 168 f. [4]). Das Hauptstück des ersten Teils, die „Lehrjahre der Männlichkeit“, sind nur die Aus- und Fortführung der „Idee von 1794“. Nicht Dorotheas Besitz, wie man's überall liest, der schweigende Verzicht auf die mit dem ganzen ungebrochenen Enthusiasmus eines jugendlichen Herzens geliebte Caroline hat in Fr. Schlegels Geiste das Kunstwerk gezeugt, das er freilich erst in Dorotheas Armen und dann als Mißgeburt zur Welt brachte. —

Es ist ein literarhistorischer Gemeinplatz, daß sämtliche Romanprodukte der romantischen Schule Kinder und Erben

---

[1]) Sie sind 1890 von Oskar Walzel meisterhaft herausgegeben worden.

[2]) Mitgeteilt im „Literarischen Echo“ XVI, Sp. 951.

[3]) Dies Datum ergibt sich aus der ungefähr in der Mitte des Heftes (ich bezeichne es im folgenden mit I) eingetragenen Jahreszahl, noch besser aus den vielfachen Parallelen des Textes mit Aeußerungen Schlegels in gleichzeitigen Briefen an Caroline und Novalis.

[4]) Die „Lucinde“ wird überall nach dem Erstdruck (Berlin, bei Fröhlich, 1799) zitiert.

des „Wilhelm Meister“ seien. Aber mindestens bezüglich der Schlegelschen Dichtung wird dieser zu Unrecht solcher Vaterschaft bezichtigt, da die — in den Hauptzügen ungeänderte — Urform der „Lucinde“ ein halbes Jahr vor dem Erscheinen des (Anfang 1795 ausgegebenen) Goetheschen Werkes entworfen ward. Zum Erben aber bedarf es nicht so inniger Blutsverwandtschaft, und in der Tat zeigt ja schon der Titel des aus jener Uridee entwickelten Lucindenkapitels („Lehrjahre der Männlichkeit“) ein Stück aus der Hinterlassenschaft von „Wilhelm Meisters Lehrjahren“. Auch inhaltlicher Beziehungen gibt es eine schöne Anzahl; ja für das, was „Lucinde“ wurde oder gar werden sollte, hat der „Meister“ noch weitere Bedeutung. Sein Erscheinen schuf entschieden Epoche im Denken und Dichten des romantischen Geschlechts. Fr. Schlegel zumal machte dieses Werk zum Zentrum seiner ästhetischen Spekulation.

Ehedem hatte ein mächtiges Erlebnis den jungen Schriftsteller zur unmittelbaren Aussprache gedrängt, und das konnte nur in der subjektivistischen Form des Romans geschehen, nach Art des „Werther“, des „Woldemar“, des „Anton Reiser“. In Erkenntnis seiner Unkraft hatte er, nach einigem Zeitverlust, die ihm ungemäße Arbeit abgebrochen; jetzt führte ihn die Anschauung eines großen, „romantischen“ Kunstwerkes von der Formseite her zum Roman zurück. Goethes Werk lehrt ihn, diese Gattung als obersten Gipfel und Mittelpunkt moderner Poesie anzusehen. Aus dem Jahre 1797 ist ein (durch die darin enthaltenen Urfassungen vieler bedeutsamer Lyzeums- und Athenäumsfragmente besonders wertvolles) Notizheft erhalten, das Schlegels eifervolle Bemühung um Theorie und Praxis des Romans ausgezeichnet illustriert; „Wilhelm Meister“ bildet den Ausgangs-, wenn auch durchaus nicht den Endpunkt[1]) solcher Spekulationen und Entwürfe. Da finden sich Eintragungen[2]) wie diese:

Drei herrschende Dichtarten: 1. Tragödie bei den Griechen, 2. Satire bei den Römern, 3. Roman bei den Modernen.[3])

---

[1]) Die Entwicklung, die Fr. Schlegels Verhältnis zum „Wilhelm Meister“ nach Ausweis dieser Hefte durchmacht, steht in überraschender Parallele zu der bekannteren des Novalis; folgende, anscheinend aus dem Anfang des Jahres 1799 stammende, handschriftliche Notiz Schlegels bildet ein völliges Seitenstück zu der oft zitierten Verurteilung des Goetheschen Romans durch den Dichter des „Heinrich von Ofterdingen“: „Lucinde ganz und gar der Gegensatz des Meister (als tragischer Roman) — In der Lucinde Ernst über den Sieg der Poesie — wie hier Scherz über ihren Tod.“

[2]) Sie widerlegen Marie Joachimi-Deges eigensinnige Behauptung (Die Weltanschauung der deutschen Romantik, S. 232[3]; Euphorion XIV, S. 664), daß Schlegels neue Romantheorie in keinem Zusammenhang mit dem „Wilhelm Meister“ gestanden und übrigens nicht vor 1800 sich gebildet hätte.

[3]) Vgl. Minor II, S. 372, Z. 42 f.

Dantes Komödie ist ein Roman.
Ein vollkommener Roman müßte auch weit mehr romantisches Kunstwerk sein als Wilhelm Meister; moderner und antiker, philosophischer und ethischer und poetischer und politischer, liberaler, universaler, gesellschaftlicher.
Jeder vollkommene Roman muß obszön sein; er muß auch das Absolute in der Wollust und Sinnlichkeit geben. — Im Meister ist nicht Wollust genug für einen Roman.

Viele der in diesem Heft verstreuten Gedanken haben später im „Brief über den Roman" Verwendung gefunden; wenn es dort von einer wahren Theorie dieser Dichtungsgattung heißt, sie „würde selbst ein Roman sein müssen"[1]), so begegnet in der älteren Handschrift die noch radikalere Forderung: „Philosophie des Romans im Roman selbst".

Von der Theorie aber schreitet Fr. Schlegel alsbald zur Praxis fort. Wie er dazu kam, wird verständlich, wenn man in dem gleichen Hefte ferner liest:

Wer Phantasie hat, muß Poesie lernen können; es muß noch dahin kommen, daß jeder Philosoph einen Roman schreibt.[2])
Alle Romane sind revolutionär.
Nur ein Genie kann einen eigentlichen Roman schreiben.

Es mußte ihn reizen, den Kranz, den er winken sah, selber zu gewinnen.

In der Tat weisen eine Reihe von Zeugnissen auf das Jahr 1797 als die Geburtszeit neuer Romanpläne. Denn wie ein Brief an Caroline (November 1797; in Erich Schmidts Caroline I, S. 440) verrät, denkt Schlegel gleich an eine Mehrzahl solcher Werke. Von Anbeginn aber steht im Vordergrunde seines Planes ein „obszöner" Roman, „ein Roman wie Faublas"; Louvets schlüpfriger Sexualroman hatte es ihm nämlich besonders angetan. An eine Verwertung eigener Erlebnisse scheint er zunächst nicht gedacht zu haben, war vielmehr gemeint, seine Romane wie eine gelehrte Schrift auf Grund von Literatur auszuarbeiten; er benötigt dazu, wie er in dem eben erwähnten Briefe an Caroline bekennt, massenhafte „homogene Lektüre". Hat er doch, wie uns bezeugt wird[3]), noch unmittelbar vor Niederschrift der „Lucinde" „zur Vorbereitung alle möglichen englischen Romane gelesen".

Ob und in welchem Umfange Fr. Schlegel sein (Ende 1797 bereits den Freunden mitgeteiltes) Romanprojekt in den nächsten Monaten gefördert hat, bleibt ungewiß, da weitere briefliche Zeugnisse erst aus dem Sommer, handschriftliche Aufzeichnungen gar erst aus dem Herbst des folgenden Jahres

[1]) Vgl. Minor II, S. 374, Z. 18 ff.
[2]) Vgl. Lyceum-Fragment Nr. 78 und dessen im „Literarischen Echo" XVI, Sp. 953 mitgeteilte Urfassung.
[3]) Karl Holtei, Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten (Hannover 1872) II, S. 170.

überliefert sind. Im August 1798 gesteht er Schleiermacher, daß ihm die Schreibefinger nach einem Romane jucken; und Ende Oktober ist der Entschluß fest und auch schon der Titel gefunden: „Diesen Winter", meldet er dem Freunde Hardenberg, „denke ich wohl einen leichtfertigen Roman ‚Lucinde' leicht zu fertigen." Ende Dezember ist bereits „ein guter Anfang gemacht", selbstzufrieden kann Friedrich im Januar dem Bruder raschen Fortschritt der neuen Arbeit melden. Anfang Februar ist der Dialog „Treue und Scherz" (das 6. Kapitel des Romans) fertig, um die Mitte dieses Monats sieht der Verfasser schon den Abschluß nahe und also die Möglichkeit, sich wieder anderen Arbeiten zuwenden zu können[1]). Da scheint sich plötzlich der Plan des Ganzen geändert zu haben. Ende Februar übersendet Friedrich das Kapitel „Treue und Scherz" an Caroline zur kritischen Prüfung und macht im Begleitbrief die unerwartete Mitteilung: „Das nächste sind nun ‚Lehrjahre der Männlichkeit', ganz erzählend, ziemlich lang und *eigentlich der Roman selbst*[2]). Sie sind beinah fertig." Am 1. März ist dieser historische Teil der ‚Lucinde'" — „das Haupt- und Mittelstück des ersten Bändchens" — ganz fertig, „und damit bin ich über den eigentlichen Berg". Danach gerät die Arbeit wieder ins Stocken: sie wird im Verlauf des März nur wenig gefördert, auch im April noch nicht beendet; im Mai endlich kann Friedrich melden, „daß der erste Band der ‚Lucinde' fertig ist"[3]).

Schon die Chronologie der Entstehungsgeschichte ist auffallend. Das große „historische" Kapitel steht gerade in der Mitte des Buches; es reicht in der Originalausgabe von Seite 119 bis Seite 216, umfaßt also rund 100 Seiten. Da der Erstdruck gerade 300 Seiten ausmacht, zerfällt der Roman demnach in drei ungefähr gleichlange Teile. Während aber die Niederschrift des ersten und letzten Teiles den Verfasser ziemliche Anstrengung kostet und, obwohl in freiester Form ausgeführt, mehrere Monate in Anspruch nimmt, werden die verhältnismäßig noch am strengsten komponierten „Lehrjahre der Männlichkeit" in drei kurzen Wochen anscheinend mühelos hergestellt. Da drängt sich von selber der Verdacht auf, daß sie nur zum Teil neu geschrieben sind, daß Schlegel hier ausgeführte Stücke eines älteren Versuches verwertet, eingearbeitet hat.

---

[1]) Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1891, S. 105; Caroline I, S. 487, 501; Walzel S. 400, 402.

[2]) Sperrung von mir.

[3]) F. Deibel, der (Dorothea Schlegel als Schriftstellerin, Berlin 1905, S. 184) zu Unrecht den Abschluß in den März versetzt, kommt zu dieser Datierung durch mißverständliche Interpretation einiger Briefstellen.

Den Verdacht bestätigt der Zustand des Heftes I. Dasselbe enthält im Keim nahezu alle gedanklichen und inhaltlichen Motive der ausgeführten ‚Lucinde', ziemlich gleichmäßig über das ganze Buch verteilt, wofern man das 7. Kapitel ausschaltet; denn innerhalb der 100 Seiten der „Lehrjahre der Männlichkeit" stammt nur ein einziger wesentlicher Gedanke aus dem Ideenmagazin von 1798. Hingegen sind die Uebereinstimmungen massenhaft und mit Händen zu greifen, die zwischen dem Romanschema von 1794 (das ja gleichfalls in Heft I, anscheinend als Kopie älterer Vorlage, aufgezeichnet ist) und den Hauptzügen von Handlung und Charakteristik der „Lehrjahre" bestehen[1]). So wächst die schon eingangs gewagte Hypothese von der Verarbeitung zweier unterschiedlicher Pläne in unserm Roman fast zur Gewißheit. Nach dem Zeugnis von Heft I wenigstens war die eigentliche ‚Lucinde' als eine philosophisch-poetische, nicht als eine autobiographisch-psychologische Arbeit gedacht; darauf weist ja schon ihr Name hin, welcher die in Jakob Böhmes wie in Schellings Terminologie bedeutsamen Begriffe Licht und Liebe in der Hauptgestalt symbolisieren wollte.

Fr. Schlegel hatte an diesem Roman eben zu schreiben begonnen, als in seinem Leben ein bedeutsames Ereignis eintrat: in der zweiten Hälfte des Dezember 1798 wird Brendel Veit, längst seine Geliebte, von ihrem Gatten geschieden, und er kann sich nunmehr ihres vollen, durch nichts gestörten Besitzes erfreuen. Haym hat den Anfang der „Lucinde" mit dieser entscheidenden Wendung in dem Verhältnis Friedrichs zu Dorothea in ursächlichen Zusammenhang gebracht, zu Unrecht, da nach einem, dem Geschichtschreiber der romantischen Schule noch unbekannten Briefe Schlegels die Arbeit an der Romandichtung schon im Oktober aufgenommen war. Wohl aber scheint jenes Ereignis eine *Aenderung des Planes* bewirkt zu haben. Der reine Dichtungsroman wich zurück vor dem Erlebnisroman, die symbolische „Lucinde" macht dem naturalistischen Porträt Dorotheens Platz, an Stelle metaphysischer Spekulationen tritt das ethische Interesse in den Vordergrund, das naturphilosophische Mysterium verwandelt sich in ein Liebesevangelium. Und nun greift Friedrich auf den vier Jahre früher geplanten und vielleicht auch schon geförderten Erlebnisroman zurück, führt ihn hastig und so gedrängt aus, daß statt eines Romans bloßer Romanextrakt zustande kommt, und verbindet damit willkürlich und sehr notdürftig, was von den bereits fertiggestellten Partien des jüngeren Planes sich jetzt noch verwenden ließ. Das Unbefriedigende dieser gewaltsamen Lösung sah er selber sehr bald

[1]) Ich habe das schon im ‚Literarischen Echo' XVI, S. 951 ff. ausgeführt, unterlasse darum die Wiederholung.

ein und quälte sich, wie noch zu zeigen sein wird, jahrelang mit dem vergeblichen Bemühen, die „Lucinde" in das ursprüngliche Fahrwasser zurückzulenken. —

In einer meisterhaften Charakteristik des „Wilhelm Meister" schreibt Fr. Schlegel, ein spätes Resultat literarhistorischer Forschung genialisch vorwegnehmend: „Das Werk ist zweimal gemacht, in zwei schöpferischen Momenten, aus zwei Ideen. Die erste war bloß die eines Künstlerromans; nun aber ward das Werk, überrascht von der Tendenz seiner Gattung, plötzlich viel größer als seine erste Absicht, und es kam die Bildungslehre der Lebenskunst hinzu und ward der Genius des Ganzen"[1]). Mit der „Lucinde" verhält es sich gerade umgekehrt; die große, ursprüngliche Tendenz, die bewußt und absichtlich an Umfang und Tiefe die Goethische Dichtung noch übertreffen sollte, ward verdrängt durch eine unvergleichlich kümmerlichere, das bescheidene Projekt von 1794 gewann den Sieg über die großartige Idee von 1798. Mit dieser Feststellung ist die „Lucinde" allein schon gerichtet.

Daß die Forschung den unverlötbaren Bruch in dem Schlegelschen Roman nicht recht erkannte, dessen trug wohl die einigermaßen unkritische Art schuld, in der man die künstlerische Absicht der „Lucinde" mit Hilfe des „Briefes über den Roman" auszudeuten versuchte. Dieser geht von einer Verteidigung der Romane Jean Pauls aus. „Das bunte Allerlei von kränklichem Witz" in denselben gibt Schlegel ohne weiteres zu, aber er nimmt es in Schutz, ja „behauptet dreist, daß solche Grotesken und Bekenntnisse noch die einzigen romantischen Erzeugnisse unseres unromantischen Zeitalters sind". Und er macht seine Meinung gleich deutlicher: „Die Poesie", schreibt er, „ist so tief in dem Menschen gewurzelt, daß sie auch unter den ungünstigsten Umständen immer noch zu Zeiten wild wächst. Wie wir nun fast bei jedem Volk Lieder, Geschichten im Umlauf, irgendeine Art, wenngleich rohe Schauspiele, im Gebrauch finden: so haben selbst in unserem unphantastischen Zeitalter, in den eigentlichen Ständen der Prosa, ich meine die sogenannten Gelehrten und gebildeten Leute, einige Einzelne eine seltene Originalität der Phantasie in sich gespürt und geäußert, obgleich sie darum von der eigentlichen Kunst noch sehr entfernt waren. Der Humor eines Swift, eines Sterne, meine ich, sei die Naturpoesie der höheren Stände unseres Zeitalters[2]) . . . Was in so kränklichen Verhältnissen aufgewachsen ist, kann selbst natürlicherweise nicht anders als kränklich sein. Dies halte ich aber, solange die Arabeske kein Kunstwerk, sondern nur ein Naturprodukt ist, eher für einen Vorzug und stelle Richtern

[1]) Minor II, S. 381.
[2]) Vgl. hierzu das Athenäum-Fragment Nr. 4.

also auch darum über Sterne, weil seine Phantasie weit kränklicher, also weit wunderlicher und phantastischer ist“ [1]). — Was hier laut zugunsten J. Pauls ins Treffen geführt wird, ist insgeheim zur Verteidigung der „Lucinde“ gesagt. Die feinsinnige Caroline hat gleich bei Kenntnisnahme der ersten Proben des noch unvollendeten Opus die nahe formale Verwandtschaft mit „Jean Pauls Sachen“ erkannt, und Friedrich selber gab sich darüber keiner Täuschung hin. Seiner Theorie getreu und seiner geistigen Veranlagung gemäß zugleich Schöpfer und Kritiker und Charakteristiker der eigenen Dichtung, hat er unter den in Heft I verzeichneten zahllosen Versuchen, das Wesen seines Romans auf eine Formel zu bringen, auch diesen vermerkt: der erste Teil der „Lucinde“ sei „ein idealisierter Richter wegen des Maximums von Subjektivität und Originalität und des Kombinatorischen“, doch sei die Aehnlichkeit „eine unbewußte und doch auch mehr poetische“.

Die „Lucinde“, ist behauptet worden, sei von Anfang bis zu Ende Verwirklichung und Exemplifikation der im „Brief über den Roman“ vorgetragenen ästhetischen Theorie [2]); und diese faßt Schlegel selbst in den Schlagsatz zusammen: „Wahre Arabesken nebst Bekenntnissen seien die einzigen romantischen Naturprodukte unseres Zeitalters.“ Wirklich enthält die „Lucinde“ in ihrem Mittel- und Kernstück recht offenherzige Konfessionen des Verfassers, um die vorn und hinten ein Rahmen wahrer Arabesken gestellt ist; allein diese Form hatte der Zufall zusammengebraut, in der ursprünglichen Intention des Dichters war sie nicht gelegen. Schon aus den Definitionen des „Briefs“ geht ja deutlich hervor, daß der Terminus „Naturprodukt“ etwas Untergeordnetes und nur Vorläufiges meint. „Natur“ war für die Romantik, die es im Gegensatz zum Sturm und Drang gerade auf Beherrschung und Ueberwindung der Natur durch bewußte Kunst abgesehen hatte, kein Idealbegriff. Man braucht nur ein wenig in Fr. Schlegels Schriften zu blättern, um hierüber gründlich belehrt zu werden. Durchaus nicht könne er — so lesen wir in dem (Sommer 1798 geschriebenen) Brief „Ueber die Philosophie“ —, „der Natur Sitz und Stimme im gesetzgebenden Rate der Vernunft erlauben“; und ebenda: „Eine gebildete Philosophie muß zwar auch eine natürliche, aber doch auch eine künstliche sein“ [3]). Und die „Lucinde“ selber kündet Schlegel Carolinen keineswegs als romantisches Naturprodukt an, sondern als „eins der künstlichsten Kunstwerkchen, die man hat“ [4]).

---

[1]) Minor II, S. 368 f.

[2]) Haym S. 558; J. Rouge, Erläuterungen zu Fr. Schlegels Lucinde (Halle 1905) S. 17 ff.

[3]) Minor II. S. 321, 332.

[4]) Caroline I, S. 527.

Eine noch deutlichere Sprache reden die Notizhefte. Die Aufzeichnung aus dem Jahre 1797, die von einem vollkommenen Roman mehr Kunstwerkcharakter verlangt, als ihn selbst der „Wilhelm Meister" besitzt, ist schon oben angeführt worden. In Heft I ist u. a. zu lesen: „Der Roman behandelt das feinste Leben mit der feinsten Kunst. Er ist daher im Wesen nichts weniger als populär"; und demgegenüber die geringschätzige Bemerkung: „Bekenntnisse sind ein Naturroman". In diesem abträglichen Sinne nennt Fr. Schlegel noch im Alter, zu einer Zeit, da er auf eine alles Dagewesene übertreffende christliche Dichtung sinnt, Dantes göttliche Komödie „ein mißlungenes christliches Naturgedicht" [1]).

Aber wider den ursprünglichen Willen des Dichters ist die „Lucinde" zuletzt doch nur „Naturprodukt" geworden. „Lucinde = Naturarabeske", vermerkt einsichtig einmal schon Heft I. Und im Roman selbst, der sich da gleichsam den Spiegel vor das eigene Gesicht hält, spricht Schlegel von seinem Werke als „dem wundersamen Gewächs von Willkür und Liebe. Und frei, wie es entsprossen [Naturprodukt!], soll es auch üppig wachsen und verwildern, und nie will ich aus niedriger Ordnungsliebe und Sparsamkeit die lebendige Fülle von überflüssigen Blättern und Ranken beschneiden" („Lucinde", S. 81).

An einer Stelle des „Briefs über den Roman", die z. T. auf älteren, schon im Notizheft von 1797 verzeichneten Gedanken beruht, wird die vermeintliche Identität des Romans mit der erzählenden oder gar epischen Gattung dreist bestritten und dagegen erinnert, „daß ein Lied ebenso gut romantisch sein kann, als eine Geschichte. Ja ich kann mir einen Roman kaum anders denken, als gemischt aus Erzählung, Gesang und anderen Formen. Anders hat Cervantes nie gedichtet, und selbst der sonst so prosaische Boccaccio schmückt seine Sammlung mit einer Einfassung von Liedern" [2]). Wiederum klären Eintragungen in Heft I über die wahre Meinung dieser Worte auf. „Roman in der Form ein gebildetes künstliches Chaos", heißt es da z. B., ein Postulat, das in ungezählten Variationen wiederkehrt. Die handschriftliche Notiz: „das Ganze chaotisch und doch systematisch", aber verliert ihre paradoxe Unverständlichkeit, wenn wir eine auf sie zurückgehende Stelle der „Lucinde" (S. 13 f.) daneben halten: „Für mich und für diese Schrift, für meine Liebe zu ihr und für ihre Bildung in sich, ist aber kein Zweck zweckmäßiger als der, daß ich gleich anfangs das, was wir Ordnung nennen, ver-

[1]) Notizheft 1817/20. — Vgl. die ähnliche Aeußerung in der späteren Fassung des „Gesprächs über die Poesie": Sämtliche Werke (Wien 1846) V, S. 212.

[2]) Minor II, S. 373.

nichte, weit von ihr entferne und mir das Recht einer reizenden Verwirrung deutlich zueigne und durch die Tat behaupte. Dies ist umso nötiger, da der Stoff, den unser Leben und Lieben meinem Geiste und meiner Feder gibt, so unaufhaltsam progressiv und so unbiegsam systematisch ist. Wäre es nun auch die Form, so würde dieser in seiner Art einzige Brief dadurch eine unerträgliche Einheit und Einerleiheit erhalten und nicht mehr können, was er doch will und soll: das schönste Chaos von erhabenen Harmonien und interessanten Genüssen nachbilden und ergänzen."

Der Forderung des „Briefs", den Roman „aus Erzählung, Gesang und anderen Formen" zu mischen, ist die „Lucinde" nicht ganz gerecht geworden; wenigstens fehlt ihr der dort erheischte Schmuck lyrischer Stücke. Schlegel hat diesen Mangel aus dem besonderen Charakter seines Werkes zu rechtfertigen versucht[1]); das war Ausrede. Poetische Unkraft, nicht nachdenklicher Verzicht hat es bewirkt, daß der erste Teil der „Lucinde" völlig in ungebundener Rede abgefaßt ward. Die Liebe und die Wahrheit „in Gesang zu verkündigen", mußte der Dichter, wie er in der „Lucinde" (S. 58, 76) ja selbst gesteht, unterlassen, weil es ihm versagt war, „seine Flamme in Gesängen auszuhauchen", weil „seine Lippen die Kunst nicht gelernt hatten, die Gesänge des Geistes nachzubilden". Erst in Jena, wohin er unmittelbar nach Abschluß des ersten Teiles aus Berlin übersiedelt (Sommer 1799), hat Fr. Schlegel in seines Bruders Schule die Poesie „gelernt"; ihm und Tieck dankte er nachmals mit überschwänglichen Worten

des alten Wunsches Erfüllung,
daß nun melodische Kraft brausend der Lippe entströmt.[2])

* * *

Im Voraufgehenden war die Behauptung gewagt worden, das eigentliche (nicht durch Zurückgreifen auf den Erlebnisroman verfälschte) Lucindeprojekt sei aus der intensiven Beschäftigung mit dem „Wilhelm Meister" geboren. Heft I bringt hierfür eine erwünschte Bestätigung: „‚Lucinde' bezeichnet den Uebergang von Aesthetik zur Poesie", heißt es dort einmal ausdrücklich. Aber auch von der moralphilosophischen Seite her führt ein gerader Weg an unsere Dichtung heran. Schon Rouge hat die innigen Beziehungen aufgedeckt, die zwischen der „Lucinde" und dem an Dorothea gerichteten Brief „Ueber die Philosophie" bestehen. Dem Dichter waren sie voll bewußt. „Das Werk ist Diotima und Brief über die Philosophie in

[1]) Caroline I, S. 524 f. (März 1799).
[2]) Minor II, S. 430 (1801).

höherer Potenz — entsprungen aus der ‚Moral und Physik 1798', anschließend an die wirklichen Briefe an Dorothea": also ist in Heft I zu lesen. Leider hat sich das hier zitierte Notizbuch, in welchem Fr. Schlegel das Journal seiner natur- und moralphilosophischen Einfälle führte, nicht erhalten, und wir sind bezüglich seines Inhalts einzig auf den Brief über die Philosophie verwiesen, der zweifellos aus jenem Ideenmagazin gespeist ward. Bezeichnenderweise heißt es noch in einem anderen, während der Jahre 1799 und 1800 geschriebenen Hefte (im folgenden als II bezeichnet): „Im ersten Teil der ‚Lucinde' bestimmter Idealismus, jene Philosophie des Menschen und der Weiblichkeit, die in dem Brief an Dorothea angekündigt ist". Wirklich treffen die beiden Schriften in einer Reihe von Gedankengängen sehr nahe zusammen. Vor allem aber verbindet sie die gleiche überreichliche und sehr eigenwillige Verwendung des Wortes und Begriffes „Religion".

Als Schlegels bejahrte Mutter die „leichtfertige Lucinde" zu lesen bekam, geriet die fromme Pastorswitwe ob der vermeintlichen Verworfenheit ihres Sohnes in tiefe Betrübnis. „Fritz hat sich mir durch seinen Roman als einen gezeigt, der keine Religion und keine guten Grundsätze hat", schreibt sie kummervoll an ihren August Wilhelm [2]). Fritz war freilich anderer Meinung: „‚Lucinde' ein religiöses Buch", notiert er gleich auf einer der ersten Seiten von Heft I; und an einer anderen Stelle gar das kühnere Wort: „Jeder Roman ist mehr oder weniger eine religiöse Schrift". Aus den im dritten Bande des Athenäums veröffentlichten, im Jahre 1799 geschriebenen „Ideen" ist der Kommentar für solche Aeußerungen zu beziehen. Dort wird als Religion jenes unaussagbare Akzessit bezeichnet, das erst die Logik zur Philosophie und aus dieser selbst etwas Höheres macht als eine trockene Spezialdisziplin; ohne das statt einer ewig vollen unendlichen Poesie nur Romane im übel-landläufigen Sinne zustande kommen. Ueberhaupt könne „nur derjenige ein Künstler sein, welcher eine eigene Religion, eine originelle Ansicht des Unendlichen hat" [3]); denn Religion sei „nicht bloß ein Teil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Zentrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche" [4]).

---

[2]) G. Waitz, Caroline und ihre Freunde. Mitteilungen aus Briefen (Leipzig 1882), S. 77.

[3]) Das ist natürlich nur eine Umschreibung der bekannten Definition in Schleiermachers zweiter Rede über die Religion: „Religion haben heißt, das Universum anschauen, und auf der Art, wie ihr es anschaut, auf dem Prinzip, welches ihr in seinen Handlungen findet, beruht der Wert eurer Religion."

[4]) Ideen Nr. 11, 13, 14.

Aber nicht nur in dem Sinne, in welchem jede wahre Dichtung es ist, nennt Schlegel seinen Roman ein religiöses Buch; es hat auch einen religiösen Stoff, denn es soll „Religion der Liebe für die Frauen" enthalten. Und „Liebe ist schon ästhetische Religion an sich"; „ohne Religion ist keine rechte Liebe möglich".

Ist Liebe der eine Pol der Religion, ist die Poesie ihr anderer. „Wer Religion hat", lautet das Ideen-Fragment 34, „wird Poesie reden. Aber um sie zu suchen und zu entdecken, ist Philosophie das Werkzeug". — Liebe und Poesie, Religion und Philosophie — sie sollten den unendlichen Gehalt des Wunderwerks bilden, das Fr. Schlegel in hochgemutem Schaffensrausch der Welt schenken zu können träumte.

Aber beim Versuch, so hohes Streben zu realisieren, mußte der Dichter unverweilt merken, daß er sich mit dergleichen Programmen gründlich übernommen hatte. Da stellt sich denn auch bald Resignation, wenn nicht gar Verzweiflung ein; es mehren sich im Hefte Stoßseufzer folgender Art:

> Das ganze Werk ist ein steter Kampf, das Undarstellbare darzustellen.
> Lucinde durch und durch unvollendet, das Selbstzerstörende des Werks.

Andere Aufzeichnungen muten wie Selbstverspottung an:

> Das ganze Werk nichts als das jetzige Miasma der Genialität in stärkster und reinster Form.
> Das ganze Werk ein Exempel für den Begriff des furor poeticus.

Das Programm mußte also gekürzt werden; und die eigenen Herzenserlebnisse jener Tage bewirkten es, daß sich Friedrich vornehmlich auf das Liebesthema beschränkte. Und wie er bei dichterischen Versuchen allezeit in eine geradezu ruchlose Selbstgefälligkeit verfiel, so wandelt sich ihm auch hier sogleich die Not zur Tugend:

> Es gibt noch keine Philosophie der Liebe; vielleicht ist sie nicht bloß der beste, sondern der einzige Gegenstand der Romanpoesie.

Dergestalt wechseln die Tendenzen, wechseln formale und inhaltliche Absichten der Dichtung Seite um Seite des Heftes, in dem man vergebens nach einem festgewordenen und danach in der Ausführung festzuhaltenden Schema ausschaut. Die chaotische Form, die Schlegeln das Wesentliche des Romans bedeutet, sie eignet bereits diesen haltlos aus- und ineinanderfließenden Entwürfen. Der ruhende Pol in der Flucht der Einfälle und Entwürfe aber ist die stets aufs neue zum Ausdruck kommende Entschlossenheit des Dichters, das vorläufig Rückgestellte oder zunächst Unbrauchbare seiner poetischen Ideen in einer Fortsetzung später doch noch zu verwerten. Ein zweiter

(oder mehrerer) Teil der „Lucinde“ ist so gewissermaßen a priori gegeben. Und Heft I zeigt uns den Dichter nicht nur im Brüten über solche Fortsetzung, sondern sogar in ernsthafter Arbeit daran schon zu einer Zeit, da der erste Teil des Werkes noch gar nicht fertig war.

Haym, der Friedrich Schlegel ein allzustrenger Richter ist, hat ihm mit der spöttischen Art, wie er diese (bisher freilich nur aus Briefen bekannten) Bemühungen behandelt, bitter Unrecht getan. Daß die Fortsetzung der „Lucinde“ eine nie ernstlich in Angriff genommene Arbeit, reine Einbildung, ein Nichts, der bloße leere Titel eines Werks gewesen, das nur als Folie für eine Anzahl von Gedichten diente, das sind ganz haltlose Vorwürfe. Auch der Hohn, mit welchem Haym die Lucindischen Gedichte überschüttet, trifft fehl; diese Verse haben schon auch guten Sinn und Zusammenhang und sind mehr als Eitelkeitsergüsse ihres Dichters; aber freilich, ohne Kenntnis dieses Zusammenhangs, der sich jetzt erst aus den Aufzeichnungen der Nachlaßhefte auftut, war ihr Verständnis nicht möglich.

Zweifellos hat Schlegel in der zweiten „Lucinde“ ein weibliches Gegenstück zu den männlichen Lehrjahren des ersten Teils beabsichtigt. Das deutet z. B. der ihm freundschaftlich nahestehende Schleiermacher in seiner Verteidigungsschrift des Romans an[1]). Aber nicht Lucindens Vorgeschichte (wie sie, Schleiermachers Wink befolgend, die törichte Fortsetzung von Christern[2]) versucht) hatte der Dichter dabei zunächst im Sinn. „Ich zweifle“, schreibt er an Caroline (I, S. 513), „ob es Lehrjahre der Weiblichkeit gibt“; darum soll dies Gegenstück etwas anderes sein, nämlich „Weibliche Ansichten; vielseitige Briefe von Frauen und Mädchen verschiedener Art über die gute und schlechte Gesellschaft. Darstellung der Gegenwart, denn Bekenntnisse über die Vergangenheit scheinen mir weniger weiblich“. Dieser Brief ist noch vor Abschluß des ersten Teiles geschrieben; dies an sich ein Beweis, daß schon damals Weg und Ziel einer Fortsetzung erwogen ward. Und dafür gibt es noch andere Zeugnisse. Ungefähr unter demselben Datum (März 1799) schreibt Friedrich an seinen Intimus Novalis: „In vierzehn Tagen bin ich die ‚Lucinde‘ los. Dann von neuem, jetzt nur provisorisch“; in der zweiten Hälfte April — unmittelbar vor Abschluß des ersten Teiles — an Schleiermacher: „Habe innerlich große Lust, die ‚Lucinde‘ aus einem Stück zu vollenden“.

Oben konnte bereits der Vermutung Raum gegeben werden, daß Schlegel mit dem tragelaphischen Produkt von Zufall und

---

[2]) Hamburg 1842, [2]1848.

[1]) Vertraute Briefe über Friedrich Schlegels Lucinde (Lübnbe ck Leipzig 1800), S. 43.

Willkür, in das schließlich sein titanischer Romanplan zusammengequollen ist, nichts weniger als zufrieden war; ob er auch den enttäuschten Freunden gegenüber sein Opus zäh und unbeirrbar Stück um Stück verteidigte. „Naiv und nackt" — so beurteilte er später selber öffentlich seine Dichtung[1]) — habe er „aus jugendlicher Unbesonnenheit die Natur der Liebe in der ‚Lucinde' zur ewigen Hieroglyphe dargestellt", was unschicklich war für ein dergleichen Mysterium. Das Buch ist also für sein Gefühl in der Form zu sehr als „Naturprodukt" geraten. Aber auch dem Gehalte nach schien es ihm unbefriedigend. Schon war er in voller Arbeit am zweiten Teil, als des Bruders „Gedichte" (1800) erschienen, unter denen er zwei Sonette fand, die sein besonderes Interesse erregten: „Licht und Liebe" und „Die Deutung"[2]). Das eine vergleicht mit dem aller Natur erst Leben verleihenden Sonnenlicht der Liebe Glut, die „der Phantasie Gebilde" zum vollen Formenglanz reift; das andere bezeichnet als Geheimnis aller Lust und Liebe das unauflösliche Verweben von Leib und Geist. In diesen Versen nun findet Friedrich[3]) „die ganze ‚Lucinde', wenigstens alle Poesie, die immer drin sein sollte und nun [das kann doch nur heißen: in dem jetzt werdenden II. Teil] wirklich drin ist".

Tatsächlich ist in der ersten „Lucinde" der Gedanke, den „Die Deutung" enthält, breit und tief ausgeführt; hingegen findet sich dort nichts von einer symbolischen Gestaltung des für die Schellingsche Naturphilosophie wie für die Theosophie J. Böhmes so bedeutsamen Doppelbegriffs Licht und Liebe. Nur in dem Namen der Heldin wird der Niederschlag einer Spekulation geltend, die nach der ursprünglichen Intention des Dichters im Romane eine doch vorwiegende Rolle hätte spielen sollen.

Ueber die Herkunft und Bedeutung des Namens „Lucinde", der in der deutschen und außerdeutschen Literatur des 18. Jahrhunderts recht beliebt war[4]), ist viel debattiert worden; das Klügste hat Adolf Huber geäußert[5]), der als erster die naturphilosophischen Hintergründe erkannte. Und seine Ausdeutung des Namens stützt nicht bloß A. W. Schlegels Sonett an Friedrich, das in der Schlußzeile „die hohe Glut der leuchtenden Lucinde" rühmt; sie wird auch durch Aufzeichnungen des Heftes I vollauf bestätigt. Wie es Schlegel aber liebt, alles in die zweite Potenz zu erhöhen, so gibt er

---

[1]) Minor II, S. 387 (1800).
[2]) A. W. v. Schlegels sämtliche Werke, herausg. von E. Böcking I, S. 349, 355.
[3]) An August Wilhelm 4. IX. 1800.
[4]) Vgl. die reiche Liste von P. Kluckhohn im „Euphorion" XX, S. 92[1]).
[5]) Fr. Schlegels ‚Romanze vom Licht' (Festschrift des Deutschen akademischen Philologen-Vereins in Graz, Graz 1896, S. 99—108).

neben solcher philosophischen Begründung des Namens gelegentlich auch noch eine — selbstredend nachträgliche — ästhetische Ausdeutung: „Die Farbe des Buches ist bloß hell, es ist ein lichtes Buch, darum heißt es Lucinde".

Mitten in der Arbeit am ersten Teil scheint Friedrich schon gefühlt zu haben, daß das Wesentlichste, was er mit seiner Dichtung zu geben beabsichtigt hatte, nicht recht herauskam; darauf deuten verschiedentliche Einträge in Heft I hin, die bereits eine Umarbeitung des eben (oder überhaupt noch nicht?) fertig Gewordenen erwägen. Dabei wären aber nur Zusätze in Betracht gekommen, denn ausdrücklich wird in Heft II einmal diesbezüglich bemerkt: „Bei der Umarbeitung der ‚Lucinde' nichts ganz weggelassen." Von derlei Zusätzen (oder auch von vornherein geplanten und nur in der Ausführung fortgebliebenen Einlagen) wird in den Heften I und II manches notiert. Vor allem hätte das in der Dichtung der zweiten romantischen Generation so beliebte, aber auch schon von Wieland und Schiller verwertete Motiv der Prädestination in der Liebe einen bevorzugten Platz erhalten: „Lucinde und Julius", heißt es da, „lieben sich, weil sie sich immer geliebt haben". „Julius und Lucinde einen Wechselgesang großer Lyra, jede Strophe anders . . . ‚Woher ich weiß, daß sie mich liebt? — Weil sie mich schon geliebt hat, noch ehe sie mich kannte. Sie muß mich lieben; sie ist von der Natur darauf angelegt.'" Auch daran wird gedacht, „der ‚Lucinde' ein bestimmtes Kostüm zu geben — in die Provence zu versetzen — aber Deutsche von Geburt". Mit diesen Aufzeichnungen stehen im innigen Verein spätere Aeußerungen über die Absicht, eine umgearbeitete Ausgabe der ersten „Lucinde" zu veranstalten, ja diese womöglich noch eher erscheinen zu lassen als die erste Auflage des zweiten Teils selbst[1]).

Fragmentarischen Charakter trug die erste „Lucinde" aber nicht nur aus dem Grunde, weil sie einem himmelhoch gerichteten Planen in Gehalt und Form gleicherweise inadäquat geblieben war; ein Fragment war sie auch in ganz äußerlichem Sinne. In den Briefen und Gesprächen, aus denen der Roman sich zusammensetzt, ist wiederholt im Vorbeigehen weiblicher und männlicher Personen Erwähnung getan, die in unbezeichneten und darum für den Leser rätselhaften Beziehungen zu den Hauptgestalten stehen: Clementine (S. 73), Rosamunde (ebenda), Juliane (S. 73, 238, 270), Amalia (S. 104, 108 f., 242), Pauline (S. 115), Guido (S. 291). Von Antonio und Eduard läßt sich wenigstens ihr freundschaftliches Verhältnis zum Helden erfassen; die Bedeutung der übrigen bleibt völlig

[1]) An Schleiermacher 2. VI. 1800; an A. W. Schlegel 2. II. 1801 und 15. V. 1803.

unklar und jegliches Raten greift daneben[2]). Schon um diese Rätsel aufzulösen, bedurfte es einer Fortsetzung des Romans.

Schlegel hat sich sofort nach Beendigung des ersten Teils an die Arbeit gemacht. Die brieflichen Zeugnisse sind zahlreich, die sein jahrelanges Ringen um diese heiß umworbene Palme begleiten. Daß er den Preis nicht gewann, haben innere und äußere Gründe verursacht. Vor allem die leidlichen Geldsorgen, die „Friedrich mit der leeren Tasche" sein Lebtag nicht los wurde; sie beeinträchtigten ihm schon im Herbst 1799 die Freiheit und Laune, die zur Bewältigung einer solchen Arbeit doch unerläßlich war. So kam er nur langsam vorwärts. Mit Beginn des neuen Jahres ist er wieder emsig daran. Und je tiefer er sich in das neue Unternehmen einwühlt, desto klarer erkennt er, wie verfehlt die erste „Lucinde" war; gegen sie ist er „jetzt auch oft polemisch gesinnt aus der Tiefe der zweiten heraus; wenn ich aber (so schreibt er am 10. März 1800 an Schleiermacher), wie es mir nur zu leicht geschieht, beide als Eins und vollendet denke, so kann ich es göttlich finden[1]). Der Enthusiasmus, mit dem ich jetzt arbeite, ist besonnener, und eben darum brennt er tiefer ein oder aus". Eine Woche später (17. März) berichtet er noch zuversichtlicher demselben Freund: „Mit der ‚Lucinde' geht es gut; es macht mir wenigstens große Freude, daran zu arbeiten, ich habe Mut dazu, und ich denke, es wird ganz nach meinem Sinn geraten." Im Frühjahr hofft er fertig zu sein. Aber wie der Sommer ins Land zieht, hört Schleiermacher, statt das vollendete Buch zu sehen, nur den Stoßseufzer Dorotheas: „Am zweiten Teil wird gedichtet, das weiß ich, wenn aber auch davon wird gedruckt werden können, das wissen die Götter!"[2]) Friedrich aber bleibt immer noch voll Zuversicht. Im August ist er wieder „mit Leib und Seele in und an der ‚Lucinde'"[3]); für sie entfaltet er jetzt vornehmlich eine reiche lyrische Produktion.

Schon im März hatte er Schleiermacher von sieben für die Lucinde-Fortsetzung verfertigten Gedichten Mitteilung gemacht; Ende September ist die Zahl der lyrischen Stücke

---

[2]) So ist es z. B. ein arger Irrtum, wenn Rouge (Erläuterungen S. 126) den Namen Guido auf das erst erwartete Kind bezieht, mit welchem Lucinde von Julius schwanger geht; er bezeichnet vielmehr, wie aus den Heften hervorgeht und was auch der betreffenden Stelle den einzig möglichen Sinn gibt, Lucindens früheren Geliebten.

[1]) Vgl. folgende Notizen in Heft I: „In I Form und Materie männlich, in II weiblich". „I der männliche Teil des Buchs, II der weibliche (machen erst ein ganzes Buch)".

[2]) Dorothea an Schleiermacher 22. VII. 1800.

[3]) Jonas-Dilthey III, S. 217; Zeitschrift für Bücherfreunde N. F. V, S. 190 (an Sophie Mereau).

bereits auf 59 angestiegen[1]). Auch prosaische Stücke gedeihen daneben, so daß der zweite Teil jedenfalls im Winter beendet sein soll. Aber jetzt kommt eine neue Störung von außen. Im Herbst habilitiert sich Schlegel an der Universität Jena, und die Arbeit an seinen Vorlesungen wird der „Lucinde" eine gefährliche Konkurrenz. Waren auch wirklich, wie Friedrich sich zu Schleiermacher rühmt, fast zwei Drittel der „Lucinde" allbereits fertig, der Freund hatte Recht, zu seufzen und zu mahnen: „Was helfen am Ende zwei Dritteil, wenn Dich die Vorlesungen dann so beschäftigen, daß das letzte außen bleibt! Nimm Dir doch ja so fest als irgend etwas vor, sie ganz fertig zu machen"[2]). —

Fr. Schlegel bewährte sein Lebenlang ein besonderes Talent, literarische Arbeiten, die er eben erst zuzurüsten begann, sich und anderen als schon allernächstens vollendet aufzureden. Besonders bei Buchhändlern hatte er mit solcher — gewiß nie unredlich gemeinten — Flunkerei erstaunliches Glück. So wußte er auch von Fröhlich, dem Verleger der „Lucinde", gerade jetzt, da die Arbeit wieder sehr ins Stocken geraten war, einen Vorschuß von zehn Louisdors zu erlangen. Der Brief, in dem er sein Ansuchen stellt, trägt das Datum des 1. Januar 1801[3]). „Nur die viele Zeit, die mir meine philosophischen Vorlesungen rauben" — heißt es dort —, „hat es verhindern können, daß ich Ihnen nicht schon eher geschrieben und auch Manuskript gesandt habe. Seien Sie indessen versichert, daß ich unermüdet an der Vollendung der ‚Lucinde' arbeite. Ich kann Ihnen auf Ehre versichern, daß ich 60 Gedichte dazu fertig habe, sauber abgeschrieben, woran nicht mehr ein Buchstabe zu ändern ist . . ., was ich an dem prosaischen Teil fertig gemacht, ungerechnet. Ich habe also acht Bogen Manuskript wenigstens fertig liegen." — Abgesehen davon, daß dies an sich sehr wenig ist, denn acht Bogen im Format der ersten „Lucinde" machen zur Not 40 Seiten eines Reclambändchens aus, so erscheint diese ganze Mitteilung nur als unbeabsichtigter Beweis dafür, daß die Arbeit seit geraumer Zeit nicht mehr vorwärts kam; denn dieselbe Anzahl fertiger Gedichte und Prosastücke daneben meldete ja schon Dorotheas Brief vom letzten September. Im Frühjahr aber, Friedrich verspricht es heilig, soll Fröhlich das Ganze erhalten. „Ich schließe meine Vorlesungen sehr früh, und dann wird alles andere bei Seite gelegt." Aber im Frühjahr drängen andere dichterische Pläne die „Lucinde"

[1]) Dorothea an A. W. Schlegel 30. IX. 1800 (J. M. Raich, Dorothea v. Schlegel, Mainz 1881 I, S. 53).

[2]) Jonas-Dilthey III, S. 230, 232.

[3]) Fr. Schlegels Briefe an Fröhlich hat E. Groß in der kurzlebigen Zeitschrift „Das Neue Leben" I (1913) S. 465—471 bekannt gemacht.

wiederum in den Hintergrund, die Arbeit am „Alarkos“ nimmt Friedrich jetzt ganz in Anspruch, und der Herbst ist da, ehe zur Erfüllung des dem Verleger gegebenen Versprechens das Geringste getan war. Fröhlich mahnt den Säumigen, der nun ernstlich „die lange zubereiteten Stücke und Materialien zum 2. Teile der ‚Lucinde‘ zu redigieren“ und das Ganze früh genug abzuschließen verheißt, daß es noch vor den nächsten Ostern fertig gedruckt sein sollte; und der Buchhändler läßt sich wieder hinhalten, ja er bewilligt im Jahre 1802 noch einen weiteren Vorschuß von 55 Talern. Die zweite „Lucinde“ ist aber niemals fertig geworden, und nur die dafür bestimmten poetischen Stücke hat Friedrich zu Lebzeiten in Taschenbüchern und Zeitschriften, danach gesammelt in seinen „Gedichten“ von 1809 der Oeffentlichkeit vorgelegt.

* * *

An Hand dieser Gedichte, vermeintlicher Andeutungen im ersten Teil der „Lucinde“ und vermittelst sonstiger zerstreuter Notizen ist schon verschiedentlich eine Rekonstruktion des zweiten Teiles versucht worden. Weil die Lebensgeschichte des Julius mit dem Ankauf eines Landgutes abbricht (Lucinde, S. 226), vermuten Dilthey[1]) und Rouge[2]), daß der zweite Teil auf dem Lande spielen und das traute Familienleben der Liebenden mit ihrem Kinde schildern sollte[3]); nach Dilthey wäre fernerhin die Darstellung der Weiblichkeit im Mittelpunkt gestanden, in lyrischen Dichtungen aber die Sinfonie der Stimmungen ausgeklungen. Allein diese Auffassung der lucindischen Gedichte als bloßer Einlagen kann nicht zutreffend sein. Die „Romanze vom Licht“ etwa, die als ursprünglich zur „Lucinde“ gehörig bezeugt ist[4]), dieses naturphilosophische Tendenzstück, hätte keinesfalls bloß zum lyrischen Schmuck gedient. Und das Notizheft I belehrt uns denn auch, daß es Schlegels Absicht war, die Fortsetzung seines Romans z. T. in gebundener Rede zu geben.

Was aber den Handlungsverlauf und gedanklichen Gehalt der Fortsetzung betrifft, so versetzt uns dieses Heft in einen wahren embarras de richesse. Wie das Auge, das ziehenden Wolken folgt, nur immer wechselnde Gestalten wahrnimmt, so wird sich auch der Leser dieser zahl- und zusammenhanglosen Ideen und Einfälle, von denen eins das andere aufhebt, schier vergeblich bemühen, das Bleibende im Wandel

[1]) Leben Schleiermachers (Berlin 1870) S. 493.
[2]) Erläuterungen S. 61.
[3]) Die Briefstelle Caroline I, S. 257 faßt Rouge zu Unrecht als Beleg dafür auf; sie bezieht sich nicht auf die Lucindenfortsetzung, sondern auf eine neue, nur z. T. in den „Ideen“ verwirklichte Fragmentensammlung.
[4]) Walzel, Schlegelbriefe S. 469.

festzuhalten. Aber es wäre auch ein sträfliches Unterfangen, den im Kopfe des Dichters noch ungeklärten Plan, der sich ihm von Tag zu Tag veränderte, auf ein bestimmtes Schema festzulegen. L. Tieck hat das mit des Novalis hinterlassenen Aufzeichnungen zum zweiten Teil des „Ofterdingen" so getan, trotz Fr. Schlegels Einspruch, der mit Recht den authentischen Wert jener wirren Notizen sehr gering einschätzte, da Novalis noch in den letzten Lebenstagen den Plan durchaus anders einzurichten gedachte[1]). Wie grob Tiecks unvorsichtiges und übereiltes Schematisieren der Hardenbergschen Papiere das Bild des Romans verfälschte, hat kürzlich erst Oskar Walzel in glänzender Untersuchung dargetan[2]). Vestigia terrent!

Aber ganz aussichtslos ist in unserem Falle das Unternehmen doch nicht; denn ein Notgerüst, das all den lawinenhaft anwachsenden Reichtum an Gedanken und Einlagen tragen sollte, hat sich Schlegel doch zurecht gezimmert, und ob er auch daran immer wieder bessert und bosselt, es behält seine Konturen.

Auf vier Stücke war der zweite Teil angelegt; ihre Ueberschriften sollten sein:

> Geschichte eines Scherzes.[3]) — Die Gesellschaft. — Ansichten. — Das Fest.

Ueber die Anordnung dieser vier Kapitel oder Bücher war sich der Dichter allerdings noch nicht im Klaren; die Reihenfolge wechselt, auch wird daran gedacht, mehrere Stücke, z. B. Fest und Gesellschaft, in ein einziges zusammenzunehmen. Ueber den Inhalt jedes dieser Stücke erhalten wir gleichfalls einigen Aufschluß.

> Der Scherz müßte sein, die Geliebte zu verlosen.
> Der Scherz muß in drei Akte zerfallen — erstens der Entschluß der guten Gesellschaft — dann das Schäferspiel — zuletzt die Zerstreuung.
> In dem Schäferspiel müssen einige ihre Bekenntnisse, andre ihre Gesinnungen sagen — alle aus einem andern Standpunkt.
> Der Ernst, in den der Scherz sich endigt, muß dann wieder in Scherz aufgelöst werden, so daß das Ganze = 0.

Das bezieht sich auf den Inhalt; andere Notizen bezeichnen die (jedesmal anders geordnete) Reihenfolge der Abschnitte, die dies erste Buch bilden sollten:

> Lucindens Brief — Julianens Klage — Guidos Tod — An Maria u. a.

---

[1]) ebenda S. 477.

[2]) Die Formkunst von Hardenbergs ‚Heinrich von Ofterdingen' (Germanisch-Romanische Monatsschrift VII, S. 403 ff., 465 ff).

[3]) Freilich bekommt man bisweilen den Eindruck, als sollte dies nicht nur dem ersten Buch, sondern dem ganzen zweiten Teil zur Ueberschrift dienen, wie ja auch der erste Teil der ‚Lucinde' einen Untertitel trägt: „Bekenntnisse eines Ungeschickten."

Dem nächsten Buch, „Die Gesellschaft", war weniger erzählender als dialogischer Charakter bestimmt; eine „Lobrede über schlechte Gesellschaft" hätte es enthalten, in der vor allem der folgende Gedanke ausgeführt werden sollte:

> Die schlechte Gesellschaft ist die beste, weil da am wenigsten Liebe und am meisten große Welt ist. — Die große Welt ist nur der Körper der guten Gesellschaft, die weit mehr und etwas Heiliges ist, mehr als viele Kirchen.[1])

Das Buch „Ansichten", für das vielleicht die unter der gleichen Ueberschrift zusammengefaßten drei Stanzen[2]) bestimmt waren, hätte in Briefen und Monologen über „Selbständigkeit in der Liebe", über „Schönheit des Geistes und Lebens = des Menschen", „über weibliche Bestimmung" zu handeln gehabt, eine „Lehre der Bildung" vorgetragen. An anderer Stelle wird diesem Buch ein z. T. anderer Inhalt und andere Form bestimmt; da sollte es — vielleicht ist dabei an eine Verschmelzung mit dem Buche „Gesellschaft" gedacht — „ein Symposion über Geselligkeit" werden.

Ferner sollte hier „jeder seine Geschichte und Bekenntnisse erzählen", allenfalls auch „ein Gericht über die Liebesbücher" — als Vorbild schwebt natürlich das berühmte Gericht über die Ritterromane im „Don Quixote" (I, 6) vor — abgehalten werden.

Das vierte und letzte Buch, „Das Fest", sollte „eine Art Naturreligion und Gottesdienst" sein und „zugleich ein Symposion über die Liebe". Also wäre hier der Ort für die naturphilosophischen Dichtungen gewesen, die Schlegel in ganzen Massen plante.

Aber auch die Liebesdialektik hätte wohl hier ihre Stelle gefunden, vor allem ein leider unausgeführt gebliebener Dialog: „Die Kunst zu lieben, ein Gespräch der Männer", „Vertraulichkeit des Erfahrenen an den Unerfahrenen" enthaltend[3]); dann von einem Liebespaar aufzuwerfende „Questions d'amour":

> Ist es besser, eine kluge Frau zu haben, oder eine beschränkte — Ist es besser, ein Mädchen zu lieben oder eine Frau — Ist die erste Liebe besser oder die zweite — Ist es einer Frau eher möglich, zwei Freunde zu lieben — als einem Manne zwei Freundinnen?

Ein „Fest des ausgelassensten Witzes" sollte das werden. Endlich waren für dieses Buch kunsttheoretische Debatten be-

---

[1]) Vgl. dazu Ideen Nr. 143, Lucinde S. 208 f. und Minor II[2] S. 330, 30.

[2]) In den Sämtlichen Werken, Neue Original-Gesamtausgabe in 15 Bänden, Wien 1846 (in Hinkunft zitiert als S. W. [2]) IX., S. 174 f.

[3]) Ein Seitenstück dazu hätten „leichtfertige weibliche Gespräche" geboten, deren Inhalt nur flüchtig angedeutet wird: „wer ist der beste, das erstemal."

absichtigt, Gespräche „über Kunst, Musik, Malerei, über Tanz und Schauspiel".

Den Beschluß des Ganzen sollte die Geschichte von Amor und Psyche machen und diese so gewendet werden, daß sie sinnbildlich darstellte, „wie man sich durch Liebe in Alles verwandelt, Eins wird mit der Welt und allmächtig". Endlich sollten „kleine romantische Dichtungen als Anhang des Ganzen" beigegeben werden, wofür die mannigfaltigsten Stoffe und Themen erwogen werden: ein „Indisches Märchen in Stanzen", von dem wiederholt die Rede ist, das aber nach A. W. Schlegels Zeugnis noch im Hochsommer 1801 nur im Kopfe des Dichters, nicht aber auf dem Papiere bestand[1]); ein „Amadis, an Idylle grenzend, in Terzinen"; höchst auffälligerweise auch ein „Krieg zu Warteburg", ein Plan, dessen Beziehung zu Hardenbergs „Ofterdingen" ganz undurchsichtig ist.

Ueberhaupt würde es eine eigene Untersuchung verlangen und verdienen, die innere Verwandschaft und anscheinend auch direkte Abhängigkeit der dichterischen Unternehmungen Friedrich Schlegels und Hardenbergs abzuwägen; sie treffen, wie noch zu zeigen sein wird, wiederholt und gerade in den absonderlichsten Einfällen erstaunlich nah zusammen. So sollte etwa der große Gedanke des Todes, der dem Sänger der Nachthymnen so vertraut war, auch in der „Lucinde" ein Hauptthema werden; heißt es doch in Heft I geradezu:

> Die Theorie des Sterbens gehört zum Roman wie die Theorie der Wollust und der Weiblichkeit.
> Tod und Wollust, beides unerschöpfliche Gegenstände für die Poesie.

„Die Verbindung von Tod und Lust", von der wiederholt die Rede ist, klingt ja auch durch die — bereits im Athenäum III 1 (1800), S. 1—3 (S. W. [2]IX, S. 80 ff.) veröffentlichten — Stanzen „An Heliodora" durch, die anfänglich als Einleitung der zweiten „Lucinde" geplant waren[2]).

(Schluß folgt.)

---

[1]) Dreihundert Briefe III, S. 67. — Aller Wahrscheinlichkeit waren die in Fr. Schlegels Zeitschrift „Europa" I[1] (1803) S. 87 (S. W. [2]IX, S. 101 f.) gedruckten Stanzen zur Einleitung eben dieses Märchens bestimmt.

[2]) Vgl. Walzel, Schlegelbriefe S. 435; das dort erwähnte „Gedicht von Lucinde" identifiziere ich unbedenklich mit dem „An Heliodora", indem ich mich auf eine Notiz von Heft II stütze: „Zur Einleitung Verse von der Leda, nicht das an Heliodora."

***

Gustav Freytag und die preußische Polizei

von Staatsarchivar Dr. Joh. Schultze

Am 27. Februar 1854 traf für den Geh. Kanzleirat Friedrich im Berliner Polizeipräsidium nachstehendes Telegramm des Preuß. Polizeidirektors Stieber, das 1^{30} Uhr in Leipzig aufgegeben war, ein:

„Wenn der Redakteur der Gränzboten Gustav Freytag aus Leipzig noch nicht abgereiset, dann wie verabredet zu verfahren. Wir kommen heut Abend. Stieber."

Das bedeutete, Freytag, der sich zu einem Besuch in Berlin aufhielt, sollte verhaftet werden*). Die Anordnung war eine Folge der Untersuchung, welche eine vom preußischen Polizeipräsidium nach Leipzig entsandte Kommission, bestehend aus dem genannten Stieber und dem Berliner Staatsanwalt Nörner, gegen die Redaktion der in Leipzig erscheinenden „Autographischen Korrespondenz" angestellt hatte. Diese Korrespondenz über Fragen der preußischen Politik — eine von Freytag eingerichtete**) Gründung des Gothaer Vereins — erschien seit dem 1. Februar 1854 im Verlage von Hebenstreit (Leipzig), der auch als verantwortlicher Redakteur zeichnete, aber nur seinen Namen hergab. Sie wurde übrigens in geringer Auflage unentgeltlich an Zeitungsredaktionen und liberale Politiker verteilt. Der als Historiker und Geograph bekannte Karl Neumann, damals in Berlin, lieferte die regelmäßigen Kammerberichte, die ebenso wie sonstige Berichte Berliner Parteigenossen durch Freytags Vermittlung dem Hebenstreit zugeleitet wurden.

In der Nr. 18 vom 18. Februar war ein Artikel erschienen, der den Verrat des preußischen Mobilmachungsplanes an Rußland mitteilte und hochgestellte Personen aus der unmittelbaren Umgebung des Königs, Angehörige der Kreuzzeitungspartei, dieses Verbrechens beschuldigte***):

---

*) Gustav Freytag erwähnt in den „Erinnerungen aus meinem Leben" auch die Verfolgungen, denen er 1854/55 von seiten der preußischen Polizei ausgesetzt war. Mitteilungen darüber bringt ferner: Ernst II., Herzog v. Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben Bd. II (Berlin 1888), S. 324 ff. — Die vorliegende Darstellung beruht auf den amtlichen Akten der preußischen Behörden und auf ungedruckten Briefen Freytags an Max Duncker und dessen Frau, die im Anhang mitgeteilt werden.

**) Herzog Ernst a. a. O. II, 321 f.

***) Es handelt sich um den Konflikt Rußlands mit den Westmächten, in dem von liberaler Seite der Anschluß Preußens an die Westmächte im Gegensatz zur Kreuzzeitungspartei erstrebt wurde. — Der angebl. Verrat des 1853 neu ausgearbeiteten Mobilmachungsplanes ist in der Literatur nicht beachtet und unaufgeklärt. Die dieses Vorkommnis betreffenden Akten sind leider vernichtet worden. Nach dem ebenfalls nicht mehr vorhandenen Berichte des dem

. . . „Verräter aus der Partei der Kreuzzeitung haben den Plan für die bevorstehende Mobilmachung der preußischen Armee dem Kaiser von Rußland verraten. Der Kaiser selbst hat den Plan dem preußischen Militärbevollmächtigten gezeigt. Jetzt stellt das Kriegsministerium in Berlin wegen dieses Tendenzverrates die strengste Untersuchung an, aber man wird nichts finden. Die Schurken, welche das Verbrechen verübt, stehen so hoch, daß der Eifer des Kriegsministers kaum ausreichen wird, sie zu entlarven. Das ist ein Streich der Partei, welche sich ihres Patriotismus mit solchem Aufwande von Phrasen gerühmt hat, und welche Preußen am liebsten an Händen und Füßen gebunden an den Kaiser überliefern möchte, den sie längst über ihren König zu stellen gewöhnt ist. Man bezeichnet hier laut gewisse höhere Offiziere in der Umgebung des Königs als die Verräter. Das preußische Volk wird nicht länger dulden, daß die Person seines Kriegsherrn und Königs von Männern umgeben ist, deren Gesinnung ihnen als verdienstlich erscheinen läßt, das Vaterland an einen Fremden und Feind zu verraten."

Diese Beschuldigung war ein empfindlicher Angriff gegen die russische Partei am preußischen Hofe, zu deren Häuptern neben den Gebrüdern v. Gerlach und Bismarck auch der Minister des Innern, v. Westphalen, gehörte. Von letzterem als dem Chef der Polizei wurden daher sofort alle Maßnahmen angeordnet, um die Verbreitung der Nachricht zu unterdrücken und den Urheber des Artikels zu ermitteln. Eine Kommission (Stieber und Nörner) wurde nach Leipzig beordert*), um mit den sächsischen Behörden Fühlung zu nehmen. Beim Verhör Hebenstreits brachten sie heraus, daß ihm der inkriminierte Artikel von Freytag zugestellt worden war. Man vermutete daher in diesem den eigentlichen Leiter der Korrespondenz.

Freytag befand sich seit dem 23. Februar in Berlin zu einem kurzen Besuch bei dem dorthin vom Minister v. d. Heydt aus Breslau berufenen Molinari**). Nur ein Vorsprung von wenigen Minuten rettete den Ahnungslosen. 1[41] Uhr ging das Telegramm ein und 1¾ Uhr war Freytag nach Leipzig zurückgereist. Die Polizei fand das Nest leer. Eine

---

Zaren attachierten preuß. Generaladjutanten Graf Münster hatte der Zar ihm ein Exemplar des Mobilmachungsplanes gezeigt. Der Kriegsminister ließ daraufhin Erhebungen über die ausgegebenen Exemplare anstellen. Das Ergebnis soll, wie mir auf Grund persönlicher Erinnerung mitgeteilt wurde, gewesen sein, daß das für ein Mitglied des kgl. Hauses bestimmte Exemplar nicht mehr vorhanden war. Eine weitere Aufklärung erscheint nicht mehr möglich.

*) Freytags Angabe, daß auch der Polizeipräsident Hinckeldey in Leipzig war, trifft nicht zu. — Ueber Stieber vgl. dessen Denkwürdigkeiten hrgb. von L. Auerbach, Berlin 1884.

**) Der bekannte Breslauer Großkaufmann.

Anfrage des Kanzleirats Friedrich, ob man gegen Molinari etwas veranlassen solle, lehnte der Polizeidirektor Stieber mit dem Bemerken ab: „Es dürfte ein Einschreiten gegen Molinari gewagt sein.“ Freytag hat nie erfahren, in welcher Gefahr er sich damals befunden hat.

Zunächst wurde nun alles versucht, um die „Autographische Korrespondenz“ zu ersticken, die am 1. März nochmals auf die Entwendung des Mobilmachungsplanes zurückkam. Diese und andere Nummern wurden beschlagnahmt, mußten aber z. T. auf Beschluß des Stadtgerichts hin wieder freigegeben werden. Dienstwillig entzogen die sächsischen Behörden der Korrespondenz den Postdebit und leiteten eine Kriminaluntersuchung ein. Die Versendung der Korrespondenz erfolgte nun unter Kreuzband. Da nach Ansicht des Handelsministers Oeffnung von Kreuzbandsendungen das Briefgeheimnis nicht verletzte, wurden die so eingehenden Nummern der Polizei zur Prüfung zugeleitet. Den Kreuzbandversand zu verbieten lehnte der Handelsminister ab. Der Minister des Innern verbot darauf auf Grund des Preßgesetzes am 3. April die Verbreitung der Korrespondenz, die nun im geschlossenen Brief zur Versendung gelangte. Doch vermochte sie sich gegenüber diesen Schikanen nicht länger zu behaupten, am 28. April erschien die 50. und letzte Nummer.

Aber damit war die Sache für Westphalen und Hinckeldey keineswegs erledigt. Mit Zähigkeit wurden die Nachforschungen nach dem Verfasser des Artikels fortgesetzt und insbesondere Freytag, den man zu eidlicher Aussage zwingen wollte, hartnäckig verfolgt. Freytag war als Schlesier preußischer Untertan und hielt sich auf Grund eines drei Jahre gültigen Heimatscheines von 1852 in Leipzig auf, man glaubte also ein gutes Recht auf seine Person zu besitzen. Das Leipziger Kriminalamt hatte auf preußisches Ersuchen sogleich ein Verfahren gegen Freytag als Komplizen des Hebenstreit, das seine Aussage erzwingen sollte, eingeleitet. Gegen das diesem Ersuchen entsprechende Urteil hatte Freytag sogleich appelliert, doch wurde seine Appellation auf Betreiben der preußischen Vertrauensmänner in Leipzig durch Appellationsgerichtsverordnung vom 22. März verworfen. Eine abermalige Appellation Freytags verhinderte jedoch den Fortgang des Verfahrens, und die Entscheidung ging an das Oberappellationsgericht in Dresden.

Freytag hatte damit erreicht, was er wollte, die Verschleppung der Angelegenheit. — Wie hilfsbereit sich hier die sächsische Polizei der preußischen Schwester zeigte, ersieht man aus einem Schreiben des sächsischen Geh. Regierungsrates Körner in Dresden an Hinckeldey vom 3. April, in dem es hieß: Dr. Freytag sei Breslauer, er werde dafür sorgen, daß er, sobald der Stand der Untersuchung es gestatte, aus Leipzig

ausgewiesen werde. Leipzig sei leider der politisch bedenklichste Ort in Sachsen.

Am 1. Mai verwarf endlich auch das Dresdener Oberappellationsgericht als letzte Instanz Freytags Berufung. Aber Freytag hatte inzwischen den gefährlichen Boden verlassen und war in den Schutz des Herzogs Ernst von Gotha nach seinem Landgute Siebleben übergesiedelt. In diese Zeit gehört ein Brief an Max Duncker, in dem er seinem Aerger Ausdruck gibt (Beilage Nr. 1).

Am 17. Mai verfügte der preußische Minister des Innern an Hinckeldey: Wenn Freytag jetzt nicht vernommen werden könnte, so müsse dies nachträglich veranlaßt werden, da es darauf ankomme, zu wissen, ob preußische Beamte bei Abfassung jener Artikel beteiligt waren. Darauf schlug Hinckeldey, nachdem er vorher über Freytags Aufenthalt Erkundigung eingezogen hatte, dem Minister vor, Freytag zu verhaften, sobald er preußischen Boden beträte, denn er sei dringend verdächtig, der eigentliche Redakteur und Verfasser der „Autographischen Korrespondenz" gewesen zu sein.

Diesen Vorschlag nahm der Minister am 1. Juni an, erbat aber vorher noch nähere Information über Freytags Personalien. Diese Information gab ein Vertrauensmann des Polizeipräsidiums, es wurden darin seine dramatischen Werke, seine Beziehungen zu den Grenzboten, zum Herzog von Gotha, Theodor Mundt, Max Duncker und v. Vincke aufgeführt, zum Schluß heißt es: „Er ist ein Mann von Geist, Bildung und großem schriftstellerischen Talent, ursprünglich orientalischen Studien zugewandt. Daß er ein geborener Preuße ist, weiß ich bestimmt."

Am 24. Juni erging darauf an den Regierungspräsidenten in Erfurt der Haftbefehl des Ministers des Innern. „Als Preuße" — so hieß es darin — „unterliegt der p. Freytag, obgleich er die ihm angeschuldigten Vergehen im Auslande begangen hat, den diesseitigen Strafgesetzen. Auch ist es von Wichtigkeit, ihn womöglich zur wirksamen Bestrafung zu ziehen. Da nun derselbe dem Vernehmen nach zurzeit seinen Aufenthalt in Gotha, resp. zu Siebleben b. Gotha genommen haben soll, so ersuche ich für den Fall, daß derselbe sich auf diesseitigem Gebiete betreten lassen möchte, das Kgl. Regierungs-Präsidium, wegen seiner Verhaftung resp. Ablieferung an das Kgl. Polizeipräsidium hierselbst das Geeignete zu veranlassen. Nach Lage der Sache ist anzunehmen, daß der p. Dr. Freytag die Betretung des diesseitigen Gebietes nur dann mit besonderer Sorgfalt vermeiden wird, wenn er von der bestehenden Absicht, ihn zu verhaften, vorzeitig Kunde erlangen sollte. Es ist daher den betreffenden Polizeibehörden in dieser Beziehung besondere Vorsicht zur Pflicht zu machen. Zur Fest-

stellung der Person bemerke ich noch, daß der p. Freytag mit einem von der Kgl. Regierung zu Breslau unter dem 5. Februar 1852 ausgestellten und auf drei Jahre gültigen Heimatsschein versehen, dramatischer Schriftsteller und Verfasser der ‚Valentine', der ‚Journalisten' usw., nach seiner Uebersiedlung von Breslau nach Leipzig an letzterem Orte längere Zeit Redakteur der Grenzboten gewesen ist."

Abschrift dieses Haftbefehls erhielten die Oberpräsidien zu Magdeburg, Breslau, Münster und Coblenz zur entsprechenden Beachtung.

Durch einen guten Freund erhielt Freytag jedoch sogleich Kenntnis von diesem wohlgemeinten Schriftstück, das er als „übermäßig abgeschmackt" bezeichnet, und ließ sich wohlweislich jenseits der schwarz-weißen Pfähle nicht blicken.

Der Versuch der Berliner Staatsanwaltschaft, seine Vernehmung durch das Gothaische Kriminalamt zu bewirken, führte zu keinem Ziele, da das Herzogl. Justizkolleg Freytags Beschwerde dagegen als begründet erachtete.

Da die Verfolgung sich auf Freytags preußische Staatsangehörigkeit gründete, lag es nahe, daß er nun versuchte, sich ihrer zu entledigen und Schutz unter dem Herzogsmantel seines Gönners zu suchen. In einem Briefe vom 11. September 1854 bat er daher Ernst II., ihm ein kleines Hofamt zu verleihen, wodurch ihm die Gothaische Staatsangehörigkeit zuteil werden würde*). So wurde der Dichter herzoglich sächsischer Lektor und Hofrat. „Seitdem war ich Hofrat nicht parceque sondern quoique."

Durch Zeitungsnotiz vom 24. September erfuhr man davon in Berlin. Eine Anfrage der Erfurter Regierung vom 25. September, ob der Haftbefehl trotzdem bestehen bleiben solle, wurde vom Minister unter dem 8. Oktober bejaht.

Am 29. September richtete Freytag darauf selbst ein Rechtfertigungsschreiben an seinen Verfolger Hinckeldey, in dem er um Einstellung der Verfolgung bat. Dieses Schreiben legte Hinckeldey dem Minister v. Westphalen vor. Es befindet sich noch bei den Akten des Ministeriums des Innern (Beilage 2). Am gleichen 29. September 1854 gab Freytag vor dem Gothaischen Kriminalamt aus freien Stücken nachstehende Erklärung ab:

„Da ich nach Ausweis des von mir abschriftlich überreichten Patentes vom 18. d. M. als Lektor mit dem Prädikat Hofrat in die Dienste Sr. Hoheit des regierenden Herzogs getreten bin, so glaube ich die Frage, ob ich hiesiger Untertan bin, als entschieden ansehen und mich als solchen betrachten zu dürfen. Die ausdrückliche Entlassung aus dem preußischen

*) Der Brief ist abgedruckt in Ernst II. Herzog v. Sachsen-Coburg-Gotha, Aus meinem Leben, Bd. II, S. 326.

Untertanenverbande habe ich zwar bis jetzt noch nicht erlangt, ich habe aber die dieserhalb erforderlichen Schritte bereits getan und glaube, in aller Kürze eine beifällige Entschließung von Seiten der Kgl. Regierung zu Breslau, an deren Präsidium ich mich dieserhalb gewendet habe, zugefertigt zu erhalten. Jedenfalls betrachte ich mich als hiesigen Untertan, welche Eigenschaft ich durch das fragliche Patent erhalten zu haben glaube, und ich bin der Ansicht, daß ich durch die Aufnahme in den hiesigen Untertanenverband von selbst die Eigenschaft eines preußischen Untertans verloren habe .... Ich glaube daher, unter diesen Umständen auf Ablehnung der von der Staatsanwaltschaft zu Berlin beantragten Vernehmung bestehen und abwarten zu können, daß dieselbe bei den diesseitigen Gerichten auf Einleitung einer Untersuchung gegen mich antrage."

Auf Freytags Eingabe erwiderte Hinckeldey unter dem 3. November:

„Ew. Wohlgeboren erwidere ich auf die Zuschrift vom 29. September, daß ich mich weder befugt noch veranlaßt finden kann, in den Gang des gegen Sie eingeleiteten gerichtlichen Verfahrens einzugreifen."

Gleichzeitig ersuchte er die Staatsanwaltschaft, dem Gerichtsverfahren gegen Freytag Fortgang zu verschaffen.

Die Situation blieb für Freytag, den Geschäfte und Gesundheitsrücksichten nach Leipzig riefen, unangenehm. Nach Sachsen konnte er wohl auf dem Umwege über Bayern gelangen, aber es war sicher, daß sofort Preußen die Auslieferung von Sachsen fordern würde. Er beschloß daher, durch Vermittlung guter Freunde den König von Sachsen anzugehen. Als Vermittler hatte ihm Max Dunckers Gattin Charlotte den ihnen befreundeten, durch seine Shakespeare-Uebersetzung bekannten Grafen Wolf Baudissin in Dresden vorgeschlagen. Schon am 5. Oktober hatte Freytag zu dem Zweck ein Schreiben entworfen, doch gab er den Plan zunächst wieder auf, da der Justizrat v. Meibom seinetwegen eine Rücksprache mit Hinckeldey herbeiführen wollte. Da sich aber diese Hoffnungen zerschlugen, sandte der Dichter doch endlich am 26. November an Frau Duncker ein Schreiben, das ausführlich den Sachverhalt darlegte und zur Weitergabe an Baudissin bestimmt war (Beilage 3 u. 4). Da es sich noch im Nachlaß Dunckers befindet, ist es zweifelhaft, ob es an Baudissin weitergegeben wurde und ob dieser den König angegangen hat. Auch Herzog Ernst von Gotha hatte um diese Zeit die Absicht, an den König von Sachsen in dieser Angelegenheit zu schreiben; auf Veranlassung seines Ministers v. Seebach richtete er jedoch am 6. Dezember den Brief statt dessen an den sächsischen Minister v. Beust, der nach längerem Schweigen dem Herzog am 31. De-

zember 1854 antwortete, Freytag könne unbedenklich Aufenthalt in Leipzig nehmen*).

Freytag erzählt in seinen Erinnerungen, daß er von einem Freunde aus Dresden die Nachricht erhielt, Sachsen könne zwar einer preußischen Anforderung nicht entgegentreten, man würde jedoch Freytag rechtzeitig benachrichtigen; darauf sei er nach Leipzig übergesiedelt.

Hinckeldey hat aber auch seinerseits den Winter über weitere Schritte gegen Freytag nicht unternommen. Im März 1855 schrieb dieser an Duncker: Der unermüdliche Westphalen habe nach einer Nachricht von Samwer abermals in Gotha auf seine Auslieferung angetragen. Die Akten enthalten jedoch über einen derartigen Schritt nichts, und es handelt sich offenbar um einen Irrtum.

Erst am 23. Februar 1855 unterbreitete die Breslauer Regierung den im September von Freytag gestellten Antrag auf Entlassung aus dem Untertanenverbande dem Minister des Innern. Man habe in Breslau keine Bedenken gehabt und jetzt erst von dem Haftbefehl Kenntnis erhalten. Man könnte den Antrag auch nicht ablehnen, wenn kein Strafurteil in contumaciam vorläge.

Diesen Vorgang übermittelte das Ministerium am 7. April 1855 dem Polizeipräsidium zur Begutachtung. Das gab den Anlaß, sich dort wieder in die halbvergessene Materie zu vertiefen und die Akten vom Staatsanwalt einzufordern. Dem Staatsanwalt wurden dabei vier Fragen vorgelegt: 1. Ob das dem Freytag zur Last gelegte Vergehen verjährt sei; 2. ob die Beweise so stark seien, daß das Stadtgericht, falls Freytag auf preußischem Gebiet festgenommen werden sollte, einen Haftbeschluß erlassen würde; 3. ob die Verurteilung mit einiger Wahrscheinlichkeit zu erwarten stehe, und 4. ob eine Entlassung aus dem Untertanenverbande die Untersuchung verhindere. Alle vier Fragen wurden vom Staatsanwalt verneint, namentlich fehlte jeder Beweis, daß Freytag Anteil an der Abfassung des inkriminierten Artikels gehabt hätte.

Am 30. Mai erstattete darauf das Polizeipräsidium dem Minister ausführlichen Bericht, der darauf hinauslief, daß man die Entlassung aus dem Untertanenverbande nicht verweigern könnte. Letztere wurde darauf am 29. Juni 1855 vom Minister genehmigt. Der Breslauer Polizeibericht meldete aber erst am 10. Dezember 1855: „Der früher hier wohnhafte und sodann nach Leipzig verzogene Literat Dr. Gustav Freytag pp. . . . ist von der hiesigen Kgl. Regierung auf sein Ansuchen aus dem preußischen Untertanenverbande entlassen worden."

Nach der ministeriellen Genehmigung der Entlassung wurde endlich auch auf Grund einer persönlichen Entscheidung

*) Abgedruckt von Herzog Ernst a. a. O., Bd. II, S. 327 f.

des Ministers v. Westphalen am 18. Juli die Aufhebung des Haftbefehls beschlossen, und am 21. Juli eine entsprechende Verfügung der Erfurter Regierung zugefertigt.

Freytag erzählt: „Zu Berlin gab man die Verfolgung in aller Stille auf, nachdem der Haftbefehl etwa ein Jahr bestanden hatte. Daß er aufgehoben sei, wurde mir wieder durch eine anonyme Zuschrift mitgeteilt."

Beilage 1: Freytag an Max Duncker.

[ohne Datum]
[Mai 1854.]

Mein lieber Freund!

Ein langwieriges und lästiges Augenleiden hat mich auf einige Wochen ganz invalide gemacht, und verhindert, die Broschüre zu besprechen und Ihre freundlichen Briefe zu beantworten, wie auch Ihrer Gemahlin für Ihre treuen Bundesdienste zu danken.

Von den Grenzboten sende ich Ihnen, was ich hier habe, ich habe nach Leipzig heut den Auftrag gegeben, Ihnen das Fehlende zu übersenden.

Die Autograph. mußte sterben, um als Phönix wieder aufzuleben. Ich bin gegenwärtig darüber, sie in Form eines gedruckten „Tagebuch eines Preußen" wöchentlich 1 oder 2 mal gedruckt erscheinen zu machen, als Manuskript mit noch andern Chikanen für Hinckeldey und S. Majestät.

Die Situation ist so, daß ich den ganzen Tag Milch trinke, um Galle und die in meinem mir theuren Busen aufkochende Wuth durch sanfte Mischung unschädlich zu machen.

Gott, und bei alledem, wenn ich hier in Thüringen um mich sehe, muß ich noch die Hände zu den Unsterblichen heben und ihnen danken, daß wir überhaupt noch in der Lage sind politische Schmerzen zu fühlen. Es ist jetzt noch ein Vorrecht der Preußen, daß sie sich schämen, und die Faust ballen können.

Deshalb, als ich Matthys Broschüre*) las, die ich in der nächsten Woche in den Grenzboten sehr schön besprechen werde, war mir ganz eigen zu Muth. Wir leben mitten in einer vollkommenen Fäulniß der kleineren Staaten (auch S. Gotha-Coburg). In einer Zeit solchen massenhaften Auflösungsprozesses ist eine Bundesreform durch diese verfaulenden Staaten ein wunderlich Ding.

Und somit alle Grüße guter Kameradschaft. Mathys Broschüre wird 1. überall angezeigt 2. in 50—100 Ex. vom Verein gekauft und vertheilt werden, damit der Ehrenmann sieht, daß wir keine Ferkel sind und auch ein Herz haben.

Ich grüße Sie herzlich, dem Gemahel küsse ich ehrerbietig die Hand.

Bin
Ihr getreuer
Freytag

Apropos. Die letzte Nummer der A. C. ist noch confiscirt worden, ich habe mich in Leipzig als hier existierend angemeldet, und vorläufig, außer einer Kostenrechnung von erträglicher Höhe noch keine weiteren Unbequemlichkeiten empfunden. Unterdeß zwicken sie die Grenzboten.

*) „Wo ist das einige Deutschland?"

Beilage 2: Freytag an Hinckeldey.

Hochwohlgeborener Herr!
Hochzuverehrender Herr General-Polizeidirektor!*)

Zürnen Sie nicht, wenn ich ein respektvolles Gesuch in meinen eigenen Angelegenheiten Ihnen direkt vorzutragen und Ihren wohlwollenden Antheil zu erbitten wage.

Seit dem Frühjahr d. J. werden von dem Königl. Staatsanwalt zu Berlin polizeiliche Recherchen angestellt gegen die Urheber eines Artikels der „Autographischen Correspondenz", welche im Anfang d. J. während einiger Monate zu Leipzig erschienen ist.

Durch die Depositionen des Verlegers ist mein Name in diese Untersuchungen verflochten worden, und man hat mich auf Requisition der Staatsanwaltschaft von Berlin zunächst in Leipzig als Zeugen, gegenwärtig in Gotha als Gravirten in Anspruch genommen. Ich habe von der gerichtlichen Vernehmung in dieser Angelegenheit bis jetzt Umgang zu nehmen versucht. Da ich aber deßhalb die Besorgnis habe, daß auch Sie, hochzuverehrender Herr, meine persönliche Betheilung an dem quäst. Artikel als sicher annehmen, da die Möglichkeit vorhanden ist, daß Königl. Behörden, von derselben Ansicht ausgehend, gegen meine Person Maaßregeln verfügt haben, welche mehr kräftig als wohlwollend genannt werden dürfen, und da ich vor allem besorge, daß auch Sie, hochzuverehrender Herr, dessen Urtheil mir in der That nicht gleichgültig ist, mich einer constanten Neigung zu unholder oppositioneller Thätigkeit gegen mein Vaterland für fähig halten, so sehe ich mich veranlaßt, Ew. Hochwohlgeboren selbst ganz gehorsamste Mittheilung über meine Betheiligung an der Autographierten Correspondenz zu machen.

Nicht nur deßhalb wende ich mich vertrauend an Ew. Hochwohlgeboren, weil meine Angelegenheit vollständig in den Kreis Ihrer neuen Amtsthätigkeit fällt, sondern auch, weil ich nach dem, was man in Preußen und anderswo von Ihnen erzählt, gern Ihr wohlwollendes Urtheil für mich gewinnen möchte.

Folgendes ist meine Betheiligung an dem verurtheilten Artikel. Auf den Wunsch einiger persönlichen Bekannten, welche zumeist dem parlamentarischen Leben Preußens angehören, besprach ich mit dem Verleger den formalen Theil seiner Thätigkeit, welche sehr einfach war, da ihm der Inhalt der Correspondenz von Berlin aus zugeschickt werden sollte; ich zahlte demselben ferner durch drei Monate den geringen Betrag seiner Rechnungen aus und übersandte demselben etwa 6—8 Mal eingelaufene Correspondenzen, welche aus einer hier nicht näher zu erörternden Vorsicht sämtlich unter verschiedenen, meist buchhändlerischen Adressen in Leipzig ankamen. Ich selbst habe weder irgend eine factische Redaction ausgeübt, noch selbst Beiträge geliefert, und bin keineswegs gemeint, Ton und Haltung der Artikel, welche die A. C. gebracht hat, zu vertreten, ja ich habe sie schwerlich alle gelesen. Das Unternehmen war unbedeutend und erwies sich bei Lage der politischen Verhältnisse als ziemlich unfruchtbar. Die größte und unwillkommenste Wirkung desselben war jedenfalls, daß es den Preuß.

*) Daneben: br. m. orig. s. p. r. Sr. Excellenz dem H. Minister des Innern von Westphalen zur weiteren Entscheidung ehrerbietigst vorzulegen. Berlin, den 2. Oct. 1854. v. Hinckeldey.

Behörden auffiel. Unter den Artikeln, welche mir zugesandt wurden, befand sich auch der in der confiscirten Nr. 18. Welches auch meine Privatansicht über denselben war, ich hielt mich nicht für berechtigt und wäre auch außer Stande gewesen, eine Kritik desselben auszuüben, da er nach meiner Annahme aus den Kreisen herkam, welche den politischen Ereignissen näher standen als mein stilles Leben in Leipzig.

Dieser Artikel, wie die wenigen andern, welche unter meiner Adresse einliefen, waren anonym und durch eine Notiz als für die A. C. bestimmt bezeichnet. Ueber die Absender hatte ich sehr bestimmte Muthmaßungen, doch verstand sich von selbst, daß ich Vermuthungen, welche ich als Privatperson durch ein mir gewordenes Vertrauen gewonnen hatte, unter allen Umständen zu verschweigen moralisch verpflichtet war, zumal auf eine polizeiliche Requisition, welche unter dem Vorgeben, eine Untersuchung gegen die Verbreiter des Mobilmachungsplans anzustellen, mein eidliches Zeugniß gegen die Verbreiter der Nachricht einholen wollte.

Es ist allerdings möglich, daß die mir zur Last fallende Beförderung einer fremden Correspondenz von dem Stadtgericht zu Berlin als eine Verbreitung straffälliger Mittheilungen betrachtet werden kann, auch würde dies Vergehen nach Preuß. Gesetz wohl noch nicht als verjährt zu betrachten sein. Indeß dies Sachverhältnis wird für mich ein Grund mehr zu der gehorsamsten Bitte, daß Ew. Hochwohlgeboren die weiteren Recherchen der Staatsanwaltschaft wegen Nr. 18 der Autogr. Correspondenz sistiren und sonst etwa gegen meine Person gerichtete polizeiliche Maßregeln geneigtest rückgängig machen möge.

Zur Sistirung der Schritte der Staatsanwaltschaft würde meine unterdeß erfolgte Anstellung im herzogl. Sächsischen Hofdienst wohl eine Veranlassung bieten können, der Rücknahme etwaiger polizeilicher Maaßnahmen würde kein rechtliches Bedenken entgegenstehen.

Zu dieser immerhin ungewöhnlichen Bitte an Ew. Hochwohlgeboren führen mich allerdings zunächst egoistische Gründe. Ich wünsche meine Lösung aus dem Staatsverband meines Vaterlandes, an dem ich mit großer Pietät hänge, in Frieden zu bewirken und ich wünsche in meiner freien Bewegung nicht gehemmt zu sein. Meine politischen Interessen sind die eines Privatmannes, ich habe durchaus keinen politischen Ehrgeiz und bin seit einem Jahr mit einer poetischen Arbeit beschäftigt, welche meine Zeit und gute Laune gebieterisch fordert. Ich habe das Selbstgefühl, mich für einen ungefährlichen Mann zu halten und wünsche herzlich, daß auch Sie, hochzuverehrender Herr, dieselbe Ansicht gewinnen möchten.

Ferner aber würde ich das äußerste Misbehagen empfinden, wenn meine persönlichen Verhältnisse Veranlaßung zu einem öffentlichen Scandal und einer Preußen feindseligen Kritik Gelegenheit zu erwünschten Angriffen gegen die Regierung geben sollten. Denn bei weiterer Verfolgung der Sache durch Gerichte oder Polizei würde ich in die wunderliche Lage kommen, die factische Wahrheit eines Artikels, den ich nicht geschrieben, nicht gewollt, vielleicht nicht einmal gebilligt habe, beweisen zu müssen. Zu meiner Rechtfertigung vor dem Gesetz und vor der öffentlichen Meinung würde ich diesen Beweis führen müssen, und eine Prüfung des bis jetzt in dieser Angelegenheit gegen mich eingehaltenen Verfahrens unternehmen müssen. Es hat mir nicht an Zeit und Gelegenheit gefehlt, solche Beweise zu finden, wenn die Thatsache selbst, welche in Nr. 18 der

Correspondenz berichtet wurde, überhaupt noch des gerichtlichen Beweises bedarf.

Die Mittheilung des Mobilmachungsplanes an den Kaiser von Rußland ist ein Factum, welches jetzt bereits der Geschichte dieses Jahres angehört. Die Kenntnis dieser Thatsache war, bald nachdem die erste Nachricht davon durch den Bericht des Grafen Münster*) nach Berlin kam, durchaus nicht das Eigentum weniger. Sie wurde lebhaft in den höheren Beamten- und Offizierskreisen besprochen, sie flog schnell in die Provinzen und die Garnisonen derselben, sie war dem literarischen Kabinet des Herrn Minister Präsidenten bekannt, sie circulirte als eine Berliner Neuigkeit. Die kleine und wenig beachtete Autogr. Correspondenz war nicht die einzige, vielleicht nicht die erste Mittheilerin dieser Neuigkeit, wenigstens war dieselbe gleichzeitig in einer norddeutschen Zeitung zu lesen.

Wie man vom politischen Standpunkt auch eine solche Mittheilung betrachten möge, welche nur durch Indiscretion der Wenigen, denen eine Abschrift des vollständigen Plans zugänglich war, erfolgen konnte, so ist doch klar, daß das Gesetz dringende Veranlassung hatte, gegen die Mittheilenden einzuschreiten. Dagegen hat sich der Eifer der Verfolgung in ziemlich auffälliger Weise darauf beschränkt, die Indiscretion der Presse zu bestrafen. Nicht die That selbst, sondern die Besprechung derselben wurde gleich einem Verbrechen verfolgt. Ja, was mich selbst betrifft, obgleich meine persönliche Betheiligung an der indiscreten Verbreitung der Mittheilung noch garnicht feststand, zu einer Zeit, wo ich als Zeuge, aber noch gar nicht als Gravierter in Anspruch genommen war, mir gegenüber erscheint der Eifer der polizeilichen Verfolgung in einer Form, welche sonst doch nur gegen schwere Verbrecher angewendet wird.

Wäre ich, wofür mich Seine Excellenz der Herr Minister des Innern zu halten scheint, ein factiöser Schriftsteller mit einem unpreußischen Herzen, so hätte mir dieser Conflict wohl allerlei Gelegenheit gegeben, die mäßige Neugier des deutschen Publikums zu unterhalten und in einer Kritik des eingeschlagenen Verfahrens eine schwächliche Satisfaction zu suchen. Da ich aber das stolze Gefühl habe, in Liebe und Treue zu meinem Vaterland keinem nachzustehen, so habe ich den Weg eingeschlagen, den ich für den einzig würdigen und zweckmäßigen halte, einer weiteren Besprechung und Verhandlung der ganzen Mobilisierungsangelegenheit, soweit wie irgend möglich war, aus dem Wege zu gehen. Die Mittheilung des Mobilmachungsplanes sowie die Autogr. Correspondenz sind in den politischen Wirren dieses Jahres vergessen worden, gegenwärtig denken nur noch wenige daran und es wird am besten sein, wenn vermieden wird, was daran erinnern, vielleicht von Neuem aufregen muß.

Es würde mich sehr glücklich machen, wenn Sie hochzuverehrender Herr dieselbe Ansicht adoptiren könnten. Ich habe in diesem Sinn der gegenwärtigen Recquisition der Staatsanwaltschaft bei dem Gericht in Gotha meine Anstellung in hiesigen Landen und die daraus resultirende Aufnahme in den hiesigen Unterthanenverband vorläufig entgegen gehalten.

Darf ich diesem langen Brief noch die Bitte zufügen, daß Ihre Güte mir durch eine Zeile Antwort Ihren Entscheid und Ihre ge-

---

*) Generaladjutant des Königs, attachiert dem Zaren.

neigte Ansicht über die weitere Behandlung der Angelegenheit zukommen lassen wollte. Gern möchte ich so handeln, daß mir Ihr persönlicher Antheil und Ihre Billigung nicht entstände.*) Unter allen Umständen aber bitte ich Sie hochzuverehrender Herr General-Polizeidirektor, die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich mit der aufrichtigsten Hochachtung und Verehrung bin

Euer Hochwohlgeboren
gehorsamster
Dr. Gustav Freytag
H. S. Hofrat

Siebleben bei Gotha
den 29. September 1854.

Beilage 3: Freytag an Frau Charlotte Duncker.

Siebleben, 26. Nov. 1854.

Verehrte Freundin!

Endlich bin ich so dreist mit dem bewußten Bettelbrief an Baudissin**) zu kommen. Ich habe mir erst die Sächsischen Gesetze über diese Frage klar machen lassen, um nichts ungesetzliches zu verlangen. Wenn Sie die Güte haben wollten, recht bald einige freundliche Worte dazu zu schreiben, so werden Ihre Zeilen vielleicht die Wirkung haben, das Herz der Majestät zu rühren.

Mit Ungeduld erwarte ich Erlösung aus der Einsamkeit hiesiger Schneefelder. Es wäre sehr traurig, wenn ich den Winter über hier bleiben müßte . . . . . .

Bleiben Sie, wie Sie sind, hold auch
Ihrem
treu ergebenen
F.

Beilage 4. Siebleben bei Gotha, 27. Nov. 54.

Meine verehrte Freundin!

Es ist diesmal eine diplomatische Bitte, die ich Ihnen ans Herz legen möchte. Mein Roman***) nähert sich dem Ende, der Verleger wartet, schon weht die Schneeluft schneidend vom Walde gegen meine schwächliche Brust, alles treibt mich nach Leipzig in mein Winterquartier zurück. Und doch bin ich in Gefahr, trotz dem Urlaub des Herzogs hier einzuschneien, wenn nicht gütige Mächte mir den Hinterhalt wegräumen, der mir auf dem Wege gestellt ist.

Wie Sie wissen, bin ich geborener Preuße, der seit 6 Jahren in Sachsen auf Aufenthaltskarte lebt, seit 3 Jahren die Sommermonate hier im Schatten der Seeberge zubringt. Leipzig ist in der That meine Heimath, von dort haben sich alle Fehden gesponnen, durch die ich mit der Welt in Verbindung stehe, dort gehören mir die Grenzboten, mein Winterquartier und der größte Theil meines Haushalts sind dort. Als ich in diesem Jahr in den hiesigen Hofdienst aufgenommen wurde, der, wie ich hoffe, mir meine innere Selbständigkeit nicht beeinträchtigen wird, wurde ich natürlich hiesiger Unterthan.

---

*) = fehle.
**) Graf Wolf Baudissin siehe Beilage 4.
***) „Soll und Haben."

Jetzt werde ich von der Polizeibehörde zu Berlin in einer Weise verfolgt, für welche es keinen milden Ausdruck giebt. Ich habe im vorigen Winter zu Leipzig dem Herausgeber einer kleinen lithographirten Kammerkorrespondenz für Preußen, welche unter dem Namen „Autographirte Correspondenz" erschien, einige Mal Beiträge für das Blatt überschickt, welche unter meiner Adresse von unsern Freunden in Berlin aufgegeben waren. Darunter war auch ein Brief, welcher die Auslieferung des preuß. Mobilmachungsplans an den Kaiser von Rußland in großer preußischer Entrüstung besprach, jene traurige Geschichte, welche im Frühjahr dieses Jahres in den Zeitungen auftauchte und durch alle Mittel Westphalens und Hinkeldeys unterdrückt wurde. Ich hatte diese Nachricht zu prüfen und zu begutachten weder das Recht noch die Lust, mein Unrecht war, daß ich eine unwillkommene Nachricht, welche in herbem Ton einen Akt des Landesverraths verurtheilte, an ihre Adresse abgab. (Sie war an mich adressirt, wie mehrere andere, weil unsere Freunde der Berliner Post nicht trauten).

Die betreffende No. der Autogr. Corresp. wurde von der Sächsischen Polizei confiscirt, vom Kriminalamt freigegeben; in Preußen wurde sie confiscirt und verurtheilt. Darauf erschien eine Preuß. Commission in Leipzig und forderte von den sächsischen Gerichten in einer Untersuchung gegen die Verräther des Mobilmachungsplans das Zeugniß des Redacteurs der Autogr. Corresp. Hebenstreit, er nannte mich als den, von dem er das Blatt mit der Nachricht erhalten.

Ich weigerte mich natürlich die Absender des Briefes zu nennen, den ich als Privatmann erhalten hatte, ja ich ließ mich zunächst auf das ganze Verfahren nicht ein, sondern appellirte: weil ersichtlich sei, daß unser Zeugniß nicht dazu benutzt werden solle, gegen die Auslieferer zu dienen, sondern um gegen die Verbreiter der Nachricht eine Verfolgung eröffnen zu können.

Seit dieser Zeit bin ich von Berlin aus mit einer Aufmerksamkeit betrachtet worden, die ich durchaus nicht verdiene.

Da man mich in Leipzig und Gotha nicht zu einer eidlichen Aussage bringen konnte, so leitete man eine Untersuchung gegen mich als Urheber der Nachricht ein, die deßhalb erfolglos blieb, weil ich unterdeß durch die Gnade des Herzogs hier domicilirt worden war.

Noch bevor eine gerichtliche Untersuchung gegen mich eingeleitet wurde, erließ der Minister des Innern v. Westphalen einen geheimen Haftbefehl gegen mich, „der ich im Verdacht stehe, mehrere Artikel einer verbotenen Autogr. Corresp. verfaßt zu haben" (ich habe nie einen verfaßt). Man solle mich auf der Reise von Gotha nach Preußen zu fangen suchen, ich sei derselbe, welcher: Grenzboten, Valentine, Journalisten usw. Ein merkwürdiges Aktenstück, das wohl erheitern könnte, wenn es nicht recht häßlich die Polizeiwillkür unseres Heimathstaates zur Schau trüge. Durch eine anonyme Zusendung erhielt ich dies Schriftstück, das mich nicht wenig in Erstaunen setzte, und von Berlin aus kam leider die Bestätigung des Factums aus zuverlässiger Quelle.

Ich habe an Hinkeldey geschrieben, ihm offen meine persönliche Betheiligung an dieser Nachricht und was ich überhaupt mit der Autogr. Correspondenz zu thun gehabt, auseinander gesetzt und um

Aufhebung dieser chikanösen Maßregeln gebeten, aber der kleine Tyrann hat ablehnend geantwortet.

Jetzt muß ich über Bayern nach Leipzig. Und sobald ich dort angekommen bin, wird wahrscheinlich eine preußische Requisition dort eintreffen, welche meine Auslieferung verlangt. Ich aber muß nach Leipzig und habe noch außer der Sorge um meine persönliche Sicherheit Rücksicht zu nehmen auf den Herzog von Gotha, dessen Wappen ich jetzt auf meinem Aermel trage und den ich nicht in die unangenehme Lage versetzen möchte, daß er wegen einem seiner Leute in diplomatischen Unfrieden mit den Herren vom schwarzen und weißen Grenzpfahl käme.

Nun ist es aber nicht nöthig, daß mich die königlichen Sachsen ausliefern (Vertrag public. den 21. Dec. 1839), sie können im Fall einer Requisition auch meinem jetzigen Landesherrn, dem Coburger, verkünden lassen: Einer von Deinen Leuten, lieber Vetter, wird von den einköpfigen Adlern gefordert, willst Du selbst ihn richten, so sende uns Botschaft, dann bleibt das Gericht in der Familie. Dann würde mein gnädiger Herr gewißlich sagen, ich will ihn allein richten. Und mir wäre geholfen.

Jetzt frägt sich, ob die Herren im Königreich Sachsen auch wollen, was sie können. Niemand könnte besser darüber entscheiden, als S. Majestät selbst. Es ist möglich, daß der Herzog von Gotha direkte Schritte für mich thut. In jedem Fall aber wäre es mir von größtem Werth, die persönliche Huld der Majestät von Sachsen auf meine Verlegenheiten zu lenken. Der König steht in dem Ruf, selbst eine gediegene juristische Bildung zu haben, es kann seinem Urtheil und Herzen ein so alterthümliches Verfahren, wie meine Stammesgenossen gegen mich einschlagen, nicht gefallen.

Sie haben, ich weiß es, in Herrn Grafen Baudissin einen persönlichen Freund. Wäre es nicht möglich, daß der verehrte Mann S. Majestät die Bitte vortrüge, mich in Leipzig zu dulden und nicht zu gestatten, daß die Bereitwilligkeit der Unterbehörden mich einer Verfolgung auslieferte, die unter dem Schein der Gesetzlichkeit an einem Manne Rache sucht, der ihren Zorn, wenigstens in dieser Angelegenheit nicht verdient. — Ich habe kein Recht, selbst an Herrn Grafen eine so große Bitte zu thun, und ich erbitte deßhalb die Vermittlung der Freundin.

Sagen Sie Herrn Grafen, daß jetzt für mich am wenigsten an der Zeit ist, ihm Versicherungen meiner Verehrung und Ergebenheit zu machen, daß ich aber von Niemandem in Dresden lieber und mit größerem Vertrauen eine solche Hilfe erbitten möchte, als von ihm.

Sie selbst, liebe Freundin, bleiben hold Ihrem

treu ergebenen

G. Freytag.

***

Zur Psychologie der Massen

von Senatspräsidenten Dr. G. Flügge

I.

Wer es unternimmt, von der Psychologie der Massen zu reden, der muß sich vor allen Dingen davon Rechenschaft geben, was er unter einer Masse versteht. Ich verstehe unter einer Masse nicht etwa jede Menge von Menschen, die an einem und demselben Ort zu einer bestimmten Zeit vereinigt sind, etwa die Menschen, die um die Mittagsstunde eines bestimmten Tages auf der Leipziger Straße sich vorfinden, ich will vielmehr zwischen der Menge und der Masse begrifflich unterscheiden und unter einer Masse nur eine solche Menge örtlich und zeitlich vereinigter Menschen verstehen, die ein Gefühl davon haben, daß sie zusammengehören.

Dieses Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Massegefühl, wie ich es nennen werde, braucht nicht in allen oder auch nur in vielen oder auch nur in mehreren Beziehungen vorhanden zu sein, die zwischen den Menschen bestehen, die die Masse bilden. Es kann hinreichen, daß es nur in einer Beziehung vorhanden ist. Bleiben wir einen Augenblick bei dem Beispiel der Passanten in der Leipziger Straße: sie hasten teilnahmslos aneinander vorüber, keiner achtet auf den anderen, keiner denkt auch nur entfernt daran, dem andern ein Wort zu gönnen. Ihr ganzes Verhalten beweist, daß jeder sich völlig auf sich allein gestellt fühlt. Da rast plötzlich ein durchgehendes Gespann mit seinem Wagen durch die Straße, und die Szene verändert sich mit einem Schlage. Die Einzelnen bleiben beieinander stehen, andere laufen herzu, sie reden aufeinander ein, machen sich auf Einzelheiten des Vorganges aufmerksam, und es finden sich wohl auch einige, die Hilfe leisten. Das Bild sieht aus, als ob eine Schar alter, guter Bekannter beieinander wäre. Das Gefühl einer Zusammengehörigkeit ist in ihnen erwacht, und dieses Gefühl beruht allein auf dem gemeinsamen Erleben des schreckhaften Ereignisses, dieses gemeinsame Erleben ist die einzige Beziehung, für die ein Gefühl der Zusammengehörigkeit in ihnen erwacht ist.

Auch ehe das Gespann durch die Straße raste, bestanden unter den Passanten mancherlei Gemeinsamkeiten. Fast alle waren Deutsche, die meisten Berliner Bürger, viele erwerbstätige Berufsmenschen, etliche professionelle Bummler — und was dergleichen Gemeinsamkeiten mehr sind. Ein Gefühl von diesen Gemeinsamkeiten haben sie weder vor noch nach dem Ereignis. Aber das gemeinsam erlebte Ereignis, und nur dieses, erweckt in ihnen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit, und

solange dieses Gefühl vorhanden ist, ist die Menge zur Masse geworden.

In dem bisher gewählten Beispiel liegt die Sache so, daß erst die Menge an demselben Orte vereinigt war, und danach in ihr das Massegefühl erwachte. In anderen Fällen wird eine Anzahl Menschen vorhanden sein, in denen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit mit anderen vorhanden ist, die aber nicht an demselben Orte versammelt sind. Erst indem von diesen Menschen, die untereinander ein Gefühl der Zusammengehörigkeit haben, etliche sich an einem und demselben Orte versammeln, entsteht dann die Masse. Dergleichen ist der Fall in jeder Vereinssitzung, in jeder Parteiversammlung und täglich in jeder großen Stadt bei hundert ähnlichen Gelegenheiten.

So gehört denn nach meiner Begriffsbestimmung zum Wesen der Masse zweierlei: ein objektives, unmittelbar sinnfälliges Moment, die Versammlung einer Anzahl von Menschen an einer und derselben Stelle zu einer bestimmten Zeit, und ein subjektives, das nur durch Schlußfolgerung feststellbar ist, das Vorhandensein eines Gefühls der Zusammengehörigkeit unter diesen Menschen, das Vorhandensein des Massegefühls.

Ist erst die Menge versammelt gewesen, und dann erst in ihr das Massegefühl erwacht, so wird in den meisten Fällen das Massegefühl nur einen kurzen Bestand haben. Die Passanten, die das durchgehende Gespann beobachteten, darüber von dem Massegefühl erfüllt und damit zu einer Masse wurden, hasten wenige Augenblicke später wieder interesselos aneinander vorüber. Das Massegefühl ist alsbald wieder in ihnen erloschen, abreagiert worden, um den Ausdruck der psychologischen Wissenschaft zu gebrauchen, und damit ist die Masse wieder das geworden, was sie gewesen ist, ehe sie Masse wurde, ist wieder Menge geworden. Länger wird der Bestand der Masse in denjenigen Fällen sein, in denen erst eine Anzahl von Menschen erfüllt waren von dem Gefühl der Zusammengehörigkeit untereinander und bereits von diesem Gefühl beseelt sich an einen Ort begeben, an dem sie andere ihresgleichen treffen. Dann wird das Massegefühl regelmäßig während der ganzen Dauer ihres Beisammenseins vorhanden sein. Indessen, da ein Beisammensein einer größeren Menge von Menschen an einem und demselben Orte regelmäßig sich nur über einen, absolut genommen, kurzen Zeitraum erstrecken wird, so wird auch in Fällen der letzteren Art die Masse, absolut genommen, keinen sehr lange andauernden Bestand haben. Doch gebt es Ausnahmen von dieser Regel, das sind die Fälle, in denen, wie ich mich ausdrücken möchte, die Masse den Ort mit sich nimmt, z. B. die Reisenden in einem Eisenbahnzuge, die Passagiere und die Mannschaften eines Schiffes, die Soldaten einer mobilisierten Truppe. Auch den Begriff

der örtlichen Vereinigung darf man nicht zu eng fassen. Es kann ein einziges Zimmer hinreichen. Aber es können auch die vielen Zimmer eines großen Gebäudes sein, es kann eine Straße sein, ein Stadtteil, selbst eine ganze Stadt. Es kann vor allem auch ein Schlachtfeld sein, sogar ein sehr weit ausgedehntes. Allgemeine Regeln lassen sich in diesem Stücke nicht aufstellen. Es kommt auf die Umstände des einzelnen Falles an.

Die Masse braucht nicht notwendigerweise für die ganze Dauer ihres Bestehens aus denselben Individuen zusammengesetzt zu sein, es kann auch ein Wechsel der Individuen eintreten, ohne daß dadurch der Bestand der Masse aufgehoben wird, vorausgesetzt nur, daß nicht auf einmal sämtliche Individuen, die ursprünglich die Masse gebildet haben, aus ihr ausscheiden. So können die Käufer auf einem Markte im Laufe der Marktstunden allmählich vollständig wechseln, ohne daß dadurch die von ihnen gebildete Masse in ihrem Bestande oder in ihrem Wesen verändert zu werden braucht. —

Daß das Massegefühl den Individuen zum Bewußtsein komme, aus denen die Masse zusammengesetzt ist, ist nicht notwendig, es kann auch unter der Bewußtseinsschwelle bleiben, und in den Fällen der letzteren Art muß man nicht glauben, es müsse weniger stark oder gar weniger aktiv sein, als in den Fällen der ersteren. Die Tatsache, daß ein Gefühl bewußt geworden, oder daß es unbewußt geblieben ist, zwingt nicht zu einem Schluß auf die Stärke des Gefühls, und ist das Gefühl bewußt geworden, so besteht wenigstens die Möglichkeit, daß das Individuum ihm durch psychische Hemmung entgegenwirke, das Gefühl zu unterdrücken, die dadurch gesetzte Begehrung niederzuhalten versuche. Das sind Möglichkeiten, die bei dem unbewußten Gefühle gar nicht oder doch nur in sehr viel geringerem Maße vorhanden sind. So kann es denn geschehen, daß gerade ein unbewußtes Massegefühl besonders stark ist und sich besonders lebhaft betätigt.

Soweit das Massegefühl reicht, soweit wird die Menge zur Masse. Es kann aber sein, daß eine und dieselbe Tatsache auf die verschiedenen Individuen einer Masse sehr verschieden wirkt, und daß dann in einer und derselben Menge Gruppen entstehen, deren jede in sich zwar eine Masse bildet und alle Kennzeichen einer solchen aufweist, die untereinander aber kein Gefühl der Zusammengehörigkeit haben. Wenn ein politischer Mord vor einer großen Menge geschieht, so wird er in den Anhängern des Mörders ganz andere Gefühle auslösen als in denen des Ermordeten, und so mag es geschehen, daß ein und dieselbe Tatsache eine Menge nicht in eine einheitliche Masse verschmilzt, sondern in mehrere Massen spaltet, die einander gegensätzlich oder gar feindlich gegenüberstehen. Ferner ist es möglich, daß einzelne Individuen einer Menge nicht von

dem Massegefühl ergriffen werden. Wenn ein Theater erdröhnt von dem Gelächter über die albernen Witze einer dummen Posse, so ist die Menge der Zuhörer gewiß eine Masse in meinem Sinne. Wenn aber ein einzelner ernster Mann in dem Theater ist, der die Albernheiten des Stückes ablehnt, so gehört er zwar der Menge an, vor der das Stück gespielt wird, aber zu der Masse gehört er nicht. Und nicht anders ist es, wenn ein anderer im ersten Augenblick unwillkürlich über das Burleske des Stückes ins Lachen gerät, dann aber sich dieses Lachens schämt; dann hört er auf, ein Teil der Masse zu sein.

Das Massegefühl macht die Individuen zu Gliedern der Masse. Wer zur Masse gehört, muß von dem Massegefühl erfüllt sein, und insofern müssen alle Mitglieder einer Masse homogen sein. Davon abgesehen, können sie aber sehr verschieden sein, das Wesen der Masse wird durch solche Verschiedenheit nicht berührt. Wohl mögen sich in einer aus gleichartigen Individuen zusammengesetzten Masse besonders starke Massegefühle entwickeln. Aber dasselbe kann auch in einer ungleich zusammengesetzten Masse der Fall sein, z. B. wenn friedliche Landleute oder Krieger, die sie vor feindlichem Angriff oder räuberischem Ueberfall beschützen sollen, sich zu einer Masse verschmelzen. Ich halte es sogar für möglich, daß das Massegefühl in einer ungleichartig zusammengesetzten Masse regelmäßig besonders stark ist, denn es muß erst die Ungleichheit überwinden, ehe es lebendig und tätig werden kann. Immer aber ist es das Massegefühl, das die Individuen zu Teilen der Masse macht, und soweit das Massegefühl reicht, sind alle Mitglieder der Masse gleichartig.

Aus diesen Gründen kann ich die Unterscheidung, die der französische Soziologe Le Bon in seinem Buche „Die Psychologie der Massen“ *) mit besonderem Nachdruck macht, die Unterscheidung zwischen homogenen und heterogenen Massen nicht für sehr erheblich halten. Will man, so kann man ja so unterscheiden, aber ich glaube nicht, daß dieser Unterscheidung praktisch eine große Bedeutung beizumessen ist.

Was die Zahl der Individuen angeht, die nötig sind, um eine Masse zu bilden, so meint Le Bon, die Geschworenenbank, die ja wie bei uns, so auch in Frankreich mit zwölf Personen besetzt ist, könne unter Umständen eine Masse bilden. Ich glaube, Le Bon hat darin recht. Viel weiter geht der englische Soziologe Sir Martin Conway in seinem Buche The Crowd in Peace and War**). Er nimmt an, daß unter Umständen schon zwei Personen für das Zustandekommen einer Masse ausreichten. Nach oben hin ist die Zahl derer, die eine

*) Deutsch Leipzig 1908, Dr. Werner Klinkhardt.
**) London 1915, Longman, Green and Comp.

Masse bilden, natürlich völlig unbegrenzt. Friedrich Delitzsch erzählt, daß Mohammed auf seiner letzten Pilgerfahrt nach Mekka im Jahre 632 vor einer Schar von 40 000 Menschen gesprochen habe, und wir wissen aus zuverlässigen, zeitgenössischen Berichten, daß an den Riesenversammlungen, die in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der irische Volksheld O'Connel auf dem Berge Tara bei Dublin abhielt, bis zu 100 000 Menschen teilgenommen haben. Die größte Masse, die ich in meinem Leben gesehen habe, war diejenige, die das Leichenbegängnis des sozialdemokratischen Führers Singer bildete. Es sollen nach Zeitungsberichten 120 000 bis 140 000 Menschen gewesen sein, und ich halte es wohl für möglich, daß diese Zahl zutreffend ist. Niemals in meinem Leben ist mir die Macht, die die Sozialdemokratie über die Gemüter der deutschen Arbeiter hat — oder soll man heute sagen: gehabt hat? —, so furchtbar und so eindringlich zum Bewußtsein gekommen als an jenem hellen Sonntagmorgen, an dem ich wahrnahm, wie tausende und abertausende von deutschen Arbeitern einem Manne zu Grabe folgten, der weder ihres Standes noch ihres Glaubens noch ihrer Rasse gewesen war, und dessen ganze Lebensführung in schreiendem Gegensatz zu der ihren gestanden hatte.

Ueberhaupt ist unsere ganze Zeit eine einzige Brutstätte von Massen gewesen, eine Brutstätte von einer geradezu furchtbaren Fruchtbarkeit. Jede Massenbildung setzt eine gewisse Dichtigkeit der Bevölkerung voraus. In der Arktis und Antarktis können sich Massen so wenig bilden wie in der Sahara. Wenn aber die Bevölkerung zunimmt, und die Zunahme sich nicht gleichmäßig über weite Flächen verteilt, sondern sich in großen Städten zusammenballt, so muß das die Massenbildung gewaltig fördern. Von allen Staaten der alten Welt hat das vielleicht am meisten Deutschland erfahren. Man denke an den gewaltigen Zuwachs der Bevölkerung Deutschlands in den letzten 100 Jahren, und stelle dem gegenüber, daß 1880 von je 100 Einwohnern in Großstädten 7,2, in Orten unter 2000 Einwohnern 58,6 lebten, gegen 1900 16,2 und 45,7, man erinnere sich an die Untersuchungen Serings, wonach die östlichen Kreise Preußens, absolut genommen, keinen Zuwachs von Einwohnern, ja zum Teil eine Abnahme, eine Abnahme selbst bis zur Zahl der Einwohner zur Zeit Friedrichs des Großen erfahren haben — und man wird begreifen, daß gerade Deutschland der Massenbildung in einem gewaltigen Maße ausgesetzt gewesen ist. Wäre nicht unsere sonst mit Recht so sehr beklagte Eigenbrödelei, so würden wir die Leiden der Massenbildung vielleicht schon bis zur Auflösung aller staatlichen Ordnung haben erfahren müssen.

Dazu kommt, daß die Ueberwindung des Raumes in den letzten Menschenaltern riesige Fortschritte gemacht hat. Nicht

nur, indem sie den Transport von ungezählten Tausenden von Menschen mühelos von einem Orte zum andern ermöglicht, sondern auch, indem sie den Transport von Nachrichten über künftige Massenversammlungen durch Post, Telegraph, Telephon, Telefunken in einer früher nie geahnten Weise erleichtert hat. Auch die Buchdruckerkunst, die Papierfabrikation und alle Hilfserfindungen beider haben eine starke Tendenz zur Förderung von Massenbildungen.

Weiter sind in den letzten Jahrzehnten die gesamten Lebensverhältnisse der weitesten Kreise gleich oder doch ähnlich geworden. Bildung, Erziehung, Lektüre — man denke nur an die heutigen Zahlen der Auflagen unserer Zeitungen — sind für Millionen und aber Millionen dieselben geworden. Die Lebensaufgaben haben sich identifiziert für ungezählte Scharen. Die gesamte Lebenshaltung, Mode, Sport, Vergnügungen haben für Arm und Reich, für Hoch und Niedrig dieselben oder ähnliche Form angenommen. So ist denn allmählich die ganze Menschheit, soweit sie von sogenannter Kultur und Zivilisation infiziert worden ist, zur Massenbildung geeignet und geneigt geworden.

Und zum Schlusse dieser Einleitung, deren Aufgabe es gewesen ist, den Begriff der Masse festzustellen und nach allen Seiten zu begrenzen, möchte ich erwähnen, daß — heute ein Kuriosum — ein deutscher Soziologe im Jahre 1866 die Frage aufgeworfen hat, ob auch Frauen eine Masse bilden können. Fresenius in seinem ausgezeichneten Aufsatz „Ueber die Natur der Masse" in der Deutschen Vierteljahrsschrift hat es getan, und er hat sie verneint mit dem Hinzufügen, es müßten denn Weiber der untersten Stufe sein, und von solchen wende das Auge des Philosophen sich gern und schnell ab. Im Jahre 1920 ist dazu nichts hinzuzufügen.

II.

Auch die wenigen Beispiele, die ich bisher von den Massen gegeben habe, lassen erkennen, wie ungeheuer groß die Verschiedenartigkeit der Massen ist, und es fragt sich, ob es denn überhaupt möglich sei, angesichts solcher Verschiedenartigkeit allgemeine, für alle oder doch für die meisten Massen zutreffende Tatsachen festzustellen. Ich glaube, daß es möglich ist, aber ehe ich es versuche, möchte ich zwei Bemerkungen vorausschicken.

Zunächst: ich werde in dem Folgenden von der Massenseele und von den Eigenschaften der Masse reden. Indem ich das tue, will ich aber nicht das Vorhandensein einer Massenseele als eines von den Seelen der einzelnen Individuen abgesonderten, selbständigen Wesens anerkennen. Ich weiß

wohl, daß es hervorragende und sehr geistvolle Gelehrte gibt, die eine Massenseele als ein solches selbständiges Wesen statuieren und ihre These mit starken Gründen verteidigen. Ohne darauf im einzelnen einzugehen, kann ich hier nur sagen, daß ich es mir nicht vorstellen kann, daß eine Seele oder etwas ihr ähnliches vorhanden sein könne außerhalb des Individuums, und daß mir bei anderen diese Vorstellung, sie mag scheinbar mit noch so guten Gründen gestützt werden, als eine Art Mystik erscheint, die zu begreifen ich außerstande bin. Trotzdem aber will ich die Ausdrücke Massenseele und Eigenschaften der Massen gebrauchen in dem Sinne, daß ich darunter Tatsachen zusammenfasse, die nach meiner Ueberzeugung allen oder doch den meisten Individuen eigen sind, die zu einer Masse gehören. Ich gebrauche diese Ausdrücke also im Sinne einer Fiktion, die ich lediglich im Interesse der Darstellung aufgestellt habe, und will mir immer bewußt sein, daß das einzig Reale die Seelen der Individuen sind.

Und ferner: die feinen und schönen Untersuchungsmethoden, die die exakten Wissenschaften auf ihren Gebieten zur Feststellung von Tatsachen anwenden, versagen bei dem Versuche der Feststellung massenpsychologischer Tatsachen durchaus. Untersuchungsmethoden, wie sie der Arzt oder in der experimentellen Psychologie der Psychologe oder in der Psychotechnik der psychologisch geschulte Techniker anwendet, Messungen des Pulses, der Körperwärme, des Blutdrucks, der Reaktion auf Schall und Licht, der Aktion und der Reaktion der sensiblen und motorischen Nerven, und was dergleichen Methoden mehr sind, setzen sämtlich voraus, daß das Individuum als einzelnes sich dem Untersucher zur Verfügung stelle. Auf Massen sind sie nicht anwendbar. Wir sind also bei der Feststellung von massenpsychologischen Tatsachen allein auf die Wahrnehmungen angewiesen, die wir an den Massen lediglich mit Hilfe unserer Sinne machen, ohne jene Untersuchungsmittel der exakten Wissenschaften zu Hilfe nehmen zu können. Auf die Wahrnehmungen, die wir selbst machen, und diejenigen, die andere vor uns gemacht haben, und daneben allenfalls noch auf die Wahrnehmungen, die etliche von uns an sich selbst gemacht haben, während sie selbst Teil einer Masse waren. Indessen werden wir sehen, daß diese letzteren Wahrnehmungen keine sehr große Bedeutung beanspruchen können.

So müssen wir es denn zugeben: unsere Fähigkeit, massenpsychologische Tatsachen festzustellen, mag gegenüber der Fähigkeit der exakten Wissenschaften zur Feststellung von Tatsachen auf ihren Gebieten nicht sehr groß erscheinen. Trotzdem, glaube ich, können auch auf dem Gebiete der Massenpsychologie eine ganze Anzahl von Tatsachen als feststehend gelten, und zwar deshalb, weil es eine ganze Anzahl massenpsychologischer

Tatsachen gibt, über die, soweit ich sehe, alle einig sind, die sich mit der Psychologie der Massen beschäftigt haben.

An der Spitze dieser Tatsachen steht eine, die gewissermaßen alle anderen in sich begreift: die Seele des Individuums ist, solange das Individuum einer Masse angehört, verändert gegenüber derjenigen Zeit, in der das Individuum isoliert ist.

In der Nacht des 4. August 1789 ergriff ein Taumel von Opferwilligkeit die Versammlung der französischen Generalstaaten. Stand um Stand verzichtete — fast möchte man sagen, mit wollüstigem Behagen — auf alle die Privilegien, die ihm von Alters her zustanden. Keinerlei Bedenken, geschweige denn Protest dagegen wurde laut. Unter den neunhundert Menschen, die also taten, waren sicherlich viele Egoisten, die niemals zuvor auf einen ihnen gebührenden Vorteil verzichtet hatten, wenn sie nicht dazu gezwungen worden waren. Nun aber, in der Masse der Versammlung, wurden auch diese Egoisten zu Altruisten und sprachen Verzichte mit beispielloser Bereitwilligkeit aus, die niemand von ihnen verlangt hatte. Und auf den Tag 125 Jahre später erlebte die Welt ein anderes, ähnliches Schauspiel massenpsychischer Veränderung, als am 4. August 1914 der Reichstag die Kriegskredite bewilligte. Unter den Abgeordneten, die diese Bewilligung aussprachen, waren nicht wenige, die völlig pazifistisch gesonnen waren — in einem solchen Grade, daß sie sich später nicht gescheut haben, den uns von unseren Feinden aufgedrungenen Verteidigungskrieg selbst durch hochverräterische Handlungen zu sabotieren. Am 4. August 1914, in der Masse des Reichstages, wurden auch diese Seelen kriegerisch und stimmten für die notwendigen Verteidigungsmaßregeln. — Die Reserve-Infanterie-Regimenter 202 und 203, die Kriegsfreiwilligen von Berlin, 5000 junge, lebensfrische Leute, sind in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1914 bei Langemark in den sicheren Tod gegangen mit dem brausenden Gesange des Liedes Deutschland, Deutschland über alles auf den Lippen. Niemand wird zweifeln, daß ein jeder dieser Helden, auch wenn er ganz allein gewesen wäre, furchtlos dem Tode ins Auge gesehen hätte, aber das wird man doch bezweifeln müssen, daß ein jeder von ihnen, wenn er allein gewesen wäre, Auge im Auge dem Tode, seine Seele noch zu einem Liede erhoben hätte.

Die Beispiele dafür, daß die Seele in der Zeit, in der das Individuum einer Masse angehört, anders ist als in der Zeit, in der das Individuum allein ist, kann ein jeder von uns, denke ich, beliebig vermehren. Wenn nicht anders, so doch, indem er beobachtet, wie platte Scherze auf eine Masse wirken. Auch der platteste Scherz findet starken Beifall, wenn er vor einer Masse gemacht wird. Und dabei macht es gar

keinen Unterschied, ob die Masse aus würdigen, klugen, gereiften Männern besteht oder aus Laffen und Toren.

Was ist es nun, das diese Veränderung in der Seele hervorbringt? Und wie vollzieht sie sich?

Sieber in seinem Buche „Die Massenseele“ *) berichtet, daß der russische Neuropathologe Bechtereff von psychischen Mikroben spreche, die eine psychische Ansteckung bewirkten, und Conway redet von einer seelischen Ansteckung, die in der Masse vor sich gehe. Ich glaube, beide wollen, wenn sie so sprechen, doch wohl nur bildlich verstanden werden. Etwas anderes ist es schon, wenn ein deutscher Religionsphilosoph, Peters, von der Möglichkeit spricht, daß — wie eine Telefunkenstation elektrische Wellen — so das menschliche Gehirn nach allen Seiten zurzeit noch unbekannte Kräfte ausstrahle **), von denen er offenbar annimmt, daß sie von benachbarten Gehirnen aufgenommen werden und die Gehirne der Nachbarn beeinflussen. Conway zieht an einer anderen Stelle seines Buches den tierischen Magnetismus zur Erklärung der Veränderungen heran, die in der Massenseele vor sich gehen. Sieber, der sich in seinem Buche vor allem mit militärischen Massen beschäftigt, glaubt bei Massen, die in militärischen Marschkolonnen bestehen, die Wirkung auf die körperliche Berührung zurückführen zu sollen, die ein jeder mit seinem Vorder- und Hintermann und seinen Flügelleuten habe. Er hebt dann besonders nachdrücklich die dumpfe, stickige Atmosphäre hervor, die infolge der Ausdünstung über einer Kolonne lagere, und knüpft die Frage daran, ob nicht bei anderen Massen eine ähnliche Ausdünstung mit einer ähnlichen Wirkung vorhanden sei, die er elektrisch nennt. Das alles sind Gebiete, auf denen ich mich nicht zu bewegen wage. Aber davon bin auch ich überzeugt: es findet innerhalb der Masse eine wechselseitige Einwirkung zwischen den Individuen statt, aus denen die Masse zusammengesetzt ist, eine Einwirkung, die wahrscheinlich erst rein körperlicher Natur, sich dann durch die Nerven auf die Seele fortpflanzt — vielleicht in dem Augenblick, in dem das Massegefühl entsteht —, eine Einwirkung, wie sie in anderer, aber ähnlicher Weise in der modernen Psychotherapie angewandt wird. Die moderne Psychotherapie heilt ja ohne Anwendung von Instrumenten und Medikamenten, allein durch die Einwirkung des Arztes auf den Patienten und bringt, wie einer ihrer Vertreter, der Münchener Psychiater v. Hattingberg, sagt, wirksam Triebkräfte zur Anwendung, die nur durch die Einwirkung von Mensch zu Mensch ausgelöst werden, oder, wie der Wiener Psychiater Wilhelm Stekel sagt, „ungeahnte Kräfte, die sich

*) Dresden und Leipzig 1918, Verlag „Globus“.

**) Zeitschrift „Die Evangelische Wahrheit, August 1920.

vom Seelischen ins Materielle umwandeln können" *). Mag man diese Einwirkung auf Odd, Fluidum, Duft, tierischen Magnetismus, Elektrizität zurückführen, mag man sich, wie ich es tue, damit bescheiden, daß man sie heute noch nicht erklären kann — soviel ist mir gewiß: eine solche Einwirkung besteht, und ein deutlicher Beweis für ihr besonders starkes Vorhandensein innerhalb einer Masse ist mir die Tatsache, daß Menschen mit ungewöhnlich feinen Nerven fast immer ein deutliches Unbehagen empfinden, wenn sie sich in einer Masse aufhalten müssen, mag diese Masse auch noch so gutartig und noch so abgeneigt sein, einem in ihrer Mitte ein Leid anzutun. —

Die Psychologie teilt — allgemein, wie ich glaube — das ganze Seelenleben des Menschen in drei große Gebiete ein und benennt diese drei Gebiete nach den drei Seelenvermögen, die sie annimmt: nach dem Vermögen des Erkennens, des Fühlens und des Begehrens. Wir wollen sehen, wie diese drei Seelenvermögen sich in der Masse verhalten **).

Wenn das Vermögen des Erkennens tätig zu werden beginnt mit dem Empfinden, so ist zu sagen, daß in der Masse ein Empfinden vor allen anderen vorherrscht, das Empfinden des Zusammenseins mit anderen, die Wahrnehmung, daß der einzelne nicht allein ist, daß andere mit ihm sind. Dieses Empfinden drängt das Empfinden anderer Tatsachen zurück — so sehr, daß die Massenseele außer diesem Empfinden nur noch grobe und starke Tatsachen wahrnimmt. Daß es blitzt, donnert, regnet, nimmt die Massenseele wahr, nicht aber, ob die Wolken dabei hoch oder niedrig stehen. Daß die Masse durch einen Wald zieht, entgeht ihr nicht. Eher schon, ob der Wald aus Nadel- oder Laubholz besteht, und höchstwahrscheinlich, wenn letzteres der Fall ist, ob er aus Eichen oder Buchen besteht. Und weil nur einige, wenige Tatsachen in den Kreis des Empfindens aufgenommen werden, der Kreis des Empfindens aber im übrigen leer bleibt, so erscheinen die in ihn aufgenommenen Tatsachen, die an sich schon derb und stark sind, noch größer und stärker, als sie es ohnehin sind. So entsteht die Aggravation in der Massenseele. Die Phantasie arbeitet in einem ungewöhnlich starken Maße. Was der eine gesehen hat, will auch

*) Münchener Medizinische Wochenschrift 3. IX. 20, Medizinische Klinik 1920, Nr. 48.

**) Das in dem Folgenden Gesagte gilt, wie ich glaube, für alle Massen, gleichgültig, welchem Volke sie angehören. Ich glaube, die Völker unterscheiden sich, soweit Massen in Frage kommen, nur durch die Ursachen, die zur Massenbildung führen, und durch die Schnelligkeit, mit der eine Anzahl Menschen zur Bildung einer Masse kommt, nicht aber, nachdem einmal Massen zustande gekommen sind, dadurch, daß die Masse des einen Volkes andere Wesenseigenschaften aufwiese als die des andern.

sein Nachbar sehen. Er würde sich schämen, wenn er es nicht auch sähe, und in seinem Eifer, dasselbe zu sehen wie der erste, sieht der zweite noch mehr als der erste, sieht Dinge, die gar nicht vorhanden sind, und wirkt damit wieder zurück auf den ersten. So entstehen dann Halluzinationen.

Wie das Empfinden der Masse ist auch ihr Vermögen der Schlußfolgerung vergröbert. Weil die Massenseele jeweils nur einige, wenige Tatsachen wahrnimmt, die anderen aber nicht und besonders diejenigen nicht, die den wahrgenommenen widersprechen, so kennt sie weder Zweifel noch Skepsis. Auch hat die Massenseele kein Gedächtnis oder doch nur ein sehr schlechtes. Solche Eigenschaften führen sie dazu, sehr voreilig ihre Schlüsse zu ziehen und sie sehr mangelhaft zu begründen. Trotzdem ist die Massenseele aber von der Richtigkeit ihrer Schlüsse überzeugt. Darin bestärkt wird sie durch einen großen Mangel an Voraussicht über die Tragweite ihrer Schlüsse. So kommt es zu deren Selbstverherrlichung und weiter zu dem anmaßenden Glauben, daß sie die berufene Beurteilerin sei für jede Frage, die an ihrem Horizont auftaucht. Es gibt schwerlich eine Frage, zu deren Beurteilung eine jede Masse sich nicht zuständig glaubte. Nach Fresenius liegt das daran, daß die Masse die Richtigkeit ihrer Meinung jederzeit handgreiflich beweisen könne. Aber das würde doch nur von den großen Massen gelten, und die kleinen sind gerade so anmaßlich und unbescheiden in ihrem Urteil wie die großen. Ich glaube, die Sache liegt anders. Das Schlußfolgerungsvermögen der Masse ist unter das normale Maß herabgesetzt, die Masse ist töricht, wenn auch die einzelnen, aus denen sie zusammengesetzt ist, noch so klug sind. Das ist eine Ueberzeugung, mit der ich wahrlich nicht allein stehe, sondern die Unzählige teilen, und nicht nur diejenigen, die sich mit der Psychologie der Masse beschäftigt haben. Schon im alten Rom soll man gesagt haben: senatores boni viri, senatus pessima res, und Bismarck hat das, auf das Preußische Abgeordnetenhaus angewandt, übersetzt: der Einzelne verständig, die Masse dumm. Schiller hat von der französischen Nationalversammlung gesagt, es sei unmöglich, daß eine Versammlung von 600 Menschen etwas vernünftiges beschließe, und Conway, ein liberaler Politiker und, soviel ich weiß, selbst früher ein Parlamentarier, streitet den Parlamenten ab, daß in ihnen Raum sei für Wissen und Erfahrung und für vernünftige Ueberlegung. Aber wir brauchen weder in die Vergangenheit noch in das Ausland zu gehen, um Beispiele für die Richtigkeit meiner Ueberzeugung zu suchen. Was wir von dem deutschen Parlamentarismus seit dem Beginn des Weltkrieges erlebt haben, ist Beweises mehr als genug. Le Bon aber geht noch einen Schritt weiter, er spricht den Massen jeden Wunsch nach Wahrheit ab, sie ignorierten einfach die Tatsachen,

die ihrer einmal gefaßten, unüberlegten, voreiligen Meinung widersprächen. Auch er hat recht. Sonst wäre es undenkbar, daß die Linksparteien nun mehr als zwei Jahre lang ihren verderblichen Unsinn über die Schuld am Kriege in die Massen immer wieder hineintragen könnten.

Hat die Masse weder Skepsis noch Zweifel, weder Gedächtnis noch Voraussicht, so ist es natürlich, daß die Behauptungen anderer willig und ohne Prüfung aufnimmt. Solche Behauptungen finden bei ihr einen überaus fruchtbaren Boden, die Masse ist suggestibel im höchsten Grade, und manche Masse bestreitet ihre ganze geistige Existenz nur mit solchen Behauptungen. Und man kann wohl sagen, daß das noch ihr Glück ist. Denn eigene Gedanken sich zu schaffen, von denen sie geistig leben könnte, ist die Massenseele unfähig. So schöpferisch ihre Phantasie ist, so völlig unfruchtbar ist sie in der Schöpfung neuer Ideen. Ich glaube nicht, daß in einer Massenseele jemals eine neue Idee entstanden wäre.

Fassen wir es in einem Worte zusammen: das Erkenntnisvermögen der Masse ist in hohem Maße herabgesetzt gegen das normale Maß. Ein Ersatz dafür ist es wahrlich nicht, daß ihr Gefühlsvermögen in hohem Grade gegen das normale Maß gesteigert ist.

Zunächst besitzt die Massenseele ein Gefühl, das von allen ihren Gefühlen für sie das Wichtigste ist — das Gefühl, das jeden Angehörigen einer Masse beherrscht, das Gefühl davon, daß er Teil einer Masse geworden ist, daß er zu einem Haufen örtlich vereinigter Menschen gehört, die sich als zusammengehörig fühlen. Dies Gefühl, Teil einer Masse geworden zu sein, das Masseteil-Gefühl, wie ich es nennen möchte, ist etwas anderes als das Massegefühl, das ich schon so oft erwähnt habe. Das Massegefühl ist das Gefühl von der Zusammengehörigkeit mit anderen, es erweckt die Begehrung, mit diesen anderen nicht nur der Idee nach, sondern auch der Tatsache nach, auch örtlich vereinigt zu sein. Das Masseteil-Gefühl dagegen ist das Gefühl davon, daß diese Begehrung erfüllt worden ist, daß die sich als zusammengehörig fühlenden Individuen beieinander versammelt sind. Das Masseteil-Gefühl kann, im Gegensatz zu dem Massegefühl, nur vorhanden sein innerhalb einer Masse, nur so lange, wie die Masse besteht. Hört die Masse auf zu bestehen, so verschwindet das Masseteil-Gefühl. Das Massegefühl ist eine Bedingung für das Entstehen einer Masse, das Masseteil-Gefühl ist eine Folge des Bestehens der Masse.

Ich glaube, das Masseteil-Gefühl ist ein Lustgefühl, jedenfalls aber ist es ein Tonicum, um einen Ausdruck der medizinischen Wissenschaft zu gebrauchen. Jeder wird als Teil einer Masse lebhafter, angeregter, als er vorher war. Ich habe zuweilen Gelegenheit gehabt, auf einem Bahnhof Arbeiter zu

beobachten, die dorthin von der Arbeit kamen und von dort aus nach Hause fahren wollten. Wenn sie einzeln die Treppe zum Bahnsteig heraufkamen, trug ihre ganze Erscheinung alle Spuren der Ermüdung, die die Arbeit des Tages hervorgerufen hatte, ihre Augen waren glanzlos, ihre Züge müde und schlaff, die Figur gebückt — bis zu dem Augenblick, in dem sie sich dem Haufen der schon wartenden anschlossen. Da wurden ihre Augen hell, das Gesicht lebhaft und gespannt, die Figur reckte und streckte sich. Auf dieser tonisierenden Wirkung des Massenteil-Gefühls beruht es auch wohl, daß die Masse auf den einzelnen eine starke Anziehungskraft ausübt, daß sie „koaguliert". Es ist selbstverständlich, daß diese Anziehungskraft besonders wirksam werden muß bei den weniger ausgeprägten, weniger selbständigen Naturen.

Dem Massenteil-Gefühl, dem Gefühl, zu einem Haufen örtlich vereinigter Menschen zu gehören, die sich als zusammengehörig fühlen, entspricht als Korrelat ein bestimmtes Gefühl des Gegensatzes gegen die, die nicht zur Masse gehören. Die Masse bemerkt diese Außenseiter bald, empfindet sie als lästig, behandelt sie oft intolerant oder sogar feindselig. Besonders stark wird diese Feindseligkeit, wenn eine Masse auf eine andere stößt und keine von beiden willens ist, in der anderen aufzugehen. Dann lodert die Feindseligkeit nicht selten in wilden Tätlichkeiten auf.

Aber nicht nur gegen die Außenseiter ist die Masse intolerant, sondern sie wird es auch gegen den eigenen Genossen, wenn er sich beikommen läßt, irgendeine Eigenschaft, oder irgendein Tun zu zeigen, das der Masse als eine Abweichung von ihrer eigenen Wesensart erscheint. Solche Abweichungen von ihrer eigenen Art empfindet die Masse sehr schnell und behandelt sie mit Feindseligkeit. Das gilt auch von den großen und guten Eigenschaften, durch die ein Genosse sich auszeichnet: „Die Masse duldet nichts Großes" *). Damit hängt es auch wohl zusammen, daß die Masse mißtrauisch ist. Mißtrauen soll ja in der Demokratie eine Tugend sein, und die Demokratie ist die Herrschaftsform der Massen. Sie mag nötig sein in der Demokratie, diese Tugend, aber häßlich ist sie auch da, wo sie nötig ist.

Mitgefühl ist in der Masse nicht oft vorhanden. Das ist vielleicht verständlich den Außenseitern gegenüber, aber es gilt auch gegenüber den Genossen der Masse. Die Masse geht in der Regel auch an ihnen teilnahmslos vorüber, wenn sie elend am Wege liegen, und am widerwärtigsten zeigt sich die Erbarmungslosigkeit der Masse dann, wenn in ihr eine Panik ausbricht.

---

* Alfred Hillebrandt im „Tag" vom 22. IX. 20.

Im übrigen aber ist zu sagen, daß alle die Gefühle, die guten wie die schlechten, die die Seele des einzelnen Individuums erfüllen, auch in der Massenseele vorhanden sein können, Liebe und Haß, Aufopferungsfähigkeit und Selbstsucht, Begeisterung und Niedergeschlagenheit, Tapferkeit und Feigheit, glühende Vaterlandsliebe und elendester Defaitismus — und so fort. Immer aber sind die Gefühle der Masse primitiv, niemals kompliziert und durchweg exaltiert. Und man hat den Eindruck, als ob die Gefühle des einen sich noch steigern in der Wahrnehmung der Gefühle des andern, als ob ihre Gefühle sich gegenseitig erhitzen, sich gegenseitig vorwärts treiben, wie Zahnräder, die im Betriebe sind, um einen Ausdruck von Le Bon zu gebrauchen.

Aber so heftig die Gefühle der Massenseele sind, so unbeständig sind sie. Wenn man unter Gesinnung im Sinne der psychologischen Wissenschaft die Stetigkeit des Gefühls versteht, so kann man nur sagen: die Masse ist gesinnungslos. Ihre Gefühle heben und senken sich, werden herangetrieben und von anderen weggedrückt wie die Wellen einer sturmgepeitschten See. Zum Teil mag das seinen Grund darin haben, daß die Anziehungskraft der Masse besonders zahlreich die schwachen, unselbständigen Individualitäten in ihren Bann zwingt, und das Gefühl solcher Schwächlinge jedem neuen Eindrucke leicht nachgibt. Aber die Unstetigkeit des Gefühls herrscht auch bei den stärkeren Seelen, wenn sie in einer Masse sind. Indessen muß hinzugefügt werden, daß die Masse aus dieser Gesinnungslosigkeit niemals ein Hehl macht. Mag der Wechsel der Gefühle noch so schnell und in noch so starkem Gegensatz vor sich gehen — die Masse wird keinen Versuch machen, ihn zu verbergen. Vielleicht kann man daraus schließen, daß sie der Heuchelei unfähig ist. Ob das aber die Tugend der Aufrichtigkeit ist oder die moralische, jeder Selbstkritik bare Naivität des Kindes, lasse ich dahingestellt.

Ueberwiegen die Gefühle und tritt ihnen gegenüber das Erkenntnisvermögen gegen das normale Maß zurück, so kann es gar nicht anders sein, als daß die Begehrungen weit über das normale Maß gesteigert sein müssen. Die psychischen Hemmungen, mit deren Hilfe der normale Mensch sein Begehren reguliert, fehlen bei der Masse vollständig. Sie beruhen auf reifer Erkenntnis und lange geübter Herrschaft über die Gefühle, und von beiden weiß die Masse nichts. Deshalb will eine jede Begehrung der Massenseele sofort den ihr entsprechenden Zustand der Umwelt verwirklicht sehen. Dazu kommt der Nachahmungstrieb. Er ist vorhanden in jedem lebendigen Wesen, in keinem aber wohl in einem höheren Grade als in der Masse. Was einer in der Masse tut, tun ohne Besinnen auch die anderen. Darauf beruht zum guten Teil der Erfolg, den Komödianten, Clowns, Kabarettkünstler und

ähnliche Geister haben, darauf beruht auch völlig das Wesen der Claque. Aber es sind nicht nur solche harmlose Gebiete, auf denen sich der Nachahmungstrieb bewegt, es sind auch die strafbaren Handlungen. Wenn einer in der Masse einen Stein wirft, so kann er sicher sein, es folgt alsbald ein ganzer Steinhagel — vorausgesetzt nur, daß Steine genug vorhanden sind. Und wenn eine Masse Straftaten begeht, so kann der einzelne ziemlich unbesorgt um die Folgen mittun. Er hat zunächst Aussicht, in der Masse unerkannt zu bleiben und darum unverfolgt. Und wenn viele Hunderte oder gar Tausende gleichzeitig Straftaten begehen, so hört praktisch bald die Möglichkeit der Strafverfolgung auf. So schwindet dann das Verantwortungsgefühl. Es wird schon herabgesetzt, wenn mehrere Individuen, die nicht eine Masse bilden, über ein Tun gemeinsam zu beschließen haben. Es verschwindet völlig, wenn eine Masse von vielen zum Handeln gelangt. An seine Stelle tritt ein gesteigertes Machtgefühl. Die Masse hält sich, solange sie besteht, für die einzige Macht, die vorhanden ist. Und Macht will und muß sich betätigen. So kommt es häufig zu Gewalttätigkeiten. Die Begehrung steigert sich bis zur Höhe eines rein tierischen Triebes. Ihre Betätigung wird geradezu maniakalisch. Die entsetzlichsten Taten geschehen.

Sind sie aber geschehen, so kann es sein, daß das Begehren plötzlich umschlägt in Furcht und Schrecken. Das ist nicht ein Erwachen des Gewissens, ist nicht Reue und Scham. Reue und Scham, um mit Fresenius zu reden, sind moralischen Ursprungs, und solcher moralischer Regungen ist die Masse völlig unfähig. Der einzelne in der Masse glaubt sich niemals für die ganze Tat der Masse verantwortlich, sondern nur für seinen persönlichen, nach seiner Vorstellung geringfügigen Anteil an der Tat. Daß die Tat der Masse erst möglich geworden ist, weil jeder seinen, wenn auch vielleicht geringen Anteil beitrug, und daß darum jeder für die ganze Tat der Masse verantwortlich ist, begreift er nicht. Darum kann er auch diese nicht bereuen, sich ihrer nicht schämen. Wohl aber erwacht gelegentlich in ihm ein dumpfes Gefühl davon, daß in dieser Welt auf die Aktion mit Naturnotwendigkeit die Reaktion folgen muß, und daß er dabei zu Schaden kommen kann, dann schlägt in einem einzigen Augenblick die Gewalttätigkeit um in Panik, Furcht und Flucht.

Fassen wir es noch einmal zusammen in einem einzigen Satze: Das Erkenntnisvermögen der Masse ist gegen das normale Maß herabgesetzt, ihr Gefühlsvermögen und noch mehr ihre Begehrung ist gegen das normale Maß gesteigert.

Das aber ist ein Zustand, der sich auf das äußerste nähert, wenn nicht schon gleich ist, dem status infantilis, dem Seelen-

zustande des Kindes, das so klein ist, daß es noch vor der Geschlechtsreife steht*). Solch ein Kind hat ein unvollkommenes Erkenntnisvermögen, seine Gefühle sind unbeherrscht, und wird seinem Begehren nicht sofort gewillfahrt, so weint es, schreit und schlägt um sich. Geraten aber erwachsene Menschen in einen solchen Zustand**), so will mir scheinen — irre ich, so mögen die Psychiater mich berichtigen — daß er pathologisch ist, daß die, die sich in ihm befinden, einer Psychose unterliegen. Oder mit anderen Worten: wer zu einer Masse gehört, erleidet in seiner Seele krankhafte Veränderungen. Diese Veränderungen werden oft nur gering sein, und wenn sie auch erheblich sein sollten, so wird der einzelne Fall einer solchen Psychose für seine Gefährlichkeit doch darin eine Schranke finden, daß bei ihm die Psychose nur kurze Zeit dauert, nicht länger nämlich, als das Individuum zur Masse gehört, und das kann, da das Bestehen der Masse örtliches Beisammensein voraussetzt, in der Regel nicht sehr lange sein. Aber wenn auch der einzelne Fall der krankhaften Veränderung nicht lange anhält — gefährlich für die geistige Gesundheit wird die häufige Wiederholung der Schädigung. Auch geringe Schädlichkeiten, die sich stetig wiederholen, bringen großen Schaden und vielleicht das Verderben. Wer täglich die Psychose in der Masse über sich ergehen läßt — und das tun in unseren großen Städten Jahr aus Jahr ein Millionen von Menschen — dessen gesamtes Seelenleben verschlechtert sich. Auch für diejenige Zeit, in der er nicht Teil einer Masse ist, wirkt die Psychose nach. Er hat verlernt, sein Erkenntnisvermögen normal zu gebrauchen, seine Gefühle zu regulieren, seine Triebe zu beherrschen.

Das ist der Fluch der Großstadt, ist vielleicht der Fluch unseres ganzen Volkes und unseres ganzen Zeitalters.

III.

Die Massenseele ist eine krankhaft veränderte Seele, aber eine menschliche Seele ist auch sie, und keine menschliche Seele

*) Nachdem ich dies geschrieben, lese ich in einem Aufsatze des Wiener Psychiaters Wilhelm Stekel in Nr. 48 der Medizinischen Klinik von 1920 S. 1211: „Die Masse sinkt immer auf den Standpunkt der Tiefsten, sie erhebt sich nie zu den Höchsten. Die Reaktionen der Masse sind immer infantil, sie benimmt sich wie ein Kind, sie folgt den Urinstinkten und Urreaktionen der Menschheit" — die erste, so viel mir bekannt, und mir darum besonders wertvolle Bestätigung, die meiner Ueberzeugung von seiten der Psychiatrie zuteil wird.

**) Ich glaube, am auffälligsten erscheint dieser Zustand bei Mitgliedern von Börsenmassen. Da trägt nicht nur das ganze sonstige Getue der Masse einen im Sinne des oben Gesagten infantilen Charakter, sondern auch die Scherze werden häufig durchaus kindisch.

kann leben ohne Ideen. Sich selbst die Ideen zu schaffen, deren sie bedarf, ist sie außerstande, ich sagte es schon, und so nimmt sie die Ideen von außen herein. Aus der Zeit, da sie noch gesund war, nimmt sie Ideenreste hinein in die Zeit ihrer Krankhaftigkeit, und andere Ideen — ich glaube, den größeren Teil derer, von denen sie lebt — empfängt sie von anderen, von ihrem Führer.

Nicht jede Masse hat einen Führer. Aber keine Masse kann lange bestehen ohne einen Führer. Und keine kann handeln ohne einen Führer.

Es bricht jemand auf dem Fahrdamm zusammen. Die Passanten stehen um ihn herum, neugierig, vielleicht nicht ohne Teilnahme, aber niemand denkt daran, zu helfen. Da tritt ein anderer an die Gruppe heran, sieht sich die Sache an. „Hier kann er doch nicht liegen bleiben!", sagt er, und im nächsten Augenblicke — ich habe es selbst erlebt — sind viele hilfreiche Hände da und tragen den Kranken fort.

Der, der zuletzt an die Masse herantrat, war es, der die Idee der Hilfsbereitschaft in sie hineintrug. Er wurde ihr Führer.

In diesem Falle braucht sich die Masse nicht bewußt geworden zu sein, daß und von wem sie geführt wurde. In anderen Fällen wählt sie ihn sich selbst oder bestätigt doch eine schon vorhandene Führerschaft, indem sie ihrer Zustimmung durch eine Wahl Ausdruck gibt. In wieder anderen Fällen wird er ihr von einer Macht gesetzt, die außerhalb der Masse steht. Mag aber der Führer kommen, woher er will — stets ist die Masse bereit, ihm zu gehorchen. Denn — Le Bon hat recht, wenn er sagt — die Masse hat keine Sehnsucht nach Freiheit. Die Masse will dienen, will beherrscht werden. Und Conway geht sogar so weit, den Despotismus als das Kennzeichen der Masse zu nennen.

Conway unterscheidet crowd-compellers, crowd-exponents und crowd-represantatives. Das ist eine Unterscheidung, die in der Theorie wohl zutreffen mag. Aber in der Praxis wird die Sache doch wohl so sein, daß jeder Führer von allen drei Typen etwas haben muß, wenn auch vielleicht, je nach den Umständen des Falles, von dem einen etwas mehr als von dem andern. Wenn aber Fresenius meint, jeder Führer könne in und durch die Masse nur wirken, wenn er ihr gleichartig sei, so muß ich das durchaus bezweifeln. Nur eine Eigenschaft muß der Führer haben, die man in gewissem Sinne als eine Aehnlichkeit mit dem Wesen der Masse ansprechen kann, er muß die Fähigkeit haben, sich einzufühlen in die Art der Masse, er muß verstehen, wie die Masse denkt, fühlt und begehrt. Daß er ihr Denken, Fühlen und Begehren teile, ist dagegen nicht notwendig, und noch

weniger, daß er, wenn er es teilt, diese Gemeinsamkeit zu erkennen gebe. Wer einen fliehenden Haufen zum Stehen bringen will, muß selbst vor allem Furchtlosigkeit zeigen, und weiter ist es nötig, daß er wisse, was die Sinne der Fliehenden verstört und ihre Seelen erschreckt hat, dann kann er den schädlichen Einflüssen entgegenwirken. Hat der Führer diese Eigenschaft, sich einzufühlen in die Art der Masse, so kann er im übrigen ihr höchst ungleichartig sein, in Geburt und Stand, in Glauben und Wissen, in allen Eigenschaften des Charakters *).

Und eine Eigenschaft muß der Führer haben, in der er in geradem Gegensatze zur Masse steht. Statt des Gefühls der Zusammengehörigkeit, des Massegefühls, muß er das Gefühl der Unabhängigkeit von der Masse haben. Dieses Gefühl der Unabhängigkeit nimmt ihm die Scheu, die andere haben, vor die Masse hin- und ihr entgegen zu treten, gibt ihm die Sicherheit und Unbekümmertheit im Verkehr mit der Masse, erlaubt ihm, die Masse für die Ziele zu benutzen, die er sich gesetzt hat. Darauf beruht auch die Fähigkeit, großen Versammlungen erfolgreich zu präsidieren und sie zu den Beschlüssen zu bringen, die der Führer sich vorgesetzt hat. — Das Maß dieser Unabhängigkeit kann sehr hoch sein. Es kann sich steigern bis zum Gefühl völliger Ueberlegenheit über die Masse, ja bis zu ihrer Verachtung und bis zur Tyrannei gegen sie. Und seltsam genug: die Masse, die es nicht duldet, wenn einer in ihrer Mitte anders ist als die anderen — von ihrem Führer erträgt sie das willig, unter Umständen selbst die Verachtung und die Despotie, und es kann geschehen, daß sie noch stolz darauf ist und vor anderen sich dieser Art des Führers rühmt.

Soviel von dem Wesen des Führers, nun zu den Mitteln, mit denen er seine Führerschaft ausübt. Dabei sehe ich denn ab von solchen Mitteln, die einem, der gelegentlich einmal ein Führer ist, auch zu Gebote stehen in der Zeit, in der er nicht eine Masse, eine örtlich vereinigte Menge führt, Mitteln also, die sich nicht aus dem Wesen der Masse ergeben. Wenn z. B. der Monarch vor das Parlament, der Offizier vor seine Truppe tritt, so steht dem ersteren die Staatsautorität, dem letzteren die Befehlsgewalt zur Seite, beides Dinge, die auch außerhalb der Masse bestehen.

*) General v. Bernhardi erzählt (Deutsche Tageszeitung 3. XI. 20 abends), es sei bei den ihm unterstellten Truppen vorgekommen, daß die Mannschaften, wenn sie ihnen nach Gesellschaftsschicht und Bildungsgrad näher stehende Reserveoffiziere gehabt hätten, geradezu nach Berufsoffizieren verlangt hätten, obwohl ihnen diese in beiden Stücken ganz unähnlich gewesen seien. Der Berufsoffizier hatte bei aller sonstigen Verschiedenheit von der Mannschaft eben gelernt, sich einzufühlen in die Art der Mannschaft.

Das erste Mittel, mit dem der Führer wirkt, ist das Vorbild. Wirkt das Vorbild schon anfeuernd und anreizend, wenn der Genosse in der Masse es gibt, so wird es hinreißend und unwiderstehlich, wenn der Führer es gibt. Wenn das Trommelfeuer sich über unsere Schützengräben wälzte, verheerend und alles Leben erstickend, so ist die Befehlsgewalt in seiner verzehrenden Glut sicherlich oft geschmolzen wie weiches Wachs, und doch haben unsere tapferen Truppen ausgehalten in dieser Hölle, ausgehalten bis zum Tode, zu ungezählten Tausenden von Malen nur deshalb, weil sie das Vorbild der Führer sahen, der Unteroffiziere und der Offiziere.

Dem Vorbild in hohem Maße verwandt ist die Geste. Wer selbst lacht, bringt andere zum Lachen, wer weint, macht seine Umgebung traurig. Und in diesem Zusammenhang möchte ich eine Anekdote erzählen. Vor Jahren gab es in einer rheinischen Stadt einen Verteidiger in Strafsachen, der nicht nur an seinem Wohnsitz, sondern auch weit und breit in der Umgegend seinen Beruf mit großem Erfolge ausübte, indem er vor der Geschworenenbank — auch sie kann ja mit einer Masse besetzt sein — Ströme von Tränen vergoß über das schreckliche Schicksal seines unglücklichen Klienten und so eine für diesen günstige Stimmung heraufführte. Nur einen Ort mied er beharrlich, und als einmal in einer feuchtfröhlichen Sitzung in ihn gedrungen wurde, da lüftete er den Schleier und sagte in seinem rheinischen Dialekt: „Nei — da weent de Staatsanwalt aach". Hier rangen um die suggestible Massenseele der Geschworenenbank offenbar mit demselben Mittel des Weinens zwei einander feindliche Führer, und es scheint, als ob der Vertreter der Anklage das Mittel besser beherrscht hätte als sein Gegner. Aber nicht nur mit Lachen und Weinen leitet der Führer die Masse, sondern auch mit jeder anderen Geste. Er rollt die Augen, gestikuliert mit Armen und Beinen, schlägt auf den Tisch, hebt und senkt die Stimme. Und damit bin ich bei dem angelangt, was für den Führer das hauptsächlichste Mittel der Ausübung der Führerschaft ist, bei dem gesprochenen Wort.

Um wirksam zu sein, muß das gesprochene Wort nur eine einzige Eigenschaft haben: seinem Laute nach muß es für die Masse verständlich sein. Das verlangt die Masse, und in diesem Verlangen ist sie unnachgiebig und gebieterisch; sobald der Redner zu leise oder sonst undeutlich spricht, bringt sie ihm ihr Verlangen nachdrücklich in Erinnerung. Daß seinem Sinne nach das gesprochene Wort ihr verständlich, das ist nicht nötig, oft nicht einmal, daß es überhaupt einen verständlichen Sinn habe. Gewiß — es schadet nicht, wenn es einen solchen Sinn hat. Aber dann ist es gut, daß der Sinn jedem in der Masse, auch dem Dümmsten, verständlich, und daß er in größter Kürze zusammengefaßt sei. So entsteht

das Schlagwort. Die Engländer sagen dafür catchword, und dieser Ausdruck ist viel bezeichnender. Denn nicht zu überzeugen, im Intellekt zu überwinden und zu schlagen ist die dem Führer gesetzte Notwendigkeit, sondern er muß die Masse einfangen, wie einer einen Gimpel fängt. Dazu hilft Logik und Konsequenz nichts. Viel besser die unermüdliche, unaufhörliche Wiederholung eines und desselben Satzes. Ein Keil mag noch so grob sein, wird unaufhörlich auf ihn losgeschlagen, so dringt er doch ein, wenn nur die Materie, in die er eindringen soll, ein wenig weicher ist als die Materie des Keiles. Und so geht es auch mit dem Schlagwort, wenn nur der Wille des Redners ein wenig stärker ist als der Wille der Masse, zu der er redet. Und das ist bei dem Führer und der von ihm geführten Masse — wir haben vorhin davon gesprochen — durchweg der Fall. Darum wirkt ein unaufhörlich wiederholtes Schlagwort immer. Aber es ist klar: feine und tiefe Argumentationen vertragen eine solche Behandlung nicht. Sie sind für die Masse unbrauchbar. So drückt denn auch in dieser Hinsicht die Masse das Niveau des Geistes hinab auf die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Dummen, verflacht das Meer des Geistes bis auf die Seichtheit der platten Seelen.

Auch auf das Gefühlsvermögen der Masse kann der Führer durch das gesprochene Wort wirken. Aber wenn er das will, so soll er nicht vergessen, daß sublime Gefühle nur bei wenigen ihre Heimat haben. Die Menge der Menschen wird geleitet durch niedrige Gefühle, durch die gemeinen, wie die deutsche Sprache sagt, indem sie dasselbe Wort für diejenigen Gefühle gebraucht, die sich bei jedem Menschen melden, und die geringwertig sind. Wendet sich der Führer an diese geringwertigen Gefühle, so kann er sicher sein, er wird sehr bald in voller Harmonie mit vielen oder gar den meisten seiner Zuhörer sein. Darauf beruht es auch, daß Hetzer durchweg großen Erfolg haben und haben müssen. Und in diesem Zusammenhang will ich nicht vergessen hervorzuheben, daß es ein Engländer ist, daß es Conway ist, der dem Führer rät, Haß zu erregen, und sein Buch ist 1915 erschienen. Diese Weisheit haben unsere Feinde gekannt — „the man who hates no man Ideem no perfect patriot" — und von dieser Erkenntnis haben sie einen entsetzlichen Gebrauch gemacht. Sie mußten es freilich, wenn sie nicht unterliegen wollten.

Aus dem, was ich eben gesagt, geht wohl hervor, was ich meinte, als ich oben sagte, der Führer müsse sich einfühlen in die Art der Masse. Es ist wahrlich nicht nötig, daß der Führer über der Masse stehe in Intellekt oder Gefühl, es kann ihm vielmehr nur gefährlich werden. Denn, wenn er es tut, so läuft er Gefahr, zu hohe Anforderungen an Intellekt oder Gefühl der Masse zu stellen und damit den Kontakt mit den

Geführten und die Führerschaft über sie zu verlieren. Darum kann es ja doch einmal geschehen, daß ein hoher Geist Führer einer Masse, einer Masse in meinem Sinne, einer örtlich vereinigten Menge ist. Aber wenn er es sein will oder sein muß, so soll er wissen: er kann genötigt sein, hinabzusteigen in die Niederungen der menschlichen Seele. Das ist dann wohl das wahrhafte Martyrium des Führers. Von diesem Martyrium wissen die meisten Führer nichts, können gar nichts davon wissen.

IV.

Das Bild ist nicht hell, das ich von den Massen entworfen habe, und trifft es zu, so ist kein Wunsch berechtigter als der, daß die weitaus größte Zahl aller Massen nicht vorhanden wäre. Aber das ist ein frommer Wunsch und unerfüllbar. So ist nur darauf zu sinnen, wie es möglich ist, die schädlichen Eigenschaften der Masse möglichst daran zu hindern, sich auszuwirken und etwa gar Staat und Gesellschaft zu zerstören.

Da möchte ich denn vor allen Dingen von einem Verhalten abraten, das nur geeignet ist, die Schädlichkeit der Massen — Massen in meinem Sinne, örtlich vereinigter Mengen — zu erhöhen. Das ist die Nachgiebigkeit. Nachgiebigkeit wird von der Masse immer als Schwäche auf Seiten dessen empfunden, der sie übt, erhöht das Machtgefühl der Masse, macht sie vollends unlenkbar. Damit will ich gewiß nicht gesagt haben, daß Unnachgiebigkeit stets die Masse lenkbar mache. Es kann vielmehr sein, daß ihr Machtgefühl schon so gesteigert ist, daß Unnachgiebigkeit nichts mehr hilft. Dann muß man sich nach anderen Mitteln umsehen.

Da gibt es nun eins, das, weil es gleichmäßig auf das Erkenntnis-, das Gefühls- und das Begehrungsvermögen der Masse einwirkt, besonders wichtig ist. Es besteht darin, daß man die Menge, noch ehe sie Masse geworden, in kleinere Mengen zerlegt, diese kleineren wieder in kleinere und dieses Verfahren solange wiederholt, bis man schließlich so kleine Gruppen hat, daß man hoffen darf, daß sie gegen die Psychose der Masse durch geeignete seelische Einwirkung möglichst immun werden, und daß man nach Erreichung dieses Zieles (so weit es zu erreichen ist!) die Gruppen und Mengen wieder zusammenführt und sie nun eine Masse werden läßt. Mit anderen Worten: das Mittel besteht darin, daß man die Masse organisiert.

Eine nicht organisierte Masse, sagt Conway, wirke immer zerstörend, dagegen erhöhe die Organisation die Macht der Masse beträchtlich. Ich glaube nicht, daß der eine wie der andere Teil dieser Behauptung in allen Fällen notwendiger-

weise zutreffen muß. Ich würde glauben, die wesentlichste Wirkung der Organisation darin sehen zu müssen, daß die Organisation die Masse lenkbarer macht. Eine lenkbare Masse in der Hand eines sittlich hochstehenden Führers wird weniger Schaden tun als eine unlenkbare. Gerät aber eine lenkbare Masse in die Hand eines Ver-Führers, so wird der Schaden, den sie anrichtet, unermeßlich größer sein, als wenn sie niemals lenkbar geworden wäre.

Und sodann muß ich nochmals hervorheben: die Organisation muß erfolgen, bevor die Menge eine Masse ist — sie setzt eine lange und mühselige Vorbereitung in derjenigen Zeit voraus, in der die Individuen noch nicht Teil einer Masse sind; ja sie beginnt am besten bei einem jeden einzelnen Individuum besonders, das heißt: sie beginnt am besten mit Erziehung und Disziplinierung. Das sind Gebiete, die außerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes liegen. Nur das eine möchte ich sagen: ich glaube, es kommt darauf an, möglichst viel Individuen von Kindesbeinen an sich zu Persönlichkeiten, zu Charakteren auswachsen zu lassen. Dann darf man hoffen, daß sie nur selten einer Masse sich anschließen und, wenn sie es getan, die Psychose der Masse überwinden werden, ohne Schaden zu nehmen. Aber ein solches Heranwachsenlassen geht sehr langsam vor sich, man muß Geduld haben, bis es vollendet ist. Deshalb werden wir uns noch lange auf die Schädigungen einrichten müssen, die von den Massen ausgehen. —

Ist die Masse schon vorhanden, und soll dann erst auf sie dahin eingewirkt werden, daß sie keinen Schaden tue, so soll man sich von Mitteln, die auf ihr Erkenntnisvermögen einwirken, so gut wie keinen Erfolg versprechen. Auch hier muß wiederholt werden: bei dem stark herabgesetzten Erkenntnisvermögen der Massenseele ist ihr vom Intellekt aus nicht beizukommen, auch mit den schlüssigsten Beweisen und den triftigsten Argumenten nicht. Etwas anders steht es mit der Einwirkung auf das Gefühlsvermögen. Alles, was auf das Gefühl des einzelnen wirkt, wirkt auch auf das Gefühl der Masse. Aber wer die Masse auf dem Wege des Gefühls zu beeinflussen denkt, der möge nicht vergessen, daß, wie die einzelnen, so auch die Massen mehr von den niedrigen als von den erhabenen Gefühlen geleitet werden, und daß deshalb die Aussicht, durch das Gefühl hindurch die Massen abzuhalten, Schaden zu tun, nicht gerade groß ist. Vielleicht gelingt es einmal, durch Erweckung von Heiterkeit eine Masse zu entwaffnen. Ein Witzwort, ein Scherz kann zuweilen dahin wirken. Im Voraus berechnen läßt sich das aber nicht. Nur ein Gefühl gibt es, das immer die Masse ihrer Schädlichkeit entkleidet. Das ist die Furcht. Aber die Anwendung dieses Mittels ist bedenklich. Dann mißlingt der Versuch, und merkt

die Masse, daß ihr Furcht hat eingeflößt werden sollen, der Versuch aber mißlungen ist, so steigert sich ihr Machtgefühl zum Allmachtgefühl, in der Raserei dieses Allmachtgefühls wälzt sie sich in grauenvoller Brutalität über alles hinweg, das ihr im Wege steht. Darum soll, wer die Masse durch Furcht zu beeinflussen sucht, sich wohl überlegen, ob er sein Vorhaben ausführen kann. Es gehört dazu nicht nur ein gewisses, der Masse entsprechendes Maß von äußeren Machtmitteln, sondern es gehört dazu, was wichtiger ist als die äußeren Mittel, ein gänzlich unbeirrbarer, unbeugsamer Geist, der auch ein bitteres Ende auf sich nehmen will. Man wird regelmäßig die Anwendung dieses Mittels der höchsten Gewalt, dem Staate, vorbehalten müssen. Wird es aber erfolgreich angewandt, gelingt es, der Masse Furcht einzuflößen, so ist ihre Schädlichkeit entgiftet. Eine Masse, die sich fürchtet, wird gar keinen oder ganz geringen Schaden tun.

Darum soll der Staat den Massen — den Massen in meinem Sinne, ich wiederhole das noch einmal nachdrücklich, den örtlich vereinigten Mengen — harten Ernst entgegensetzen, bei Rechtsbrüchen strenge Strafen und die zweifellose Gewißheit, daß diese Strafen rücksichtslos vollzogen werden.

Das mag grausam klingen, und ist es gar nicht. Denn das Kaiphaswort: „Besser, ein Mensch sterbe, denn daß das ganze Volk verderbe" ist auch heute noch ein Gipfel politischer Weisheit, ist es heute, den Massen gegenüber, vielleicht mehr als je. Sein Irrtum, als der Hohepriester es sprach, bestand nur darin, daß er politische Weisheit anwenden wollte gegenüber dem Sohne Gottes.

V.

Damit könnte ich nun schließen, müßte ich nicht noch die Grundlage alles dessen, was ich gesagt habe, müßte ich nicht noch meine Begriffsbestimmung der Masse einer durchaus notwendigen Rechtfertigung unterziehen.

Indem ich als Erfordernis des Begriffs der Masse die Versammlung der die Masse bildenden Individuen an einem und demselben Orte aufgestellt und an diesem Erfordernis während meiner ganzen Untersuchung festgehalten habe, bin ich von der Begriffsbestimmung der meisten und vielleicht aller derer abgewichen, die die Masse zum Gegenstande ihres Studiums gemacht haben. Indem diese Autoren davon sprechen, daß Stand und Partei, daß die Erziehung, Presse, Lebensaufgaben, Lebensverhältnisse, Mode, Sport, Vergnügungen und ähnliche Umstände allein und für sich zur Bildung von Massen führten, lassen sie, auch wenn sie sich nicht mit einer ausdrücklichen Begriffsbestimmung be-

mühen, erkennen, daß sie von dem Erfordernis des örtlichen Beisammenseins für den Begriff der Masse absehen, und angesichts dieses, wie mir scheint, übereinstimmenden Widerspruchs gegen meine Definition bin ich genötigt, an dieser Stelle sie eingehender zu begründen.

Daß alle jene Tatsachen eine starke, die Massenbildung fördernde Tendenz haben, habe ich oben (S. 350) bereits anerkannt. Sie schaffen die Disposition zur Massenbildung, erleichtern im höchsten Grade die Entstehung des Massengefühls. Aber sie tun noch mehr. Sie schaffen unter den Individuen gewisse Gemeinschaften, die keineswegs nur in der Idee bestehen, sondern die auch sehr reale Wirkungen mannigfacher Art haben. Das Eine jedoch vermag ich nicht anzuerkennen, daß die in diesen Gemeinschaften befindlichen Individuen Massen bilden, auch wenn sie sich nicht an einem und demselben Orte vereinigt haben.

Wir alle leben unaufhörlich unter der Herrschaft solcher Gemeinschaften. Es gibt keine wache Stunde unseres Lebens, in denen nicht die eine oder die andere dieser Gemeinschaften unsere Seele irgendwie beeinflußte. Würde nun die Zugehörigkeit zu dieser Gemeinschaft ganz allein hinreichen, um diejenigen zu Massen zu vereinigen, die an diesen Gemeinschaften teilhaben, so würde eines jeden ganzes Leben ein ununterbrochenes Existieren innerhalb von Massen sein, es müßte ein jeder stets an seiner Seele die Kennzeichen aufweisen, die charakteristisch für die Massenseele sind. Das ist aber doch offensichtlich nicht der Fall. Wenn man sie rückschauend überblickt, diese Kennzeichen der Massenseele, ihre ungezügelte Begehrung, ihr heftiges, unstetes Gefühl, ihre mangelhafte Erkenntnis, so muß man doch sagen: glücklicherweise sind zahllose Menschen von ihnen frei, solange sie nicht mit anderen versammelt sind. Wie wäre das aber möglich, wenn diese Gemeinschaften schon an und für sich, ohne örtliche Versammlung der zu ihnen gehörigen Menschen eine Massenbildung herbeiführten? Und da es doch offenbar möglich ist, so bleibt nach meiner Ueberzeugung nur eine Erklärung übrig: es muß zu der Gemeinschaft noch etwas anderes hinzukommen, damit die Masse entstehe. Und dieses andere kann ich nirgends sonst erblicken, als in der örtlichen Vereinigung.

Führten jene Gemeinschaften allein und ohne örtliche Vereinigung zur Massenbildung, so gäbe es keine besondere Psychologie der Massen. Denn alles, was von der Massenseele auszusagen ist, würde gelten für jede Seele zu allen Stunden ihrer Existenz. Und die Erde wäre ein noch trostloseres Jammertal, als sie so schon ist. Denn wir alle lebten unaufhörlich in der Psychose der Massen. Aber es ist anders, ist ein wenig besser auf Erden: in Gemeinschaften leben wir alle in jeder Stunde unseres Lebens, Glieder einer Masse sind wir —

glücklicherweise — nur selten. Den Gemeinschaften uns entziehen können wir nicht; in unsere Hand ist es gegeben, ob wir einer Masse angehören wollen oder nicht.

* * *

Und nun noch ein letztes, kurzes Wort.

Die Schriftsteller, die mit der Massenseele sich beschäftigten, haben, ich glaube, sämtlich besondere Betrachtungen den religiösen Massen gewidmet. Ich habe es vermieden, die religiösen Massen auch nur zu erwähnen. Religion ist nach meiner Ueberzeugung das Verhältnis des Einzelnen zu Gott, ein Verhältnis, so absolut individuell und so persönlich, wie auf Erden kein zweites auch nur in ähnlichem Maße. Unverfälscht vermag sein Wesen sich nur zu offenbaren im einzelnen. Finden sich Mengen von Einzelnen zusammen, die in demselben Verhältnis zu Gott stehen, so ist das, was sie verbindet, nicht das Gefühl der Zusammengehörigkeit untereinander, sondern das Gefühl der Zugehörigkeit aller zu Gott. Daß dieses Gefühl in der Seele des Einzelnen Veränderungen hervorruft, daß es erhebt und beglückt — wer will das bezweifeln, der es jemals empfunden? Doch in eine Masse zu verwandeln vermag es die Menge der Gläubigen nicht. Denn sobald in dem Einzelnen das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den anderen erwacht, und soweit es Raum gewinnt in seiner Seele, sobald und soweit schwindet in ihr das Gefühl der Zugehörigkeit zu Gott. Darum, glaube ich, es gibt wohl religiöse Mengen, aber nicht religiöse Massen, und wenn religiöse Mengen zu Massen werden, so hören sie auf, religiös zu sein, verweltlichen, werden Massen ähnlich den anderen. Massen vielleicht, deren Gefühle hoch sublimiert sind, und die darum herrliche Taten vollbringen mögen, aber doch weltliche Massen, von denen nichts anderes ausgesagt werden kann, als von jeder weltlichen Masse sonst.

***

Die englische Welt- und Lebensanschauung

Ihr Wesen und Werden

von Dr. Heinrich Gade

I.

Daß die in England verbreitete Welt- und Lebensanschauung spezifisch englische Züge trägt, daß sie in sehr wesentlichen Punkten von allen, auch von den verwandten Auffassungen des Kontinents stark abweicht, ist eine allgemein bekannte Tatsache. Aber dürfen wir uns mit der Feststellung dieser Tatsache begnügen? Wollen wir, müssen wir uns nicht ein womöglich vollkommen zutreffendes Bild von dem Wesen der englischen Welt- und Lebensanschauung verschaffen? Nicht nur aus rein wissenschaftlichem Wissenstrieb, sondern auch aus praktischen Gründen? Einer der Lieblinge der Leserwelt im heutigen England, ein Mann, der die drüben so oft bei Schriftstellern anzutreffende Gabe besitzt, das auszusprechen, was die große Masse denkt, ohne daß er dabei langweilig und platt wird, Gilbert Keith Chesterton, schreibt in der Vorrede des 1905 erschienenen Buches Heretics: „Es gibt Leute — und ich gehöre zu ihnen —, die glauben, das praktisch bedeutsamste Ding an einem Menschen sei seine Weltanschauung. Für einen Feldherrn, der einen Feind zu bekämpfen hat, ist es zwar wichtig, daß er die Truppenzahl des Feindes kennt, aber noch wichtiger ist es für ihn, daß er die Philosophie des Feindes kennt. Ja, es ist nach meiner Ueberzeugung gar nicht die Frage, ob die Weltanschauung eines Menschen auf seine Umgebung einen Einfluß ausübt, es fragt sich vielmehr, ob überhaupt etwas anderes als die Weltanschauung einen solchen Einfluß ausübt."

Man wird mir entgegenhalten, daß die typischen Züge der englischen Welt- und Lebensbetrachtung längst und vollkommen bekannt sind, daß es darüber eine große Literatur gibt. Und außerdem, so höre ich, kennt doch jeder, der in England gewesen ist, der mit Engländern gelebt und verkehrt hat, sich in der englischen Denk- und Sinnesart ein und aus! Allen diesen Einwürfen möchte ich das Hegelsche Wort entgegenhalten: „Das Bekannte überhaupt ist darum, weil es bekannt ist, nicht erkannt" (Phänomenologie, S. 36). Zugegeben, daß es verhältnismäßig leicht ist, die Welt- und Lebensauffassung des Einzelnen, ja selbst noch kleiner Kreise eines Volkes zu ermitteln, so ist es doch außerordentlich gewagt, von da aus zu einem generellen Urteil aufzusteigen. Ein besonders krasses Beispiel für die Zerrbilder, die so von dem Ethos eines Volkes entstehen können, mag, weil gerade wir das Objekt sind, hier Erwähnung

finden. Der englische Historiker G. W. Prothero schickt seinem Buch „German Policy before the War“ *) eine längere Einleitung voraus, in der er seinen Landsleuten das bloßzulegen sich bemüht, was er als die Wurzeln der deutschen Welt- und Lebensanschauung ansieht.

Daß unsere Erziehung auf allen Stufen, von allen dazu bestellten Organen nur auf den Krieg eingestellt gewesen sei, ist diesem Gelehrten ein Axiom, ein Dogma. Zwei Ströme geistiger Art sind nach ihm zusammengeflossen, um der deutschen Volksseele das Gepräge zu geben, das sie den Westvölkern so unleidlich, das sie zur Mitarbeit an den hohen Aufgaben und Zielen der Menschheit so untauglich macht. Der eine Strom geht von Kant aus. Kants Auffassung der Pflicht, doppelseitig wie sie ist, die Pflichten von Mensch zu Mensch, wie des Menschen zum Staat umfassend, findet ihre Verengerung in Fichtes Pflichtenlehre. Die Verkörperung des Volkswillens ist der Staat. Sein Gebot ist für den Einzelnen unbedingt bindend. Ueber Fichte geht Hegel hinaus, der in dem Staat die höchste Verkörperung der bewußt arbeitenden Vernunft sieht, und für den die Monarchie die den Zwecken des Staates adäquate Form ist.

In Treitschke endlich sieht Prothero den Vollender dieser Theorie von Staat. Hatte Hegel noch den Gedanken weit abgewiesen, daß der Staat auf Gewalt sich gründe, so nimmt Treitschke diese Idee ohne weiteres auf. Damit ist die Notwendigkeit des Krieges erwiesen.

Aus diesen Ueberzeugungen, so urteilt Prothero, ist die deutsche Ansicht vom Staat geflossen, und diesem deutschen Staatsbegriff steht die englische Anschauung vom Staat als einem sittlichen Organismus diametral entgegen.

Das zweite Agens, das bestimmend, formend auf das deutsche Ethos eingewirkt hat, ist das Streben nach Bildung. Hier ist Goethe der erste Schuldige. Er fordert eine durch Selbstzucht und Entbehrung erworbene Bildung, die eine Erhöhung des Ich erzielt. Ein edles Ziel, gibt Prothero zu, aber nur für den Edelgesinnten. Der Durchschnittsmensch leidet Schaden an seiner Seele, wenn er dieses Ziel verfolgt. Er verfällt der Ichsucht. Den nächsten Schritt auf dieser gefährlichen Bahn tut Schopenhauer, der in der „Welt als Wille und Vorstellung“ dem vom Ich untrennbaren Willen den Vorrang zuerkennt. Auf Goethe und Schopenhauer baut dann, mit Hinzunahme der wichtigsten Züge aus Darwins Lehre vom Kampf ums Dasein, Nietzsche seine Theorie vom Uebermenschen auf. Der Starke kann, darf und soll herrschen, wie es ihm beliebt. Was der Einzelne kann, darf und soll, das kann, darf und soll eine Vereinigung von Starken nicht

*) London, John Murray, 1916.

minder, mithin der Staat erst recht. Und dieser Staat, der Ueberstaat, kann nur der deutsche Staat sein, denn nur in ihm sind die beiden notwendigen Vorbedingungen, Bildung und Machtwille, vorhanden.

Was beweisen nun diese Folgerungen des englischen Gelehrten für unseren Fall? Nehmen wir selbst an, er hätte sich sine ira et studio bemüht, völlig objektiv, nur der wissenschaftlichen Wahrheit die Ehre gebend, zu verfahren, so mußte sein Versuch, aus den bezüglichen Werken eines Kant, Fichte, Hegel usw. ein Bild der deutschen Welt- und Lebensauffassung zu konstruieren, völlig scheitern. Der Versuch mußte scheitern, weil Prothero bei der Bedeutung, die er jenen Philosophen für die Gestaltung unserer Denk- und Sinnesart beimißt, von einer ganz irrigen Voraussetzung ausging. Er hielt sie für Träger der Welt- und Lebensauffassung der Deutschen, während sie für einen hier engeren, dort weiteren Kreis nur Lehrer, für das Volk allenfalls Propheten gewesen sind. Mehr aber nicht.

Prothero kam zu dieser falschen Auffassung, weil er durch die nationale Brille sah, weil er die deutschen Dichter und Denker bezüglich ihrer Bedeutung für die Auffassungen ihres Volkes in eine Parallele mit Bacon, Locke, Bentham, Spencer und anderen derselben Kategorie stellte. Diese sind Träger der englischen Welt- und Lebensanschauung. Sie haben nicht lehren, nicht erziehen, nicht predigen wollen; sie haben nur das, was die große Masse denkt und fühlt, in ein System gebracht.

Darum wird derselbe Versuch, der dort einem Prothero nur ein Zerrbild in die Hand gab, hier mit einem vollen Erfolg gekrönt werden. Die Durchmusterung der Geschichte der englischen Welt- und Lebensanschauung wird zugleich zeigen, wie entschlossen das englische Volk Theorien abgelehnt hat, die nicht seinem innersten Wesen entstammen, wie englische Philosophen, deren Einfluß auf uns Kontinentale außerordentlich groß gewesen ist, dort zu keiner Geltung gekommen sind, wie Zeiten der Gärung, der drohenden Durchsäuerung mit neuen Ideen, solchen, die im eigenen Land entstanden und solchen, die vom Kontinent herüberkamen, siegreich überwunden worden sind, wie überhaupt die englische Weltbetrachtung und Lebensauffassung einen ganz merkwürdig regelmäßigen, nie zickzackartigen, nicht einmal kurvenartigen Entwicklungsverlauf genommen hat, der darum um so schärfer sich von der Bewegtheit der kontinentalen Anschauungen abhebt. Diese Welt- und Lebensanschauung ist eben rein englischer Natur, will nicht und kann niemals universellen Charakter haben.

Am Anfang der langen Kette steht Francis Bacon. Bacon gilt noch heute seinen Landsleuten für den größten Philosophen. Bei Bacon finden wir schon jene Widersprüche,

die uns Kontinentalen immer und immer wieder bei englischen Philosophen entgegentreten, die manche mit dem Begriff „cant" erklären wollen, andere aus der Abneigung des Engländers deuten, im Denken wie im Handeln bis ins Extrem zu gehen. Bacon ist Wirklichkeitsphilosoph, doch ist es nicht möglich, ihn in eine der drei Kategorien der Positivisten, Materialisten und Naturalisten glatt einzuordnen. Gewiß, er steht dem Positivismus näher als den beiden anderen Richtungen. Er hält sich von metaphysischen Problemen grundsätzlich fern. „Es war Bacons oft und nachdrücklich wiederholte Absicht", sagt Kuno Fischer über ihn*), „der Philosophie das Fliegen abzugewöhnen, um sie auf dem Boden festzuhalten, mitten unter den irdischen Dingen."

Der Kontakt der englischen Philosophie mit der Psyche des Volkes war hergestellt; das Ziel war erkannt; der Weg war gefunden. Und nun beginnt für die englische Philosophie eine äußerst fruchtbare Tätigkeit; fruchtbar nicht im lediglichen Hinblick auf die Wissenschaft; fruchtbar im praktischen Sinne. „Mit solcher Fassung der Aufgabe", urteilt Rudolf Eucken**), „entfernt sich die englische Philosophie weniger als z. B. die deutsche vom allgemeinen Leben; sie gerät nicht in die Gefahr der Vereinsamung und kann direkter zur Umgebung wirken." Auf dies Gleis gestellt, hat sich die englische Philosophie seitdem fortbewegt und auf die Massen gewirkt. Sie besitzt alle Merkmale einer populären Weltanschauung. „. . . man kann wohl", sagt Buckle***), „kaum bezweifeln, daß eine der Ursachen für den Triumph der Baconschen Philosophie in dem Aufblühen der gewerbetreibenden Stände zu suchen ist, deren geschäftsmäßige und methodische Art empirischen Beobachtungen wie Ursache und Folge in hohem Grade günstig sind, da ja der Erfolg aller praktischen Dinge von der Genauigkeit solcher Beobachtungen abhängt."

Es ist nun interessant, zu verfolgen, wie die seit Bacon auf strenge Scheidung von Wissen und Glauben eingestellte englische Philosophie immer wieder Sturmangriffe abgeschlagen hat, die teils von kühnen, lediglich dem Antrieb ihres Intellekts folgenden, englischen Denkern, teils vom Kontinent her unternommen worden sind. In den erbitterten Kämpfen des 17. Jahrhunderts entwickelt Hobbes, wohl der genialste Denker Englands, seine materialistische, weil mechanistische Weltanschauung. Denken ist ihm Rechnen. Das Individuum ist ihm, anders als einem Rousseau, ein unsoziales Wesen, getrieben vom Eigennutz. Hobbes steht inmitten der blutigen Parteikämpfe der englischen Revolution (the Great Rebellion). Er

*) Kuno Fischer, Franz Baco von Verulam, S. 6.
**) Rudolf Eucken, Die Lebensanschauungen großer Denker, S. 366.
***) Th. Buckle, History of Civilization, II, 581.

sieht schaudernd die politischen, sozialen, religiösen Gegensätze aufeinanderprallen. Das bringt ihn zu der Ueberzeugung, nur eine starke, eine absolutistisch regierende Staatsgewalt könne Frieden, Ordnung, Sicherheit schaffen. Cromwell ist ihm der Typus eines starken Staatslenkers. Einem solchen Staatsoberhaupt hat der Einzelne blindlings zu gehorchen.

Das Schicksal der Hobbesschen Lehre ist bezeichnend für das Verhältnis von Philosophie zu Volk in England. Während der Stuart-Herrschaft wurde Hobbes von den dem Thron nahestehenden Kreisen viel gelesen und zitiert. Wir wissen das aus Pepys' Tagebüchern. Es war auch kein Wunder, daß die Anhänger einer nach Absolutismus trachtenden Dynastie einen Gelehrten hochschätzten, der alles Heil nur in der unumschränkten Staatsgewalt sah. „Unrecht ist, was der Souverän verbietet, Recht, was er erlaubt." Hobbes Theorie vom Staat wirkte auch noch in den folgenden Jahrhunderten weiter, aber nicht in England, sondern auf dem Kontinent, wo „seine Schriften die Rüstkammer für die namhaftesten Vertreter des Absolutismus und des modernen Staatsgedankens wurden" (Diderot). Dem Engländer graute vor ihnen, wie ihnen noch heute bei dem Namen Cromwell, dem von Hobbes vergötterten Ideal eines Selbstherrschers, ein Schauer über den Rücken läuft *).

Die Revolution von 1688 (the Glorious Revolution) stürzte die nach der Verwirklichung des Hobbesschen Staatsideals trachtenden Stuarts; sie stürzte zugleich die Hobbessche Philosophie. An ihre Stelle trat Lockes middle-class-man-Lehre. Sie siegte, weil sie ein Ausfluß der Volksmeinung war. Von nun an wird in England die Auffassung der Masse herrschen, nicht, wie auf dem Kontinent, die der Gebildeten. Das sicherte der englischen Philosophie größte Verbreitung im Volk, aber es zwang sie zur Verengerung des Denkens, es verflachte das Denken.

Locke ist der erste typische Träger der englischen Welt- und Lebensanschauung. Typisch in bezug auf Form und Sprache, typisch in bezug auf seine Lehre. Er ist breit bis zur Unförmlichkeit, klar und schlicht bis zur Plattheit und Seichtheit des Ausdrucks. Der an konzentriertes Denken und knappen Stil gewöhnte Kontinentale empfindet beim Lesen der Lockeschen Schriften bald ein Gefühl der Langeweile. Aber Locke kennt seine Landsleute und ihre geistige Beschränktheit.

*) Die große Aehnlichkeit zwischen der Hobbes'schen Theorie von der starken Staatsgewalt und der in Preußen-Deutschland seit Kant, mehr noch seit Fichte, sich einwurzelnden Staatsidee ist den englischen Gelehrten wiederholt in die Augen gesprungen. Der Abscheu, mit dem diese, die preußisch-deutsche Idee, von ihnen bekämpft worden ist, läßt noch das Gefühl starker Erleichterung nachklingen, mit der das Scheitern der Lehre Hobbes' in England betrachtet wird.

Er hat instinktiv ein sicheres Gefühl für das, was er ihrer Fassungskraft zumuten kann. Und mit solcher Sicherheit und Meisterschaft in der Beurteilung des Durchschnittsintellekts prägt er seine Terminologie, daß sie noch heute die philosophische Sprache der Engländer beherrscht.

Auf dem Empirismus fußend ist Locke Hedonist. Die Eudämonie auf Erden ist ihm das höchste Gut. Wie gelange ich dahin? Indem ich jede meiner Handlungen auf ihren Nutzertrag prüfe. Wie aber, wenn mein Nutzen dem des Nächsten entgegensteht? Dann entscheidet die öffentliche Meinung.

Der Engländer, der sich 1688 gegen die Zumutung wehrte, einer absolutistischen Staatsgewalt blindlings zu gehorchen, eine Zumutung, die ihm von allen Kanzeln gepredigt wurde, derselbe Engländer unterwirft sich freiwillig dem viel härteren Zwang der Opinio communis, der public opinion, die ihn „unter dem Schein der gesetzlichen Freiheit tatsächlich zu einer der unfreiesten Nationen gemacht hat" (John Stuart Mill).

Die öffentliche Meinung wird in der Folge zur stärksten Macht in England. Sie erzeugt jene uns so seltsam und manchmal geradezu lächerlich anmutende Eigenschaft am Engländer, die respectability. Gegenüber der public opinion gibt es für den Widerstrebenden nur Unterwerfung oder Verlust der respectability. Das tiefe Gefühl für den Wert der Achtbarkeit durchdringt alle Stände, alle Schichten des Volkes. Der höchste Typus des respectable man, der des gentleman, des beherrschten Menschen, nimmt so feste Gestalt und Züge an, wird in so hohem Grade das Ideal des man of the middle and upper classes, daß, wie im Ziel, so im Streben die größte Einhelligkeit herrscht. Dieses Ideal erzeugt ein ungeschriebenes, konventionelles Gesetzbuch.

Die Konvention bemächtigt sich aller Gebiete des leiblichen, geistigen und religiösen Lebens. Abweichungen fallen sofort auf und werden von der public opinion mißbilligt. Selbst von Klassen der Bevölkerung, die nicht zu den respectable classes gehören. „Ist Herr Brown zu Hause", fragte am Sonntag Vormittag ein Besucher das öffnende Zimmermädchen. „Nein, er ist in der Kirche, wo Sie sein sollten", war die Antwort.

Locke findet die Wurzeln des Sittlichen im Verstand. Der Verstand aber erkennt sehr leicht den Zusammenhang zwischen Sittlichkeit und irdischer Glückseligkeit. Bacon hatte das Wort geprägt: „Wissen ist Macht." Locke stellt als notwendigste Bedingung zur Erlangung des höchsten Zieles die persönliche Tüchtigkeit fest, die Vervollkommnung des Menschen, die nicht durch Aneignung von vielerlei Kenntnissen, sondern durch Bildung des Charakters erreicht wird.

Der sittliche Charakter wird das Bildungsideal des Engländers. Die intellektuelle Bildung sinkt in der Folge mehr und mehr in der Wertschätzung.

So erhält die englische Lebensauffassung schon bei Locke ihr festes Gepräge. Sie ist spezifisch insular, national. Das tritt auch bei der Formulierung des Verhältnisses vom Menschen zum Staat hervor, wie sie Locke in seinen beiden Traktaten „On Government" gibt. Der Vertrag, der 1689 zwischen der Gesellschaft einerseits und der Krone andererseits geschlossen wurde, fand hier seine philosophische Sanktionierung. Aber diese Formulierung ist nur für das englische Volk bedacht. So erklärt es sich, daß die von Locke für die Kolonie Süd-Carolina ausgearbeitete Verfassung durchaus reaktionäre Züge aufweist. Der Nicht-Engländer ist eben foreigner. Ueber ihn denkt, mit ihm verfährt jeder Engländer, gleichviel welcher Partei, in demselben Sinne. Daher die für uns Kontinentale so wunderbare Kontinuität der englischen Außenpolitik. Hier gibt es eben keine verschiedenen Auffassungen der verschiedenen Parteien. Diese Politik wird niemals von den inneren Kämpfen beeinflußt, weil ihr Objekt außerhalb der Grenzen liegt.

Daß das englische Volk keine geschriebene Verfassung besaß — ein Umstand, der dem nach einer englischen Verfassung forschenden Toqueville den ärgerlichen Ausruf entriß, England habe überhaupt keine Verfassung (elle n'existe pas) —, daß kein kodifiziertes Recht da war, beides Umstände, die in unseren Augen der englischen Verwaltung und Rechtspflege ein mittelalterliches Gepräge geben, das alles erschien einem Locke ganz natürlich, ja vortrefflich, erscheint noch heute dem Engländer als Höchstbegriff der Freiheit.

Diese selbe Freiheit erstreckt sich seit 1688 auch auf die Glaubensmeinung. Damit wird die Religion endgiltig zur Privatsache und scheidet aus dem politischen Kampf aus. Sie entzieht sich aber auch dem Konflikt mit der Wissenschaft. Es ist von deutschen Philosophen wiederholt betont worden, daß die englische Philosophie keine eigentliche Weltanschauung entwickeln könne, da sie sich weigere, auf die letzten wichtigsten Probleme, die metaphysischen Fragen, einzugehen. Das ist vollkommen richtig. Aber ich kann den Grund dafür nicht darin finden, daß die englische Denkart jeglicher Spekulation abhold ist, sondern in dem Zwang der öffentlichen Meinung, die befürchtet, daß kühne Denker den Gefühlen der Masse zu nahe treten könnten. Darum gewinnen nur die Philosophen Ruf und Einfluß, die mit dem großen Strom schwimmen, und darum finden wir bei ihnen da, wo sie metaphysische Fragen berühren, Widersprüche, die uns unbegreiflich sind, die sich aber aus jener Zwangslage erklären. Auch hier ist wieder John Locke ein typisches Beispiel. Er bestreitet, daß es angeborene Ideen gibt, also auch eine angeborene Gottesidee.

Aber er argumentiert weiter: „Weil der Mensch ist, so muß auch etwas sein, was ihn hervorgebracht hat, und dieses muß ewig sein, denn sonst müßte es wieder von etwas anderem hervorgebracht sein“ (Ess. IV, 10). Dieser Sensualist, der den Satz verficht, „quod non est in sensu, non est in mundo“, ist also Theist. Locke muß als Empiriker der Kausalität absolute Geltung zuerkennen, aber er behauptet die Freiheit des menschlichen Willens, die doch diese allgemeine Geltung wieder aufhebt.

Ich habe so lange bei Locke verweilt, weil er, wie keiner vor ihm und keiner nach ihm, die in seinem Volke wurzelnden Anschauungen zum Ausdruck gebracht hat. An Versuchen, das englische Denken nach einer anderen Richtung zu lenken, eine theoretisch-wissenschaftliche Weltanschauung aufzustellen und zu verbreiten, hat es in der Folgezeit nicht gefehlt, aber mit sicherem Instinkt hat das englische Volk abgelehnt, was seiner Grundstimmung nicht entsprach. So wie es die Theorie eines Hobbes abgewiesen hatte, weil sie auf den verhaßten Absolutismus der Staatsgewalt hinauswollte, so verhielt es sich durchaus kühl gegen die Gefühlsethik eines Shaftesbury, die den dem Engländer so lieben Utilitarismus bekämpfte. Und Hume? So groß sein Einfluß auf die festländische Philosophie gewesen ist, dem englischen Volk ist er fremd gewesen und fremd geblieben. „Die Baconische Philosophie, die, obwohl sie eine vorläufige und versuchsweise Hypothese zuläßt, doch auf die Notwendigkeit besteht, erst die Tatsachen zu sammeln und dann zu den Ideen zu gelangen, erregte seinen (Humes) Abscheu; und dies ist zweifelsohne der Grund, warum er, der sonst in seinen Urteilen so milde ist, und der ein so warmer Bewunderer geistiger Größe ist, trotz alledem gegen Bacon äußerst ungerecht war. Er konnte mit seiner Methode nicht sympathisieren, obwohl er ihre Brauchbarkeit in der Naturwissenschaft nicht leugnen konnte. Wäre Hume der Baconischen Methode gefolgt, stets vom Einzelnen zum Allgemeinen und von jeder Verallgemeinerung zu der nächst höheren aufzusteigen, so hätte er schwerlich eines seiner Werke geschrieben“ (Buckle II, 464).

Es ist nicht meine Absicht, eine detaillierte Geschichte der englischen Welt- und Lebensanschauung zu geben; ich will nur noch einige ihrer prominenten Träger nennen und in flüchtigen Strichen ihren Anteil an der Systematisierung der im Volke herrschenden Auffassung zu zeichnen suchen. Mandeville (Fable of the Bees), der Antipode Shaftesburys, leugnet jeden Einfluß des Sittlichen auf die Wohlfahrt der Menschen und die Kultur überhaupt. Mit ihm berührt sich später Buckle. Tyndall bemerkt dazu: „Buckle hat es versucht, geistige Leistungen als von sittlicher Kraft unabhängig darzustellen. Das war ein schwerer Irrtum; denn ohne die sittliche Kraft, die

den Geist zur Energie treibt, würden seine Leistungen nur dürftig sein." Aber das große Publikum gibt nicht dem großen Naturwissenschaftler, sondern Buckle recht*).

Im 18. Jahrhundert macht die wissenschaftliche Formulierung des Utilitarismus rasche Fortschritte und — das ist für uns das Maßgebende — findet allseitige Billigung. Wir erkennen das an der Tatsache, daß moralphilosophische Werke dieser Richtung in Oxford und Cambridge diesbezüglichen Vorlesungen zugrunde gelegt werden. Paleys Moral Philosophy (1785) läßt die Pflicht aus dem Hinblick auf den Nutzen oder Schaden, der uns erwächst oder uns droht, entspringen. Zugleich lehrt er, daß ohne Religion keine Sittlichkeit bestehen könne. Jodl (Geschichte der Ethik I, 325) nennt diese kaufmännische Ethik einen schamhaft verhüllten Rationalismus.

Vier Jahre nach dem Erscheinen von Paleys Werk tritt der konsequenteste Vertreter der utilitarischen Lebensanschauung, Jeremy Bentham**), auf den Plan. In wahrhaft genialer Weise weiß er Pflicht, Ehre, Gewissen zu eliminieren; lediglich der Nutzen bleibt als Motiv des sittlichen Tuns übrig. Der Erfolg rechtfertigt die Handlung. "Nothing succeeds more than success." Diese Formel ist dem Engländer aus der Seele gesprochen. Und so wie wir mit Rücksicht auf uns selber handeln, so auch mit Rücksicht auf unsere Nebenmenschen. Wer sein eigenes Glück verfolgt, wird auch das Gedeihen seiner Mitmenschen fördern, hat „das größte Glück der größten Zahl" bewußt oder unbewußt im Auge. Andererseits strafen Hand-

*) Uebrigens meint auch Ranke: „So weit wir die Geschichte verfolgen können, ist ein unbedingter Fortschritt im Bereich der materiellen Interessen anzunehmen, in welchem auch ohne eine ganz ungeheure Umwälzung ein Rückschritt kaum würde stattfinden können; in moralischer Hinsicht aber läßt sich ein Fortschritt nicht feststellen."

Und wie mutet es uns heute an, wenn wir lesen, wie Goethe sich nach Karl Augusts Tode Eckermann gegenüber ausließ: „Ist es aber nicht ein Jammer, daß kein Unterschied ist und daß auch ein solcher Mensch viel zu früh dahin muß? Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben? — Aber wissen Sie was? Die Welt soll nicht so rasch zum Ziele als wir denken und wünschen. Immer sind die retardierenden Dämonen da, die überall inzwischen und überall entgegentreten, so daß es zwar im ganzen vorwärts geht, aber sehr langsam.

„Die Entwicklung der Menschheit, sagte ich, scheint auf Jahrtausende angelegt."

„Wer weiß, erwiderte Goethe, vielleicht auf Millionen! Aber laß die Menschheit dauern, so lange sie will, es wird ihr nie an Hindernissen fehlen, die ihr zu schaffen machen, und nie an allerlei Not, damit sie ihre Kräfte entwickele. Klüger und einsichtiger wird sie werden, aber besser, glücklicher und tatkräftiger nicht oder doch nur auf Epochen."

**) Jeremy Bentham, An Introduction to the Principles of Moral Legislation.

lungen, die sich als schädlich für den Ausübenden erweisen, diesen selbst. Sie brauchen also von Staats wegen nicht bestraft zu werden. Der Staat hat sich jeglicher Eingriffe in das Tun und Lassen des Einzelnen zu enthalten. Seine einzige Aufgabe ist, Leben und Eigentum der Bürger zu schützen. Adam Smiths Wealth of Nations (1770) gründet ein wunderbar geschlossenes System der Volkswirtschaft auf den Egoismus. Sittliche Grundsätze haben in dem wirtschaftlichen Leben keinerlei Stimmrecht, nur die Rücksicht auf den eigenen Nutzen und den sich daraus ableitenden Vorteil für den Geschäftsfreund. Smiths Erfolg ist bekannt. „Man darf mit vollem Recht und ohne Widerspruch fürchten zu müssen, von Adam Smith behaupten, daß dieser einsame Schotte durch die Veröffentlichung eines einzigen Buches mehr zu dem Glück der Menschheit beigetragen hat, als durch die vereinte Intelligenz aller Staatsmänner und Gesetzgeber, von denen die Geschichte beglaubigte Kunde hat, zuwege gebracht worden ist." (Buckle II, 194.)

Es ist bemerkenswert, daß Bentham in seinem System der Religion und der Metaphysik keinerlei Platz einräumt. Bentham ist eben ein typischer Engländer. Sein Bewunderer J. St. Mill sagt über ihn: „Er war in keiner Weise befähigt, sich als Metaphysiker auszuzeichnen; unter seinen charakteristischen Eigenschaften dürfen wir eindringende Feinheit des Geistes oder die Gabe subtiler Zergliederung nicht suchen. Dazu kommt die Unvollständigkeit seines Geistes als eines Repräsentanten der gesamten Menschennatur. Für manche der natürlichsten und stärksten Gefühle des Menschen empfand er nicht die mindeste Sympathie. Von vielen der schwerwiegendsten Erfahrungen des Menschenherzens blieb er ganz abgeschnitten, und die Gabe, durch welche der Geist einen Geist verschiedener Art zu begreifen und sich in seine Gefühle hineinzuversetzen vermag, war ihm versagt, weil es ihm an Einbildungskraft fehlte. . . Die schlimmste Seite seiner Schriften liegt aber in der entschiedenen Art, allem, was er nicht sieht, allen Wahrheiten, die er nicht kennt, die Existenz abzusprechen. Die Gabe, von anderen Licht zu empfangen, besaß er nicht" *). Man fühlt sich bei diesem Charakterbild unwillkürlich an Ebenezer Scrooge erinnert, an den Scrooge natürlich, wie ihn Dickens vor seiner übernatürlichen Wandlung schildert.

Benthams Ethik spiegelt in jedem Zug die Denkart sowohl der besitzenden Klassen wie des Durchschnittsengländers wieder. So, wenn er sagt: „Einer der traurigsten Beweise menschlicher Schwäche ist die Bewunderung der Helden." Der typische Engländer ist keiner Heldenverehrung fähig, trotz Carlyles "On Heroes and Heroworship". Das Genie ist

*) J. S. Mill in dem Aufsatz Bentham in der Westminster Review 1838.

ihm unheimlich. „Genies müssen wie Verbrecher überwacht werden. Wenn man eines vor allem zu Gunsten des englischen Charakters sagen kann, so ist es das, daß wir stets gewußt haben, wie man Genies zu behandeln hat." (Milestones II.)

Begründet Bentham sein System auch rein vernunftmäßig, so wäre es doch falsch, daraus auf einen Sieg des Rationalismus im England des 18. Jahrhunderts zu schließen. Der Theismus lebt, wenn auch verschleiert, weiter. Adam Smith nimmt Gott als Weltprinzip in seine philosophische Ueberzeugung auf. „Ihren Ausgangspunkt bildet die Lehre von Gott, dessen am meisten hervortretende Eigenschaften größte Weisheit und Güte sind. Sein höchster Zweck bei der Erschaffung der Welt war die menschliche Glückseligkeit. Zur Verwirklichung seiner Endzwecke bedient er sich des Mechanismus. Der Schöpfer ist einem Uhrmacher zu vergleichen, welcher die Räder der Welt so kunstvoll zusammengesetzt hat, daß sie Ordnung, Harmonie, Schönheit, Glückseligkeit auswirken, ohne daß die Räder es wissen oder wollen." (Hasbach, Untersuchungen über Adam Smith, S. 7.)

Bentham und Smith stellen die vollständige Systematisierung der englischen praktischen Welt- und Lebensanschauung dar. Selbst ein J. St. Mill und ein Herbert Spencer können nur noch Steine zu dem Bau hinzutragen, aber keinen Neubau errichten.

Bei allem Gesagten ist zu beachten, daß die gezeichneten Anschauungen Besitz der mittleren und oberen Schichten des Volkes waren. Unter diesen hatten diejenigen Kreise, die die Revolution von 1688 durchgesetzt hatten, die Führung in der Regierung und Verwaltung des Landes behalten. England rühmt sich seines self-government. Und mit Recht. Aber sieht man genauer zu, so wird man finden, daß die Verwaltungsarbeit fast durchweg auf den Schultern von Leuten liegt, die wirtschaftlich so gestellt sind, daß sie die erforderliche Zeit aufbringen können. Die Gemeinden, Kreise, Grafschaften befinden sich wohl dabei, und es fällt keinem Engländer ein, Bewährtes zu ändern, geschweige denn abzuschaffen. Vor solchen Dummheiten schützt sie ihr common sense.

Die unteren und untersten Schichten des Volkes, die Landarbeiter, die mit der fortschreitenden Industrialisierung und Kommerzialisierung immer zahlreicher werdenden Berg-, Fabrik- und Heimarbeiter, dazu die Lohnhandwerker und Kleinbürger, waren im 18. Jahrhundert politisch mundtot, wirtschaftlich Heloten, ohne Schulbildung, Analphabeten. Sie hatten weder aktives noch passives Wahlrecht. Der Landwirt sah in ihnen nur eine Art besserer Haustiere; dem Vollbürger waren sie, was dem Amerikaner der Gelbe ist: Kulis. Es ist unmöglich, zu sagen, ob sie die Welt- und Lebensanschauung der anderen Gesellschaftsklassen teilten; wahrscheinlich waren

sie nie zum Nachdenken über die Probleme des Lebens gekommen, sprachen sie nur gedankenlos nach, was die politischen und wirtschaftlichen Machthaber als allgemein bindende Theorie ausgaben. Das englische Volk war also durchaus einheitlich in seiner Welt- und Lebensanschauung.

Aber so einmütig das Volk der Engländer in diesem Punkte auch sich dem Blick des Forschers darstellt, so fest verankert, im innersten Wesen sicher begründet seine Welt- und Lebensanschauung zu sein schien, sollte sie doch in der Folge heftige Krisen zu bestehen haben. Die sozial-politischen Ideen der französischen Aufklärer, ihre Ansichten über Ethik und Religion, Mensch und Staat, Individuum und Gesellschaft drangen auch über den Meeresgürtel, hinter dem sich die leitenden Klassen des englischen Volkes so geborgen glaubten. Wie, wenn diese Ideen die unteren Massen ergriffen, wenn sie zur Erkenntnis kamen, daß sie im Grunde doch die Gedrückten, Geplagten, Bevormundeten waren, daß der gepriesene Utilitarismus doch nur einer Minderzahl zu den Glücksgütern dieser Welt verhalf, daß das Glückseligkeitsprinzip ihnen keine Wohlfahrt verschaffte, daß die individuelle Freiheit, auf deren Besitz sie so stolz waren, und in deren Vollgefühl sie auf die Sklavenvölker des Kontinents mit mitleidiger Ueberhebung herabsahen, ihnen im Grunde doch nichts einbrachte? Wie, wenn diese Massen anfingen, darüber nachzudenken, daß die hochgelobte demokratische Verfassung nur eine Komödie, daß die Volksvertreter gar nicht Vertreter des ganzen Volkes, daß die Regierung des Landes nur aus den Händen einer nach Absolutismus trachtenden Dynastie in die einer Oligarchie übergegangen war, daß die Verwaltung unerhört rückständig, ja korrupt war?

Die herrschenden Klassen erkannten die Gefahr und waren auf der Hut. Mit der den Engländern eigentümlichen Rücksichtslosigkeit wurden alle aus den besitzenden Kreisen stammenden Männer verfolgt, die sich aus Idealismus zu Anwälten des kleinen Mannes aufwarfen. Mit der Feder und dem Geldsack wurden literarische Erscheinungen niedergekämpft, die das verderbliche Gift der Aufklärung verbreiteten, die die teilweise noch völlig mittelalterlichen Bräuche und Verordnungen im Rechtswesen an den Pranger stellten. Lecky führt in seiner „History of England in the 18. Century" geradezu unglaubliche Fälle an, die zeigen, mit welcher Unbedenklichkeit die regierenden Klassen die Kirche für ihre Zwecke mißbrauchten, wie sie den Nichtbesuch des Gottesdienstes, jeden Zweifel an der Uebernatürlichkeit der offenbarten Religion mit Gesetzesstrenge ahndeten.

Reichten die Machtmittel der öffentlichen Meinung, der Kirche, gegen kühne Neuerer aus den eigenen Reihen auch hier und da aus, bei der ungeheuren, gegen die hergebrachten Lock- und Strafmittel so gut wie unempfindlichen Masse der

unteren Stände wäre jeder Löschversuch ergebnislos ausgefallen, die Revolution von unten herauf wäre unausbleiblich gewesen, das englische Volk wäre in zwei nach ihrer Weltanschauung völlig geschiedene Teile zerfallen, wenn nicht den besitzenden Schichten ein überaus glücklicher Umstand zu Hilfe gekommen wäre, der die weit überwiegende Mehrheit der unteren Klassen aufs neue hinter sie scharte.

Wenn den menschlichen Organismus eine schwere Erkrankung befällt, die das Blut zu vergiften droht, so erwächst dem mit dem Todfeind ringenden Körper oft dadurch Rettung, daß eine zweite Krankheit völlig anderer Natur hinzutritt oder künstlich erzeugt wird. Darauf beruht die Wirkung der Gegengifte, der Injektionen, Impfungen usw. Dasselbe gilt von der menschlichen Gesellschaft. Eine mächtige, geistige Bewegung, die die Geister hinreißt, die Köpfe verdreht, kann durch eine andere, gleich starke, aber völlig andersartige, erfolgreich eingedämmt, abgewehrt, überwunden werden. Solches geschah in England im 18. Jahrhundert. Der von den Brüdern Wesley gegründete Methodismus ergriff die unteren Volkskreise mit elementarer, stetig sich steigernder Gewalt*) und machte sie mit seinem allem Materiellen und aller geistigen Aufklärung so völlig entgegengesetzten Wesen gegen die neuen Lehren immun. Unempfänglich für, ja geradezu ablehnend gegen jede intellektuelle Belehrung empfindet das niedere Volk Englands bis auf den heutigen Tag keinerlei Anreiz, sich aus seiner Borniertheit zu erheben.

Die Kontinuität der englischen Weltanschauung war gesichert, die führende Stellung der besitzenden Klassen war fester gegründet als je.

John Stuart Mill macht einmal die Bemerkung, daß jeder Engländer entweder Benthamite oder Coleridgianer sei. Er will damit sagen, daß seine Landsleute entweder der utilitaristischen oder der idealistischen Lebensauffassung huldigen. Die Behauptung ist sicherlich richtig, aber sie ist es nur mit einer gewissen und für unsere Untersuchung sehr wichtigen Einschränkung. Die ungeheure Masse des englischen Mittelstandes steht fest auf dem Boden des Utilitarismus. Ihrem innersten Denken und Empfinden hat Bentham die glücklichste, die schlechtweg vollendete Form gegeben. Wie Kaufleute, Rheder, Gewerbetreibende überhaupt gewöhnt sind, mit dem Rechenstift in der Hand kühl und besonnen Verlust und Gewinn gegen einander abzuwägen, wie sie jegliches Gefühlsmoment als störend für das Geschäft, das sie planen, abweisen, so wägt und rechnet dieser Ethiker der Nützlichkeit die menschlichen Handlungen gegen einander ab und beweist haarscharf, daß der zum Glück gelangen muß, der unter den Möglichkeiten

*) Whitakers Almanach 1916 beziffert die Methodisten auf 18 Millionen.

des Handelns die wählt, die ihm den größten und sichersten Nutzen einbringt.

Es ist interessant und wichtig zugleich, festzustellen, daß Bentham, der auf die Methaphysik verächtlich herabsah, der ganz Rationalist zu sein glaubte, im Grunde doch Metaphysiker ist. Er glaubt an die Erreichbarkeit des Glückes. Auch hier erweist er sich als Prototyp seines Volkes. Der Engländer ist Optimist. Und dieser Optimismus wurzelt in seinem Glauben. Trotz seiner empiristischen Art, die Welt zu betrachten, kann er der Gottheit als Weltprinzip nicht entraten. Ebenso fest glaubt er, daß Gott das Glück der Menschheit im Auge habe. „Das Glück der Menschheit, wie überhaupt aller anderen Kreaturen scheint von Anfang an im Plan des Schöpfers gelegen zu haben." (The Happiness of Mankind, as well as of all other creatures, seems to have been the original purpose intended by the author of Nature when he brought them into existence. Adam Smith). Dieser Glaube an die Erreichbarkeit des Glücks läßt sich bei der stark puritanisch orientierten Mittelklasse vielleicht aus dem Energismus erklären, der gerade diesen Schichten eigen ist. Ihr ungeheurer Tätigkeitstrieb drängt sie vorwärts, macht sie immun gegen tatlähmende Reflexionen ebensowohl wie gegen gefühlselige Schwärmerei und vor allem gegen den ins Uebermaß getriebenen Intellektualismus, der nach Fehlschlägen leicht zur Resignation und zum Pessimismus führt.

Die utilitaristische Veranlagung der englischen Mittelklasse verhilft ihr von der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts an zu einem geradezu märchenhaften wirtschaftlichen Aufschwung. Daß dabei die Klasse der Lohnarbeiter verelendete, in Unwissenheit, Schmutz und Laster verkam — es sei an die Schilderungen in Kingsleys Alton Locke erinnert —, störte die kapitalistischen Machthaber nicht in ihrer satten Gewissensruhe. Wie Bentham an zahlreichen Beispielen bewiesen hatte, muß das Wohl der Gesamtheit schließlich doch sich aus dem Glück des Einzelnen ergeben. Wann der Zeitpunkt eintreten wird, und wer des Glückes teilhaftig wird, läßt sich natürlich nicht vorher bestimmen. Sind z. B. nicht auch durch die Erfindung der Buchdruckerkunst anfänglich eine große Anzahl Menschen, die ihr Brot durch Abschreiben verdienten, brotlos geworden? Und doch hat diese Erfindung in der Folge Tausenden und Abertausenden lohnende Beschäftigung gegeben, ist sie zu einem Segen für die Menschheit geworden.

Schließlich erweckte der immer erbarmungslosere Form annehmende Utilitarismus selbst unter den Engländern Widerspruch und Gegnerschaft. Coleridge *) und hernach Carlyle **)

*) Siehe J. St. Mill's Coleridge-Aufsatz in Dissertations and Discussions.

**) L. Stephen, Hours in a Library. III. Bd.

sind die geistigen Führer und Sprecher der Gegenbewegung. Es hieße aber, die Rolle, die beide Männer und ihr Anhang in der Entwicklungsgeschichte ihres Landes gespielt haben, in ein völlig falsches Licht rücken, wenn man glaubt, daß sie die englische Weltanschauung, d. h. die Anschauungsweise der breiten Mittelmasse, in andere Bahnen gelenkt hätten. Dazu stand die Sinnesart dieser Sozial-Ethiker dem Wesen dieser Schichten zu fern. Der phantasievolle, in deutscher Geistesluft aufgewachsene, dem Sensualismus durchaus abgeneigte Coleridge konnte nun und nimmer Fühlung mit dem nüchternen, kühl rechnenden middle-class-man gewinnen, und dieser nicht mit ihm. Sie verstanden einander eben nicht. Ausgenommen in einem Punkte. Das war die Stellung zur Religion. Coleridge war von dem brennenden Wunsch erfüllt, Religion und Philosophie in Einklang miteinander zu bringen. (His reatesot object was to bring into harmony religion and phisophgy. Mill, a. a. O.) Er war davon überzeugt, daß nur eine auf der Religion erbaute Weltanschauung den Menschen wahrhaft befriedigen, veredeln und glücklich machen könne. Die rationalistische Natur des Utilitarismus, die, das Glück der Menschheit als Ziel der göttlichen Fürsorge voraussetzend, das Nützliche zugleich als das Gott Wohlgefällige hinstellt, widerte den idealistischen Coleridge an. Für ihn, wie für den Kreis gleichgesinnter Freunde war die christliche Kirche die Hüterin und Verwalterin der wahren Glückseligkeitslehre. Mit flammenden Worten predigten diese Männer den besitzenden Klassen die christliche Auffassung, daß Eigentum zu sozialer Hilfe verpflichte, daß es nur von der Vorsehung geliehenes Gut sei, nur anvertraut, um zum Besten aller verwendet zu werden. Daß es Coleridge, Kingsley, Carlyle, Ruskin u. a. idealistischen Volksfreunden wirklich gelungen ist, das Gewissen der kapitalistischen Klassen zu schärfen, daß sie den Anstoß zu den verschiedensten Bewegungen humanitärer Tendenz, die wir im 19. Jahrhundert in England verfolgen können, gegeben haben, wer wollte das leugnen? Den Utilitarismus, dessen Mißbräuche sie ins Feld riefen, haben sie nicht entthront. Sie haben aber in jenen Kreisen, die durch Geburt, Erziehung und Beruf der puritanischen Engherzigkeit fernstanden, jedoch in der rationalistischen Atmosphäre des 18. Jahrhunderts innerlich dem Glauben entfremdet waren, das religiöse Leben zu neuer, starker Lebendigkeit entfacht.

Die Wirkung dieser Wandlung wurde in der Folgezeit sichtbar, als die hergebrachte Weltanschauung von einer völlig anders orientierten, auf rein naturwissenschaftlicher Grundlage sich aufbauenden Betrachtung abgelöst zu werden drohte. Der Kampf zwischen Wissen und Glauben begann. Dieser Kampf zieht sich wie ein roter Faden durch die Geschichte der folgenden Jahrzehnte.

Der Darwinismus, genauer der Evolutionismus, diese mächtigste geistige Bewegung, die das England des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hat, fuhr wie ein Sturmwind durch die Lande. Wie sollte diese Theorie, die, schlimmer noch als die kopernikanische der Erde mitspielend, ihr nur ein endliches Leben zugestand, die dem Menschen seine Vorrangstellung im Reiche der Natur nahm, die für ein göttliches Weltprinzip überhaupt keinen Platz hatte, wie sollte sie mit der offenbarten Religion, diesem für die Machthaber so eminent bequemen Faktor in der Lenkung der Massen, in Einklang gebracht werden?

Nicht mindere Not erwuchs der Glückseligkeitslehre, dem Utilitarismus, aus der neuen Theorie. Welche Aussichten hatten Bestrebungen, einer möglichst großen Zahl ein möglichst großes Glück zu sichern, wenn hier mit, wie es schien, unwiderleglichen Tatsachen wissenschaftlich bewiesen wurde, daß im erbarmungslosen Kampf ums Dasein der Schwache mitleidlos niedergetreten wird, daß er bestenfalls nur Kulturdünger ist? Wie Nietzsche auf diesem vermeinten biologischen Entwicklungsgesetz seine dem Altruismus diametral entgegengesetzte, den nackten Egoismus predigende Herrenmoral aufgebaut hat, ist bekannt.

Nietzsche bricht entschlossen mit der Humanitätsethik, England sucht das Kompromiß. Herbert Spencer findet die Formel, die, ohne der Freiheit des Einzelmenschen Fesseln anzulegen, die Glückseligkeit der Gattung verbürgt, ja, ihr sogar das goldene Zeitalter verheißt. Benthams immerhin schon stattliches Haus ward zu einem schimmernden „Palace of Delight"*) erweitert.

Aber so sehr sich Spencers ethische und soziologische Ideen mit der allgemeinen Lebensauffassung der Engländer decken, so wenig befriedigt sie seine Stellung zu den religiösen Fragen. Und diese waren gerade durch die gewaltige Aufrüttelung der Geister, die der Evolutionismus im Gefolge hatte, zu Tagesfragen geworden. Der wachsende Wohlstand, die damit zunehmende Muße weiter Kreise für ethisch-religiöse Dinge, die Hebung der Volksbildung, die Erörterung von Erziehungs- und Unterrichtsfragen, die Volkshochschulkurse, die Wandervorträge namhafter Gelehrten, alles das lenkte das Sinnen auf diese Fragen hin. Was bist du, Mensch, woher kommst du, wohin gehst du? Die Fragen heischten Antwort. Aber Spencer wich aus. Er leugnete die Gottheit nicht, aber sie blieb für ihn das „Unknowable".

*) Anspielung auf den in Walter Besant's Roman „All Sorts and Conditions of Man" geschilderten und später wirklich in Ost-London aufgeführten Volkspalast.

Im Grunde folgt Spencer damit der seit Bacon geübten Praxis, die Religion bei allen wissenschaftlichen Untersuchungen auszuschalten. Nun liegt aber in dem einmal neu erwachten Entwicklungsgedanken eine Tendenz der Gedankenbildung, die nicht willkürlich zum Stillstand gebracht werden kann und darum eine Auseinandersetzung mit den Fragen der Metaphysik herbeiführt. Wie sollten nun bei dem derzeitigen Stand der Naturwissenschaften die theistischen Postulate der englischen Weltanschauung verteidigt werden? Und verteidigt mußten sie werden, das war der öffentlichen Meinung vollkommen klar. Sonst ging dem Einzelnen für nicht immer mit den Geboten der Ethik im Einklang stehende Handlungen, sonst ging dem ganzen Volk für seine, nacktem Egoismus oft verzweifelt ähnliche Politik die religiöse Sanktion verloren. Und weiter noch. Für ein Volk, das je länger je mehr sich für das auserwählte Volk Gottes hielt, war ein Ende alles Lebenden, ja der Erde selbst, wie die Naturwissenschaften es wahr haben wollten, schlechterdings unerträglich. Entschlossen wandte sich die gottesfürchtige Masse, wandte sich Hoch wie Niedrig, Reich wie Arm, von Darwin ab. Huxley, von dem weiterhin noch die Rede sein wird, wurde als Ketzer, als Atheist, in Acht und Bann getan, und als der große Tyndall sich 1874 auf dem Belfaster Kongreß der „British Association for the Advancement of Science" freimütig zum Materialismus bekannte, heulte die zwar gebildete, aber gläubige Zuhörerschaft ihn nieder. Kardinal Cullen setzte eine dreitägige Fastenzeit an, um den Geruch des Unglaubens aus Ulster zu scheuchen*).

Mag der Name eines englischen Gelehrten im Auslande auch bis zu den Sternen reichen, wenn er sich in Gegensatz zu den teuersten Ueberzeugungen seines Volkes stellt, gilt er in seinem Vaterlande nichts. Wo aber das Machwerk eines naturwissenschaftlichen Dilettanten von der Zeitungspresse liebevoll besprochen, von der Menge gierig verschlungen wird, da sind wir sicher, die typischen Züge der englischen Weltbetrachtung zu finden. Die Dilettantenliteratur ist in England gewaltig an Zahl und an Umfang. Wissenschaftlich meist minderwertig, wenn nicht gar wertlos, ist sie völkerpsychologisch jedoch von großem Interesse. Eines der Bücher, das sich die Umdeutung oder Umbiegung des Evolutionismus zur Aufgabe machte, erschien 1894. Das Buch heißt „Social Evolution", der Autor Benjamin Kidd. Der Verfasser des immer noch, ja vielleicht heute mehr als je lesenswerten Werkes „England als Weltmacht und Kulturstaat", Gustav Steffen, bemerkt darüber (II, S. 76 ff.): „Ein Dilettant — kühn durch die Unkenntnis seiner eigenen Unkenntnis von den ungeheuer weitläufigen Daten und Tatsachen des Gegenstandes — be-

*) John Fiske, Essays II, My Relations to Tyndall.

spricht das Verhältnis zwischen dem ‚Kampf ums Dasein', dem ‚Fortschritt' und der ‚Religion'. Welches soziologische Thema kann praktisch bedeutungsvoller sein als dieses? Und was kann für einen englischen Soziologen praktischer sein als die Lösung dieses Problems durch die Entdeckung ‚eines bisher noch nicht formulierten Naturgesetzes für die menschliche Entwicklung', das bis zum Pünktchen über dem I mit der eigenen, seit Jahrhunderten so höchst erfolgreichen Politik der Engländer übereinstimmt? Das neue ‚Naturgesetz' verkündet, daß jeder Fortschritt ohne Kampf ums Dasein unmöglich, und daß es die Aufgabe der Religion sei, den für jeden Fortschritt unumgänglichen Kampf ums Dasein zu sanktionieren."

Das heißt mit dürren Worten: Führe den Kampf ums Dasein so rücksichtslos, so brutal, wie du willst. Hast du Glück und Erfolg, nun, dann ist dafür gesorgt, daß die Religion deine Handlungsweise sanktioniert. Wer will leugnen, daß das erfolgreiche, das fromme England in dieser Beziehung stets vorgesorgt hat? So können wir begreifen, daß, als Lloyd George die Mitteilung, Deutschland habe den Versailler Frieden unterzeichnet, mit der Aufforderung schloß: „Laßt uns in die Kapelle gehen und Gott für den Sieg danken", niemand unter den Abgeordneten sich ausschloß. Gott hatte seine Pflicht gegen England getan; er hatte den Dank verdient.

Einen weit ernsthafteren Versuch, die Ergebnisse der Naturwissenschaften in Einklang mit den religiösen Ueberzeugungen zu bringen, machten Anfang der siebziger Jahre zwei namhafte englische Gelehrte. Professor Tait von der Universität Edinburg und Professor Balfour Stewart von der Universität Manchester, beide Physiker, gaben vereint das Buch heraus: „The Unseen Universe, or, Physical Speculations on a Future State." Unter der Voraussetzung, daß es niemals in der Absicht des Weltbaumeisters gelegen haben kann, uns in einen Zustand „dauernder geistiger Verwirrung" (permanent intellectual confusion) zu versetzen, versuchen die beiden Verfasser, die Harmonie zwischen den religiösen und den wissenschaftlichen Ansichten über das Endgeschick der menschlichen Seele herzustellen. Sie stehen vollkommen auf dem Boden der Kant-Laplaceschen Theorie, ziehen die zeitliche Begrenztheit des organischen wie des anorganischen Lebens auf der Erde, im Sonnensystem und weiter keineswegs in Frage, aber sie holen sich aus dem Axiom von der Erhaltung der Energie und der Beschaffenheit des alldurchdringenden, allumschließenden Aethers die Beweisstücke für ihre Theorie von der Unsterblichkeit der Seele. Der Aether ist nach Helmholtz und Thomson unzerstörbar, ist also ewig. Dieser unsichtbare Körper ist, wie die Wissenschaft behauptet, der Grundstoff, aus dem alles geworden ist, in den alles zurückkehrt. Die Materie ist also ewig. Dasselbe gilt von der Kraft, der Energie.

Es geht nichts verloren. Jede Bewegung der Körper, jedes Zucken der Muskeln, jeder Vorgang im Gehirn, jede Regung der Seele setzt Aetherwellen in Bewegung. Und diese Aetherwellen werden an den Grenzen des Aethermeeres — denn der Aether ist begrenzt —, über das sie nicht hinauskönnen, aufgefangen wie von einer photographischen Platte. Es entsteht ein Negativum, das in jedem Zug mit dieser Welt korrespondiert. „Was hier Kraftausgabe ist, ist dort Einnahme. Schwinden des Bewußtseins hier, ist Aufdämmern eines Bewußtseins dort. Das gänzliche Erlöschen der Energie, der Tod, hat dort sein Korrelat im höchstgesteigerten Leben."

Ich will auf die Unhaltbarkeit dieser Theorie nicht eingehen, sondern nur betonen, daß sie das intensive Bestreben dokumentiert, Wissen und Glauben mit einander zu versöhnen, die von den Trompetenstößen der sich mit dem Mantel der Unfehlbarkeit umhüllenden Naturwissenschaften aufgeschreckten, teils verängstigten, zum größeren Teil empörten Gemüter in England zu beschwichtigen, wieder einzulullen.

Dabei kommt dem Engländer seine Kompromißnatur, seine Abneigung — ungleich dem Franzosen —, bis zu den äußersten Konsequenzen einer Theorie zu gehen, aufs glücklichste zur Hilfe. Ablehnen kann er den Evolutionsgedanken nicht; dafür ist dieser zu mächtig. Er will ihn aber auch gar nicht ablehnen, denn dieser Gedanke kongruiert wundervoll mit seiner Lieblingsüberzeugung, der Zuversicht, daß die Menschheit im beständigen Fortschreiten begriffen sei. In seinem Buche Social Statics: or, The Conditions essential to Human Happiness widmet Herbert Spencer dieser Frage einige außerordentlich interessante Kapitel. Die Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen steht für ihn fest. Das Endziel — mag es auch noch so fern sein, es bleibt doch das Endziel —ist also der vollkommene Mensch. Die teleologische Weltanschauung ist gerettet. Die trostlose Frage der Materialisten: wozu die Entwicklung so reichen Lebens, wenn das Ende das Nichts ist? versinkt vom Horizont des Denkens. Dafür stellt sich die feste Ueberzeugung ein, daß der vollkommene Mensch von jeher der Endzweck der schaffenden Gottheit gewesen ist. (John Fiske, The Destiny of Man.) Der Energismus, der im Wesen der Engländer, der angelsächsischen Rasse überhaupt, steckt, vermählt sich mit dem starken religiösen Bedürfnis des Puritaners, um eine Weltanschauung von selten starker Spann- und Schwungkraft zu bilden. Ein jeder ist berufen, das Seinige zu der Vervollkommnung des Menschen beizutragen. Auf denn, Ihr Angelsachsen, die Ihr die Tat über alles setzt, geht den anderen Völkern voran! Zeigt ihnen den Weg! (Fiske, ebenda.)

So bekräftigt der Evolutionismus die Ueberzeugung, daß die Angelsachsen das auserwählte Volk Gottes seien, bestimmt, Frieden, Glück, Wohlfahrt auf Erden herbeizuführen. Die

hohe Entwicklung der persönlichen Freiheit, die Bildung wahrhaft demokratischen Staatswesens, die entschiedene Hinneigung zum Pazifismus, die Vorliebe für Völkerbünde, alles das ist in den angelsächsischen Demokratien anzutreffen, alles das sind Etappen auf dem Wege zum Endziel.

Es ist durchaus beachtenswert, daß wir die hier kurz skizzierten Auffassungen lange vor dem Weltkriege in der englisch-amerikanischen Literatur scharf formulierte Gestalt annehmen sehen. Wer Augen hatte, zu sehen, konnte sie dort lesen, lange bevor Präsident Wilson sie zum Inhalt seiner Botschaften und Reden machte. Er war das Sprachrohr der öffentlichen Meinung; daher die ungeheuere Wirkung seiner Worte.

Der Utilitarismus ist die Seele der angelsächsischen praktischen Lebensauffassung geblieben und wird es bleiben; denn er ist der Wesensart der Rasse entsprossen. Und die ist nüchtern-praktisch. An Männern und Frauen von hohem idealen Schwung fehlt es dort ebensowenig wie bei uns; aber sie sind unvermögend, ihren Idealismus der breiten Masse einzuimpfen. Was sie allenfalls vermögen, wenn sie nicht, was meist der Fall ist, wie Fremdlinge im eigenen Volk still und unerkannt, unbeachtet und einflußlos dahinleben, ist, daß sie die allzugroßen Härten, die die Ausübung des Nützlichkeitsprinzips im Gefolge hat, durch Appelle an das soziale und wirksamer noch an das religiöse Gewissen der Reichen abzuschwächen suchen.

Die uns Kontinentalen immer so unbegreiflich große Gleichgiltigkeit, um nicht zu sagen Geringschätzigkeit, die die Angelsachsen, die Engländer zumal, gegenüber der Bildung und der Kunst haben, eine Tatsache, die sich bis in die höchsten Kreise verfolgen läßt, bewahrt die Rasse aber auf der anderen Seite wieder vor den Gefahren, die der ins Extrem gehende Intellektualismus mit sich bringt. An Stelle des Strebens nach Bildung, das uns Kontinentale auszeichnet, und das bei uns Deutschen geradezu zu Bildungshunger, zu Bildungsphilisterei ausarten kann, tritt uns dort der Trieb entgegen, in der öffentlichen Meinung als achtbarer Mensch dazustehen. Der gentleman ist der Typus des vollkommenen Menschen. Ihm sich anzunähern, bedarf es nicht der intellektuellen oder ästhetischen Bildung, sondern der in der Selbstbeherrschung sich beweisenden Willenskraft. Zivilisation, Höchstentwicklung der geselligen Eigenschaften des Menschen, ist das Ziel; nicht die Bildung des Geschmacks und des Geistes, nicht das, was wir Kultur nennen. So faßt der Angelsachse den Begriff Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen auf und ist sich bewußt, daß jeder, wer es auch sei, aus eigenem Vermögen dem Ziele zustreben kann. Für den Nicht-Engländer nimmt das rastlose Streben, das wir drüben sehen, leicht den Anstrich des Snobbismus, des leicht-lächerlichen Strebertums, an. Es

möchte einem scheinen, als stünden die Engländer auf unzähligen aufgerichteten Leitern, alle den Blick nach oben gewendet, alle bemüht, die nächste Sprosse zu erklimmen. Es hat aber dieser Trieb, sich über seinen Stand zu erheben, und wenn es auch nur scheinbar sei, dem Volk eine Einheit und Einigkeit in der Zielstrebigkeit gegeben, die bei anderen Völkern in dem Grade nicht anzutreffen ist.

So arbeitet dieser Trieb jener typischen Abneigung des Engländers, am Bestehenden zu ändern, kräftig entgegen, und hilft die vielfach an die mittelalterlichen starren Formen erinnernde Struktur der Gesellschaftsschichten durchbrechen.

Weiter versetzt diese vertikale Gliederung des Volkes die führende Oberschicht in die unvergleichlich günstige Lage, die Vorliebe für das Konventionelle in ihrem Sinne auszunützen, die öffentliche Meinung zu beeinflussen.

Für die englische Auffassung vom Leben hat der erbarmungslose Kampf ums Dasein nicht den für die ungeheuere Mehrheit der Lebenden entmutigenden Charakter. Da die Bahn dem Tüchtigen freisteht — und diese individuelle Freiheit sich zu erhalten und auszubauen, ist wohl der markanteste Zug an der angelsächsischen Rasse — hat niemand Grund zur Beschwerde. Die Leiter steht da, er mag nur hinaufsteigen. Und aufsteigen ist ja gleichbedeutend mit sich veredeln, sich vervollkommnen. Und da ihm als Angelsachsen die Fähigkeit, das ihm Nützende zu erkennen, angeboren ist, da ihm der kräftige Wille, es zu erlangen, von der gütigen Vorsehung mit auf den Lebensweg gegeben worden ist, so ist ihm der Fortschritt in dem gewünschten Sinne sicher.

Mit philosophischem Maßstab gemessen, steht die englische Welt- und Lebensanschauung als ein höchst uneinheitliches System vor uns. Sie ist, ganz der Natur des Engländers entsprechend, ein Kompromiß. Von dem Materialismus, dem sie ihrer utilitaristischen Grundlage nach angehören sollte, hält sie die starke Bewertung des Individualismus und vor allem der religiöse Einschlag fern, der in der Praxis sich oft so stark geltend macht, daß der Nicht-Engländer geneigt ist, von cant und Doppelmoral zu reden. Von dem Idealismus ist diese Weltanschauung durch die empiristische Naturanlage der Angelsachsen zurückgehalten. Und dabei drängt der der angelsächsischen Rasse innewohnende Optimismus und Energismus doch über die Welt des Realen hinaus. Aber die Abneigung gegen den Intellektualismus einerseits, die Unfähigkeit, sich in das Reich der Kunst einzufühlen andererseits, läßt eine klare Stellung zu den metaphysischen Fragen nicht zu; man begnügt sich mit einem schwärmerischen, verschwommenen Mystizismus. Der Energismus wiederum hält in der Religiosität jene Schwungkraft wach, die einer der markantesten Züge des Puritanismus war und ist. Die Ueberzeugung, Gegenstand der

besonderen Fürsorge Gottes zu sein, das Bewußtsein, Gottes Absichten mit der Menschheit mit verwirklichen zu dürfen, ja, geradezu von der Vorsehung dazu berufen zu sein, durchdringt alle Schichten, von oben bis unten, und macht sich in Zeiten nationaler Erregung, von den leitenden Kreisen geschürt und klug benutzt, in Aeußerungen kund, die lebhaft an das „Gott will es!" der Kreuzfahrer erinnern. Dann verirrt sich diese Anschauung bis zu der ungeheuerlichen Behauptung, in dem Feinde nicht den politischen Gegner, sondern den Feind Gottes zu sehen, der wie ein Verbrecher bestraft werden müsse.

Für den Nicht-Engländer, insonderheit für den Deutschen, gleichviel welcher Anschauung er angehört, hat die englische Auffassung viel Befremdliches, um nicht zu sagen, Abstoßendes. Aber sie ist der Rasse auf den Leib zugeschnitten. Sie ist nicht erfunden, nicht ausgedacht, nicht ausgeklügelt; sie ist gewachsen. Sie ist der Ausdruck des innersten Empfindens und Wollens des Volkes. Sie liegt ihm an wie eine Haut, dehnbar und unzerstörbar. Daher sind an ihr, so alt sie ist, keine greisenhaften Züge zu entdecken. Wenn es möglich ist, aus der Entwicklung, die sie in den letzten Jahrhunderten genommen hat, einen Schluß auf ihre Zukunft zu ziehen, so kann er nur dahin lauten, daß diese Auffassung aller Wahrscheinlichkeit nach die Weltanschauung der Angelsachsen bleiben und schwerlich in ihren wesentlichen Zügen eine Veränderung erfahren wird.

***

„Wir sind dem Aufwachen nahe,
wenn wir träumen, daß wir träumen."
Novalis.

Anläßlich des 60. Geburtstags des Dichters (11. Mai 1918) und dann vor noch nicht allzu langer Zeit infolge der schweren Erkrankung, die Carl Hauptmann aber merkwürdig rasch überwunden zu haben schien, hörte man in der Oeffentlichkeit ein wenig mehr von diesem herben, schlesischen Waldgebirgler, der zeit seines Lebens im Schatten seines um vier Jahre jüngeren Bruders Gerhart stand. Aber wer um die glühende Menschenliebe wußte, die dieser stille Dichter in seinem Herzen inbrünstig nährte; wer ferner wußte, was seiner ganzen Lebenslinie heiligste Aufgabe war: aus der dinggegebenen Erdgebundenheit des Naturalismus hinaus einen Vers zu finden in eine tendenzlose, transzendentale Welt, in eine Welt unirdischer Traumseligkeit, — der verstand die junge Dichtergeneration, die ihn, der nach Jahren gemessen zur vergangenen Generation gehörte, für sich in Anspruch nahm, ihm sich menschlich und künstlerisch enger und herzlicher verbunden fühlte als eben seinem Bruder, für den man zwar Ehrfurcht, aber gleichsam nur aus der Ferne hegte.

Aber es ist durchaus falsch, Carl Hauptmann zum Vertreter einer bestimmten Dichtgattung, etwa, wie man es seitens der Anhängerschaft eines Hasenclever, Sebrecht oder Kaiser versucht, zum Vertreter des transzendenten Expressionismus schlechthin stempeln zu wollen. Er ging stets seine eigenen Wege, seiner innersten Entwicklung folgend, die ihn vom physiologischen Naturalismus und psychologischen Impressionismus schließlich zu einer Dichtform führte, die ihn schon ganz über das, was sich heute noch Expressionismus nennt, hinausgewachsen erscheinen läßt in das „grenzenlose Reich seelenhafter Möglichkeiten", das der deutschen Sprache nach Oswald Spengler noch vorbehalten geblieben ist.

Als Dreißiger fand Carl Hauptmann vom trockenen Wissenschaftler — er hat eine Reihe psychologischer und physiologischer Arbeiten veröffentlicht — den Weg zum Dichter. Wie Gerhart von der Naturalisten-Welle erfaßt, sehen wir ihn zunächst in seinen Dramen*) (1894) „Marianne" und „Waldleute" (1896) im tiefsten schöpferischen Mitleiden mit den geistigen und leiblichen Nöten schlichter Volksgestalten Seelen ergründen. 1899 folgte das bühnenwirksame schlesische Bauernstück „Ephraims Breite" (=Brigitte), unter der sichtlichen Einwirkung Anzengrubers auch hier der Konflikt zwischen fester ansässiger Bauernart und Landstreicherblut dramatisch gestaltet. Daß dieses ganze naturalistische Gebaren fast mehr nur ein äußerliches war, mußte eigentlich schon sein 1900 erschienenes „Tagebuch" offenbaren, das neben Perlen seiner lyrischen Begabung, die an

*) Carl Hauptmanns Dramen sind zunächst bei G. Fischer, Berlin, seit „Einhart dem Lächler" dann sämtlich bei Kurt Wolff, München, verlegt.

Mörike gemahnt, tiefen Eindruck in sein Seelen- und Gedankenleben gab, das sich, man möchte fast sagen (aus der Kenntnis seiner dies Gepräge tragenden Bibliothek wie aus gelegentlichen Aeußerungen) bewußt ein halb mystisches, halb romantisches Philosophiesystem zurechtgebaut hatte, dessen Grenzen zwischen Joh. Tauler, Jacob Böhme und Novalis liegen. Aber noch immer steht er 1902 in den „Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau", wie er seinen das Problem der Landflucht in die Industrie behandelnden Roman „Mathilde" nennt, auf dem Boden des sozialen Realismus voll peinlich getreuer Armeleutepsychologie, wie auch in den im gleichen Jahre erschienen Erzählungen „Aus Hütten am Hange", scharf geschauten Augenblicksbildern aus den Kreisen des Elends, mitleidensvoll im Sinne Wagners, durchzogen von Erdgeruch und Waldnähe. In seinem tiefsinnigen Versspiel „Die Bergschmiede" (1902), das deutliche Anklänge an seines Bruders „Versunkene Glocke" zeigt, im übrigen aber kaum dramatische Kraft spüren läßt (seine leuchtende Märchenschönheit würdigte Gertrud Prellwitz in diesen Heften seinerzeit ausführlich) sowie in seinen 1906 und 1910 erschienenen symbolistisch-naturalistischen Dramen „Moses" und „Napoleon" (dieses ein Doppeldrama) wird man einen Stillstand in seiner Entwicklung oder auch eine Uebergangskrise zu erkennen haben. „Moses" ist ein hohes Lied der Sehnsucht nach Erfüllung; noch zeigt sich das Land der Verheißung nur in schier unerreichbarer Ferne. In der Figur des „Josua" in seinem Spiel „Musik" hat der Dichter dann das Thema von neuem aufgenommen im Sinn der Erlösung. 1905 aber sehen wir in seinem Drama „Austreibung" ein neues Moment seiner Entwicklung, schon hindeutend auf eine allmähliche Abwendung vom Naturalismus, den Versuch (wie er in dem Vorwort zu diesem Drama sagt) „die Gestalten der Charakteristik der rein äußerlichen Wirklichkeit leicht zu entheben, ohne doch das Unmittelbare und Zufällige der natürlichen Rede preiszugeben." Es ist das Bildhafte anzustreben Carl Hauptmann eigentümlich, das, wie der Vergleich der „Austreibung" mit dem stofflich nahe verwandten „Fuhrmann Henschel" zeigt, immer ein Ueberwuchern der Phantasie und ein Lockern des straffen (technischen) Rahmens zur Folge hat und darum erst in der jüngsten Literaturrichtung Anerkennung fand. Was Gerharts Dramen den Erfolg brachte, war letzten Endes die sichere Bühnentechnik, die Carl gar nicht erst erstrebt, da er barocke Kunst geben will, und bewußt seiner Phantasie freiesten Spielraum läßt. Sein größtes und bestes Epos „Einhart der Lächler" (1907), diese Seelenbiographie, ist ein Inbegriff schwelgerischer Feinheit der Beobachtung und phantastischen Erlebens, über der unsichtbar jene Worte aus dem „Tagebuch" stehen: „Ich fahnde allenthalben nach Seele. Seele ist immer gut, wie Licht immer leuchtend." Und als wollte der Dichter nun seine Abkehr vom nur naturalistischen Schauen und Erleben der Welt manifestieren, heißt es im „Einhart": Wir sind zu indisch, zu duldsam, zu versöhnlich. Es gibt für uns nur noch leidende, nicht mehr verschuldete Menschenkinder, womöglich nur noch von der Not um den Pfennig geplagte. Die sozialen Leiden haben es uns angetan. Das gibt keine ehernen Schicksale. Das gibt keine wahre Tragödie." Wir sehen im „Einhart" dieses Sichlosringen-Wollen von der Last des Erdenkörpers, das dem Dichter mit der Menschenliebe im Herzen nie restlos gelingen wollte und

konnte und das die Tragik seines inneren Lebens war. Alle seine späteren Erzählungen „Ismael Friedmann“, das Problem des Halbjuden aufrollend, „Schicksale“ und die Novellensammlung „Nächte“ (sämtlich 1913) entstanden aus dieser Seelenveranlagung und zeigen natürlich dieselbe Neigung, alles zergliedern, lockern zu wollen wie „Einhart“. Am typischsten vielleicht fühlt man an sich selbst dieses stete zarte Schweben zwischen Wirklichkeit und Wunder, das einen so oft Carl Hauptmann gegenüber überkommt, in seinem meisterlichen Märchendrama „Die armseligen Besenbinder“ (1913), das leider wenig Sonne und desto mehr Totentanzmelodien in sich birgt. — Unwesentlich für die dichterische Entwicklung ist ganz gewiß solch eine literarische Harmlosigkeit, ganz aus der realen Gegenwart gegriffen, wie die „Rebhühner“ (1916) und die aus dem Kriegsgeschehen heraus entstandenen „Kriegserzählungen“, die, zwar reich an dichterischen Feinheiten, die elementare Kraft des schon 1913 entstandenen visionären „Tedeums“ vermissen lassen. Das Politische rührte eben doch nur bis an die Außenhaut der Dichterseele. — In denselben Kriegsjahren rang vielmehr der Dichter um die Ueberwindung dieser inneren Tragik seiner Seele in der in dieser Zeit entstandenen Dramenreihe „Die goldenen Straßen“ („Tobias Buntschuh“ (1916), „Gaukler, Tod und Juwelier“ (1917) und „Musik“). Jetzt erst, da das Werk vollendet vor uns liegt, wird deutlich, daß man sich bei Erscheinen des „Buntschuh“ voreilig von dem Einzeleindruck dieser Tragödie als der eines kalt lassenden Gehirnmenschen leiten ließ. Buntschuh in den Zusammenhang der einzelnen Teile gestellt, bleibt zwar an sich, als Persönlichkeit derselbe, der er von Anfang war; aber er wird zum Symbol, wird typisiert und damit ist auch sofort die ganze Einstellung zu ihm eine andere, um nicht zu sagen: unpersönlichere geworden. Offenbar ist dies der der Trilogie zugrundeliegende Gedanke: die drei Möglichkeiten männlichen Seins zu gestalten. Im „Buntschuh“ die Geschichte vom armen Reichen im Geiste, einem genialen, aber mißgestalteten Erfinder; im „Gaukler, Tod und Juwelier“ (Uraufführung Düsseldorf 30. März 1920) ein Schwätzer, Poseur und Aesthetensnob als das Aggregat einer in ein halb Dutzend Funktionen zerfällten Unwahrhaftigkeit, eine nicht minder zerrissene Seele im Grunde wie Buntschuh, der Typus des sensitiven Gegenwartsmenschen, den ein feines, immer wieder überfeinertes Tastgefühl in das Wesen der Dinge hineintreibt, dessen Rastlosigkeit und Nichtentsagenkönnen ihn jedoch nie zur tiefen Seelenruhe vordringen läßt — eine in die Moderne gewendete, ins Oberflächliche pervertierte Faustnatur. Beide Teile „Buntschuh“ wie „Gaukler“ stehen in ihrer kühnen Mischung von Tragik und Groteske, in ihrer (wie Oskar Walzel treffend sagt) „klirrenden, sinnenberückenden Bewegtheit und tiefaufwühlenden Erschütterung“ zweifellos im engsten Zusammenhang mit den Dichtungen eines Reinh. Joh. Sorge, eines Friedr. Wolf. Im „Gaukler“ noch scheitert der „Held“ Mander an seiner eigenen triebhaften Unrast; seines Wesens geheime Inschrift umgreift und entziffert Kopriva, sein letztes „dauerndes, weibliches Idol“ mit den Worten: „Vielleicht haben Sie zuviel Fühlfäden gehabt —, haben alles gleich zu dreist oder auch zu fein betastet —, und haben auch wer weiß was hinter den Dingen gesucht — und haben vielleicht auch nicht genug Ausdauer gehabt, dahinter zu kommen“. Im letzten Teil „Musik“ jedoch darf sein Held

„Josua“ — schon der Name deutet darauf hin — das Land der Erlösung betreten; erschütternd ist dieser Erdenweg eines Domorganisten; dessen Musik ihn fort von der Erde und jeder Irdischkeit zur letzten himmlischen Gewißheit führt, zu letzter „Beglänzung“, wie der Dichter sagt. Die ganze Trilogie ist, wollen wir ihren Sinngehalt auf eine kurze Formel bringen, ein dreistöckig getürmter Bau, der sich mit zunehmender Höhe allmählich entstofflicht. Es ist unmöglich, in diesem Rahmen mehr als Schlaglichter dieser einzigartigen Dichtung zu zeichnen. Sie zeigt stärker noch als die früheren Werke das Elementare in Carl Hauptmanns Kunst; Visionen, tropisches Worterblühen, nicht Worte mehr sondern symphonische Wortschöpfung, eben Musik und dennoch dramatische Wucht. Was Spengler im Hinblick auf Droems Lyrik als „unerschöpfte Gotik“ bezeichnet, ist bei Hauptmann unerschöpftes Barock. Hier offenbart sich einmal der überraschend enge Zusammenhang von Expressionismus und Barock, eine Tatsache, die wenig beachtet, für die Entwicklung der jüngsten Kunst (Musik, Drama und Lyrik) richtunggebend werden dürfte, eine Entwicklung, an deren Ausgangspunkt wir uns den Namen Carl Hauptmann einprägen müssen. Hauptmann setzt die Linie Baudelaire, Verlaine, George, die sich sprachlich in absteigender, sprachabbauender Richtung bewegt, in aufsteigender Kurve fort, anknüpfend an das Barock. Barock ist seine Weltfreude, aber auch sein Weltschmerz; barock seine religiöse Ekstase, barock die Maßlosigkeit seiner sich nicht apollinisch, sondern dionysisch erlösenden Leidenschaft. „Das gerade läßt ja doch erst die typische volle Spannung des Barock entstehen, daß es“ — um einen Gedanken Hermann Bahrs aufzunehmen — „immer noch seinen Gegenpol mit in sich hineinzunehmen die verwegene Kraft und Sicherheit hat.“ Es ist bezeichnend, daß der Dichter, als er sein neues Spiel „Musik“ zum ersten Mal einem kleinen Kreis vorlas, meinte, wenn je Musik dazu ertönte, müßten es Regersche Klänge sein. Hauptmann hätte statt Reger auch Bruckner oder vielleicht sogar Mahler nennen können.

Dieses Ringen des Dichters gegen den Zwang der Erscheinungsformen der Sprache, in den „goldenen Straßen“ zum ersten Mal bis zur Evidenz ausgeprägt, ist der Ausdruck einer ganz neuen ethischen Bewußtseinslage, einer neuen Menschlichkeit, deren Schrei geht nach dem Geist an sich, nach dem Leben als Quelle, nach dem, wie es Fr. Sieburg in einer Untersuchung über das Wesen der jüngsten Lyrik einmal formulierte, „noch nicht Ding gewordenen Göttlichen jenseits von Seele, Raum und Zeit“. Und da die Welt nun wieder Problem, das Chaos Objekt geworden, dem Dichter unmittelbar gegenüber stehen, ringt sich aus seiner Seele, die Symbole verschmäht, dies neue Weltgefühl als Schrei, als Ekstase heraus. Sprache und Ekstatik sind zutiefst konträr. Wie konträr zeigt wohl noch offensichtlicher als das Spiel „Musik“ sein letztes Drama „Der abtrünnige Zar“ (bei E. P. Tal & Co, Wien/Leipzig 1919, in beschränkter Auflage erschienen) dessen Handlung einem zwischen den Fingern zerfließen würde, stände da nicht in einem Vorwort (!) des Dichters, der sonst symbolische Deutungsversuche seiner Dichtungen mit Bestimmtheit ablehnte, daß dies Werk „im freien Spiel der Einbildungskraft die Rätselfrage des sieghaften Kriegsführerschicksals zu einem menschlichen Ende träume“. Träume, das ist es. Unwirklich, schemenhaft sehen wir alles wie durch ein Transparent, wie durch Glasmalereien eines Doms (und wir erinnern uns an dieses: „Gedichte sind gemalte

Fensterscheiben" ...); denn alles Rohe und Grausige des Geschehens wird darin gebrochen, gemildert und zarter in den Farben. — Im Juli 1914 geschrieben, nach Hauptmanns eigenen Worten, ist dies Werk wohl sein größtes Gesicht, geboren aus der schwebenden Gedankenlosigkeit seines nun für immer geschlossenen Auges. —

Dies in knappstem Umriß das Lebenswerk eines der wenigen Dichter, die wie Hebbel den Sinn des Lebens sehen in diesem: „tief einsam sein", oder wie es einmal Eberhard König wunderschön sagt: „Verkannt sein, glaub mir, hat was eigen Süßes, was einsam Stolzes, was den Nacken steift, mehr denn die Ehre dieser Lumpenwelt". Und vor mir steht das Bild der stillen Künstlerklause in Schreiberhau, die alle diese Werke aufblühen sah, unter der Hand dieses Künstlers, die uns Menschen so viel Schönes geschenkt hat, daß wir sein Andenken in uns lebendig erhalten wollen, die wir ihm nahe standen.

Breslau. Wilhelm Meridies.

Stefan Georges „Der Krieg".

Unser Anteil an den Werken der alttestamentlichen Propheten gilt heute mehr ihrer Poesie als ihrem zeitlichen oder ewigen Wahrheitsgehalt. Sie selbst hätten gewiß den Preis, Dichter zu sein, von sich gewiesen, und wir werden ihnen zugestehen, daß die größten von ihnen mehr als nur Dichter waren, die geringeren wohl nur Dichter, die geringsten freilich weniger — Schriftsteller höchstens, Nachäffer der großen Formen, die jene geschaffen. Kein wahrer Prophet ist zu denken, der nicht auch Dichter ist. Dichter sein, heißt Gesichte haben, die außerhalb des Kreises der schon geschauten und ausgeformten Gedichte liegen, und heißt das Bedürfnis und die Fähigkeit haben, diese neuen Gesichte in Worte zu prägen und so mitzuteilen. Soviel gilt auch von dem Propheten. In der Form der Mitteilung ist zwischen ihnen kein wesentlicher Unterschied. Als Sprechender ist jeder Prophet Dichter. Aber was er verkündet, ist nur ein kleiner Ausschnitt möglicher Gesichte, ist das Gesicht der Menschheit allein nach den Wesenszügen, in denen ihr sichtliches Wollen sich darstellt, und ist das Gesicht der Zukunft, wie es sich ihm ergibt aus dieser Einsicht in die Triebrichtung der Gegenwart. So ist der Prophet weniger als der Dichter, insofern der Kreis seiner Einsicht, der Kreis seiner Gesichte schmaler ist, und er ist mehr als der Dichter, insofern seine Bildkraft in dieser Beschränkung größer sein muß, da er einem gänzlich Unsinnlichen Ausdruck zu leihen hat. Man könnte vom Dichter sagen, daß ihm jede Vergangenheit zur Gegenwart wird, insofern seine Einbildungskraft alles Gedachte, in Worten Ueberlieferte, mit sinnlicher Fülle zu umkleiden vermag, und Gegenwart nichts anderes ist als sinnlich angeschaute Gedanken; man könnte von ihm umgekehrt sagen, daß ihm jede Gegenwart zur Vergangenheit wird, insofern seine Denkkraft jedes sinnlich Gefühlte als ein Bedingtes aufzufassen, das heißt jedes Gefühl zu denken — jedes Leben in ein Erleben zu wandeln vermag, und Vergangenheit nichts anderes ist als diese Ueberweisung eines sinnlich Empfundenen in das Gedächtnis. Ewige Gegenwart könnten wir das Reich des Dichters nennen. Die Zukunft dagegen kümmert ihn nicht, sie ist das Reich des Propheten. Er kennt die Gegenwart nur als Stufe der Zukunft, sieht in ihr

nur die Kräfte, die die Zukunft bereiten, nicht die Ruhe, in der diese Kräfte sich in der Gegenwart entfalten. Er durchschaut das Seiende und sieht dahinter das Kommende. Die bunte Fülle des Lebens sieht er so gut wie der Dichter, doch ist sie ihm nicht Abbild des Göttlichen, sondern Gegenbild. Wo der Dichter das Leben bejaht, weil er in allem Sinnlichen stets Symbole des Geistigen erblickt, verneint der Prophet, weil ihm die sinnliche Gegenwart der Gegensatz des Ewig-Geistigen zu sein scheint. Die sinnliche Gegenwart, die der Prophet schmäht, ist auch ihm Abbild oder Auswirkung eines Geistigen. Er kennt jedoch ein zwiefach gerichtetes Geistiges und demgemäß ein zwiefaches Abbild im Sinnlichen, für das er die Namen gut und böse hat. Diesen Gegensatz kennt der Dichter nicht. In seiner Welt gibt es keine unbedingten Werte, ja es ist seine große Aufgabe, diese unbedingten Wertungen aufzuheben, indem er aufweist, daß das Böse auch gut, das Gute auch böse ist. Darum teilt er auch den Glauben des Propheten an das kommende Gute nicht. Für ihn, der das Vergangene gegenwärtig sieht, das Gegenwärtige gleich wie Vergangenes überblickt, hat der Gedanke einer vollen Wandlung aus dem Guten zum Bösen oder dem Bösen zum Guten keinen Sinn. Ihm ist jedes Tun wie jedes Leiden Ausfluß des Menschenwesens, das in seiner inneren und äußeren Bedingtheit stets bleiben wird, was und wie es war, was und wie es ist. Der Heiland ist keine Gestalt, die einem Dichterhirn entsprang. Dem Propheten dagegen erwächst aus seiner Wertung der Zeit als schlechthin böse und seinem Glauben an die vollkommene Wendung zum Guten der Glaube an den unbedingt guten Menschen, der die neue Zeit beginnen wird. Wie der böse Geist sich in den Menschen verkörpert, muß auch der gute sich im Menschen verkörpern, um unter den Menschen wirken zu können. Plötzlich wird er da sein. Zwischen böse und gut gibt es keinen allmählichen Uebergang. Das Böse hat die Neigung, nur immer böser zu werden. Das Gute erwächst geheimnisvoll seinem strengsten Gegensatz. Und um diesen Gegensatz zu vertiefen, sieht der Prophet die Welt immer weiter ihrem Verderben zutreiben, bis dann, wenn sie zum Aeußersten kam, aus der letzten, niedersten Stufe dieser Welt, dem Volk der Elenden und Verworfenen der Heiland kommen wird, der die Umkehr schafft.

Wir haben unter uns einen Dichter, den man so wenig nur als Dichter verstehen kann wie jene alttestamentlichen Gestalten. Jedes neue Werk macht es deutlicher, daß wir in ihm mehr besitzen, daß er zu gleicher Zeit weniger ist — ein Prophet. Stefan Georges letztes Werk „Der Krieg“ erschien 1917. Es ist eine Prophezeiung der Dinge, die, wie er sah, kommen mußten, weil die verdorbenen Triebe der Gegenwart dahin drängten. Er verkündet den Untergang und zeigt jenseits das Land der Verheißung, zeigt den Heiland, der kommen wird — wiederum als „der Haß und der Abscheu der Erde“. Die wesentlichen Züge des prophetischen Geistes sind in diesen wenigen Strophen.

Einsam wohnt er auf der Höhe. Zu ihm kommen die Ratlosen. Er wehrt sie von sich. Er hatte verkündet, daß es so kommen würde, doch niemand hörte.

Das meiste war geschehn und keiner sah,
Das Trübste wird erst sein und keiner sieht.

Das Unglück der Andern ist nicht, was er Unglück nennt; was sie leben in Liebe und Haß, nicht die Liebe und der Haß, den er fühlt. Nicht das große Sterben ist das Furchtbare, sondern das verdorbene Leben, das jenes notwendig macht. Er liebt, die mit ihm leben, nicht um ihrer selbst willen, sondern um des Teiles willen, den sie am Geiste haben, des Teiles willen, in dem sie unsterblich sind. Er kann darum nicht beten, daß die Hunderttausende wiederkehren, die reines Herzens ausziehen, sondern nur die Gewalten bitten, uns zu bewahren vor zu leichtem Siege und vor der Blutschmach. Auch dies ist ein Gedanke, den wir bei den Propheten wiederfinden, die Warnung, sich rein zu bewahren vor der Vermischung mit fremden Völkern. Ein Gedanke, den George schon im Siebenten Ring entschieden ausgesprochen hatte. Er geht zusammen mit der Idee der Nation, wie sie den alten Propheten in der Gefangenschaft zum erstenmal deutlich geworden war, als Glaube an den Geist oder den Gott, der sich in solchem Volke verkörpern will. Auch der verkehrte Geist muß, solange er nur seinen eigenen Weg bis zu Ende geht, schließlich hinführen zum Guten, die Sünde hinführen zu Gott. Diesen eigenen Weg jedoch, den Gott sein Volk führt, verliert es, wenn fremdes Blut fremde Triebe in es pflanzen. Solange ein Gesetz da ist, ist Rettung, auch wenn es übertreten wird. Erst das Chaos zerstört jede Hoffnung. Dies Chaos im geistig sinnlichen Bereich, den der Mensch und das Volk darstellt, ist die Blutmischung. Ein Volk, das so abweicht von seinem Wege, ist, wie George sagt, wahllos auszurotten, wenn nicht größte Opfer es wieder zurückführen zu sich selbst.

Nachdem George so klargestellt hat, was ihn von denen scheidet die zu ihm um zeitlichen Rat und Hilfe kommen, entwirft er in gewaltigen Zügen noch einmal das Bild der verdorbenen Zeit. Ein Hohn sei es, zu sprechen von kommendem Triumph. Erkrankte Welten fiebern sich zu Ende. Der Mensch hat die Macht verloren über die Kräfte der Natur, die er zu meistern meinte. Nun zertrümmern sie die Welt der künstlichen Ordnung, die wir unsern Staat genannt. Dagegen hilft keine Kraft, die eingereiht in diese Ordnung, mit ihren Mitteln wirkend wohl einmal den Untergang hemmen kann, doch aufhalten nie. Gewiß nicht jeder Einzelne ist verdorben, wenn es der Geist der Zeit ist. Wohl nicht einmal die Masse, die in aller Verwirrung sich den Wunsch zum Guten und die Fähigkeit des Opfers bewahrte. Aber was ist die Masse ohne Führer, der Wunsch ohne den Geist, der ihn zum Willen härtet? Sie wird hin und hergetrieben, beherrscht von Gier und beherrscht vom hohlen Wort, ohne die Fähigkeit, Vergangenes zu begreifen und Zukunft zu ahnen. Was sich dagegen als Geist aufspielt, was gespreizt von Umkehr und Bessermachen spricht, was glaubt, von außen her die innere Wandlung erfahren zu können, hat noch nichts begriffen von dem Einen, das nottut und das den Menschen nur werden kann in sich: Schau und innerer Sinn. Die Wandlung kommt erst, nachdem dies Geschlecht seinen Weg zu Ende schritt. Wie unser Schicksal entstand, jenseits des Willens jedes Einzelnen, so wird es sich vollziehen. Dann erst wird ein anderes Geschlecht kommen, das dies Gesetz des Untergangs und des Wandels versteht und zu tragen vermag. Dann vielleicht naht auch der Erlöser.

Schon im Siebenten Ring hatte George es ausgesprochen, daß

Rettung bringen werde, wenn überhaupt jemand, nur „wer in Euern Kerkern saß." „Die Verpönten" nennt er hier die Vollzieher des Gerichtes, und wir werden nicht irren, daß der „Haß und Abscheu des menschlichen Geschlechtes", der die Erlösung bringen soll, auch diesen Verpönten entstammen oder unter ihnen wirken wird.

So verhallt der Fluch, und Verheißung baut in den letzten Strophen ihren Tränenbogen über das geschmähte Land. Deutschland preist er als Heimat der verfallenen weißen Art. Hier, wo sie entstand, wird sie sich noch einmal verjüngen und ihren neuen Lauf beginnen. Dann kehren die Götter wieder, andere und doch die gleichen Ewigen, reifer nur um dieses Welttages Fülle. Christus der Held, Dionysus gleichend in Glut und Rausch, Apollo und Baldur, Schönheit und Güte kehren wieder und künden das dritte Reich, das diesmal jedoch nicht von Osten kommen wird, sondern unter uns seinen Ausgang nimmt. Und wer wird Herr und Bewohner sein in seinen Grenzen: „Wer das Schutzbild barg in seinen Marken" — wer die Fähigkeit schöpferischer Schau und die Kraft zur Umkehr nicht verlor.

Wir werden, nachdem wieder fast zwei Jahre verflossen, dies Bild der Gegenwart nicht zu bezweifeln wagen. Und im Licht dieser Anklage, die sich so furchtbar rechtfertigte, erscheint das, was George im Siebenten Ring vor zehn Jahren über seine Zeit und sein Volk sagte, schärfer und wahrer. Die Leidenschaft, die aus den Porta Nigra-Strophen sprach, hatte seinen Blick geschärft, nicht getrübt. Er durchschaute, wbs unsere stumpferen Augen trog, und sah auf dem Grund der Dinge, die uns Sicherheit, Gedeihen und Zukunft schien trotz vieler Flecken, die Sinnlosigkeit, den Verderb, den unaufhaltsamen Verfall, den wir jetzt erleben. Das Bild der Zukunft jedoch, das er uns zeigt, überzeugt uns weniger. Dahingestellt mag der Glaube an sein Volk bleiben, ein Glaube, über den wir nicht zu urteilen vermögen, weil wir ihn teilen — „Land, dem viel Verheißung noch innewohnt — das drum nicht untergeht". So allgemein ausgesprochen, ist es das Einzige, was uns in der Gegenwart blieb, ein Glaube, der keine Begründung braucht und hat außer seiner eigenen Kraft. Doch das Denkbild, das er dann aufrichtet — die Einung von Christus, Baldur, Apollo, was sagt es uns, wie weit erkennen wir es an als das Bild, das auch uns vorschwebt, wenn wir in der Zukunft nach den Zielen unseres Wollens forschen? George deutet mit den drei Namen eine Verschmelzung des Christlichen mit dem Griechischen und Germanischen an, wie sie auch Hölderlin vorschwebte, der in Christus den Bruder des Herakles, in Dionysos den Gott des Abendmales sah, in seinem Gesang Germanien den Osten und Westen im Geist des Deutschtums verschmolzen darstellen wollte. Diese drei Grundströmungen des natürlichen geistigen Lebens scheinen unvereinbar. Führt eine Brücke hinüber von der Welt des Gekreuzigten zur Welt Apollos, von Olymp hinüber nach Walhalla, vom Reich des germanischen Helden zum Reich des christlichen Märtyrers? Wenn wir die Geschichte der germanischen christlichen Völker betrachten, so ist es wohl stets erstrebt, doch niemals gelang es, diese drei Richtungen des Menschengeistes gleichmäßig in eine Einheit zu fügen. Wir haben vielleicht im Mittelalter eine Aussöhnung des christlichen mit dem germanischen Geist und im 17. und 19. Jahrhundert wieder. Wir haben in der Renaissance und Re-

formation vielleicht eine Aussöhnung des christlichen und griechischen Geistes und ähnliches um 1800. Doch wie fremd war das Griechentum dem Mittelalter, dem 17. und 19. Jahrhundert, wie fremd das Germanische der Renaissance und der Goethezeit. Und doch war dies Dritte stets auch da, und sei es nur als unterirdischer Strom, der dann in den folgenden Zeiten wieder hervortrat. Dies gerade läßt eine volle Einigkeit möglich scheinen, ja fordert sie. George deutet diese Möglichkeit aus, indem er näher bestimmt, wie er das Wesen dieser drei auffaßt. Der christliche Geist verliert die Bläße blasser Seelen. Wir brauchen in Christus nicht nur den Duldenden zu sehen, er war kein willenloses Opfer, sondern gab sich hin an die verzehrende Tat. George vergleicht ihn dem Zerstückten, Dionysos, und führt so die Geschichte der Passion hinüber zur Tragödie, dem Leiden des Menschen unter dem Zwang des Schicksals oder des gewaltigen Wollens. Dies ist die Brücke vom Christlichen zum Griechischen wie auch Germanischen, die sich nirgends näher stehen als in dieser ihrer höchsten Dichtung. Das Christliche nimmt das Heldische in sich auf, das vor allem germanisches Wesen bezeichnet. Dagegen umfaßt in der Baldurgestalt der germanische Mythus auch das unschuldige Leiden des Göttlichen, den Tod des Heiligsten um der Sünde der Andern willen, diesen Grundgedanken der Christus-Mythe. Diese Baldurgestalt in ihrer lichten Schönheit lehnt sich an Apollo, den Gott des Lichtes, der Kunst, der Schönheit, was uns Griechentum ist. So schlingt sich wohl kein einziges Band um diese Gestalten und verknüpft schematisch, was sie verkörpern. Aber zwischen ihnen waltet eine innige Beziehung, die ihnen gestattet, sich einander anzugleichen und ineinander zu verschmelzen wie Ringe, die ineinander ruhend, jeder für sich frei, wachsen könnten, jeder bis zum nächsten weiteren und dieser wieder zum weiteren. Ringe, deren kleinster wohl Apollo, deren umspannendster Christus wäre.

Soviel etwa möchten wir aus den Worten Georges herauslesen. Und unser Glaube an dies Bild? Ich habe den Einwand, daß ich diesen Zusammenklang wohl zu denken vermag, doch nicht zu schauen, nicht zu fühlen nnd nicht zu glauben. Es ist möglich, und wird gefordert durch das Gesicht einer besseren Zukunft, die aus solcher Verklärung erwachsen soll, zu glauben an einen Erlöser, der das Rad der geistigen Bewegung völlig herumdreht. Doch was soll in solcher Zeit, wie sie einmal kommen mag, ein Denkbild zusammengebaut aus Formen der Vergangenheit, ein Bild, das wesentlich doch ein ästhetisches, ein, ich möchte sagen, Kulturideal ist und kein ethisches, das allein uns helfen könnte. Die Erlösung kommt, sofern sie überhaupt kommt, aus der Umkehr des Willens, und darauf deutet die Verschmelzung des Christlichen, Griechischen, Germanischen doch kaum hin; eine Kultur, die dies ineinanderwöbe, wäre das Ende einer geistigen Entwicklung, kein Beginn. George wertet seine Zeit, aber er gibt uns keinen Maßstab, kein Ziel, an dem wir uns messen können. Den Propheten war dieses Maß einst die Verkündigung des einen allwissenden, gerechten Gottes, dessen Gebot die Menschen hundertfältig übertreten hatten, und der darum sein Volk strafte. Solche Gebote kennt George nicht. Die Umkehr, die er predigt, heißt: Schau und innerer Sinn. Und was beginnen wir damit in unserm täglichen Tun und Wollen? Diesen inneren Sinn in uns zu wecken, indem er seine Schau bezwingend vor uns aufrich-

tete, wäre seine Aufgabe. Diese Schau aber müßte ein neues Bild sein. Der Dichter sagt: „So ist es," der Prophet. „So soll es sein — und so ist es nicht". Ohne dies erste: „So soll es sein" verstehen wir das zweite nicht, wissen nicht recht, was beginnen mit dem Fluch.

Noch bleibt übrig, über die Dichtung zu reden, die diese Prophetie auch ist, wenn auch erst in zweitem Betracht. Wie stets baut George sein Werk in strenger Gliederung. Zwölf Strophen, von denen die zwölfte jenseits des Kreises liegt, zu dem die andern sich runden. Diese zwölfte weist, scheint mir, über das Werk hinaus zu späteren, die das in ihr Angedeutete breiter behandeln werden. Die übrigen elf schließen in sich ab. Beginnend mit einem Landschaftsbild in dunklen Farben und überspielt von düsterer Glut, in dem die Gegenwart und der Krieg ihr Sinnbild findet, abschließend mit einem andern lichten Bilde getaucht in den hellen Schein der besseren Zukunft, die es vordeutet. In der mittelsten, der sechsten Strophe, wird der Gestalt der Gegenwart ein Denkmal aufgerichtet, die allein in dem Zerfall menschliche Größe zeigte, dem Manne, der uns die Schmach ersparte, durch äußere Kräfte zerstört zu werden statt zu verderben nach dem eigenen inneren Gesetz. Die vier Strophen vorher und nachher sind entsprechend gereiht, jene die Vergangenheit zusammenfassend und zur Gegenwart führend, diese von der Gegenwart ausgehend in die Zukunft weisend.

Die Sprache ist streng. Ohne Bindung wird Satz zu Satz gefügt.

Sein Amt ist Lob und Fehm, Gebet und Sühne.
Er liebt und dient auf seinem Weg. Die Jüngsten
Der Teuren sandt er aus mit Segenswunsch.
Sie wissen, was sie treibt und was sie feit.
Sie ziehn um keinen Namen — nein um sich.

Selten wird ein Vers enger an den andern geknüpft, ein Wort stärker aus dem gleichen Maß herausgehoben.

Angehäufte Frevel
Von allen Zwang und Glück genannt, verhehlter
Abfall von Mensch zu Larve heischen Buße.

Die Gestalt der Mitte wird so leicht erhöht:

Da entstieg, gestützt
Auf seinen Stock farblosem Vorort haus
Der fahlsten unserer Städte ein Vergessner,
Schmuckloser Greis — der fand den Rat der Stunde.

Die letzte Verheißung empfängt durch solche Verschleifung ihre eigene Milde:

o Land,
Zu schön, als daß dich fremder Tritt verheere,
Wo Flöte aus dem Weidicht tönt, aus Hainen
Windharfen rauschen, wo der Traum noch webt
Untilgbar durch die jeweils trünnigen Erben.

Ohne Umschweif treffen die Worte den Sinn, auf den sie zielen. Der Gegenstand wird durch keine äußeren Mittel, Verzerrung oder Feierlichkeit, dem Alltäglichen enthoben. Die Dinge werden allein auf ihre einfachste menschliche Formel gebracht und dadurch bedeutend. „Spotthafte Könige mit Bühnen-Kronen — Wo zeigt der Mann sich, der vertritt — Sachwalter, Händler,

Schreiber, Pfiff und Zahl . . . .“ das sind die Dinge, die wir Politik, Repäsentation, Ministerverantwortung, Bürokratie nennen.

Des Schöpfers Hand entwischt, rast eigenmächtig
Unform von Blei und Blech, Gestäng und Rohr.

Das sind die Dinge, die wir mit Material, Artillerie, Munitionsverschwendung, Kriegsindustrie bezeichnen.

Der selbst lacht grimm, wenn falsche Heldenreden
Von vormals klangen — der als Brei und Klumpen
Den Bruder sinken sah, der in der schandbar
Zerwühlten Erde hauste wie Geziefer.

Dieses ist das einzige Bild des Krieges in diesen Strophen, nur ein paar äußerste Linien und doch ein Gesicht. Die Macht des Zusammenfassens unzähliger Zustände in eine Bewegung ist größer noch in diesen Sätzen:

Kein Triumph wird sein.
Nur viele Untergänge ohne Würde. —
— Erkrankte Welten fiebern sich zu Ende.

Auf diesen Grund sind ein paar Bilder gesetzt. Eins nur scheint mir nicht passend:

Wie faulige Frucht
Schmeckt das Gered von Hoh-Zeit Auferstehung
In welkem Ton.

Das Bild geht nicht recht zusammen — in welkem Ton und wie faulige Frucht — und ist in dieser Umgebung streng gefaßter Gedanken und großer Bilder eine ästhetische μετάβασις εἰς ἄλλο γένος — des Schmeckens, — die den Eindruck mindert. Dagegen die andern: „Die Menge troff im Schwatz von Wohlfahrt — Menschlichkeit“ — und dies Gesicht der apokalyptischen Reiter:

Wer begreift sein Flehn:
Die ihr die Fuchtel schwingt auf Leichenschwaden,
Wollt uns bewahren vor zu leichtem Schlusse. —

und vor allem:

Verstrich die Frist, müßt wieder
Ihr waten bis zum Knöchel, bis zum Knie
Im Most des großen Keltrers.

Hieran knüpfen sich dann die beiden großen Bilder der ersten und letzten Strophe; von denen schon die Rede war. Die Entwicklung, die Georges Kunst vom Teppich des Lebens über den Siebenten Ring und deutlicher dann über den Stern des Bundes ging, ist noch einen Schritt weiter geführt. Er wird strenger, wuchtiger in der Linie. Die seltsamen Worte jedoch, die schönen sinnlichen Beiworte schwinden mehr und mehr, die Dinge werden einfacher genannt, und die genannten Dinge sind einfacher. Vom Algabal über Maximin über die Gestaltenreihe des siebenten Ringes bis zur Gestalt Hindenburgs ist ein weiter Weg, vom Marmorpalast und Purpurprinzen zum schmucklosen Greis aus farblosem Vorortshaus. Die elfte Strophe ist noch einmal ein Nachhall früherer Zeit und der Gedanke rührt uns wehmütig, daß vielleicht das Land der Verheißung nur das Land der Jugend ist.

Insel Man, 28. Febr. 1919. Dr. Kurt Busse.

In der Vossischen Zeitung*) hat deren Pariser Berichterstatter Dr. Wilhelm Feldmann die These verfochten, daß man deutscherseits den bekannten französischen Historiker E. Lavisse zu Unrecht als einen „Revanche-Apostel" verschrieen habe. Den Beweis glaubt er auf Grund einer neu vorgenommenen Prüfung des Materials führen zu können; das aber ist ihm, wie wir sehen werden, völlig mißglückt.

Schon die dem eigentlichen Thema vorausgeschickten allgemeinen Erörterungen des Verfassers über den Revanchegedanken in Frankreich bis zum Kriegsausbruch geben ein schiefes Bild der wirklichen Verhältnisse. Jeder, der z. B. unvoreingenommen das bei H. R. Engelmann erschienene Werk von Paul Rohrbach und Joachim Kühn: „Die Brandstifter der Entente" oder das gegen den französischen Chauvinismus gerichtete Kapitel in Martin Hobohms „Vaterlandspolitik" (Diederichs 1918) gelesen hat, wird den Kopf schütteln, wenn Herr F. erklärt, der Gedanke des Revanchekrieges habe in Frankreich von Jahr zu Jahr Anhänger verloren und sei nur durch die bedrohliche Politik Deutschlands wieder angefacht worden. Man vergleiche darüber auch das im Februarheft besprochene Sammelwerk: „Der Nationalismus im Leben der dritten Republik" (Gebr. Pätel, Berlin).

Beschränken wir uns jedoch auf die Verteidigungsgründe, die Herr F. für Lavisse ins Treffen führt. Die Absicht, Verleumdungen zurückzuweisen, ist, zumal wenn es sich um ehemalige Feinde handelt, lobenswert. Es fragt sich nur, ob im Falle Lavisse deutscherseits „Verleumdungen" vorliegen!

Daß die verschiedenen Geschichtslehrbücher, die L. zum Gebrauche in französischen Schulen verfaßt hat, vom Geiste der Revanche erfüllt sind, daß sie diesen Geist in geschickter Weise der heranwachsenden Jugend einimpften, ist eine Tatsache, die jeder zugeben muß, der eines dieser Bücher in der Hand gehabt hat. Was Herr F. aus ihnen mitteilt, klingt allerdings ziemlich harmlos, die entscheidenden Stellen scheint er übersehen zu haben. Die Hetzpolitik der Lavisseschen Schulbücher wurde schon von Tolstoi verdammt, wie gleich zu zeigen.

Herr Feldmann hat nämlich zwar nach seiner Aussage festgestellt, daß die Schrift: Tu seras soldat, deren Revanchegeist Tolstoi tadelte, gar nicht von Ernest Lavisse herrührt und glaubt auf diese Weise seinen Schützling vor dem Verdikt des großen Russen bewahrt. Jedoch mit Unrecht. Denn Tolstoi hat in der Tat sein Anathema auch über den französischen Historiker gesprochen und zwar gerade im Hinblick auf dessen Schulbücher, die Herrn Feldmann so unschädlich erscheinen. Der genaue Nachweis hierüber findet sich in der oben zitierten Schrift: „Die Brandstifter der Entente" S. 42 f.

Herr Dr. Feldmann rühmt die Mäßigung, die Lavisse als Leiter der „Revue de Paris" während des Krieges an den Tag gelegt habe. (Nicht ein einziges Mal begegne in der Zeitschrift der Aus-

*) Der „Revanche-Apostel". Ein Beitrag zur Luftreinigung. Morgenblatt vom 7. September 1920. — Die Redaktion der Voss. Ztg. hat eine Aufnahme obiger Berichtigung abgelehnt, ohne sie zu widerlegen.

druck „boche“. Ist dies wirklich ein stichhaltiges Argument?) Eine von Lavisse in der Revue veröffentlichte Arbeit über „La Prusse“ zeigt im Historischen tatsächlich relativ viel Verständnis — aber wenn sich Herr Lavisse hier zurückgehalten hat, so macht er jedenfalls an anderer Stelle aus seiner wahren Gesinnung kein Hehl: Man lese seinen Artikel „Die Pflicht des Civilisten“ (bei J. Kühn, Französische Kulturträger im Dienste der Völkerverhetzung, Diederichs, 1917 S. 29 f.) und — was noch schwerer wiegt — man beachte die Tatsache, daß Lavisse seinen Namen dazu hergab, die „Etudes et documents sur la guerre“ des Verlages Armand Colin in die Oeffentlichkeit einzuführen. Erschien doch in dieser Sammlung unter anderem jene Schrift des Herrn Bédier über „Deutsche Verbrechen“, deren infame Fälschungen und Verleumdungen aktenmäßig festgestellt worden sind. All das hätte Dr. Feldmann seinen Lesern sagen sollen; nehmen wir an, daß es ihm unbekannt war, würde er doch sonst gewiß nicht die Bezeichnung „Kriegshetzer“ für Lavisse „einfach undenkbar“ finden.

Herr Dr. Feldmann zitiert einen Artikel von Lavisse aus der „Revue de Paris“ vom 1. Februar 1914, „der zur Widerlegung der Behauptung seiner Verleumder völlig ausreicht“. Warum? Weil der französische Gelehrte in diesem Artikel einer Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich das Wort redet und alle Kriegstreiber verurteilt. Was ist aber damit erwiesen? Hat nicht Lavisses Kollege von der Akademie, der berühmte Philosoph Emile Boutroux ebenfalls noch kurz vor dem Kriege an der Berliner Universität einen Vortrag über „den deutschen und französischen Gedanken“ gehalten, wobei er ihre gegenseitige Förderung und Ergänzung betonte, und ist nicht derselbe Boutroux nach Ausbruch des Krieges unter die schlimmsten Verleumder eben jenes deutschen Gedankens gegangen? (Vgl. seine giftgeschwollenen „Lettres sur l'Allemagne“ in der „Revue des deux mondes“). Nachdem wir festgestellt haben, daß Herr Lavisse vor und während dem Kriege sehr anders gesprochen und gehandelt hat als in jenem Zeugnis vom 1. Februar 1914, verliert dieses den Wert, den ihm Herr Feldmann zuspricht.

Und der Lavisse nach dem Kriege? Herr Feldmann muß selber seine ablehnende Haltung zugeben. Trotzdem glaubt er ihn für eine Verständigungsaktion reklamieren zu dürfen. Nach dem schneidenden Nein, das auf den an die Entente gerichteten Vorschlag der neutralen Akademien, die internationalen Unternehmungen der Wissenschaft nunmehr fortzuführen, ausgerechnet der Leiter der „Revue de Paris“ (Deutschlands wegen!) zu sprechen für richtig hielt (Vgl. den Artikel Prof. Hirths-Paris im letzten Septemberheft) scheint mir solche Hoffnung aussichtslos.

Verständigung ist gewiß gut, aber es gehören zwei dazu, und wenn man immer nur Vorzüge sieht und für die Kehrseite blind ist, wie wir das Herrn Dr. Feldmann im Falle Lavisse Punkt für Punkt nachweisen konnten, so ist das genau so verkehrt, wie das entgegengesetzte Extrem, aber schlimmer insofern, als es schließlich lächerlich wirken kann.

Heinrich Otto Meisner.

Besprechungen

Theater

Staatstheater. Schauspielhaus: Shakespeare, Richard der Dritte.

Shakespeares satanische Fratze des dritten Richard erschüttert uns heute nicht mehr. Wir schauen befremdet in diese Welt, die wie eine Verlebendigung Machiavellis wirkt. Brudermord, Hinterlist, Verrat herrschen unumschränkt. Aeußere Wirkungen überstürzen sich. Geschichte wuchert so, daß der einfache Zuschauer alle Verwandtschaftsbeziehungen durcheinanderwirft. Totenklagen werden rhetorisch aufgebaut. Flüche werden kunstvoll deklamiert. Paradoxe Witzigkeit sprüht. Ewige Wiederholungen von Tücke nnd Mord ermüden. Nein, diese Dramatik rein äußerer Wirkungen greift nicht mehr in unser Herz. Dieser Richard der Dritte ist überhaupt kein Mensch. Er ist eine schauerliche Fratze von Bosheit. Eine zerstörende Naturkraft, die über jedes Menschenmaß hinausgeht. Sein Untergang ist nicht tragisch und erschütternd, sondern erlöst uns von einem Alp. Auch die Versuche der Literaten, die Tragik auf das untergehende Haus York zu laden, Richard als Gottesgeißel seines Geschlechtes zu fassen, um so unter allen Umständen das „Tragische“ zu retten, sind ebenso sinnlos wie die vergeblichen menschlichen Ehrenrettungen Richards von seiten seiner Kritiker. Denn was ist uns das Haus York? Was der Mensch Richard? Ihr Untergang läßt uns in gleicher Weise innerlich unberührt. Nein, Richard III. ist überhaupt keine Tragödie. Es ist eine Ballade aus grauer Vorzeit. Die Ballade von einem schauerlichen Unhold, dessen Verbrechen atemberaubend sind. Gespenstisch, faszinierend, dämonisch, in Blut und Nacht getaucht. Wir sitzen davor mit dem Interesse, das wir allem Seltsamen, das Menschenmaß Ueberschreitenden entgegenbringen. Mit tiefem Grauen, das sich in Richards Tod aufatmend erlöst.

Der Regisseur Leopold Jeßner hat als erster diesem reinen Balladencharakter der Dichtung auf der Bühne zur Geltung verholfen. Hier ist nichts mehr von psychologischer Durchbildung Glosters, keine sinnlose Menschendarstellung mehr. Hier sind nur die Naturlaute eines scheußlichen bannenden Nachtmahrs von balladeskem Format. So wurde die tragende Rolle natürlich mit Fritz Kortner besetzt. Auch eine Geschlechtertragik des unglücklichen Hauses York herauszuarbeiten, unterblieb glücklicherweise. Anstatt sich vergeblich damit abzumühen, gibt Jeßner seiner Aufführung ein rechtes Balladentempo. Um dieses zu erreichen, verzichtet er auf den zeitraubenden Wechsel der vielen naturalistischen Dekorationen und schafft, von Emil Pirchan trefflich unterstützt, eine Art von Einheitsschauplatz. Eine graugrüne Mauer mit einem Tor darin, das in den Palast, in den Tower oder ins Freie führt, je nachdem die Phantasie es uns gebietet. Wird die Türnische von hinten verstellt, so entsteht die enge Zelle, in der Clarence seinen Tod erwartet. Keinen Augenblick vermißt man irgendwelche Dekorationen, so gut ist diese Mauer auf den Grundton des Dramas abgestimmt, dessen Szenen nun in gespensterhaftem Tempo vorübergleiten können. Aber

Jeßner und Pirchan verstehen diese Einheitsdekoration auch unvergleichlich zu beleben. Sie haben — vielleicht von der Shakespearebühne angeregt — den glänzenden Einfall gehabt, ihre Bühne in drei übereinander liegende Teile zu teilen. Sie ermöglichte es nämlich, daß nicht nur vor der graugrünen Mauer gespielt werden kann, sondern auch auf ihr, wodurch eine Art zweiter Bühne entsteht. Hier in halber Höhe der Bühne erscheinen die Darsteller dann riesenhaft vergrößert und ungemein plastisch. Ueber diesen beiden Bühnen hat Pirchan nun noch ein Rechteck aus Licht angelegt, so daß tatsächlich die Bühne oft dreigeteilt erscheint. Dieses Licht, verschiedenfarbig, je nach dem Charakter der Szene, ist von starkem künstlerischen Ausdruck. Es kann auf der Szene lasten und sie beschweren oder sie licht und leicht machen — je nachdem. Dazu kommt, daß hier die Farben der Kostüme, die vor dem graugrünen Grund agieren, von einem fabelhaften künstlerischen Instinkt gewählt sind. Glänzend auch die Einrahmung des Stückes: der Prolog des schwarzen Richard vor schwarzem Vorhang, der Epilog des lichten Richmond vor strahlendem Weiß. Oder die Erscheinung der Clarence-Mörder, blond und schwarz in gleichem Kostüm mit lilagestreiften Hosen. Die genialste farbige Vision des Stückes jedoch ist die von Richards Krönung an erscheinende rote Treppe vor graugrünem Grunde. Ein breites blutrotes Lichtrechteck ist darüber ausgespannt. Die rote Treppe ragt jedoch nicht ganz bis in dieses rote Licht hinein. Vielmehr wird sie vom Graugrün des Hintergrundes noch davon getrennt. Erst wenn Richard im roten Krönungsmantel mit der Purpurkrone auf dem Haupte die von rotgekleideten Vasallen gesäumte Treppe hinaufkriecht, bis er oben im Lichte steht, erst dann ist die Verbindung von Treppe und rotem Lichtrechteck hergestellt. Es ist ein Moment von schlagender Einprägsamkeit und ungeheurer Symbolik: das Scheusal, das in Blut gebadet seines Lebens Gipfel erklimmt, auf dem selbst der Himmel seine Greueltaten blutig widerspiegelt. Diese balladeske Farbigkeit ist von tiefer Schönheit. Auch der Rhythmus der Bewegungen war in entscheidenden Szenen von einer Kriegsmusik aus Trommeln und Trompeten bestimmt, die sich als ganz einfach, unendlich anfeuernd und von echter Balladenkraft erwies. Leider entbehrte die Szene, in der die Geister der Erschlagenen Richard im Traume bedrängen, jeder visionären und alplösenden Kraft, da nur unverständliche Stimmen gehört wurden, ohne daß sich Erscheinungen zeigten. In dieser Richard-Ballade hätten wahrhaftig die Ermordeten ruhig erscheinen dürfen. So aber blieb diese Szene reichlich nüchtern, ein toter Punkt in einem sonst restlos belebten Gemälde.

Fritz Kortner als Gloster gab ein unvergleichlich naturhaftes Balladenscheusal. Fletschende Zähne, giftige Blicke, höllisches Lachen, unheimlich energische Bewegungen, schlangenhaft gewandte Geistigkeit, Körper eines Halbtiers, — alles das nicht in den Dienst äußerlicher Theatralik gestellt, sondern von echtem Komödiantenblut erfüllt. Ein Nachtmahr, vollblütig, von mächtiger Wildheit und balladesker Grausamkeit. Blut vom Blute Schildkrauts.

Diese farbige Ballade vom dritten Richard sei Leopold Jeßner unvergessen. Sie gehört zu den bedeutendsten Regieleistungen dieses Theaterwinters. Ein verheißungsvoller künstlerischer Auftakt.

Dr. Felix Emmel.

Theater am Bülowplatz: Rabindranath Tagore, Das Postamt

Die Direktion Kayßler verdient freudigen Dank. Sie hat uns in Tagores „Postamt“ den tiefsten dichterischen Klang dieses Theaterwinters gegeben.

Dieses indische Spiel ist von einer unliterarischen großen Schlichtheit. Der Knabe Amal, ein angenommenes Kind im Hause Madhavs, ist von einer schleichenden tödlichen Krankheit befallen. Der Arzt verbietet aufs strengste, den Sterbenden ins Freie zu lassen, da Licht und Luft ihn sofort dem Tode ausliefern würden. Dieser junge Mensch, dessen Sinne durstig sind auf das Leben, dessen Sehnsüchte in die Welt hineindrängen, die er noch nicht kennt, dieser junge Mensch sitzt nun in seinem Zimmer wie ein eben gefangener Vogel im Käfig. Seine Flügel schlagen an das Gitter, aber sie sind zu schwach, um die Fesseln zu sprengen. Er sieht Welt und Menschen nur von einem Fenster aus, an dem er den ganzen Tag über hockt. Von hier aus redet er in tiefer Lebensneugier gern mit den vorübergehenden Fremden, mit dem Milchverkäufer, dem Wachmann, dem Väterchen, dem Blumenmädchen, dem Dorfvorsteher und den spielenden Knaben. Sie sind ja für den Todkranken das „Draußen“, das lockende, bunte Leben. Er will kein stubenhockender Gelehrter werden, wie der besorgte Madhav es möchte. Die Welt zu durchstreifen wie der Handwerksbursche mit zerrissenen Stiefeln, um „Arbeit zu suchen“, — das wäre etwas für ihn. — Oder als Milchverkäufer von Dorf zu Dorf zu pilgern. Alle diese Wünsche aber müssen schließlich weichen vor dem einen: des Königs Postbote zu werden und mit goldenem Schild auf der Brust von Haus zu Haus des Königs Briefe auszutragen. Zu diesem Wunsche kommt der Knabe durch das stattliche Postamt mit der goldenen Fahne, das der König gerade vor seinem Fenster errichten ließ. Dieses Postamt wird ihm zum Symbol der reichen bewegten Welt überhaupt. Seine Sehnsucht entzündet sich daran. Er träumt schließlich davon, einen Brief vom König selbst zu erhalten. Gute Menschen befestigen diesen Glauben in dem Sterbenden. Nur der ränkesüchtige Dorfvorsteher benützt diesen Glauben des Knaben, um Madhav beim König der Hoffart zu verdächtigen und um in herzloser Weise des Knaben zu spotten, indem er ihm einen leeren Zettel als Königsbrief überbringt und hämisch als Inhalt angibt, der König komme diese Nacht noch, Amal zu besuchen, und habe gequollenen Reis als Speise bestellt. Der Knabe, der ja nicht lesen kann und über dessen Augen schon Todesschleier gleiten, glaubt, — durch Väterchen unterstützt, — trotz allem, daß der vom Vorsteher überbrachte schamlose Zettel das Königsschreiben sei, glaubt fest auch an den bevorstehenden Königsbesuch. Aber bei dieser kläglichen Täuschung eines Sterbenden bleibt es nicht. Denn es begibt sich das große Wunder, daß unter Trompetengedröhn plötzlich leibhaftig ein königlicher Herold eintritt und meldet, daß der König diesen Abend um die bestimmte Stunde wirklich komme und tatsächlich gequollenen Reis als Nachtmahl bestellt habe. Unterdessen sende er dem Knaben seinen Generalarzt. Dieser tritt auch ein, läßt Licht und Luft ins Zimmer, will den ob der eigenen Bosheit zerschmetterten Vorsteher hinausweisen, steht aber auf Amals Bitten davon ab und drückt dem sterbenden Knaben die Augen zu. Denn des Königs größter Arzt ist niemand anders als der Tod selbst, der den Sehnsüchten des Knaben nun Erfüllung bringt.

Was dieser anspruchslosen Handlung eine tiefe innere Spannung gibt, ist, daß Welt und Menschen hier in dem Sehwinkel eines Sterbenden erscheinen. Denn es ist eine Tatsache, daß viele Menschen erst in Todesnähe das Leben wahrhaft sehen und werten. Diese Männergeneration, die den Weltkrieg überlebte, weiß das genau. Sie sah, als der Tod sie streifte, plötzlich wie verwandelt auf ihr Leben. Gewohnheiten wurden als heilig erkannt, Unzufriedenheit früherer Zeiten zerstreut und alle einfachen halbvergessenen Dinge mit neuer Sehnsucht begehrt. Man verstand erst jetzt, was man einst besessen, man spürte erst jetzt den lange verleugneten göttlichen Funken im früheren Sein. Ja, der verachtete, schwer und verdrießlich ertragene Alltag begann Farbe zu bekommen und in Todesnähe magisch zu leuchten. Auch Tagores Amal hat diesen seherischen Blick der Todgeweihten. Er spürt das Göttliche im Alltag auf und wird so selbst zum Gefäß des Göttlichen, das auf die Menschen, die ihm nahen, überströmt. Ein Kind, unerfahren, sterbenskrank, phantastisch, ohne Kenntnis der „Realität", hat die wunderbare Kraft, Menschen zu verwandeln. Madhav, der Pflegevater, der mittelmäßige phantasielose Geldverdiener, erhält durch ihn einen geheiligten Lebenszweck. Das arme Väterchen wird zum visionären Fakir, der aus Liebe lügt. Der Wachmann, sonst furchteinflößender Beamter, wird gütig, erzählt dem Knaben vom Postamt und verspricht ihm den Königsbrief. Die schönste Wandlung erfährt wohl der Milchverkäufer. Sein Beruf liegt schwer auf ihm. Als Amal ihn anruft, ohne daß er Milch kaufen will, sagt er verdrießlich: „Puh, welche Zeitvergeudung!" Als er dann aber erstaunt hört, daß hier ein kranker Mensch mit aller Sehnsucht nach seinem drückenden Alltagsgeschäft begehrt, als er gebeten wird, Amal mit in sein Dorf zu nehmen und ihn zu lehren, saure Milch zu verkaufen, — da wird ihm sein Alltag plötzlich leicht. Er schenkt aus eigenem Antrieb dem Knaben saure Milch und verläßt ihn froh mit den Worten: „Du hast mich gelehrt, wie man glücklich sein kann, wenn man saure Milch verkauft." Aus solcher Szene leuchtet Tagores Stellung im indischen Geistesleben deutlich hervor. Für ihn gibt es keine drückende Erscheinungswelt, keinen trügerischen Schleier der Maja mehr wie im pessimistischen Glauben seiner Väter. In allen Dingen dieser Welt atmet Gott. Wir können ihn nicht in der abstumpfenden Askese, noch im Nirvana allein finden, — wir müssen ihn in dieser sichtbaren Welt, in den Blumen, den Tieren, den Bergen, den Menschen spüren. Denn der Schleier der Maja ist selbst noch Gottesschöpfung. Selbst der drückendste Alltag ist diesem neuen indischen Weltbejaher noch gotterfüllt. Sein Amal lehrt die Menschen, diesen Gott im Alltag zu finden, — und wir alle lauschen in unerhörter innerer Spannung, denn dieses Gottfinden geht uns alle an. Von höchster Bedeutsamkeit ist es auch, wie dieser kranke Amal sich mit dem bösen Prinzip abfindet, wenn es ihn angreift. Tagore hat das Böse zu der köstlichen Gestalt seines Dorfvorstehers verdichtet. Das Böse in ihm hat kein großes Format, er ist kein Kakodämon, wahrhaftig nicht. Er ist vielmehr der kleine mißgünstige Alltagsmensch, der mit Nadelstichen arbeitet, so wie wir ihn alle kennen. Ein „brüllender Wichtigtuer", den man fürchtet, weil er ein Talent hat, anderen Verdruß zu machen. Ein neidischer, wütender, ironischer Denunziant von einer triefenden Eitelkeit. Jedoch er verklagt

Madhav beim König vergeblich. Boshaft bringt er dem Todkranken ein leeres Blatt als Königsbrief. Aber Amal setzt dieser Bosheit seinen festen kindlichen Glauben entgegen — und ist gefeit. Hämisch spottet der Vorsteher über den unwahrscheinlichen Königsbesuch, — aber siehe, der König kommt wirklich. Und der reine Glaube Amals ist stärker als alle Tücke des Alltags.

Wir bleiben vor diesem Spiel Tagores in starker Ergriffenheit. Nicht nur alle Gestalten des Stückes kreisen um den kranken Amal in seltener dramatischer Einheit. Auch wir selbst fühlen die menschenverwandelnde Kraft dieses gläubigen Kindes. Auch wir suchen in innerer Spannung plötzlich wieder den Gott in unserm Alltag. Wellen inneren Geschehens fluten von der Bühne herab in unsere Seele und bewegen sie. Hier ist tatsächlich eine Dramatik der inneren Spannung erreicht, die wir Abendländer verloren haben. Selbst Shakespeares bewunderte Charakterkunst verschwindet zuweilen schon hinter einer bloßen Dramatik der äußeren Handlung. Man denke an Richard III. Nur im äußeren Handeln offenbaren sich diese meisterhaft umrissenen Charaktere. „Erregende Momente" spannen unsere Sinne, äußeres Handeln drängt zu „Höhepunkten", stürzt uns in „Katastrophen". Aeußeres Geschehen wuchert. Die Sinne sind überbeschäftigt. Und in die Seele fällt kaum ein wesentlicher bannender Ton. Die „Dramatik der inneren Spannung" dagegen will nur ein Mindestmaß an äußerer Handlung geben, kein „Schauspiel" für die Sinne, sondern Menschenseelen in ihrer Wirkung auf andere. Nicht so sehr bewußt handelnde Wesen als Menschen, die auf Grund eines bestimmten seelischen Seins fast absichtslos auf die Umwelt wirken. Wirken, ohne zu handeln, wie Laotse sagen würde. So wirkt Amal, der Knabe, auf seine Umwelt, ohne zu handeln. Von diesem Wirkenszentrum strömt reiche innere Kraft auch auf uns über, und wir sind gebannt. Wir fühlen uns in einer neuartigen dramatischen Wirkenseinheit. Wir leben mit. Diese Dramatik der inneren Spannung bei Tagore wurzelt im tiefsten orientalischen Lebensgefühl. Der Abendländer sieht seine großen Männer immer irgendwie als Bezwinger der Außenwelt, als große Handelnde, als Kämpfernaturen. So mußte das Abendland naturnotwendig zu seiner Handlungsdramatik kommen. Wenn in Europa jemand von einer Wahrheit ergriffen wird, so geht er hin, für sie zu streiten, ihr die widerstrebende Welt zu erkämpfen. Im Orient schreitet der von einer Wahrheit Ergriffene zu einer inneren Sammlung ohnegleichen, um diese Wahrheit zunächst in seinem eigenen Leben zu vollenden. Eine Welt liegt zwischen diesen beiden Wegen. Der Weg äußeren Wirkens, der Weg der Propaganda und des Kampfes, ist dem Morgenland fast so fremd wie dem Abendland der Weg der Vollendung. Der Orient verlangt von seinen Großen stets, daß sie zunächst eine Wahrheit oder sonst etwas Göttliches in sich selbst und an sich selbst vollenden, ehe sie diese Wahrheit ins Volk tragen. Der Orient glaubt, daß nur solche in einem Menschenleben bereits vollendete Wahrheit die Fähigkeit hat, mit der Kraft der Ansteckung auf einfache Menschen überzuströmen. Gießt ein Dichter seine Gesichte in dramatische Form, so werden sie nur dann Leben ausströmen, wenn er sie in seinem eigenen Leben vorher vollendete. Dann allein entsteht jene Dramatik der inneren Spannung, jene Dramatik seelischer Wirkenseinheit, die wir Tagore nachrühmen. Damit sie entstehe, ist es nötig, daß der

Dichter alles, was er auf den Hörer überströmen lassen will, an den nahen und nächsten Dingen in seinem eigenen Leben erlebt und bewährt. „Der Berufene tut ab das Ferne und hält sich an das Nahe", sagt Laotse. Unsere Dramatiker verlieren sich, besonders wenn sie tiefe religiöse Wirkungen beabsichtigen, in die fernste Ferne. Ich erinnere an Schmidtbonns „Passion" nach dem altfranzösischen Spiel der Brüder Freban oder an Hofmannsthal „Jedermann" nach der englischen Moralität „Everyman". Diese Dichter haben den religiösen Antrieb, den sie auf die Hörer überspringen lassen möchten, selbst garnicht unmittelbar gehabt. Sie haben ihn aus zweiter Hand. Die Durchdringung ihres eigenen Lebens fehlt. Deshalb kommt bestenfalls ein stimmungsreiches oder weihevolles Schaustück heraus, nichts weiter. Die große Schlichtheit, die aus der Durchblutung des eigenen Lebens strömt, bleibt ihnen versagt, und ihre Worte dringen nicht in das Herz des einfachen Menschen. Von Tagore wissen wir, wie seine von ihm selbst vertonten Gedichte im Munde des einfachen indischen Volkes leben, wie sie von Handwerkern bei ihrer Arbeit gesungen werden. Nur Vollendung eines Göttlichen im eigenen Leben gibt eine solche Schlichtheit und solchen Widerhall.

Es wäre interessant, einmal den verdorbenen Geschmack der deutschen Kritik gegenüber Tagores Einfachheit zu beleuchten. Ein Berliner Kritiker, früher reichlich wedekindbegeistert, findet den Knaben Amal „monoton" und vor allem „geschlechtslos", was von einem an Wedekind geschulten Kopfe natürlich nicht verziehen werden kann. Ein Frankfurter Kritiker, der an den Ausschweifungen einer maßlos gekünstelten, unechten, „expressionistischen Dramatik" vielerlei zu loben findet, nennt Tagore kurzweg „die monumentale indische Courths-Mahler", und zeigt sich so, wie man sieht, im Besitz der bekannten kritischen Routine, mangelndes Erleben durch Witzigkeit zu ersetzen.

Das Publikum des „Postamts" war jedenfalls anderer Meinung als jene Kritiker. Denn es ging in atemloser Spannung mit. Nie sah ich im Theater so viele echte Tränen; keine hysterischen Ausbrüche und keine Maria-Stuart-Tränen, sondern wahre Zeichen tiefen Ergriffenseins. So wirkte wahre Dichtung noch im unzulänglichen Gewande. Denn von der Aufführung ist zu sagen, daß die Schauspieler Tagores „Dramatik der inneren Spannung" meist noch nicht beherrschten. So blieben sie vielfach farblos oder verfielen gar wie der Dorfvorsteher Harry Berbers in eine leise, völlig unorientalische Karikatur, die in der „Dramatik der äußeren Wirkung" stecken blieb. Näher kam dem Dichter schon Guido Herzfelds Väterchen, der sehr gütig war, leider jedoch die hier notwendige visionäre Gefühlswelle vermissen ließ. Ganz im Herzen der Dichtung stand allein der Amal Lucie Mannheims. Hier war keine abendländische Wirkungsspielerei mehr; in dieser Schauspielerin erfüllte sich die große Schlichtheit Tagores. Nichts mehr von allem äußerlichen Wirkenwollen, nur aus tiefster Seele strömende tiefe Einfachheit. Potenzierte Sehnsucht, in das Gefängnis tötlicher Krankheit gebannt, hoffnungslos. Und doch in der Gefühlsintensität von menschenverwandelnder Kraft. Ein blasser kranker Kopf auf schlankem Körper, weit schweifende Lebensneugier im dunklen Blick. Es fällt nicht ins Gewicht, daß sie manchmal fast ein wenig zu reif wirkte; sie hatte

jedenfalls dieses tragische In-Sich-Abgeschlossen-Sein eines Menschen, an den die Welt nur brandet, ohne ihn zu überströmen. Gerade diese traumhafte Tragik hat ja Tagore seinem Amal gegeben, den Leben und Frauenliebe nur leise streifen, ohne ihn zu erfüllen. Die tiefe Wirkung, von der wir sprachen, wäre ohne diese Schauspielerin undenkbar gewesen. Wir wollen es der frischen Regie Jürgen Fehlings danken, daß sie Lucie Mannheim an diesen Platz stellte. Diese Regie machte sich auch um ein schönes ebenes, atmendes Tempo der Aufführung sehr verdient. Leider mordete sie ihre eigenen Verdienste, indem sie auf Tagores „Postamt" Shakespeares „Komödie der Irrungen" spielte. Es war eine furchtbare Stil- und Geschmacklosigkeit. Denn nach dem reinen Eindruck indischer Dramatik wirkte diese Theaterei voll äußerlichster Wirkungen trotz aller Technik unerhört albern und abstoßend. Wie ein Cancan nach einem Gottesdienst. Von „kontrapunktischer" Gegenwirkung, die der Theaterzettel behauptete, war nichts zu spüren. Man hatte das lebhafte Bedürfnis, das Theater zu verlassen. Auf das Schuldkonto der Regie kommt ferner, daß die sehr bedeutsame Szene Amals mit den spielenden Knaben gestrichen wurde. Das erwies sich wohl nötig durch das filmhafte Bühnenbild des Herrn Strohbach, welches eine Szene im Freien spielender Knaben nicht duldete. Denn das „Draußen" des Bühnenbildes war nichts als blauer Vorhang, der den Himmel vorstellen sollte. Das Licht des Zimmers jedoch war von viel stärkerem gelben Licht erfüllt, in dem die Farben allerdings sehr bunt aufglühten. Der Sinn der Dichtung erfordert jedoch eine genau umgekehrte Lichtverteilung. Amal sitzt in seinem Zimmer und sehnt sich in die Welt. Das „Draußen" ist das leuchtende Leben für ihn. Das „Draußen" muß die höchste Lichtintensität haben, hinter der das Zimmerlicht zurückzutreten hat. Kein Streben nach Farbigkeit darf diesen Sinn der Dichtung morden. Auch der mit einem billigen Mosaikmuster bepinselte, pseudoindische Bühnenrahmen war viel zu unruhig und kompliziert für dieses reine Spiel.

Trotz allem blieb ein unendlich rührender Ton aus fernen östlichen Kulturgefilden in uns haften. Nicht aus dem ungeheuren Reich Laotses und Buddhas. Nein, aus der viel bescheideneren Harfe eines indischen Dichters, der in Selbsterkenntnis zu seinem Gotte spricht: „Ich weiß, mein Singen macht Dir Freude, und nur als Sänger werde ich von Dir gelassen." Dr. Felix Emmel.

Literatur

Ernst Bertram, Gedichte. — Leipzig, Insel-Verlag 1920*).

Schon Bertrams „Nietzsche" hatte den Verfasser als begabten Dichter erkennen lassen. Wer so empfindet und schreibt, wessen Gedanken so mit Gefühl durchtränkt, wessen Gefühle so vergeistigt sind, der hat Poetenblut im Leibe, ohne Zweifel. Aber — auch das zeigte schon der „Nietzsche" — dies Poetenblut Bertrams ist blaß

*) Bei dieser Gelegenheit sei auf den eben im gleichen Verlage erscheinenden Band „Straßburg" verwiesen, der ebensosehr ein neuer Beweis der hohen Sprachkultur Bertrams wie seiner schönen Treue zu dem verlorenen deutschen Lande ist.

und rollt nicht mit der Kraft und dem Ungestüm durch die Adern wie das Blut eines Dichters, der zugleich ein ganzer Mensch ist. Bertram ist eine Seele von ganz ungewöhnlicher Feinheit, eine weibliche Seele, anschmiegsam, im höchsten Grade nachempfindsam, fähig in ein fremdes Sein gleichsam hineinzukriechen und es besser zu verstehen, als es sich selbst versteht. In dieser Hinsicht ist ja der „Nietzsche“ ein Werk ohnegleichen, selbst Gundolfs Goethe noch überlegen. Aber — das ist klar — es *kann* niemand sich geistig dergestalt selbst verleugnen, der ein starkes Selbst besitzt. Bertram ist ein spätes, müdes, welkes Wesen, ohne eine Spur von jener gesunden Naturkraft, die in Goethe bei all seiner Geistigkeit mächtig war und „in sein Herz die Welt zurückschlang“. Auf hundert Seiten kein einziges Liebeslied! Was besagt das bei einem jungen Dichter! Doch er ist eben nicht jung, er war es nie. Er gehört zu denen, die spät und alt zur Welt kommen, zu den Herbstblumen unter den Menschenkindern, die erst aufblühen — oft in entzückenden Farben — wenn der Frühling längst vorbei und auch der Sommer schon verwelkt ist, wenn die Luft von höchster Durchsichtigkeit ist, die Wälder sich fieberhaft röten und zarter Moderduft alle Gärten erfüllt.

Man sollte meinen, Bertrams Lyrik müsse an Nietzsche erinnern, dessen geistiges Porträt er so erstaunlich wahr und schön gezeichnet hat. Aber was man verstehen und gestalten kann, braucht man nicht zu *sein*. Bei aller Verwandtschaft mit Nietzsche ist Bertram doch auch wieder sehr verschieden von Nietzsche. In der Mischung seiner Wesenselemente fehlt das gänzlich, was Nietzsche doch erst zu Nietzsche macht, was ihn heroisch erscheinen läßt und seine starke Wirkung vor allem erklärt: *ein stählernes Etwas*, das er in sich trug und das wir überall spüren, wo wirklich sein Innerstes zum Ausdruck kommt.

„Dorthin will ich, und ich traue
Mir fortan und meinem Griff“ . . .

sieht man den Stahl nicht bläulich blitzen? Hört man ihn nicht klirren? Wo wäre etwas dergleichen bei dem weichen, gänzlich unheroischen, geradezu weibhaften Bertram zu finden? Wagt sich bei ihm überhaupt ein Ich hervor? Verkriecht er sich nicht immer und überall, in eine Zeder oder einen Weinstock, in eine Quelle oder eine Zisterne, in Michelangelo oder Orpheus? Nein, an Nietzsche erinnert er nicht sonderlich, dieser aus hundert fremden Seelen redende Spätromantiker, wohl aber an C. F. Meyer, mit dem er innerlichst verwandt ist — freilich, Bertram ist noch vielfacher, weiblicher, grüblerischer als C. F. Meyer — und dessen Formgebung ihn daher aufs stärkste beeinflußt hat.

Feiert nicht ihn und seine hohle Gruft:
Die Stimme hört, die aus der Sphäre ruft!

Sucht nicht sein Haus, bekränzt sein Bildnis nicht:
Der Geist ist Sturm und führt kein Angesicht.

Umrätselt und bejammert nicht sein Los:
Wer eine Flamme trägt, ist heimatlos.

Der Meister ging, sein Weg war schwarz und weit.
Vergeßt und schaut! Sein Werk ist Herrlichkeit.

Könnte dieser wunderschöne „Spruch“ nicht in „Huttens letzten Tagen“ stehen?

Innerhalb der hiermit gezogenen Grenzen sind Bertrams Gedichte höchlich zu rühmen. Eine Welt erlesener Dinge breiten sie vor uns aus, fein gezeichnet, in edlen, oft herrlich leuchtenden Farben, tief beseelt und schimmernd von Geist. Keine Spur von Banalität ist darin. Diese späten, zarten Geister meiden ja auch nichts so ängstlich wie das Banale, während ein derberer Künstler, selbst vom höchsten Range, z. B. Goethe, eine gewisse Gewöhnlichkeit gelegentlich nicht scheut. Daher erliegen sie auch so leicht der entgegengesetzten Gefahr des Künstlertums: dem Artistentum. Um nicht allzu gemeinverständlich zu sein, werden sie unverständlich. Dieser Gefahr ist auch Bertram nicht überall entgangen, wiewohl er freilich mit den Herren Expressionisten und ihren geistlosen, gespreizten Künsteleien nicht das Mindeste gemein hat.

Den ersten Preis unter dem vielen Schönen, was das Bändchen enthält, gebe ich einer kleinen Zahl von tief ergreifenden Gedichten, die urchristliche Gegenstände behandeln und deren Titel lauten: Ruhe auf der Flucht nach Aegypten; Siehe, der Bräutigam kommt; Der Jünger auf der Hochzeit zu Kana; Die Frau zu Bethanien; Judas, der Verräter. Professor Martin Havenstein.

Broder Christiansen, Die Kunst des Schreibens. Felsen-Verlag, Buchenbach i. Baden, 1919.

Man hat seit langem eine Stilpädagogik vermißt — Broder Christiansen hat sie geschrieben. Stilpädagogik — ich sollte besser sagen, eine Erziehungslehre im Handwerk des Schreibens. Das ist nämlich der Hauptvorzug des Werkes von Christiansen: daß er keine gelehrten Deduktionen, sondern praktische Handgriffe für den Anfänger, wie für den Fortgeschrittenen in der Schreibkunst gibt, Handgriffe, die sich unmittelbar anwenden lassen und die aus den besten Prosaschriften deutscher Sprache abgezogen oder in Aeußerungen deutscher Dichter und Schriftsteller aufgespürt sind. Dazu kommt, daß Chistiansen nicht einfach die Regeln gibt — NB. für alle Mißtrauischen: Christiansen ist keine Spur Pedant, sondern ein echter Erzieher, der freimachen will sowohl von der schlechten Gewöhnung wie zur guten Darstellung — sondern auch wertvolle und tief durchdachte Uebungen an Hand von klassischen Stücken gibt. Mit einem sehr feinen Takt und in mustergültiger Sprache und Darstellung, mit souveräner Beherrschung des Themas und mit wirklicher Liebe zum Schüler wandelt Christiansen von der einfachen Regel zu den letzten Einsichten in die Moral des künstlerischen Stils. Es ist selbstverständlich nicht alles neu, was Christiansen sagt, aber es ist alles neu aufeinander bezogen und zu einem neuen Ganzen zusammengeschaut. Selbstverständlich wird man ohne Talent kein guter Schriftsteller — das fällt auch Christiansen zu behaupten nicht ein —, aber, das Talent vorausgesetzt, kann es durch die Erziehung, wie Christiansen sie betreibt, nur erheblich gefördert werden, ja, man kann sagen, daß eine gewissenhafte Schulung in Christiansens Art auch einen Unbegabten zu einem ordentlichen und anständigen Deutsch bringen kann, wenn er nur den guten Willen dazu hat. So ist das Buch wirklich für jeden Deutschen — er sei nun Schriftsteller oder Politiker, Parteisekretär oder Journalist, Rechtsanwalt oder Beamter — einfach um der Tatsache willen von größtem Wert,

weil es zu ehrfürchtiger Behandlung der viel mißhandelten deutschen Sprache zwingt und weil es gute und einfache Mittel und Wege angibt, den eigenen Stil zu bessern. Welcher Art diese Mittel sind, das sehe man in den Briefen Christiansens selbst ein — wer einmal anfängt, darin zu lesen, der hört so bald nicht wieder auf. Es ist ein lebendiges und lebenweckendes Buch, weil ein lebendiger, verantwortungsbewußter Mensch es geschrieben hat. Man sollte ernsthaft überlegen, ob das Buch nicht in den Oberklassen der höheren Schulen einzuführen wäre als obligatorische Lektüre und ob nicht an den Universitäten und Volkshochschulen Lehrgänge für alle Fakultäten nach ihm einzurichten wären.

Abgesehen aber von diesen wertvollen pädagogischen Eigenschaften hat das Buch noch einen Vorzug, der gleichsam nebenher sich auswirkt: es ist eine lebendige, praktische Einführung in die literarische Kritik, die wir ebenfalls seit langem brauchen und jetzt endlich haben. Die feine Analyse des Stils bringt Christiansen selbstverständlich auf entscheidende Grundfragen der Kunst, speziell der Dichtung und Schriftstellerei überhaupt, die er mit einer Einfachheit und Klarheit sondergleichen behandelt. Man spürt überall den gründlichen Denker über ästhetische Fragen durch, und man erhält klare, einfache Prüfsteine für die Qualität eines Werkes, zum Teil durch die Regeln, zum Teil durch Beispiel und Gegenbeispiel. So wird das Buch nicht nur ein Wegbereiter zum Stil, sondern darüber hinaus gibt es eine Schulung des ästhetischen Gefühls durch klare Einsicht in die Bedingungen dichterischer Wirkung.

München. Dr. Werner Mahrholz.

Rechtswissenschaft

Paul Hirsch, Kommunalpolitische Probleme. Quelle & Meyer, Leipzig, 1920.

Das Buch enthält Vorträge des Vfs. an der Berliner Universität im Zwischensemester 1919. Sie sollen eine Einführung in das umfangreiche Gebiet der Kommunalpolitik sein.

Das Inhaltsverzeichnis gibt einen guten Ueberblick über den reichen Inhalt. Zuerst wird die Stellung der Gemeinden im neuen Deutschland behandelt. Es folgen dann besondere Kapitel: Die Gemeinden während des Krieges, Gemeindesozialismus, Kommunale Lebensmittelversorgung, Kulturpolitik der Gemeinden, Kommunale Wohlfahrtspflege, Gesundheitspflege, Wohnungspolitik. Was Vf. an Zielen auf den verschiedenen Gebieten aufstellt, wird die Billigung aller auf das Wohl des deutschen Volkes bedachten Staatsbürger finden können. Das Buch ist durchweht von dem Streben nach Förderung des Staates und des Volkes und getragen von dem Geiste idealen Gemeinsinns.

Vf. bekennt sich ausdrücklich zur Partei der Sozialdemokratie. Wäre das nicht geschehen, so wäre es an den meisten Stellen kaum zu erkennen gewesen. Das erscheint mir als der beste Prüfstein für den Wert eines Buches, das auf die praktische Förderung des deutschen Volkes abzielt, daß die Parteistellung des Vfs. dahingestellt bleibt. Denn es kommt ja nicht auf eine Propaganda für Ideen, Schlagwörter und Redensarten an, sondern auf die Frage, wie auf

dem und jenem Gebiet des öffentlichen und privaten Lebens Mängel abgestellt und Fortschritte gefördert werden können. Unter diesem Gesichtspunkte sind vor allem die drei letzten Kapitel (Kommunale Wohlfahrtspflege, Gesundheitspflege, Wohnungspolitik) gedacht und geschrieben. Es handelt sich hier überall um Fragen, „an deren Lösung alle Schichten des Volkes, gleichviel auf welchem politischen Standpunkt sie stehen, in gleicher Weise interessiert sind". Diese Betonung der Gemeinsamkeit der Interessen ist ein erfreuliches Symptom positiver staatlicher Betrachtung und Tätigkeit. Die Kritik, die Vf. hier und an anderen Stellen des Buches an der Vergangenheit übt, kann vielfach — leider! — nur bestätigt werden. Freilich bezieht sie sich nur auf die alte Regierung und die ehedem herrschenden Parteien. Von einer Kritik an der Sozialdemokratie als solcher ist keine Rede. Nur an zwei Stellen kann man eine solche zwischen den Zeilen vielleicht erblicken. Einmal bei der Frage der „Sozialisierung" (S. 49), wo erklärt wird, daß nur „schrittweise" sozialisiert werden könne, und der „Wunderglauben an die unmittelbare Wirkungskraft der Vergesellschaftung" ganz leise ironisiert wird. Die andere Stelle findet sich S. 100, wo die Verordnung über Erwerbslosenfürsorge vom 13. 11. 1918 kritisiert wird. Vf. zeigt damit, daß er nicht einseitig ist, und sich bemüht, objektiv zu sehen. Auf die einzelnen Gebiete der kommunalen Tätigkeit, wie sie sich geschichtlich entwickelt und nach Ansicht des Vfs. weiterentwickeln soll, ist hier nicht einzugehen. Es genügt, festzustellen, daß die Fülle von Aufgaben erdrückend ist. Die Gemeinde soll vieles, ja alles, ohne Vormundschaft des Staates, nach den Grundgedanken des Freiherrn vom Stein. „Nicht eine Klasse, sei es die der Besitzenden, sei es das Proletariat, sondern das gesamte Volk in des Wortes weitester Bedeutung muß Lenkerin seiner Geschicke werden". Ja, hätte man das nur früher schon gehört, und hörte man es jetzt wenigstens allgemein!

Einen Schutz würde das englische Mittel der Klage gewähren, von dem S. 10 gesprochen wird. Das im Interesse der Staatsbürger einzuführen, würde ich für einen großen Fortschritt halten.

Die Durchführung der Aufgaben, die der Vf. der Gemeinde zuweist, sieht er durch die Umgestaltung der Steuerwesens gefährdet. Man hätte sich „hüten müssen, die Länder und Gemeinden zu Kostgängern des Reiches zu machen". Man muß den Gemeinden die Einnahmequellen gewähren. „Ich wüßte sonst nicht, wie die Gemeinden ihre Kulturaufgaben lösen sollten. Ohne Geld kann man keine Kulturpolitik treiben." Das ist gewiß richtig. Aber da erhebt sich eine nach meiner Auffassung nicht ganz unwesentliche Frage. Vf. meint, wenn die Gemeinden nicht das nötige Verständnis für ihre Bedürfnisse finden, „so verkümmern sie, aber mit ihnen zugleich das Reich, der Körper, dessen kleinste Zellen sie bilden". Ich kenne noch kleinere Zellen, das sind die Familie und der Einzelne. Seltsam, daß Vf. an diese nicht denkt. Was er von den Interessen der Gemeinden sagt, gilt auch von diesen noch kleineren Zellen. Können sie existieren und „Kulturpolitik" treiben, wenn sie nicht das nötige Verständnis finden? Das ist eine sehr ernste und schwerwiegende Frage, die m. E. nicht minder wichtig ist als die der Gemeinden. Soll der Einzelne denn von Reich, Staat und Gemeinde in edelster Konkurrenz zu kulturpolitischen und allen möglichen anderen Zwecken ausgesogen und zerrieben werden? Das ist un-

möglich. Das Reich freilich handelt da nicht unter dem Gesichtspunkt der „Kultur"-Politik, sondern schafft sich lediglich ein Steuermonopol, um die Einzelwirtschaft allein aussaugen zu können. Wie es das nun besorgt, ist eine andere Frage, die hier nicht zu verfolgen ist. Mir scheint, daß die Besorgnisse des Vfs. bezüglich der „Selbstverwaltung" der Gemeinden auch auf die „Selbstverwaltung" der Einzelnen und der Familien in erheblichstem Maße zutreffen. Daß diese „Selbstverwaltung" der Einzelnen, um die publizistische Terminologie festzuhalten, ein nicht minder erhebliches Gut ist, kann wohl kaum bestritten werden. Der Einzelne als solcher wird nicht berücksichtigt; freilich wird bei der Anrechnung des Arbeitsverdienstes der Kriegerfrauen auf die Kriegsunterstützung gesagt, daß es „ein antisoziales Verfahren" gewesen sei, durch das man das Gegenteil des beabsichtigten Zweckes erreicht habe, da die Frauen nicht zur Arbeit angehalten würden. „Es ist nun einmal in der menschlichen Natur begründet, daß man, ehe man sich seine Unterstützung um den Betrag des Arbeitsverdienstes kürzen läßt, lieber auf die Arbeit verzichtet." Das dürfte stimmen. Aber wer handelt da in der Gesinnung „antisozial"? Wer kürzt, handelt dumm. Und der Faullenzer? Seltsam, daß hier „die menschliche Natur" so vorbehaltlos berücksichtigt wird.

„Eine selbstverständliche Begleiterscheinung der Demokratie ist es, daß das Wissen nicht mehr auf wenige bevorzugte Kreise beschränkt bleibt, sondern daß es zum Eigentum des gesamten Volkes wird". „Die Bildungsbestrebungen müssen Selbstzweck, sie dürfen nicht Mittel zum Zweck sein". Also keine Parteipolitik.

Mit den praktischen Forderungen bin ich ganz einverstanden. Für mich ist das Objekt der Erziehung und das Subjekt der Bildung der Einzelne. Der Mensch in seiner Unendlichkeit und seinem Eigenwert. Alles „Lehren" ist für den Schüler eine „Veranlassung", wie Kierkegaard das sagt. Alle Erziehung ist ein Sichentwickeln zu sich selbst. „Werde, was Du bist". Träger aller Bildung ist nur der Einzelne. „Es bildet ein Talent sich in der Stille" — und „So Du beten willst, geh in Dein Kämmerlein". Der Versammlungssaal mag Dir Anregung und Veranlassung geben. Das ist wohl „demokratisch", daß einer dem andern als Mensch gleich sei.

Ist es nun richtig, daß das Wissen „Eigentum des gesamten Volkes" werden müsse? Das „Wissen"!? und „Eigentum" des „Volkes". Wie macht das das Wissen und das „Volk"? Aber es ist ein hübscher Satz, wenn man ihn so als Schlagwort hört. In Versammlungen kann er, mit entsprechendem Pathos vorgetragen, Begeisterungsstürme auslösen. Gerade, weil man sich dabei nichts genaues denken kann, kann man um so mehr fühlen, und das gibt Schwung, das gibt Glauben und Kraft. Der Glaube aber ist's, der die Welt überwindet. Nicht was, sondern daß man glaubt, ist wesentlich. Die aber, so da denken, sitzen auf der Bank der Spötter, und werden von dem rauschenden Strom der Gläubigen hinweggerissen. Die Spötter aber glauben — noch untergehend —, daß sie nichts glauben. Tragödie! „Schreitet Seele nicht durch die Jahrhunderte?" Und nährt sie sich nicht von Redensarten, so man Ideen nennt?

Aber im Praktischen gehe ich mit dem Verf. vielfach parallel. Da können wir uns die Hände reichen.

Heidelberg. Geh. Rat Prof. Dr. Neubecker.

Politische Korrespondenz

Oberschlesien!

Die „Hohe Interalliierte Kommission“ in Oppeln gibt heute den 20. März als Termin der Abstimmung in Oberschlesien offiziell bekannt. Damit scheint ein Schicksal seiner Entscheidung entgegenzureifen, das mit dem Zusammenbruch Deutschlands von 1918 entstanden und dessen deutsche, ja europäische Bedeutung seitdem in vielen politischen Stürmen von Tag zu Tag tiefer erkannt worden und heute offenkundig ist.

Hier soll nicht wiederholt werden, was oft genug von deutscher Seite gesagt, von den Neutralen längst zugegeben und jüngsthin, besonders seit dem mutigen Bekenntnis des Amerikaners Sidney Osborne, auch von der englisch sprechenden Welt als richtig anerkannt worden ist: daß nämlich der Pole auf dieses seit 600 Jahren von seinem Volk und Staat getrennte deutsche Kolonialland nicht den geringsten historischen, nationalen, wirtschaftlichen oder moralischen Anspruch geltend machen kann. Wir wollen hier uns mit der politischen Frage „Oberschlesien“ beschäftigen, d. h. mit der Frage, welche Bedeutung Oberschlesien für die Neuordnung der Welt, den Wiederaufbau Europas und insbesondere Deutschlands zukommt.

Gegenüber allen Angriffen der Polen und der Friedenskonferenz von Versailles haben wir Deutsche wieder und wieder behauptet, daß Oberschlesien ein unabtrennbares Glied des Deutschen Reiches sei, daß Oberschlesien ohne Schlesien und Deutschland und daß Schlesien und Deutschland ohne Oberschlesien auf die Dauer nicht existieren könnten.

Als in der Konferenz von Spa der erste Auftakt erklang zu der großen Diskussion über die „Reparation“, also über die Kriegsentschädigung, die Deutschland zu leisten hätte, hat Minister Simons sofort und mit Nachdruck erklärt, daß diese Fragen keine Entscheidung finden können, ehe man nicht weiß, was das Schicksal Oberschlesiens sein würde, ob Deutschland es verlieren würde oder nicht. Seitdem sind die beiden Fragen: „Reparation“ und „Oberschlesien“ tatsächlich zusammen behandelt worden und erscheinen heute unlösbar miteinander verknüpft, wie Kette und Einschlag. Und wenn die in dem Pariser Diktat vom Februar beschlossene Londoner Konferenz auch drei Wochen früher ihren Anfang nehmen soll, als mit der Abstimmung in Oberschlesien die Entscheidung über sein Schicksal eingeleitet wird, so sind sich alle Parteien darüber klar, daß der Abschluß der Gespräche in London doch erst statthaben kann, wenn die Entscheidung über Oberschlesien gefallen sein wird; ja es scheint, daß das Bewußtsein dieses Zusammenhanges der letzte Anlaß gewesen ist, nunmehr endlich und sobald als möglich den Termin der Abstimmung festzusetzen.

Die Entente und besonders Frankreich bewegen sich mit ihren Deutschland feindseligen Wünschen in einem circulus vitiosus. Frankreich will uns mit Oberschlesien eine Basis künftiger Rüstungsindustrie und eine Quelle der Kraft zu beflügeltem Wirtschaftsaufstieg rauben, will seine polnische Filiale stärken, würde aber bei Erfüllung dieses seines Wunsches auf die Hoffnung verzichten müssen, genügend hohe

deutsche Reparationen zu erhalten, um seine finanzielle und wirtschaftliche Blutarmut beheben zu können. Umgekehrt muß Frankreich auf das oberschlesische Attentat verzichten, wenn es seine Wünsche für genügende Reparationen voranstellt. Die Meinungen in Frankreich sind geteilt: Die Partei des Wiederaufbaues verzichtet auf das imperialistische Abenteuer, auf das man mit der Abtrennung Oberschlesiens vom deutschen Wirtschaftskörper gehen würde. Die Militärs und reinen Chauvinisten halten die dauernde Schwächung Deutschlands für wichtiger als die schnelle wirtschaftliche Erholung Frankreichs, die eben nur Seite an Seite mit der Deutschlands erfolgen kann. Kompromisse, die versucht werden, wie die Schaffung eines neutralen oberschlesischen Staates, werden in ihrer Unzulänglichkeit empfunden, als Provisorium erkannt, das auf die Dauer die Schwächung Deutschlands nicht erzielen und doch zunächst die Reparation beeinträchtigen würde. Tatsächlich hat sich also auch in Frankreich die Erkenntnis durchgesetzt, daß der Verlust Oberschlesiens ein Ruin für Deutschland wäre.

Diese allgemeine Ansicht wird in ihrer Wahrheit gefühlt, aber selten entwickelt und noch seltener belegt. Dem naiven Betrachter verkörpert sich die Wahrheit dieses Haupt- und Grundsatzes von der Unentbehrlichkeit Oberschlesiens zunächst in der Vorstellung, daß Deutschland ohne die oberschlesischen Kohlen nicht leben könne. Die Männer von Versailles scheinen nicht viel tiefer über das Problem nachgedacht zu haben, als es diese Vorstellung ist, wenn sie — gewissermaßen zur Beruhigung des Gewissens der Welt verfügten, daß, im Falle der Polonisierung Oberschlesiens, Polen verpflichtet sein solle, 15 Jahre lang die Ausfuhr der Bergwerkserzeugnisse Oberschlesiens nach Deutschland zu gestatten. Gewiß, Deutschland kann ohne das Quantum Kohle, das ihm Oberschlesien geliefert hat (1913 ohne Posen, Westpreußen und Oberschlesien selbst etwa 14 Millionen Tonnen) nicht leben. Dieses Quantum würde übrigens geliefert werden können, sei es von Oberschlesien, sei es von England, sei es von Niederschlesien oder vom Ruhr-Kohlengebiet. Für die ersten Jahre würden die andern deutschen Produktionsgebiete, das Ruhrgebiet und Niederschlesien, als Lieferanten nicht in Frage kommen, da deren Produkte teils durch den übrigen deutschen Bedarf, teils durch die vom Friedensvertrag diktierten Abgaben an das Ausland vollkommen mit Beschlag belegt sind. Wir wären also in der schwierigsten Zeit unseres Wiederaufbaus gezwungen, Kohlen entweder aus dem polnisch gewordenen Oberschlesien, falls dieses zu der Lieferung noch in der Lage sein sollte, oder aus England zu kaufen, um die Industrie, die Beleuchtung und die Heizung der Städte in Ost- und Mitteldeutschland in Gang halten zu können. Hier liegt das Problem: ob Deutschland reich genug ist, für eine so ungeheure Organisation, wie es die dichte agrarische uud städtische Besiedlung des Ostens und der Mitte ist, den lebensnotwendigsten Rohstoff, die Kohle, aus dem Ausland kaufen zu können. Wenn Deutschland gezwungen wäre, Kohle aus einem polnischen Oberschlesien zu beziehen, würde das heißen, daß wir mit unserer im Verhältnis zur polnischen ungleich besseren Valuta ganz Polen finanzieren würden, schließlich zum Schaden unserer eigenen und zum Vorteil der feindlichen Valuta. Sollten wir aber Kohle aus England kaufen müssen, so bedeutet

das eine ganz unübersehbare Schwächung unserer Valuta, wenn nicht eine völlige Verschuldung unserer Wirtschaft an das Ausland. Vor allem aber reichen die privatwirtschaftlichen Mittel Deutschlands nicht zu, um den ganzen riesigen Apparat mit aus dem Ausland zu kaufendem Arbeitsstoff zu füllen. Ein teilweises Leerlaufen des Apparates würde aber binnen kurzem zu dessen völligem Zusammenbruch führen müssen.

Was das heißt, haben hoffentlich unsere statistischen Aemter, das Reichswirtschaftsministerium, das Reichsministerium für die auswärtigen Angelegenheiten so genau erarbeitet, daß sie in London mit präzisen Ziffern kommen können. Hier muß der Nachweis geführt werden, welche Industrien von oberschlesischer Kohle abhängig gewesen sind, wieviel Städte für Heizung und Beleuchtung oberschlesische Kohle bezogen haben; hier muß weiter dargestellt werden, welches die privaten finanziellen Mittel eben dieser Industrieen sind, welche Chancen danach bestehen, um zu allen übrigen aus dem Ausland zu beziehenden Rohstoffen auch noch Kohle einführen zu können oder welche Kreditfähigkeit vorhanden ist, um auf einige Jahre mit Auslandskohle arbeiten zu können; welche Hoffnungen bestehen, die übrige deutsche Kohlenproduktion zu heben, um in kürzester Zeit die Auslandskohle wieder durch deutsche Kohle ersetzen zu können; welche Mittel für eine derartige Entwicklung der übrigen deutschen Kohlenwirtschaft notwendig sind, in welchem Zeitraum diese Entwicklungsarbeiten technisch geleistet werden können. Die genaue Beantwortung aller dieser Fragen würde zweifelsohne mathematisch sicher erweisen, daß das Deutschland der Mitte und des Ostens, falls es für Aufrechterhaltung seiner Arbeit auf den Bezug von Auslandskohle angewiesen sein würde, vollständig zusammenbrechen müßte.

Alsdann muß dem Ausland klar gemacht werden, was der wirtschaftliche Zusammenbruch eben dieses Deutschland der Mitte und des Ostens für die Welt bedeutet. Im Deutschland des Ostens und der Mitte wohnen mehr als 25 Millionen Menschen, also mehr als der dritte Teil der Bevölkerung Deutschlands, und eine rohe Rechnung macht schon klar, daß dies Drittel der Bevölkerung Deutschlands auch der Konsument eines Drittels der Einfuhr ist, die Deutschland aus aller Welt bezogen hat. Immerhin wird es gut sein, wenn man nach den Statistiken der Handelskammern Deutschlands und der Güterstatistik der Eisenbahnen unseren ehemaligen Feinden und besonders Amerika nachweisen kann, welche Kontingente an Rohstoffen und Lebensmitteln, Fertigfabrikaten und Halbfabrikaten die mit oberschlesischen Kohlen arbeitenden Teile Deutschlands aus aller Welt konsumiert haben. Derartige Ueberlegungen dürfen endlich nicht an bloßen Ziffern und Flächenmaßen Halt machen. Der wirtschaftliche Niedergang Ost- und Mittel-Deutschlands wäre eine Kalamität, die ganz Deutschland, ja ganz Europa in Mitleidenschaft ziehen würde. Auch der Westen und Süden Deutschlands müßte verkümmern, und seine Aufnahmefähigkeit für Waren und Rohstoffe aus den glücklicheren Ländern der Welt müßte von Jahr zu Jahr sinken. Eine solche Politik in einem Zeitpunkt einzuleiten, in dem infolge ungeheurer, noch jahrelang drohender Absatzkrisen sich auf der einen Seite die Rohstoffe häufen und die Ballen von Baumwolle und die Säcke voll Weizen zum Himmel türmen, während auf der

anderen Seite der Hunger die Menschen, deren Hände arbeitslos ruhen, ins Grab zieht, ist nicht nur Verbrechen, sondern ein absoluter Wahnsinn.

So ist die Gegenwart das, was Deutschland an Besitz aus Vergangenheit und Gegenwart verliert in dem Augenblick, da Oberschlesien polnisch wird. Ein zweites und fast noch tragischeres Kapitel ist die Zukunft, die zerstört wird. Indem wir uns diesen Zukunftsträumen, die Wirklichkeit werden können, wenn Oberschlesien deutsch bleibt, zuwenden, können wir uns nicht um die hysterischen Aengste der französischen Chauvinisten kümmern, ebensowenig um den wirtschaftlichen Konkurrenzneid, wie er in England lange und schlimm genug vor dem Kriege gewütet hat und auch jetzt wieder hier und dort aufflackert, wir müssen wahr sein:

Deutschland ist mit seinem Kohlenverbrauch immer sehr sparsam gewesen, um so viel als möglich in produktiver Weise verarbeiten zu können. Wir haben einen unverhältnismäßig großen Prozentsatz der Kohle karbonisiert zu Koks im Interesse unserer ganz anders als in anderen Ländern auf Koksnebenprodukte eingestellten Industrien. Wir haben weiter 34,5 % unserer Kohlen der Industrie, den Gruben und der Landwirtschaft direkt zugeführt, genau so viel wie die Vereinigten Staaten von Amerika, haben dagegen für Transporte nur 14,6 % der geförderten Kohle verbraucht auf einen Flächenraum, der um 67 % größer ist als der Groß-Britanniens, und 60 % mehr Kohlentransporte aufzuweisen hat. Für Hausbrandzwecke gingen 9,1 % auf gegen 12,5 % in England, oder 17 Millionen gegenüber 36 Millionen Tonnen; der Verbrauch der Vereinigten Staaten belief sich auf 180 Millionen Tonnen! Diese Sparsamkeit hatte ihren Grund, denn trotz lebhafter Förderung war Kohle in Deutschland knapp; es wurde sogar Kohle eingeführt, und der Export an Kohle, der aus geographischen Zwangslagen entstand, z. B. der Oberschlesiens, betrug nur 13,1 % gegenüber 34,1 % in England; 24 Millionen Tonnen gegenüber 98 Millionen Tonnen. Aus allen diesen Ziffern kann man die wirtschaftspolitische Tatsache erkennen, daß Deutschlands Kohlenförderung nur mühsam Schritt hielt mit der Entwicklung seiner kohleverbrauchenden Industrie. (Nach Osborne, Die oberschlesische Frage und das deutsche Kohlenproblem — Uebersetzung bei Georg Stilke, Berlin 1921.)

Heute haben wir eine Steinkohlenförderung von 131 Millionen Tonnen und eine Braunkohlenförderung von 111 Millionen Tonnen im Jahre 1920. Dank starker Vermehrung der Belegschaften ist dieses relativ gute Resultat erzielt worden, das gegenüber dem Jahre 1919 eine Vermehrung der Steinkohlenförderung um 23 Millionen Tonnen und der Braunkohlenförderung um 17 Millionen Tonnen bedeutet. Aber wir sind infolge der Förderungsverluste, die der Verlust Lothringens und die zeitweilige Abtrennung des Saargebietes nach sich gezogen hat, noch weit von der Förderung von 1913 mit 190 Millionen Tonnen Steinkohlen entfernt.

Die Vereinigten Staaten von Amerika haben durch eine enorme Kriegsentwicklung ihrer Steinkohlenwirtschaft eine Produktion von etwa 760 Millionen Tonnen erreicht. Hier stehen also einer Bevölkerung, die nur um ein Drittel größer ist als die Deutschlands fast sechsmal so viel Kohlen für ihre Entwicklung zur Verfügung. Und dabei ist angesichts der Entwicklungsmöglichkeiten der Vereinigten

Staaten von Amerika dieser Reichtum seiner jährlichen Förderung nicht zu groß. Aus dieser allgemein zugegebenen Tatsache sollte man Schlußfolgerungen für Deutschland ziehen. Würde man Deutschland die oberschlesische Kohlenförderung nehmen, die 1913 fast 23 % der Gesamtförderung ausmachte, so würde sich Deutschland heute mit etwa 90 Millionen Tonnen begnügen müssen, der Vergleich mit Amerika würde dann noch ungünstiger ausfallen und die Hoffnungslosigkeit der deutschen Lage vollkommen illustrieren. Das Ruhr-Kohlengebiet und die übrigen Förderungsgebiete Deutschlands sind nach Ansicht von Fachleuten entweder an der Grenze ihrer Steigerungsfähigkeit angelangt oder verhältnismäßig zu entwicklungsunfähig, um den Ausfall Oberschlesiens vollkommen oder rasch genug ausgleichen zu können. Keins dieser Gebiete besitzt die Entwicklungsfähigkeit Oberschlesiens, vorausgesetzt, daß es bei Deutschland verbleiben würde. Wenn sich die oberschlesische Förderung nur in derselben Höhe vermehren würde, wie das bis 1913 der Fall gewesen ist, d. h. um etwa 4 % jährlich, so könnte in etwa 25 Jahren in Oberschlesien eine Förderung von 95 bis 100 Millionen Tonnen erzielt werden. Aber aus Oberschlesien läßt sich mehr machen. Wenn hier deutsche Arbeit mit voller Energie einsetzt, wäre es möglich, die Ziffer von 100 Millionen Tonnen in unverhältnismäßig kürzerer Zeit zu erreichen, das würde heißen: Oberschlesien allein und vielleicht nur Oberschlesien ist in der Lage, erstens den zeitweiligen Ausfall des Saargebietes alsbald zu decken, zweitens den wichtigsten Beitrag für die durch den Friedensvertrag erzwungene Kohlenabgabe zu leisten, drittens das Rad der deutschen Entwicklung im Schwung zu erhalten.

Die Kohlenschätze Oberschlesiens betragen bei sorgfältiger und wissenschaftlicher Abschätzung, wobei nur die Kohlenschichten von nicht weniger als 30 Zentimeter zählen, 166 000 Millionen Tonnen. Von diesem Vorrat sind 68 % bearbeitbar. 60 Millionen davon werden weniger als 1000 Meter unter der Erde erarbeitet. Aus einer Tiefe von 1000—1200 Meter kommen 14 460 Millionen Tonnen dazu. (Nach Osborne.) Bei einer Förderung von 100 Millionen Tonnen im Jahre würden die Reserven des ersten Teils 600 Jahre reichen. Erhöht man die Förderung, so verkürzt sich natürlich die Ertragsdauer. Selbst bei gigantisch gesteigerter Förderung, die nur bei erheblich wachsendem Volkstum und entsprechender Vermehrung der Arbeiterschaft Deutschlands erfolgen könnte, werden immer noch Zeiträume zur Verfügung stehen, die lang genug sind für einen wirtschaftlichen Kalkül. Die bis zu 1200 Meter Tiefe liegenden Kohlen, deren Hebung vorläufig allein rentabel ist, müssen Gegenstand aller nationalen und internationalen Abschätzungen und Vergleiche sein. Nur diese Ziffern haben wirtschaftspolitisches Interesse. Bis zu 1000 Meter enthalten Schlesiens Kohlenfelder nahezu 60 % der Gesamtvorräte Deutschlands, das Ruhrkohlengebiet ist daran nur mit 30—35 % beteiligt, und das Saargebiet, das an dritter Stelle steht, gar nur mit 7,87 %. Den 74 Millionen Tonnen Kohlen Oberschlesiens, die aus einer Tiefe bis zu 1200 Meter gefördert werden können, stehen nur 28 Millionen Tonnen Reserven im Ruhrgebiet gegenüber, wenn man nur die Flöze von über 12 Zoll Dicke berücksichtigt und die bekannten Vorkommen. Dieser Vergleich zeigt also deutlich, welche ungeheure Zukunft die oberschlesischen Felder für Deutschland haben

können, wenn einmal alle Hindernisse des Verkehrs, die durch die ungünstige geographische Lage Oberschlesiens bedingt sind, gehoben sein werden. Wenn man den Westen und den Osten Deutschlands vergleicht, so ist bis heute der Westen der dichter besiedelte, der stärker industrialisierte Teil, im Osten ist noch Neuland. Dieses Neuland wartet auf Oberschlesien! Von hier könnte Jahrzehnte und Jahrzehnte neue Arbeit, neues Leben für noch ungeborene und noch ungezählte Millionen kommen; hier könnte das große Arsenal entstehen für die große Kolonisation des europäischen Ostens und Südostens. Alle diese Zukunft wird unterbunden oder vielleicht für immer vernichtet, wenn jetzt Oberschlesien von seinem natürlichen deutschen Nährboden getrennt wird.

Wenn wir Oberschlesien verlieren, sind wir bettelarm, und dieses Wort bleibt wahr, selbst wenn wir uns nur auf den positiven Verlust beschränken, auf den Verlust seiner Milliarden Kohle, die uns gehört, die wir uns nicht vom Ausland zu kaufen brauchen, die ein Teil des deutschen Volksvermögens darstellt, die Grundlage unserer Valuta ist, tausendmal mehr, als es je eine Golddeckung sein könnte. Selbst wenn das Oberschlesiens beraubte Deutschland in unerhörter Willensanstrengung und unter fürchterlichsten Entbehrungen sich in seiner Organisation behaupten sollte, selbst dann wird es zu jedem großen Opfer, das man jetzt in London von ihm verlangt, tatsächlich unfähig sein durch den Verlust an positiven Werten, durch die Entwertung seiner Kreditfähigkeit.

Bis hierher reicht die deutsche Ansicht der oberschlesischen Frage, die Erörterung über das deutsche Schicksal, falls Oberschlesien polnisch wird; wir wenden uns dem Schicksal von Oberschlesien selbst zu und akzentuieren zuletzt die europäische Bedeutung des Falles.

„Oberschlesien kann ohne Schlesien und Deutschland nicht leben", der oberschlesische Wirtschaftskörper muß verkümmern, sobald er Glied des polnischen Staates und Wirtschaftsverbandes geworden sein sollte. Diese Behauptung, gegen die außer von den Polen selbst von keiner Seite, selbst der französischen nicht, Ernsthaftes eingewendet wird, läßt sich noch leichter präzis begründen und belegen als die von den schweren Erschütterungen, denen der deutsche Staat durch den Verlust Oberschlesiens ausgesetzt sein würde. An die Spitze unserer Betrachtungen stellen wir die über die oberschlesische Kohlenwirtschaft. Grundlage der oberschlesischen Kohlenwirtschaft war einmal der starke Eigenverbrauch und die große deutsche Konsumtion, zweitens aber eine auf Oberschlesien zugeschnittene deutsche Wirtschaftspolitik, die Oberschlesien sowohl den Bezug wichtigster Hilfsmittel seiner Kohlenwirtschaft sicherstellte, wie durch Erleichterungen im technischen Verkehrs- und Tarifwesen die Produktion als solche rentabel gestaltete und den Absatz leicht machte. Diese Voraussetzungen oberschlesischer Wirtschaft fallen in demselben Augenblick fort, als Oberschlesien von Deutschland getrennt und zu Polen geschlagen wird. Man braucht nicht einmal mit dem ominösen Begriff „polnischer Wirtschaft" zu operieren, um zu erweisen, daß die oberschlesische Kohlenproduktion allmählich zusammenbrechen muß. Die Vorstellung, als ob in den Bedingungen der oberschlesischen Produktion alles beim alten bleiben könnte, auch wenn Oberschlesien polnisch wird, ist mehr wie kindisch. Für Ost- und Mitteldeutschland besteht kein Zwang zum Bezug polnischer Kohle aus Oberschlesien;

es besteht auch kein Anreiz, um so weniger, wenn diese Kohle, indem sie keine Ausnahmetarife für ihre Beförderung usw. erhalten würde, sich teurer stellen wird als die englische Kohle. Tarifarische Ausnahmebehandlung, verkehrstechnische Bevorzugung seiner Produktion, beispielsweise durch Wagengestellung usw., kann aber nach den Bestimmungen des Vertrages von Versailles von Deutschland nicht verlangt, ja eigentlich ihm nicht einmal gestattet werden. Und wie schon oben bemerkt, wird Deutschland, falls es sich in seiner Wirtschaft behaupten sollte, alle seine Kräfte anspannen, den oberschlesischen Ausfall sobald als möglich zu ersetzen durch gesteigerte Förderung in den niederschlesischen und sächsischen Stein- und Braunkohle-Revieren, um sich rascheſtens vom Bezug ausländischer Kohle überhaupt frei zu machen. Ob das gelingt, ist freilich sehr zweifelhaft; wenn es aber nicht gelingt, wird die Folge nicht die sein, daß man wieder auf oberschlesische Kohle zurückgreift, sondern daß der Kohlenverbrauch sinkt, indem eine Industrie nach der andern eingeht, eine allmähliche Entkräftung und Entsiedlung Ostdeutschlands eintritt. Wir können also so gut wie als Tatsache buchen, daß die oberschlesische Kohlenwirtschaft ihr deutsches Absatzgebiet verliert. Aber auch der Eigenverbrauch Oberschlesiens wird durch den Niedergang seiner Eisenwirtschaft, den wir noch darstellen werden, und anderer bodenständiger Industrien erheblich sinken. Wie will Oberschlesien einen anderen Absatz für diese rund 20 Millionen Tonnen Kohle, eine genügende Bezahlung dafür finden, so, daß seine Wirtschaft rentabel bleibt? Der polnische Bedarf war in den besten Zeiten vor dem Kriege nicht annähernd so groß, um solche Quantitäten schlucken zu können. Nachdem Polen zu seinen alten Kohlenfeldern die galizischen erhalten hat, würde bei Wiederaufrichtung dieser Betriebe nicht nur der polnische Bedarf vollkommen gedeckt sein, sondern sogar ein Ausfuhrüberschuß erzielt werden können, der hinreicht für die Bedürfnisse der nördlichen Randstaaten, soweit sie nicht von See aus durch England befriedigt werden. Den Absatz nach Südosten wird die tschechische Produktion decken, um so mehr, als die südöstlichen Länder, Oesterreich, Ungarn und der Balkan, gerade die durch den Ausfall des Absatzes nach Deutschland frei werdenden unteren Kohlensortimente Oberschlesiens, die sogenannte Industriekohle nicht verbrauchen können, weil ihre Industrie und ihre Wirtschaft auf den Brand dieser Kohle nicht eingestellt ist und es Jahre und sehr kostspielige Anlagen notwendig machen würde, um sie auf die sogenannte Industriekohle einzustellen. Der Absatz nach Südosten ist überhaupt eine Frage der wirtschaftlichen und verkehrsmäßigen Entwicklung dieser Länder, die nur dann gelöst werden kann, wenn ein lebensfähiges Deutschland die Initiative hierzu ergreift. Und lebensfähig für solche Aufgaben wird Deutschland nur im festen Besitz Oberschlesiens sein.

Wenn die Absatzmöglichkeiten für die Hälfte der Produktion nicht wegfallen würden, müßte doch die oberschlesische Produktion sinken, weil ihr durch die Trennung vom deutschen Wirtschaftskörper alle Mittel fehlen, um sich auf der alten Höhe zu halten. Das gilt in erster Linie von der Versorgung Oberschlesiens mit Grubenholz. Hierin ist Oberschlesien fast ganz von Deutschland abhängig. Gegenwärtig wird nahezu der gesamte Grubenholzbedarf Oberschlesiens — von jährlich einer Million Festmeter! — aus Deutschland geliefert.

Aber auch vor dem Kriege brachte Deutschland davon mehr als die Hälfte auf. Nun ist zwar der neue polnische Staat besonders in seinen galizischen Provinzen waldreich genug; aber für eine genügende Grubenholzwirtschaft fehlt es auf lange Zeit hin so sehr an Organisations- und Verkehrsmitteln, daß Oberschlesien nicht damit rechnen kann, von Polen aus versorgt zu werden. Ob Oberschlesien die Versorgung aus Deutschland behalten kann, ist ebenfalls sehr ungewiß. Bisher war genügende Belieferung nur durch dauernde Unterstützung der Behörden, Bereitstellung der staatlichen Forsten, Verkehrserleichterungen und Vorzugstarife durchführbar. Alle diese Bedingungen gehören wieder zu jenem Kapitel, unter das wahrscheinlich mit der Abtrennung und auch gerade infolge der Bestimmungen des Vertrages von Versailles der Schlußpunkt gesetzt werden muß. Auch ist der eigene deutsche Holzbedarf für andere Industrien so groß, daß sich höchstwahrscheinlich die deutsche Holzwirtschaft auf rentablere Möglichkeiten umstellen wird, als es der Grubenholzverkauf nach einem polnisch gewordenen Oberschlesien sein kann.

Summa summarum: die Kohlenwirtschaft Oberschlesiens wird infolge Absatzmangel und Schwierigkeiten in der Beschaffung von Hilfsmitteln, insbesondere Grubenholz, rapide zum mindesten bis auf die Hälfte, vielleicht auf ein Drittel der Förderung vor dem Kriege heruntergehen.

Noch schlimmere Aussichten bieten sich für die Eisenindustrie. Die Eisenindustrie Oberschlesiens ist ein historisches Gebilde, das heut eigentlich am falschen Standort sich befindet. Sie erwuchs mit der Möglichkeit, oberschlesische Eisenerze vorteilhaft verhütten zu können. Nachdem der oberschlesische Eisenerzvorrat verbraucht war, bestand sie dennoch glücklich weiter durch die Vorzugsbehandlung, die deutsche Wirtschaftspolitik ihr angedeihen ließ. Sowohl die hochwertigen Erze, die meistenteils aus Schweden eingeführt werden und den Wasserweg gehen, wie die jetzt hauptsächlich von der Dill, Lahn und aus dem Harz kommenden deutschen Zuschlagserze genießen eine tarifarische Bevorzugung, um ihre Kostengestaltung für die oberschlesischen Hütten möglich und deren Produktion rentabel zu erhalten. Aber nicht nur die Erze müssen eingeführt werden, auch der Koksverbrauch der oberschlesischen Hütten kann nur zum Teil aus Oberschlesien selbst befriedigt werden, weil der oberschlesische Koks für die größeren Hochöfenanlagen zu leicht und zu grussig ist. Niederschlesischer Koks wird in gewaltigen Quantitäten eingeführt! Kurzum, wenn man ferner die Abhängigkeit dieser Industrie von der großen deutschen Maschinen- und elektrischen Industrie bedenkt in allem, was die Beschaffung und Ergänzung von Maschinenteilen und Anlagen usw. betrifft, dann kann man allein schon vom Standpunkt der Produktion aus felsenfest behaupten, daß die Aufrechterhaltung der Hüttenindustrie Oberschlesien unmöglich ist, falls dieses polnisch wird. Dazu kommen ähnliche Absatzschwierigkeiten wie bei der Kohle. War doch die polnische Eisenindustrie nur lebensfähig dadurch, daß sie den großen russischen Markt mit versorgte. Heut liegt sie bekanntlich vollkommen tot. Die tschechische Eisenindustrie kämpft ebenfalls um ihre Existenz, so daß also für die oberschlesische Industrie nur dann Aussichten bestehen würden, wenn sie den deutschen Absatzmarkt behielte, diesen Markt, den sie mit einem unendlich feinen System des Handels gegen die stärkere

Schwester Nordwestdeutschlands sich mühsam Schritt für Schritt mit-erobert hat. Es ist fast unvermeidlich, daß, wenn die Eisenindustrie Oberschlesiens sich nicht selbst aufgeben will, sie auswandern wird, daß sie ihre heut noch bewahrte finanzielle Macht, ihre Organisation, ihre Initiative an Stätten neu konsolidiert, an denen ihr die Roh-stoffe und die Hilfsmittel mit geringeren Kosten zur Verfügung stehen, als das bisher in Oberschlesien der Fall war, daß sie von einer verlorenen Südostmarkt nach Deutschland zurückkehren wird, sei es nach Niederschlesien, sei es in die Braunkohlen-Reviere, sei es an die Mündungen der Flüsse, und von hier aus ihren alten Kundenkreis weiter zu bedienen suchen wird.

Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, wie beispiels-weise insbesondere die Stahlerzeugung Oberschlesiens fast ausschließlich auf Alteisen aufgebaut ist und wie als Lieferant für Alteisen nur die große Industrie Deutschlands in Frage kommt. Konnte doch die polnische Industrie nicht einmal den Alteisenverbrauch der heimischen Stahlindustrie annähernd decken. Alle diese Fragen sind von den berufenen Organisationen Oberschlesiens mit genauster Peinlichkeit erarbeitet worden, sind den Machthabern, die einst auf Grund der Abstimmung über das Schicksal dieses Landes entscheiden wollen, vorgetragen, sind von den Gegnern nicht widerlegt worden, so daß wir hoffen wollen, die Einsicht in eherne Notwendigkeiten, die Tat-sachen werden über politischen Unverstand, Haß, Raubgier und kurz-sichtige wirtschaftspolitische Spekulationen der polnischen Seite den Sieg davontragen.

Wir werfen einen letzten Blick auf die andern großen, die Wirt-schaft Oberschlesiens begründenden Industrien, insbesondere auf die Zinkindustrie. Hier war der Absatz an Rohzink, Zinkblech, Zink-staub, Kadmium und Zinkblei fast ausschließlich nach Deutschland ge-richtet, das allein über die Organisation verfügt, diese Produkte weiter zu verarbeiten. Polen besitzt ja in Trzebinia eine eigene Zink- und Bleiproduktion, die für die Leistungsfähigkeit seiner zinkverarbeitenden Industrien vollkommen zureicht. Unmöglich könnte Polen und Süd-osteuropa die oberschlesische Zinkproduktion aufnehmen, und noch weniger wäre das der Fall mit den Nebenprodukten der Zinkindustrie, der Schwefelsäure und der schwefligen Säure, für die der einzige in Frage kommende Abnehmer die Düngemittel- und Zellstoffindustrie Deutschlands ist und bleibt. Aber Deutschland ist nicht auf Ober-schlesien angewiesen; gerade für die Zinkproduktion und die Neben-produkte dieser Industrie können ihm die entsprechenden nordwest-lichen Industrien voll Ersatz bieten.

In einem Kohlenlande, wie Oberschlesien es ist, gewinnt die Sprengstoffindustrie besondere Wichtigkeit. Die oberschlesische Sprengstoffindustrie ist aber vollständig auf die deutsche Versorgung mit Rohstoffen angewiesen, vor allem auf deutschen Salpeter und deutsches Kali. Das sind nun Produkte, die so sehr gesucht werden, daß Deutschland kein Interesse hat, die notwendigen Quantitäten für die Sprengstoffindustrie eines polnischen Oberschlesiens zu reservieren. Mit aller Deutlichkeit muß einmal ausgesprochen werden, daß zwar Deutschland durch den Friedensvertrag verpflichtet ist, die Einfuhr aus den abgetrennten Gebieten oder die Ausfuhr nach dort keinen anderen Gebühren, Abgaben und Steuern zu unterwerfen, als solche für gleiche Waren nach oder von irgend einem andern Lande er-

hoben werden, in keiner Weise aber gezwungen werden kann, seine Ein- und Ausfuhrpolitik überhaupt, d. h. Verbot oder Freigabe von Ein- und Ausfuhr, allgemein oder einem einzelnen Lande gegenüber, nach anderen Interessen als seinen eigenen zu bestimmen. Höchst wahrscheinlich wird die Ausfuhr solcher lebensnotwendigen Artikel wie Kali und Salpeter bis auf weiteres gedrosselt bleiben. Wenn aber Polen im Interesse Oberschlesiens eine Vorzugsbehandlung wünscht, was kann es als Kompensation dafür bieten, dieser Staat, der nichts, was wir brauchen, weder Lebensmittel noch Rohstoffe, uns liefert, und der zur Aufrechterhaltung einer von deutschen Kräften geschaffenen Wirtschaftsorganisation, zur Ernährung seiner Bevölkerung an das ausgesogene Deutschland immer neue Anforderungen stellen muß?

Verhältnisse, wie wir sie hier für die Hauptindustrien Oberschlesiens geschildert haben, würden sich bei den meisten Hilfsindustrien und den kleineren Eigenindustrien ebenfalls entwickeln; aber auch die Landwirtschaft Oberschlesiens würde enorm unter der Trennung vom deutschen Wirtschaftskörper leiden, der allein in der Lage ist, sie mit Geräten, Maschinen, Düngemitteln, Sämereien ausreichend zu versorgen und innerhalb des deutschen Verkehrssystems diese Waren billig genug anzuführen. Auf alle diese Probleme gehen wir nicht näher ein; es genügt, die Notwendigkeiten für den unaufhaltsamen Niedergang von Oberschlesiens Kohlen- und Eisenwirtschaft bewiesen zu haben, weil das Absterben dieser Lebenskraft Oberschlesiens selbstverständlich den Ruin des ganzen Landes, also auch der übrigen Industrien und selbst der Landwirtschaft nach sich ziehen muß.

Unsere Gegner, die sich der Einsicht vom Rückgang oberschlesischer Wirtschaft unter polnischer Staatshoheit zwar nicht verschließen, operieren dennoch mit der Vorstellung, daß dieser Niedergang nicht so rasch eintreten wird, wie die deutsche Seite annimmt und daß also Zeit zur Verfügung stehen würde, um durch außerordentliche Hilfsmittel von seiten finanzkräftiger Ententestaaten den verderblichen Folgen der Abtrennung Oberschlesiens entgegenarbeiten zu können. Diesem Wahn gegenüber muß mit aller Bestimmtheit gesagt werden, daß die unmittelbaren Folgen der Abtrennung bereits katastrophal sein werden und daß höchstwahrscheinlich keine der Ententemächte finanziell und wirtschaftlich stark und bewegungsfrei genug sein wird, um diese Folgen aufhalten zu können. Aus dem Bereich solcher unmittelbaren katastrophalen Schädigungen für eine von Deutschland abgetrennte oberschlesische Wirtschaft wollen wir nur drei besonders wichtige Erscheinungen hervorheben:

Wie stellen sich Polen und Frankreich die Kapitalbeschaffung für den ruhigen Fortgang der oberschlesischen Industrie vor? Wissen sie, welche Kapitalien notwendig sind, um allein die monatlichen und wöchentlichen Löhne zu bezahlen. Diese Gelder betragen zurzeit monatlich 500 Millionen Mark oder in polnischer Währung 5 Milliarden polnische Mark!! Es ist ausgeschlossen, daß eine polnische Notenpresse und die unentwickelte Organisation der privaten Finanzinstitute Polens diese ungeheuren Notwendigkeiten des Geldbedarfes, der sich dazu durch die ungeklärten Kreditverhältnisse verschärft, auch nur annähernd befriedigen können. Von diesen Bedürfnissen aus wird auch das Problem der Währung fast unlösbar, in welcher Richtung diese Lösung auch immer angestrebt wird, sei es nun in der der Bei-

behaltung deutscher Währung für Oberschlesien oder einer besonderen oberschlesischen Markwährung, sei es in der des Anschlusses an die polnische Valuta. Daß die deutsche Reichsbank Aushilfe leisten soll, ist eine Forderung, die uns nicht zugemutet werden kann und die auch technisch undurchführbar ist.

Besonders schwierig werden sich die Kreditverhältnisse gestalten; schon heute werden international und von Deutschland aus Anstände gemacht in den Forderungen für Lieferungen nach Oberschlesien; überall werden Kassageschäfte verlangt oder Anzahlungen gefordert, weil die Lage Oberschlesiens wegen der bevorstehenden Abstimmung kaufmännisch als nicht sicher empfunden wird. Wird aber Oberschlesien polnisch, dann muß es das Schicksal dieses bankrotten Staates teilen, dessen Wirtschaft von aller Welt kein Kredit geschenkt wird. Die schwache polnische Staatswirtschaft kann unmöglich einer privaten Riesenorganisation, wie es die Oberschlesiens ist, helfend beispringen. Man überlege sich, wie enorm die ständigen Forderungen von Deutschland sein werden, das, falls Oberschlesiens Industrie weiter arbeiten soll als Lieferant von Grubenholz, niederschlesischem Koks, deutschen Zuschlagserzen und als Händler hochwertiger Auslandserze fungieren muß.

An solchen Umständen werden sich Krisen entzünden, die den Zusammenbruch vieler Unternehmungen zur zwangsweisen Folge haben werden.

Eine neue Bedrohung wird von den Verkehrsverhältnissen im polnischen Staate kommen. Zwar würde Deutschland mit Oberschlesien den auf dieses Land entfallenden Anteil des deutschen Lokomotiven- und Waggonparks mitabliefern müssen. Aber erstens ist dieser Anteil verhältnismäßig zu gering für die gestaffelten Bedürfnisse eines Produktionsgebietes, wie es Oberschlesien ist, und zweitens ist keine Garantie dafür vorhanden, daß der polnische Staat den von Deutschland herüberkommenden Lokomotiven und Wagenpark für Oberschlesien reserviert und nicht auf das Eisenbahnnetz des ganzen Staates verteilt. Ja, in Anbetracht der Verkehrsnotlage Polens kann der Staat diese Garantie gar nicht leisten, ist vielmehr gezwungen, seine eigene Verkehrsnotlage durch das rollende Material Oberschlesiens aufzubessern, da er sonst überhaupt keine Verbindung zwischen Oberschlesien und Polen als dessen neuem Absatzgebiet herstellen kann. Oberschlesien kommt also unmittelbar in die ganze polnische Verkehrskalamität hinein, durch die es in kurzer Zeit katastrophalen Schaden in seiner Produktion erleiden muß! Ein weiterer wichtiger Umstand ist, daß zwar für den Absatz nach Norden ein genügendes Schienensystem besteht, vier doppelgleisige Strecken, ein solches aber für den Verkehr nach Ost und Südost vollkommen fehlt und erst in Jahren von Arbeit hergestellt werden kann. Dieser Umstand muß, gerade für den Anfang, Katastrophen herbeiführen!

Wir kommen zum letzten Punkt: wie will endlich Polen die notwendige Lebensmittelversorgung Oberschlesiens sicher stellen? Es ist bekannt, daß Polen kein Ueberschußland ist, und in gegenwärtiger Zeit leiden gerade seine Industriebezirke bitterste Not. Staatliche Hilfe versagte vollkommen, und nur mit Opfern, die ihre Kräfte weit übersteigen, vermögen die Unternehmer im Dombrowaer Revier die Hungerrevolution zu bannen. Oberschlesien wird heute zum größten Teil von Deutschland aus ernährt; wurden doch schon

1911 aus Mittel- und Niederschlesien und aus benachbarten Provinzen Lebensmittel für Menschen und Vieh durch die Eisenbahn dorthin befördert, deren Kosten sich auf 156 Millionen Goldmark beliefen. Bleibt aber die nötige Lebensmittelversorgung aus, was wird dann die unvermeidliche *nahe* Folge sein in diesem Hunderttausende von Arbeitern zählenden Industriegebiet? Der Bolschewismus!!!

Der polnische Imperialismus würde sich am Raub Oberschlesiens überfressen! Von Oberschlesien kommt unvermeidlich die Katastrophe für den polnischen Staat. Welche Kinderei, zu glauben, daß die polnische Valuta sich an den Kohlenschätzen Oberschlesiens erholen würde!*) Gerade durch den Kapitalbedarf Oberschlesiens, durch seine Anforderung an die polnische Notenpresse dürfte die polnische Valuta weiterhin belastet werden, um so mehr, als Oberschlesien unter polnischer Herrschaft keine Chancen hätte, durch potenzierte Ausfuhr, Auslandswerte in solchem Ausmaß zu verdienen, daß es sie über den eigenen Bedarf der polnischen Wirtschaft zur Verfügung stellen könnte. Im Gegenteil, der unvermeidliche Niedergang Oberschlesiens würde die allgemeine Katastrophe des polnischen Staates beschleunigen, der Ausbruch des Bolschewismus aber würde die Götterdämmerung Europas sein.

In dieser Erkenntnis fassen wir alles zusammen: Das mit und in Deutschland blühende Oberschlesien kann die große Kraftzentrale nicht nur für Deutschland, für ganz Mittel- und Osteuropa werden. Ein polnisches Oberschlesien wird ein Nährboden des Bolschewismus sein. Das bolschewisierte Oberschlesien reißt ganz Mitteleuropa in seine Katastrophe und verlängert die Nacht, die über dem Osten liegt. Ob aber Deutschland stark genug sein wird, die finsteren Gewalten, die vom Osten kommen, abzuwehren, das ist zum mindesten sehr zweifelhaft. Werden die Pariser Chauvinisten wirklich ein Kampfwerkzeug der Kultur, einen Vorort gemeinsamer europäischer Geschichte aus Haß gegen Deutschland zerschlagen wollen? Man will, man kann nicht an den bösen Willen glauben, der mit der Zerstörung Oberschlesiens das Ende Europas heraufführen würde. Gegen polnischen Wahnsinn werden, das erwarten wir zuversichtlich, die Oberschlesier fest zusammenstehen. Die Abstimmung muß, die Abstimmung *wird* erweisen, daß die überwältigende Mehrheit der Oberschlesier weiß, wo Leben, wo Tod ist, daß Oberschlesien sich seiner Zugehörigkeit zu Deutschland, seiner Verantwortung für Europa bewußt ist.

24. Februar 1921. Walther Schotte.

---

*) Der einzige Weg zur Erholung der polnischen Valuta bestünde in der Entwicklung der schon vorhandenen wirtschaftlichen Werte Polens, besonders seines ungeheuren dem oberschlesischen gleichwertigen Reichtums an Steinkohle, der Polens Bedarf auf Jahrhunderte deckt, im wichtigsten Rohstoff es unabhängig vom Ausland machen, ja zum großen Exportland werden lassen könnte! Der Beweis, diese Aufgabe leisten zu können, würde allein genügen, die polnische Wirtschaft wieder kreditfähig zu machen.

Für den redaktionellen Teil verantwortlich: Dr. Heinrich Otto Meisner, Charlottenburg.
Verlag von Georg Stilke, Berlin NW., Dorotheenstr. 66/67.
Druck von J. S. Preuß, Buchdruckerei, Berlin S., Dresdener Str. 43.